Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertzweiundsechzigster Band

41. Jahrgang : 1917 : Juli – September

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig – E. F. Steinacker. München – Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest – Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen – Erslev & Hasselbalch.
Stockholm – C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania – Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel – Internat. Buchhandl. Otto Keil.
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 162. Bandes:
Juli / August / September 1917

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.



von Kluck.
den 17. Mai 1917

Bildnis und eigenhändige Unterschrift Sr. Exzellenz des Generalobersten von Kluck.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersley & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

41. Jahrgang. Band 162. Heft 514. Juli 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein: Das politische Gewissen.

Es ist unsäglich naiv geurteilt, wenn unsere politischen Himmelsstürmer die öffentlichen Einrichtungen in Kirche und Staat damit glauben in Grund und Boden bohren zu können, daß sie die übersinnlichen Motive, auf welche sich diese beherrschenden Lebensmächte bisher mit Vorliebe zu stützen pflegten — göttlicher Ursprung, Legitimität, heilige Überlieferung, Offenbarung, Stellvertretung Gottes auf Erden, Gebote am Sinai, in Bethlehem oder Mekka, Autorität der drei Testamente, Gottesgnadentum der Könige — skeptisch ausschalten. Die Institutionen, so führte ich anderwärts einmal aus, brauchen deshalb nicht falsch zu sein, weil die ihnen bisher untergeschobenen Beweggründe sich in den Augen einzelner ihrer Kritiker logisch als brüchig erwiesen haben, sowenig ein Gesetzentwurf dadurch hinfällig und unbrauchbar wird, daß der ihm angefügte Motivenbericht anfechtbar erscheint. Locke sagt einmal: „Da die Tugend bei aller ihrer Schönheit keine Mitgift hatte, fanden sich wenige Bewerber um sie. Aber als das Christentum ihr in der Aussicht auf die ewige Seligkeit eine ordentliche Ausstattung gab, wurde die Sache anders. Das Interesse kommt ins Spiel, und nun ist die Tugend ein vorzügliches Geschäft."

Es können soziale Institutionen sehr wohl gerechtfertigt sein, auch wenn ihre mythologischen Fundamente, ihre supranaturalistischen Motivierungen sich als unzulänglich erweisen. Alle von Menschen geschaffenen Einrichtungen in Gesellschaft und Staat sind zuvörderst Erzeugnisse ihrer Gattungserfahrung. Institutionen sind, mit Hegel zu sprechen, objektiver Geist oder — anschaulicher — geronnene, verdichtete Gattungserfahrung. Ihre innere Nützlichkeit als gesellschaftliche Hemmungsvorrichtung ist und bleibt vor dem Forum der menschlichen Gattungsvernunft ihr definitiver Rechtstitel. Zur Beglaubigung dieses Titels, zur Wahrung seines äußeren Ansehens, zur Erhöhung seines Prestiges werden diesen Institutionen je nach dem Geschmacke der Zeit Orden angehängt, Diplome ausgefertigt, Ewigkeits-Zertifikate verliehen, kurz göttliche oder richtiger: Unendlichkeitsmotive angegliedert. Das hindert aber nicht,

daß es ausgezeichnete Männer geben kann, die sich zu allgemeiner Anerkennung auch in solchen Staaten durchdringen, welche Orden und Titel in ihren Staatsgrundsätzen radikal abgeschafft haben. Wenn das dekorative Abzeichen den inneren Gehalt des Menschen auch nicht erhöht, so braucht ein solcher Mensch noch nicht hohl zu sein, sobald er sich dieses Abzeichens bedient. Es wird immer phantasievolle Völker geben, die ohne äußeres Dekorum ihr soziales Auslangen nicht finden können, und nüchterne Nationen, welche die Menschen nur nach ihrem tieferen Wert, nicht nach ihrem äußeren Rang und Titel schätzen. Genau so wird es immerdar und allüberall Volksschichten geben, welche die sozialen Einrichtungen — öffentliche Gebote und Sitten, Takt und Moral, übersinnliche Befehle in Zeremoniell und Kirche, erzwingbare Imperative in Recht und Staat — nur dann respektieren und als Hemmungsregulatoren ihrer Handlungen auf sich wirken lassen werden, wenn diese Einrichtungen von der Glorie übersinnlicher Mächte bestrahlt sind. Denkenden Köpfen hingegen dürfte zur Respektierung und Einhaltung dieser Imperative der bloße Nachweis ihrer Nützlichkeit vollkommen genügen. Überall dort, wo die Fundamente unserer gesellschaftlich-sittlichen Lebensordnung gelockert scheinen, wo die bohrende Skepsis sich eingenistet und Pflock für Pflock zweiflerisch angefressen hat, werden wir gut tun, neue Pfeiler, förmliche Nützlichkeitspflöcke einzurammen. Unsere Gesellschaftsordnung, die von rechts und links tausendfach angetastet und kritisch zersetzt wird, bedarf frischer Motivquellen, neuer logischer Stützen, um ihre Haltbarkeit und Dauerhaftigkeit zu erweisen. Man übersieht eben vielfach, daß sich hinter der mythologischen Schale sehr häufig ein logischer Kern verbirgt. Zerbricht man herzhaft die Schale, so kommt der logische Kern zum Vorschein. Ohne daher anders gerichtete Überzeugungen zu kränken und in ihrem logischen Daseinsrecht herabzusetzen, soll hier versucht werden, die sozialen Institutionen als notwendige, ja unausweichliche Hemmungsvorrichtungen zu begreifen, welche sich die menschliche Gesellschaft im Interesse ihrer Selbst- und Arterhaltung ersonnen und ausgebaut hat. Den Vertretern supranaturalistischer Motive der gesellschaftlichen Ordnung kann es nur willkommen sein, wenn sie, unter Schonung und Wahrung ihres geschichtlichen Besitzstandes, von der anderen Richtung Sukkurs erhalten.

Das Zentralorgan aller unserer sittlichen Hemmungsvorrichtungen nennen wir Gewissen. Wir denken dabei an keinerlei lokalisiertes Zentrum, an kein „Wirklichkeitsklötzchen", um ein von Paulsen eingeführtes Bild zu gebrauchen. Wir machen uns vielmehr von der halbmythologischen Vorstellung frei, als ob es ein besonderes Ding, ein für sich existierendes Wesen namens „Gewissen" gäbe. So wenig es für die gesamte menschliche Seele einen persönlichen oder dinglichen Träger, „ein Wirklichkeitsklötzchen" gibt, ebensowenig für jenen Teil ihrer hemmenden Funktionen, die wir unter dem Sammelnamen oder

Gattungsbegriff „Gewissen" zusammenfassen. Wie es keine besondere Seele neben und über allen psychischen Funktionen, sondern nur als einheitliche Zusammenfassung aller psychischen Funktionen gibt, genau so verhält es sich mit dem Artbegriff Gewissen. Es ist dies nichts anderes als eine Unterart des obersten Gattungsbegriffs Seele, und zwar jene Unterart, welche die hemmenden Vorrichtungen des seelischen Geschehens, insbesondere die Motive menschlichen Handelns, zu begrifflicher Einheit zusammenpreßt.

Den seelischen Hemmungsapparat, „Gewissen" genannt, der als Regulator des Arterhaltenden im Menschengeschlecht anzusehen ist, begreifen wir als einen Niederschlag der organisierten Gesamterfahrungen eines Volkstums über das, was seiner Selbsterhaltung frommt. So fassen wir das Gewissen als organisierte und konsolidierte Erfahrung der menschlichen Rassen von allem Artnützlichen auf. Diese Erfahrungen haben ihre Nervensysteme entsprechend modifiziert. Durch fortgesetzte Vererbung und Anhäufung haben sich diese Erfahrungen zu moralischen Anschauungsvermögen oder zu Gefühlen verdichtet, die wir als „repräsentative Gefühle" bezeichnen können.

Eine Erfahrung der Gattung, wie sie in den Instinkten für das Triebleben, in den ausgebildeten Assoziationsbahnen und logischen Kategorien für das Vernunftleben und in den gesellschaftlichen Institutionen als geronnener Gattungsgeist für das soziale Leben vorliegt, enthält für jedes Individuum derselben Rasse, Religion oder Nationalität Maßstäbe des Verhaltens, Anweisungen auf Funktionen, Anleitungen zu Handlungen. Pflicht, Gewissen, moralische Gefühle sind also aus zahllosen sozialen Erfahrungen zusammengesetzte abstrakte Begriffe oder „repräsentative Gefühle", welche dem einzelnen Menschen ersparen, jene Erfahrungen über das die Gattung Förderliche am eignen Leib nochmals zu machen, welche seine Vorfahren für ihn angesammelt und in der Form von festen Hemmungsvorrichtungen zur Regelung seines gesellschaftlich-nützlichen Verhaltens hinterlassen haben. Der Aufmerksamkeit im Denken entspricht das Gewissen im Handeln; jene ist der logische, dieses der ethische Hemmungsapparat.

Wir Heutigen sind Kultur-Krösusse, und darin sehen wir den vornehmlichsten Rechtstitel unseres sozialen Optimismus. Wir finden schon bei unserer Geburt in unseren schnell und sicher funktionierenden Leitungsbahnen des Zentralnervensystems, in unseren Hemmungsapparaten, „Aufmerksamkeit" und „Gewissen" genannt, den mühselig erworbenen Erfahrungsschatz aller unserer Vorfahren als Wiegengeschenk vor. Wir werden schon in Sitte und Recht, in Religion und Nation, in Gesellschaft und Staat, welche in ihren Einrichtungen die Gattungserfahrung kondensiert und objektiviert haben, hineingeboren. Sogar unsere eigenen Schöpfungen, wie Recht und Staat, haben ihre Hemmungsapparate, die sich ja überall als Hinausprojizierungen der in seinem „Ich" beobachteten Haupteigenschaften des Menschen in die „Umwelt" notwendig

einstellen. Die Hemmungsapparate des Rechts heißen: Justiz, Polizei und Gefängniß, die des Staates: Verordnung, Gesetz, Verfassung.

Die Hemmungsvorrichtungen passen sich örtlichen und zeitlichen Bedingungen an. Jedes Volk hat das Gewissen, das seinem Kulturzustand angepaßt ist, wie jede Persönlichkeit das Gewissen hat, das ihrer „Umwelt" entspricht. Die repräsentativen Gefühle und Vorstellungen, welche in einer gegebenen Gesellschaft vorherrschen, sind nur der zusammengepreßte Ausdruck jener Tätigkeit, die in ihr vorwaltet. Wie es eine besondere Berufsmoral, Familienmoral, Klassenmoral und Standesmoral gibt, so gesonderte Hemmungsvorrichtungen oder „Gewissen". Ist doch alles Leben selbst nichts anderes, als ständige Anpassung unserer inneren Beziehungen an äußere. „Die inneren Zusammenhänge unseres seelischen Erlebens passen sich den äußeren Dauerverhältnissen durch aufgehäufte Erfahrung solcher äußeren Dauerverhältnisse an." Solche Erfahrungen vererben sich nun als Neigungen oder Tendenzen, so daß jede Generation der nächsten schon eine gesteigerte Hinneigung zur Verrichtung gewisser gesellschaftlich nützlicher Handlungen überliefert, sei es als Vererbung in der Keimzelle, sei es als Kulturbesitz in den Institutionen.

Die sozialen Hemmungsvorrichtungen sind uns Kulturmenschen in den Hauptzügen schon eingeboren; sie sind durch Übung und Gewöhnung unserer Vorfahren automatisch geworden, und sie haben im „sozialen Gewissen" ihren vereinheitlichenden Niederschlag gefunden. Jeder von uns wird in einen Familien-, Gesellschafts- und Religions-, Rassen-, National- und Staatsverband, zuweilen sogar in einen Berufsverband hineingeboren und findet in seinen Instinkten und Assoziationsbahnen den inneren Regulator, in den Bräuchen und Sitten, in den Überlieferungen und Gefühlformen seiner Umgebung feste Verhaltungsmaßregeln für sein äußeres Tun und Lassen vor. Für den Kulturmenschen ist alles das apriorisch fertig, was für die lange Reihe seiner Vorfahren, deren letztes Glied er bildet, aposteriorisch ist. Man wundere sich also nicht, wenn die sozialen Hemmungsregulatoren, das „Gewissen" der Menschen, wie ihre Sitten und Bräuche nach Zeit und Ort, nach Klima und Bodenbeschaffenheit wechseln. Jedes Volk, jede Zeit und jeder Mensch hat eben solche Sitten, ethische Wertungen oder „repräsentative Gefühle" die den wirtschaftlichen Bedingungen und stammesgeschichtlichen Erfahrungen seiner Vorfahren am adäquatesten entsprechen. Da man aber unter verschiedensten Zonen und Zeiten unausbleiblich verschiedene Erfahrungen machen muß, so werden sich Sitten und Bräuche, Moden und Trachten, politische Einrichtungen und soziale Klassenbildungen verschieden gestalten müssen. Deshalb gibt es auch keine für alle Völker und Zeiten gültigen „Gewissen", d. h. solche Hemmungsvorrichtungen, Gesetze, Verfassungen, soziale Gliederungen, welche der vornehmlichsten Beschäftigung und der aus dieser sich summierenden Gattungserfahrung am besten angepaßt sind. Fischervölker

bilden ein anderes Gewissen, andere Hemmungsvorrichtungen aus, als Hirten- und Jägervölker, Ackerbau treibende Völker vollends andere, als seefahrende Handelsvölker; Industriestaaten endlich andere, als reine Agrarstaaten. Demgemäß werden ihre politischen Einrichtungen und sozialen Schichtungen, die sich ja nur nach den Gattungserfahrungen über das ihnen Nützliche und Schädliche regeln, niemals gleichmäßig ausfallen können, sondern ständig und immerdar nach den geographischen Bedingungen und geschichtlichen Überlieferungen der betreffenden Völker und Zeiten sich richten müssen.

Nur solche Institutionen haben nach alledem soziologisches Daseinsrecht, die dem „durchschnittlichen Charakter" des betreffenden Landes zu einer gegebenen Zeit am besten angepaßt erscheinen. Der politische Aberglaube an papierene Paragraphen, an gedruckte Verordnungen, an die sakrosankte Unantastbarkeit von „ewigen" Einrichtungen schwindet, wie jeder andere Aberglaube, von Tag zu Tage. Wer uns heute Befehle erteilen, wer also als Hemmungsvorrichtung unseres sozialen Verhaltens dienen will, darf uns kein mythologisches Ausweispapier mehr zumuten, sondern er muß uns seine logische und soziologische Daseinsberechtigung knapp und schlüssig vorlegen.

Man versteht jetzt, wie unsere Motivierung von Brauch und Sitte, von Gesetz und Recht, von gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen lautet: sie sind allesamt ein System von Hemmungsvorrichtungen zur Verhütung von Barbarei und Anarchie. Wie wir nämlich ohne Hemmungsapparat unseres Sprachorgans nur irr faseln würden, wie wir ohne logischen Hemmungsapparat wirr und kraus alles durcheinanderwirbeln würden und schließlich der Ideenflucht anheimfallen müßten, und wie wir endlich ohne „Gewissen" einem moralischen „Tohuwabohu", einer Art von sittlicher Ideenflucht preisgegeben wären, so müßten wir ohne die sozialen Hemmungsvorrichtungen in Gesellschaft und Staat in tolle Regellosigkeit, in anthropophage Wildheit, in die Zügellosigkeit des Raubtierzustandes zurückverfallen. Zum Glück besitzen wir in unseren Sitten und Bräuchen, in gesellschaftlichen und staatlichen Satzungen überlieferte Gattungserfahrungen, von der Vorwelt bereits durchdachte Probleme, welche uns das sonst unentwirrbare Dunkel unseres Lebensweges zu beleuchten die Bestimmung haben. Diese Hemmungsvorrichtungen — das Gewissen in seinem weitesten Verstande — sind es, denen wir den Aufstieg vom Naturmenschen zum Kulturmenschen, vom wilden Raubtier zum zahmen Haustier verdanken. Dem Gewissen in der Moral korrespondiert das Dogma in der Religion und das Programm in der Politik. Dogmen sind religiöse Hemmungszentren zur Verhütung von epidemisch auftretenden Gefühlsanarchien, wie sie uns insbesondere in religiös-mystischen Sekten entgegentreten. Wie die logischen Kategorien und die Aufmerksamkeit vor Gedankenflucht schützen und das Gewissen vor Handelnsflucht, so das Dogma vor Gefühlsflucht.

Damit die religiöse Spekulation sich nicht ins Unbegrenzte, Phantastische und Ekstatische verliere, sind ihr in den Glaubensvorschriften (Dogmen) Schranken gesetzt, die sie nicht überschreiten soll. Wie die Kategorien der Willkür des Denkens und das Gewissen der Willkür des Handelns Grenzen setzen, so Dogmen der Willkür des religiösen Fühlens. Alles Ordnende und Gesetzmäßige arbeitet eben im Interesse des Gleichgewichts der Gesellschaft — Gesetz von der Erhaltung der gesellschaftlichen Energie — den Velleitäten, Schrullen, Willkürhandlungen des Einzelnen entgegen. Das Allgemeine, die Gattung, hat dem Einzelnen, dem Individuum Verhaltungsweisen im Dienste des Allgemeinwohls zu erteilen. Das Gleiche gilt nun in der Politik. Auch da ist es undenkbar, daß Jeder sein eigener Herr sei. Wie die Religionen vielmehr ihre einzelnen Adepten an das Dogma binden, so die politischen Parteien die ihrigen an das Programm.

Dr. Alfred Lohmann: Die Erfolge des verschärften U-Boot-Krieges.

Dr. Alfred Lohmann, unser geschätzter Mitarbeiter, der Begründer der Handels-U-Bootreederei in Bremen, der sich durch die Fahrt des Handels-U-Boots „Deutschland" nach Amerika einen Weltruf erworben, hat sich einige Tage in Wien aufgehalten, um einer Sitzung der deutsch-österreichisch-ungarischen Einkaufsvereinigung beizuwohnen, deren Präsident er ist. Diese Vereinigung vertritt die Handelsinteressen Deutschlands, Österreich-Ungarns, der Türkei und Bulgariens mit großem Erfolge. Ihr Wirken hat in den vier Staaten allgemeine Anerkennung gefunden und nun hat König Karl seiner Würdigung der Verdienste des Herrn Dr. Lohmann durch Verleihung des Zivildienstkreuzes 1. Klasse Ausdruck verliehen. Die Direktoren der Vereinigung, Dr. Welti und Brouwer, haben das Zivildienstkreuz 2. Klasse erhalten.

In einem Gespräch äußerte sich Dr. Lohmann in bemerkenswerter Weise über die Erfolge des verschärften U-Bootkrieges. Er führte aus: „Der Beginn dieser seit dem 1. Februar uneingeschränkten Aktion bedeutet den Beginn des Zusammenbruches der englischen See-Vergewaltigung. In Deutschland hatte man, als der verschärfte U-Boot-Krieg begann, mit der Versenkung von 600 000 Tonnen im Monat gerechnet. Diese Hoffnung ist, wie bekannt, nicht nur erfüllt, sondern es sind die kühnsten Erwartungen in Deutschland übertroffen worden. England verfügte über 19 Millionen Tonnen; davon waren 12 Millionen für

den Truppen- und Munitionstransport von der britischen Admiralität mit Beschlag belegt, 7 Millionen für den Handelsverkehr bestimmt worden.

Von diesen 7 Millionen sind vom 1. Februar bis zum 1. Mai an die drei Millionen versenkt worden. Diese drei Millionen Tonnen entsprechen etwa vier Millionen Tonnen Ladegewicht, das heißt 400000 Waggons (10000 Güterzüge zu 40 Wagen). Wenn man bedenkt, daß der Unterseebootkrieg in unbeschränktem Umfange fortgesetzt wird und England so gewaltige Tonnenmengen weggenommen werden, die nicht zu ersetzen sind, daß sie aus dem Verkehr zwischen England und Amerika verschwinden, in welchem der versenkte Schiffsraum sechsmal im Jahre (auf der Hin- und Rückfahrt) hätte verwendet werden können, so kann man sich vorstellen, wie katastrophal die Verluste für England sind. Von größter Bedeutung ist es, daß den Engländern nicht nur Lebensmittel entzogen werden, sondern daß auch ihre Kohlenproduktion auf das Äußerste bedroht ist, weil die Zufuhr von Grubenhölzern so gut wie abgeschnitten ist. Schon jetzt können, wie mehrfach gemeldet wurde, viele englische Gruben nicht mehr befahren werden.

Auch die Verbündeten Englands bekommen die Wirkungen des Unterseebootkrieges zu spüren, insbesondere Italien. Dieses ist dadurch hart in Mitleidenschaft gezogen, da es keine Kohlen mehr von England erhalten kann. Im Frieden bekam Italien jährlich 10 Millionen Tonnen Kohlen von England, zu Beginn des Krieges hat England den Italienern nur mehr 5 Millionen Tonnen Kohlen geben können und jetzt ist die englische Kohlenausfuhr nach Italien auf 40000 Tonnen im Monat, also kaum 5 Prozent der ursprünglichen Quantität, herabgemindert.

Nicht der Mangel an Brot ist die größte Gefahr für England, sondern der Verlust seiner Handelstonnage. Dieser wirkt für das Land vernichtend. Der Rekord im Schiffsbau betrug in England im Frieden zwei Millionen Tonnen im Jahre und diese Produktion ist natürlich gegenwärtig absolut nicht zu erreichen.

England hat seit jeher seine Seemacht in völkerrechtswidriger Weise mißbraucht. Es hat in früheren Zeiten Spanien, Frankreich und Holland zur See zugrunde gerichtet, es hat die dänische Flotte vor Kopenhagen geraubt, es hat Italien gezwungen, seinem Bundesgenossen den Krieg zu erklären, und jetzt bedroht es die kleinen neutralen Staaten, um die Mittelmächte durch Hunger zu bezwingen. 150 Millionen Menschen, Greise, Frauen, Kinder, sollen die größten Entbehrungen erdulden, damit England siegreich aus dem Krieg hervorgehe. Es hat auch Amerika auf seine Seite gebracht, indem es die dortige öffentliche Meinung mit den bekannten Mitteln für sich gewann. Aber nun hat das Heft sich gewendet. England hat seinen Meister gefunden. Der U-Bootkrieg macht seinen stolzen Träumen von einer Befestigung und Ausbreitung seiner Seemacht auf allen Meeren ein Ende.

Man kann schon jetzt ausrechnen, wann England niedergerungen sein wird.

Das Ziel des Unterseebootkrieges ist die Befreiung der Welt von der unerträglichen englischen Vergewaltigung und Anteil aller Nationen, groß und klein, am freien ungehinderten See-Verkehr. Freie Betätigung für alle Nationen am Weltverkehr, keine Präferenz für 40 Millionen privilegierte Engländer! Freie Bahn für alle tüchtige Nationen!

Karl von der Heydt: Ceterum censeo . . .

„Auf der einen Seite steht das System des Kolonialreiches mit seiner Oberschicht von Zehntausenden, die in Wohlstand, Glanz und Luxus schwelgen, und seinen Hunderttausenden, ja Millionen, die in Unwissenheit, Not, Elend und Verbrechen ein unwürdiges Dasein führen. Dieses System legt die Hand auf ein Viertel des Landgebietes der Erde und zählt ein Viertel der Menschen aller Rassen und Farben zu Unterthanen; es erweitert fortgesetzt sein Gebiet durch Intrigen, Krieg und Blutvergießen; es besitzt die Herrschaft über das weite Meer und braucht, um diese aufrecht zu erhalten, eine große Flottenmacht, die in jedem Augenblicke im Stande ist, die Häfen irgend eines anderen Landes zu verschließen und dieses von jeglichem Verkehr mit der Außenwelt abzuschneiden und es in vielen Fällen auszuhungern, bis es sich seinem Willen fügt, es legt die unbegrenzte Regierungsgewalt in die Hand einer kleinen Gruppe von Männern, die nicht zögern, in heimlichen Abmachungen und Abkommen folgenschwerster Art das Reich bloszustellen; dieses System ist in Folge dessen genötigt, jeden erfolgreichen Mitbewerber um den Welthandel mit Gewalt zu vernichten.“

Diese Charakterisierung Englands rührt von einem Stammesgenossen her, einem Amerikaner. Sie ist entnommen aus John William Burgeß' 1915 erschienener Schrift „Der europäische Krieg.“ Sie stehe diesen Erörterungen voran, als der Hintergrund, auf den das Bild unseres zukünftigen Friedens aufzumalen ist. Derselbe Verfasser sagt an anderer Stelle, daß nichts in seinem Aufbau und seiner Artung Großbritannien so ähnlich sei, als die russische Despotie. Das trifft nicht ganz zu, ganz abgesehen davon, daß diese Despotie heute nicht mehr besteht. Rußlands Völker gehören doch zum weit überwiegenden Teil in Sprache, Religion und Kulturstand zusammen,

und sind nicht zusammengeraubt; wo es anders ist, da waren teils unzivilisierte unruhige Nachbarn der Grund der Ausdehnung, teils das Streben zum offenen Meer, das für ein so großes Volk als legitim anzuerkennen ist.

Als direkte politische Sünde ist nur die Unterjochung Polens anzusprechen, die lediglich einen Offensivsporn gegen Deutschland bedeutet.

Auf Großbritannien bleibt der Vorwurf, ein reiner, parasitärer Raubstaat zu sein, der fast ausschließlich in fremdem Fleische schmarotzt und sich mit seinen Zwingburgen an allen Meeresstraßen in den „Wirtsvölkern" festgesogen hat, alleine haften.

Beide Mächte hatten vor dem Krieg das gemeinsam, daß sie ihre, die andern Völker Europas weit überragende „Wucht" — so möchte ich lieber als „Macht" sagen, denn es hat sich im Kriege gezeigt, daß Macht etwas geistiges ist — geschickt versteckten, um die Illusion eines europäischen Konzertes nicht zu stören. Sie glichen jenen Engeln (Verzeihung) flämischer Meister, die in kleinen Bürgerstuben vor der Jungfrau Maria niederknieen, als hätten sie das Maß und die Ansprüche von Menschen, und nur ein Künstlerauge sieht, daß sie, aufstehend, mit ihrem Haupte die Decke des Gemaches durchbrechen würden.

Diese ihre Riesenmaße an sich wären nicht friedensgefährlich! Ein Volk in den ihm zustehenden weiten Grenzen könnte sich ja gerade darin bescheiden. Aber England wurzelt eben nicht in seinen natürlichen Grenzen. Es ist Raubstaat seinem Wesen, seiner Struktur nach, obligater Parasit, der nur noch auf dem Nährboden seines Wirtes leben kann. So bildet es eine beständige Friedensbedrohung, denn nur durch Aufeinanderhetzen der Völker ist sein Parasitentum auf die Dauer durchführbar.

Nachdem wir diese Klarheit gewonnen, haben wir den richtigen Standpunkt erstiegen, von dem aus wir den Gegensatz der beiden „Frieden", des „rechten" und des linken, richtig bewerten können, die in der Reichstagssitzung vom 15. Mai aufeinander prallten.

Der Vertreter des „linken" Friedens, Scheidemann, stellte in den Mittelpunkt die Frage: Wofür darf unsrer Söhne Blut vergossen, unser Volksvermögen verthan werden? Diese Fragestellung ist richtig.

Und sie ist aktuell! Denn wenn menschlicher Berechnung noch sich irgend ein Grad von Sicherheit eignet, dann stehen wir heute so, daß wir nicht mehr einen ungewissen Kampf um ein ungewisses Schicksal kämpfen, sondern daß Krieg und Sieg, vollkommener Sieg, durch eine eherne Kette zwingender Kausalität verbunden sind. Es ist also möglich, Opfer und Gegenwert streng rechnerisch mit einander zu vergleichen. Es handelt sich um eine auflösbare Gleichung mit nur einer Unbekannten. Es ist nach den amtlichen

Versenkungszahlen mathematisch gewiß, daß in einer nicht allzuweit bemessenen Frist Englands Volkswirtschaft niederbrechen und damit der Herzschlag unsrer Feinde zum Stillstand kommen muß. Nur ein Wunder kann jetzt noch die Aushungerer aus den Fängen unserer U-Boote erretten. Nur ein Wunder! Und Herr Scheidemann ist gewiß der Letzte, an Wunder zu glauben. Er tut es auch gar nicht, sondern eignet sich ausdrücklich diese Rechnung an, wenn er, natürlich nur als ein Beispiel, aber darum nichts weniger charakteristisch, eine Kriegsverlängerung um 100 Tage durch Annexionsforderungen seinen Betrachtungen zu Grunde legt. 300000 Tote und Verwundete und 10 Milliarden Mark, das ist es, was diese Verlängerung nach ihm mindestens kosten würde. Dazu noch die Leiden des Volkes durch die Knappheit unsrer Ernährung, deren Ernst und Schwere ja gewiß niemand bestreiten wird! Und 100 Tage sind ja natürlich bei weitem zu niedrig berechnet, sie bilden bei Scheidemann ja nur ein Beispiel in seiner „Milchmädchenrechnung", und wichtig ist in seinem Mund nicht diese Zahl, sondern der Umstand, daß er überhaupt anerkennt, die Zeit bis zum völligen Siege sei zahlenmäßiger Berechnung zugängig.

Was für Dinge gibt es nun zwischen Himmel und Erde, die wert sind, daß soviel Blut oder gar das Doppelte noch darum fließe, daß soviel Volksvermögen oder gar das Doppelte dafür vernichtet werde?

Ja, diese Frage müssen wir uns stellen ehe wir Kriegsziele erörtern!

Es gibt nicht viele solche Dinge! Scheidemann läßt nur *eines* gelten: Die Verteidigung unsres Herdes. Auch dieser Antwort stimme ich zu! Denn sie ist doch umfassender, als man auf den ersten Blick annimmt. Sie begreift in sich unsre Ehre, unsre Sicherheit (nicht nur die grob-gegenwärtige) und die Entwicklungsfreiheit für unsre Zukunft.

Scheidemann *muß* sie schon einbegreifen, er billigt ja den ganzen bisherigen Krieg als Verteidigungskrieg, obgleich formell die ersten Kriegserklärungen von uns ausgingen. Österreich zog ja doch in den Krieg nur für den staatlichen Ehrbegriff, wir traten ihm zur Seite, weil wir nach Österreichs Untergang unsre *zukünftige* Sicherheit als bedroht ansahen. Dies beides hat Scheidemann gebilligt! Und was für den Eintritt in den Krieg gilt, muß doch auch für das Verharren in ihm gelten.

Freilich die Erwägung, wie entsetzlich viel Blut schon geflossen, wie unsagbar viel Volksvermögen schon verwüstet worden ist, sie fällt für unseren *heutigen* Entschluß, gegenüber dem Augenblick, wo wir den Fehdehandschuh aufhoben, als ein neues, zentnerschweres Gewicht in die Wagschale, als das Moment der Erschöpfung. Es soll gewiß nicht unbeachtet bleiben!

Demgegenüber liegt in der andern Schale das, daß erst der Krieg die ungeheuern Gefahren, in denen wir standen und eventuell nach ihm wieder

stehen werden, ganz besonders aber die ewige Friedensbedrohung seitens des parasitären Raubstaates England uns in vollem Umfange enthüllt hat.

Diese Gefahr ist so furchtbar, daß man es ruhig aussprechen kann, daß an einen dauerhaften Völkerfrieden in der Welt, das Ideal, das wir jetzt alle so heiß ersehnen, daß an etwas, was einer Gemeinschaft der Völker Europas auch nur von ferne ähnlich sieht, nicht zu denken ist, solange dieser Raubstaat als Raubstaat besteht, solange seine Organisation so bleibt, daß sie echt und obligat parasitär, wie heute, ihm das Leben nur aus dem Blut geknechteter Wirtsvölker gestattet.

Es ist eine furchtbare Wahrheit, die der Krieg enthüllt hat: Die Existenz dieses Meertyrannen und Räubers in der europäischen Gemeinschaft, die nach ihrer Struktur heute ganz friedlich sein könnte, ist die ewige und dringende Gefahr eines neuen Völkerbrandes.

Und was weiter entscheidend in die andre Schaale fällt, ist die Ausscheidung des Momentes der Ungewißheit. Damals, als Deutschland sich erhob, Haus und Hof zu verteidigen, mußte es auf den Kampfplatz treten, auch Scheidemann billigt das, auf die dringende Gefahr hin eignen Unterganges! Diese Gefahr liegt jetzt hinter uns! Der Sieg ist sicher! Wir tun jetzt nicht mehr mit dem Blute unsrer Söhne einen kostbaren Einsatz in gewagtem Spiel, sondern wir zahlen den schweren blutigen Kaufpreis für einen gewissen Gegenwert und wir haben uns nur diesen Gegenwert anzusehen und abzuwägen, ob er den vollen Preis aufwiegt.

Und nun haben wir die Fragestellungen richtig formuliert, um richtig antworten zu können.

Und das ist negativ sehr einfach: Die Annexionen sind gewogen und zu leicht befunden! Darin stimme ich Scheidemann zu. Sie sind von denen, die sie vorschlagen, so gemeint, daß sie uns für die Zukunft sichern, uns an gefährdeten Grenzen ein Festungsglacis schaffen sollen. Niemanden mehr gibt es, der sie so naiv welteroberisch meint wie Napoleon, dessen Größe, wie Anatole France einmal sarkastisch sagt, darin wurzelte, daß seine Weltanschauung ebenso kindlich war wie die seiner Grenadiere! Die Zeit solcher Kinderträume ist ausgeträumt, aber in dem engern Sinne der Grenzsicherung hat der Annexionsgedanke doch noch zahlreiche Anhänger. Scheidemann hat m. E. durchaus recht, wenn er auch sie durchaus ablehnt. Einverleibungen oder Angliederungen organisierter Kulturvölker ohne ihren eignen freien Willen stärken nicht, sondern schwächen, sie kosten den unterdrückenden Staat seine beste kulturelle Kraft, lebendige Völker sind nicht als Festungsglacis zu gebrauchen, auch nicht als Aufmarschterrains! Weder die Annexion freier Völker noch auch die Aufrichtung irgend einer Präpotenz über sie ist ratsam und kommt als Kampfpreis in Betracht.

Das bezieht sich natürlich nur auf organisierte Nationen, nicht auf unentwickelte Völker, die eine eigne Persönlichkeit noch nicht ausgebildet haben und angesichts ihrer Kleinheit auch kaum mehr ausbilden können. Es würde u. A. kein Hindernis bieten, von England die Abtretung der Kanal-Inseln zu fordern, deren Besitz vielleicht das beste Mittel wäre, die Sperre des Kanals zu brechen, zumal die normannischen Bewohner dann ja nur eine Fremdherrschaft ... der anderen tauschen würden. Scheidemann sagt selbst: „Es ist ganz unmöglich, jeden Grenzstein unverrückt zu lassen."

Auch gegenüber dem unentwegten Glauben an die Möglichkeit einer vollen Kriegsentschädigung in Geld muß ich einige Einschränkungen machen, die in der Richtung von Scheidemanns Gedanken liegen.

Unsere Volkswirtschaft ist eine Weltwirtschaft. Die Reichtümer der Völker oder ihre Armut stehen in Wechselwirkung zueinander, so daß die Verarmung unserer Nachbarn auch uns ärmer macht.

Aller Reichtum ist Kaufkraft! Wenn wir unsern Gegnern ihre Kaufkraft als Schadenersatz fortnehmen, so ist es unvermeidlich, daß sie dann auch entsprechend die Fähigkeit einbüßen, unsere Waren zu kaufen. Es ist also ein großer Irrtum, wenn wir glauben, durch hohe Geldforderungen uns „entschädigen" zu können.

Das ist unmöglich. Der Krieg kennt kein Verfahren zur **restitutio in integrum.**

Diese drei Jahre, innerhalb deren wir und unsre Gegner den angesammelten Volkswohlstand vieler Jahrzehnte um die Wette zerstört haben, sind auch rein zahlenmäßig nicht wieder gut zu machen. Nur mit Zeit und mit Arbeit. Aber bei aller vorsichtigen Skepsis in dieser Hinsicht erscheint es doch ganz unverständlich, daß Scheidemann ohne weiteres einen Frieden ohne Entschädigungen verlangt. Das heißt doch das Kind mit dem Bade ausschütten! Es ist gar nicht abzusehen, warum die wertvollen Pfänder, die die Mittelmächte in der Hand halten, nicht für hohe Geldsummen ausgelöst werden sollten. Und soweit Geld nicht zu haben ist, warum sollten wir nicht eine Entschädigung in Kolonien fordern — abgesehen von der selbstverständlichen Zurückgabe unsrer eigenen? Kolonien sind Gebiete, in denen eine Kaufkraft schon sich vorfindet oder in denen sie wenigstens entwickelt werden kann, die sich auf unsre Waren richten läßt. Sie sind fast wertvoller als eine Geldentschädigung.

Scheidemann wird hierauf antworten, daß es unzulässig ist, lediglich um die Prozeßkosten das furchtbare Morden fortzusetzen. Aber unbestreitbar ist andrerseits, daß in dieser Geldfrage eine Ehrenfrage beschlossen liegt. Um das einzusehen, sollte Scheidemann nur die Gegenprobe machen und annehmen, daß sich von der gegnerischen Seite die Forderung nach einer Kriegsentschädigung erhöbe. Handelte es sich um nichts

anderes als eine Geldfrage, dann müßte Scheidemann zu dem Schlusse kommen, um des lieben und sofortigen Friedens willen diese Geldforderung, zumal wenn sie maßvoll wäre, zuzugestehen. Er wird es sicher nicht tun und jeder Sozialdemokrat im Schützengraben oder dahinter würde ihm entrüstet die Gefolgschaft versagen, wenn er es täte. Denn die Forderung einer Kriegsentschädigung, also der Prozeßkosten, ist das äußere Merkmal des Sieges. Die Kosten gehen mit dem Prozeß hier genau wie im bürgerlichen Leben.

Wir können sie also nicht vom Gegner fordern, ehe wir gesiegt haben, wir müssen sie aber fordern, wenn wir gesiegt haben. Wir müssen sie auch fordern, wenn wir — in dieser Lage sind wir zurzeit — den Sieg sicher und in greifbarer Nähe vor uns sehen.

Denn der Sieg ist das unabänderliche Ziel jedes Krieges; für den Sieg sterben alle seine Opfer, werden alle seine Leiden gelitten, er ist in jedem Völkerringen der Ehrenpunkt κατ' ἐξοχὴν und er wird es auch in dem gegenwärtigen sein! Bevor die Entscheidung über den Sieg gefallen ist, wird keine Partei das Spiel aufgeben, und gibt eine es auf, so ist dies eben ein Zeichen dafür, daß sie den Sieg gegen sich entschieden sieht.

Wenn Scheidemann schon jetzt den Siegespreis für Deutschland von sich weist, so wird die Gegenpartei darin eine Aufforderung sehen, ihn in letzter Stunde sich noch selbst zu holen. Keineswegs, das hat ja Herr von Bethmann Scheidemann deutlich genug gesagt, dient dieser ganz undiplomatische Schwachmut zur Kriegesverkürzung.

Soll nun das Geld der einzige Siegespreis bleiben? Gibt es nicht noch einen anderen, der wert ist, um seinetwillen die blutige Partie, die auf sicheren Gewinn steht, fortzusetzen? Ich meine ja. Und zwar ist es die Friedenssicherung für die Zukunft.

Auch die Gegner sprechen ja hiervon sehr viel. Sie haben unser Friedensangebot verschmäht, weil sie ihren Völkern nur einen dauerhaften Frieden zurückbringen wollen. Diesen erblicken sie nur in der Vernichtung des preußischen Militarismus.

Sie haben insoweit vollkommen Recht, daß es auf die Dauerhaftigkeit des zukünftigen Völkerfriedens in erster Linie ankommt. Wenn sie das Hindernis dafür im preußischen Militarismus sehen, so ist ihre ganze Haltung von dieser Prämisse an ein durchaus logischer Gedankenablauf. Wir halten die Prämisse für falsch, und glauben, das mehr als hundertmal nachgewiesen zu haben. Deshalb hat sie aber in Jener Denken doch noch ihre volle Wirklichkeit und sie ist noch ebenso geeignet, Gedanken und Tatfolgen zwangsläufig von sich abrollen zu lassen, wie vorher. Gewännen die Gegner, so würden sie auch für die Geschichte Recht behalten. Mit Argumenten ist dieser Streit nicht zu entscheiden!

Wir haben ähnliche Anklagen gegen den englischen Navalismus, gegen die Meertyrannei erhoben. Wir sehen aus dem Citat zu Anfang, daß ein hochgebildeter Amerikaner sich diesen Anklagen anschließt, und wir halten sie nicht für widerlegbar.

Das ist unser Standpunkt! Ziehen wir also aus ihm, wo das U-Boot uns die Macht gibt, die schmarotzende Meertyrannin mit dem Würgestrick des Hungers in ihrer Faust niederzuzwingen, die Konsequenz, unerbittlich und nur mit tauglichen Mitteln!

Wie können wir dieser Meertyrannei endgiltig das Rückgrat brechen? Scheidemann scheint sich darauf zu verlassen, daß allein schon das Unterseeboot Englands Meerherrschaft bricht. Damit gesteht er zu, daß im Augenblick diese Waffe das sichere Siegesmittel darstellt, aber uns für alle Zukunft darauf zu verlassen, wäre doch leichtsinnig. Wir dürfen unsre Zukunft nicht der Messerschneide einer technischen Erfindung anvertrauen.

Machen wir uns zunächst den Zweck der ganzen Seeherrschaft und des durch Zwingburgen an allen Küsten gesicherten Straßensystems klar. Er ist die Aufrechterhaltung der Herrschaft über Indien! Indien ist für England das, was für Rom die Provinz Asien war: Die große Beute! Der Nährboden der raubgierigen, den Staat und durch ihn die Welt beherrschenden Aristokratie und Plutokratie.

Dieser seiner Beute hat sich der große Raubparasit derart angepaßt, daß alle seine Lebensfunktionen von dem Blutsaugen an diesem Beutetiere abhängen.

J. W. Burgeß schildert auch das in seiner schon citierten Schrift sehr schön. Er besuchte einen englischen Herzogssitz und bewundert, vom Verwalter geführt, das Schloß, die Treibhäuser, den Wildpark, die Golfplätze und alles andere, was dem Luxus und der Erholung dient. Dann fragt er: „Kann dieser herrliche Besitz die Bewohner — die Herzogsfamilie selbst ausgenommen — ernähren?" „Nein", ist die Antwort, „der Herzog schießt zu." „Woraus entnimmt er den Zuschuß?" „Aus den Mietzinsen seiner Londoner Häuser." „Was sind die Quellen, woraus seine Mieter in London ihre Zinsen bezahlen?" „Der Handel mit unseren Kolonien zumeist."

Da liegt der parasitäre Ernährungstrakt bloß: Verkümmerung der Organe, um die natürliche Nahrung zu entnehmen, und dafür Ausbildung der Struktur zum obligaten Blutsaugen.

Um einen gesicherten Frieden, ein friedliches Zusammenleben der Völker Europas — nicht zu erreichen —, dessen kann man sich nicht vermessen, wohl aber es überhaupt zu ermöglichen, ist es notwendig, England die Herrschaft über Indien gänzlich aus der Hand zu winden und diese mehr als 300 Millionen geknechteten, ausgebeuteten und ausgesogenen Menschen zu befreien. Es sei ferne, daß wir versuchen sollten, uns selbst an Englands Stelle zu setzen und nun in irgend einer, wenn auch versteckten Form diesen

Völkerkomplex, einen der gewaltigsten der Erde, zu unterjochen. Nein, vollkommene Unabhängigkeit muß an den Platz der Sklaverei treten! Es ist lächerlich zu befürchten, daß dies hochbegabte Volk in die Barbarei zurückversinken würde, aus der es schon vor mehr als 2000 Jahren, durch eigene Geisteskraft emporstieg. Und mit dem Ziel muß der Weg, die befestigte Heerstraße der Räuber, aus ihrer Hand fallen: alle die Zwingburgen, eingenistet in fremdem Land und Volk: Gibraltar, Malta, Cypern, der Suezkanal, Aden und Perim, Oman und dann das Sperrfort am Tore des stillen Ozeans, Singapore. Sie alle müßten zurückfallen an die Völker, aus deren lebendigem Fleisch sie geschnitten sind (Malta an Italien, ganz im Ernste).

Desgleichen weiter das Land, das zuerst als Wegstation nach Indien, dann als selbständiges Ausbeutungsobjekt in Englands Krallen gefallen ist: Egypten. Es muß den Weg zu der Familie zurückfinden dürfen, zu der es gehört, und deren Haupt in Konstantinopel sitzt.

Persien, das viel mißhandelte, Afghanistan und Beludschistan endlich!

Wir haben wahrlich keinen göttlichen Auftrag, die Befreier zu spielen, und wenn wir befreien, muß es in unserm eigenen Interesse geschehen. Es geschieht hier in erster Linie, um das gewaltigste Raubvolk der Weltgeschichte zwangsweise, gewissermaßen einem embryonalen Rückbildungsprozesse zu unterziehen, um es nach seiner inneren Struktur friedlich zu machen: denn dies ist das Entscheidende, die Wegnahme der Flotte z. B. beläßt das Raubtier als Raubtier mit unveränderten Instinkten und Organen, und diese werden bald wieder eine neue Flotte als Mittel zu neuen Tyranneien aufbauen. Das Raubvolk soll nach wie vor glänzend leben, hat es doch für seine Bevölkerungszahl von allen europäischen Nationen den weitesten Spielraum in Kanada, Australien und Südafrika, aber es soll aus seinem eignen Volksgebiete leben und nicht auf fremden Wirtsvölkern schmarotzern, nicht das freie Meer als seinen Jagdgrund absperren. In zweiter Linie bedeutet natürlich die Befreiung jener asiatischen und nordafrikanischen Völker vom englischen Joch auch eine Erweiterung des Bereiches unseres Handels, die offene Thür für ihn. England und auch Frankreich haben in den letzten 50 Jahren immer mehr von der früher noch dem Wettbewerb der Nationen offnen Welt für sich abgegattert. Das Gebiet unsres Welthandels wurde immer mehr eingeengt. In der Befreiung dieser organisierten Völker liegt für uns eine Erweiterung der Welt und damit eine Möglichkeit, die Kriegsschäden schneller auszugleichen, also eine indirekte Kriegsentschädigung. Daß Handelsverträge uns eine wirklich offne Tür nimmermehr bringen können, brauche ich wohl nicht im Einzelnen nachzuweisen. Das Stichwort Morokko genügt, oder auch die Statistik des indischen Handels, wie er sich, trotz anscheinender Handelsgleichheit für alle, zu alleinigen Gunsten Englands entwickelt hat.

Die ganz unberechtigte Wertschätzung von Handelsverträgen hängt zusammen mit der sonderbaren Vorstellung, die sich Scheidemann von dem macht, was er einen Verständigungsfrieden nennt. An und für sich ist natürlich jeder Friede ein Verständigungsfriede, sonst käme er überhaupt nicht zur Unterzeichnung. Die Verständigung findet aber stets so statt, daß der eine Teil einwilligen muß. Was sich aber Scheidemann unter Verständigung denkt, ist ganz unklar. Es sieht fast so aus, als ob er sie durch Überredung herbeiführen wollte! Kindlich ist auch die Vorstellung, daß, je weniger man dem Gegner im Friedensschlusse wehe tue, desto sicherer für die Zukunft sein guter Wille gewonnen sei. Die Völker richten ihre Beziehungen nicht nach Sentiments ein, sondern nach realen Interessen und nach ihrer Macht, diese Interessen zu verwirklichen. An dem Sturze des Meertyrannen und der Befreiung der Weltstraßen haben obendrein alle europäischen Völker, vor allem Rußland ein Interesse und sie werden es schon bekunden, sobald erst ihre Furcht vor dem Würgestrick — denn nur der hat sie in den Bund mit England getrieben — endgiltig beseitigt ist.

Bleibt die Gefahr Rußland, wird man einwenden, und seiner 400 Millionen. Gut, sie bleibt und ist wohl auf die Dauer nicht abwendbar. Sie liegt nicht, oder braucht doch nicht zu liegen, in naher Zukunft. Selbst 400 Millionen kann Rußland bequem innerhalb seiner Grenzen ernähren.

Aber soll man eine gegenwärtige Gefahr nicht beheben, nur weil eine andere befristete und bedingte Gefahr fortbesteht?

Und die gegenwärtige Gefahr würde radikal beseitigt, die Freiheit der Meere und damit die Möglichkeit eines gesicherten Friedens auf lange hinaus, und was mehr bedeutet, eine friedliche S t r u k t u r des europäischen Zusammenlebens gewonnen sein.

Ist dies Ziel es wert, zu seiner Erreichung den Krieg und alle seine Leiden zu verlängern auch über die hundert Tage Scheidemanns hinaus? Ja, es ist es!

Und wer mir hier zustimmt, muß auch zustimmen dem **Ceterum censeo**, das sich mit unerbittlicher Logik daraus ergiebt: Großbritannien muß durch diesen Krieg erlöst werden, von seiner eigenen parasitären und räuberischen Natur.

Das wäre die größte Befreiung in diesem Kriege. Die Befreiung vom waffenstarrenden Europa!

Otto R. Hübner:
Das Verfassungsproblem.

Wenn wichtige Daseinsfragen an uns Menschen herantreten, die eine bestimmte Entscheidung verlangen, so suchen wir unser Handeln nach möglichster Überlegung einzurichten; und wir erreichen eine solche, indem wir das Fragliche einfühlend überdenken, so daß wir unser Tun, es subjektiv und objektiv abwägend, dann völlig bewußt ausführen. Denn das ist ja unser hohes Menschenvorrecht, eine klare Einsicht in die Dinge gewinnen zu können, da wir sie ebenso durch unser individuelles Gemüt wie mit dem generellen Verstande zu betrachten vermögen: welche beiden Kräfte zusammen unsere lichte Vernunft ergeben, diese beste Ratgeberin des menschlichen Lebenswillens!

Sie war es auch, die zu Beginn des großen Völkerkrieges allen Parteien und Ständen des deutschen Volkes lehrte, einmütig-geschlossen dem übermächtigen Feindesbunde entgegen zu treten und alles Forschen nach den ersten Ursachen und der letzten Schuld an diesem Weltbrande hinter die Forderung des Tages zurück zu stellen. Auch heute noch, da uns im dritten Kriegsjahre immer neue Gegner erwachsen, handelt es sich nicht darum, zu entscheiden, welcher der vielen redenden Staatsmänner theoretisch am meisten recht hat, sondern es gilt vor allem unser deutsches Daseinsrecht zu behaupten, die praktische Führung unserer guten Sache aber den besten Feldherren zu überlassen. Da nun diese Verteidigung eine wohlüberlegte ist, so können wir hoffen, diesen fürchterlichen Daseinskampf günstig zu überstehen; und es will ja heute scheinen, als ob das Morgenrot eines kommenden Friedens schon langsam am Horizonte heraufziehe.

Für diese künftige Zeit aber heißt es sich auch rechtzeitig vorbereiten: denn mit ihr werden eine Menge allgemeiner Forderungen auftreten, die vor dem Kriege nur als Fragen einzelner Parteien bestanden haben. Unter diesen wird das Verfassungsproblem wohl die wichtigste sein, da es alle Volksklassen angeht und von seiner richtigen Lösung das Heil der deutschen Zukunft abhängt. Denn Deutschland kann nur als ein innerlich zufriedenes und fest in sich geschlossenes Reich fortbestehen; wenn sich sein Staatenbund lockern wollte, so ginge nicht nur dessen Gesamtmacht, sondern mit ihr auch das ganze Deutschtum verloren. Dieses aber zu schützen und der deutschen Kultur eine sichere Stätte zu bereiten, ist die hohe Aufgabe der deutschen Reichsverfassung; während die 26 Bundesstaaten daneben ihre Stammes- und Heimatsinteressen durch eigene Staatseinrichtungen ruhig pflegen mögen, soweit sie den Bestand des Ganzen nicht gefährden.

Nun setzt sich unser Reich aus 22 erblichen Monarchieen und 3 Stadtrepubliken zusammen, deren Regierungsformen sich recht verschieden abstufen. Während in den beiden Großherzogtümern Mecklenburg noch die alte Ständeverfassung aus dem 18. Jahrhundert zu Recht besteht, erbrachten die Umwälzungen des 19. Jahrhunderts den 7 Fürstentümern, den 5 Herzogtümern und den andern 4 Großherzogtümern, sowie den 4 Königreichen zwar ähnliche Staatsregierungen, mit jedoch sehr von einander abweichenden Volksvertretungen. Dazu gesellt sich das Reichsland Elsaß-Lothringen, wo über den Abgeordneten ein Kaiserlicher Statthalter mit starken Vollmachten herrscht. Und endlich gehören dem Reiche die drei freien Hansestädte an, die imgrunde nur erweiterte Gemeindeverwaltungen darstellen.

So weist unser Bundesstaat eine bunte Mannigfaltigkeit von Regierungsformen auf, die, dem deutschen Sondergeiste ganz entsprechend, zwar vielartige Lebensmöglichkeiten bieten, aber auch die Gefahr innerer Zersplitterung immer wieder nahe bringen. Und darum verfolgen die vorwärts blickenden progressistischen Volksparteien einen immer festeren Zusammenschluß des Reiches, entgegen dem Beharrungswillen der konservativen Mächte, welche die alten Einrichtungen möglichst fest zu halten suchen. Aber was in der Friedenszeit angängig gewesen, hat sich für den Kriegszustand als gefährlich bewiesen: denn, abgesehen von der Kriegsführung, sind in Steuerfragen, vor allem aber bei der Ernährungsfrage die Lebensinteressen der einzelnen Staaten ganz natürlich schwer in Einklang zu bringen, solange Deutschland keine wirtschaftliche Einheit bildet, die, politisch als ein Ganzes, innerlich ebenso geschlossen dasteht, wie äußerlich als Kriegsmacht.

Um nun eine festere Geschlossenheit künftig zu erreichen, hat der Reichstag bekanntlich vor Kurzem einen Verfassungsausschuß beauftragt, die deutsche Reichsverfassung von 1871 nachzuprüfen, und bald werden wohl entsprechende Verbesserungsvorschläge unsere Abgeordneten beschäftigen. Es wird sich darum handeln, das Verhältnis zwischen Bundesrat und Reichstag zu vervollkommnen, insbesondere aber die Stellung des Reichkanzlers und der Staatssekretäre zu der Volksvertretung neu zu ordnen. Hier werden die Forderungen weit auseinander gehen, da die einen das republikanische Ideal im Sinne tragen, die andern das sogenannte parlamentarische Regime aufrichten, viele dagegen nur die bisherige Konstitution erweitern wollen.

Dabei wird sich der alte Streit von neuem entspinnen, welche Staatseinrichtung im Prinzipe voran zu stellen ist: ob die Monarchie, Oligarchie oder Demokratie, die so leicht ausarten in eine Despotie, Plutokratie oder Ochlokratie? Und man wird sich bei alten wie neueren Staatsweisen Rats holen und hören, daß Platons Staatsideal eine von Philosophen geleitete Republik war, während Aristoteles die beschränkte Monarchie am höchsten

pries; daß zwei Jahrtausende später Hobbes und Locke die moderne englische Staatsphilosophie begründeten, welche am Ende des 17. Jahrhunderts in der Vorherrschaft des Parlamentes zum Ausdruck kam; und daß die Lehren von Montesquieu und Rousseau hundert Jahre später den Sturz der absoluten Monarchie in Frankreich herbeiführten, an deren Stelle eine radikale Republik, allerdings mit wiederholten Unterbrechungen, getreten ist. Man wird ähnliche Staatsumwälzungen bei anderen romanischen Völkern wiederfinden und bemerken, daß die Nordamerikanische Union ihre Staatsverfassung der englischen nachgebildet hat, die zwar keine Republik ist, jedoch eine Demokratie darstellt, mit aristokratischer Regierung und monarchischer Spitze. Und diese Verbindung der drei hauptsächlichsten Staatsformen ist dann auch das Vorbild für andere europäische Monarchien geworden.

Beim Nachdenken darüber erinnert man sich, daß das englische Volk ja aus einer Mischung dreier Rassen entstanden ist: der keltischen, germanischen und romanischen. Und lehrt die Geschichte nicht, daß die leicht beweglichen Südländer ihre Staatsformen oft gewechselt haben, während die schwerfälligeren Nordländer stets gern einer alten Herrschaft treu geblieben sind! So mag sich wohl das Festhalten am Königstume in England erklären; daher aber rührt auch die Treue der deutschen Stämme zu ihren alten Fürstengeschlechtern, trotz mancher schlimmen Erfahrungen damit im Laufe der Zeiten. Und blicken wir dann die Jahrtausende auf die Entwicklung unseres Volksstaates zurück, so können wir gar wohl aus den Erfahrungen unserer Vorfahren gutes Wissen schöpfen und mit bewußter Vernunft diejenige Staatsverfassung herausbilden, die unserer deutschen Eigenart am besten entspricht.

Möchten doch alle, die berufen sind, an dem großen Werke der Umbildung unserer Staatseinrichtungen mitzuwirken, aus der deutschen Geschichte lernen, und zwar vor allem: daß die Macht über ein Volk nie in einer Hand allein ruhen darf, sondern daß die öffentlichen Gewalten, stets verteilt, sich gegenseitig ausgleichen müssen. Denn so hielten es schon die alten Germanen, die als freie Bauern auf ihren Hufen saßen und die Fürsten aus Edelingsgeschlechtern im Volksthing kürten: zum Rechtsprechen im Frieden, im Kriege aber zum Führen in der Schlacht. Bis ins sechste Jahrhundert gab es nur Wahlkönige in deutschen Landen, und Chlodwig erst richtete mit Hilfe der Kirche das erbliche Königtum im Frankenreiche auf; die Stammesthinge aber blieben noch lange fortbestehen. Auf diesen uralten Volksversammlungen kamen von jeher drei Stände zu Worte: die Fürsten, die Freien und die Hörigen. Hier war das deutsche Kriegervolk souverän und urteilte über wichtige Rechtsfragen, wie es auch über Krieg und Frieden abstimmte. (In einigen Schweizerkantonen hat sich eine Art Volksthing bis heute erhalten). Diese Stammesthinge verloren zwar mit der zunehmenden Fürstenmacht sehr an Bedeutung, doch hörten sie nie ganz auf fortzubestehen, und in den Landständen der neuen Zeit

erwachten sie dann langsam zu frischem Leben. Daraus entstanden zuletzt unsere Abgeordnetenhäuser, die endlich im deutschen Reichstage gipfelten: der also nichts anderes ist — oder wenigstens sein sollte — als ein Reichsthing des deutschen Volkes in heutiger Zeit!

Eine große Bedeutung kommt dieser Versammlung aller Volksstände daher zu, doch steht ihre Macht noch nicht wieder auf jener Höhe, die ihr von Natur gebührt. Und das hat eine innere und äußere Ursache. Innerlich nämlich ist der Reichstag nicht organisch richtig zusammengesetzt, und äußerlich wird seine Geltung durch die Regierungsgewalt zu sehr behindert. Die letztere muß also zurückgedrängt werden, und eine gerechtere Vereinigung aller Stände ist durch ein besseres Wahlrecht anzustreben, damit das alte Reichsthing wieder in voller Herrlichkeit erstehe: nämlich als eine lebendige Verkörperung des deutschen Lebenswillens! Denn das ist der Reichstag im Grunde — oder auch eine Verdichtung des deutschen Volksstaates zu einer Körperschaft von 400 Köpfen.

Nun ist es kein Zweifel, daß gerade im deutschen Volke die Parteienbildung am stärksten hervortritt; denn während z. B. die Engländer und Nordamerikaner seit langem nur zwei Parteirichtungen kennen: die beharrende (konservative) und die fortschreitende (liberale), so zerteilen sich diese bei uns mehrfach, und durch Auftreten der Arbeiterpartei und der Katholiken als Partei (den Protestanten gegenüber) entsteht im Reichstage ein gar buntes Bild sich bekämpfender Fraktionen. Der Fehler rührt daher, daß wir von jeher die wirtschaftlichen Lebensfragen verquicken mit nationalen und religiösen Prinzipienfragen, anstatt zu versuchen, diese gesondert zu lösen. Darin sind uns die Angelsachsen jedenfalls voraus, da sie in ihren Parlamenten religiöse Streitfragen nicht behandeln. Und dieselbe Meinung teilt unsere Sozialdemokratie, jene mächtige Partei der Arbeiter, die in der Tat den vierten Stand des Volkes vertritt. So haben diese auch zuerst die gegebene ständische Gliederung begriffen, aber zugleich den Kampf aufgenommen gegen die Stände der Beamten und Unternehmer. Und wir stehen jetzt mitten in diesem Kampfe um die Macht im Staate, der zwar durch den furchtbaren Daseinskrieg äußerlich zurückgedrängt erscheint, jedoch im Innern fortlodert und nach Friedensschluß zur Entscheidung drängen wird, ob es die andern wollen oder nicht!

Darum heißt es jetzt für alle Stände: sich sammeln, um zur Erkenntnis darüber zu kommen, wo das Heil der Zukunft liegt: ob bei einer Vorherrschaft des Unternehmerstandes, wie ehedem? oder bei einer Oberherrschaft des Beamtenstandes, wie jetzt im Kriege? oder bei der Alleinherrschaft des Arbeiterstandes, wie dieser sie fordert? oder — besser bei einem Zusammenwirken aller Stände?

Und ein jeder Staatsbürger muß zu diesen Fragen Stellung nehmen:

denn es handelt sich ebenso um sein persönliches Wohl, wie um das der Allgemeinheit, ja um die ganze Zukunft seines Volkes. Darum gilt es, unsere Vernunft als höchste Ratgeberin des Lebenswillens zu Rate zu ziehen und ruhig abzuwägen, auch gerecht zu urteilen, um eine richtige Entschließung zu fassen. Welche Aufgabe vor allen unseren Reichstags-Abgeordneten wie auch dem Bundesrate zufällt, jenen beiden hohen Körperschaften, die das deutsche Volk und seine Regierungen zusammengefaßt darstellen. Denn beide sind ja die Verkörperungen der zwei Willensrichtungen unseres Volkes (wie im einzelnen Menschen): nämlich der Reichstag entspricht der Gemütsmacht, der Bundesrat aber der Verstandesmacht unserer Nation: die beide zusammenwirkend dann deren Vernunftsmacht ergeben.

Sollte diese nicht nur unsern Staat voll Weisheit lenken!

Hier gedenken wir nun eines berühmten Wortes des weisen Platon: „Der Staat ist ein Mensch im Großen", das uns bei einigem Nachdenken über alle die angeregten Fragen philosophisch am besten zu beraten vermag. Denn es erklärt die Herkunft des Staates und gibt uns Aufschluß über das Wesen seiner Bürger. Wenn wir nämlich den Staat als ein Abbild des Menschen begreifen, so können wir seine Bestandteile auch nur aus uns selbst verstehen: indem wir das Handeln der Staatsbürger gleich dem Wirken unserer Lebenskräfte erfassen. Und so ist es ja in der Tat! Denn wie der einzelne Lebenswille sich doppelt bewegt: nämlich aktiv oder passiv — und zweiseitig empfindet: nämlich subjektiv oder objektiv — so äußert sich auch der Gesammtwille eines Volkes im Staate durch seine vier natürlichen Stände. Gliedern sich nicht alle Berufe deutlich in die zwei Arten von Arbeitgebern, die wir praktische wirtschaftliche oder theoretische geistige Unternehmen nennen, und weiter in zweierlei Arbeitnehmer, nämlich Geistes-Arbeiter (Beamte) und körperliche Lohnarbeiter! Wie heißen diese vier Menschentypen auch: Tatmenschen, Fantasiemenschen, Verstandesmenschen und Gemütmenschen, und erkennen in ihnen den Lebenswillen in viererlei Ausprägung.

Diese vier Stände drängen nun nach Geltung und kämpfen von jeher um die Vormacht im Staate. Aber geradeso wie der Wille zur Macht sich nach außen Bahn bricht, so äußert er sich im Innern der Staaten durch die Vorherrschaft einzelner Menschen und Klassen. Eine solche ist schädlich, kann aber nur gebrochen werden, wenn die Masse der Bürger zu dem Bewußtsein ihrer Rechte gelangt und die Staatsregierung wieder dahin zurückführt, woher sie gekommen ist: nämlich zur Oberhoheit des ganzen Volkes. Diese äußert sich durch ein freies Erwählen der leitenden Führer, wie solche Wahl ursprünglich bei jeder Gemeinschaftsbildung stattfindet. Das politische Wahlrecht gilt daher von jeher für

ein hohes Gut des freien Bürgers und steht schon immer nur den erwachsenen und geistig gesunden Menschen zu. Es ist also kein unbeschränktes Recht aller Bewohner eines Landes, sondern stets nur einer gewissen Oberschicht verliehen gewesen — zum mindesten bloß den mündigen Bürgern.

Im deutschen Reiche zählt diese politische Mündigkeit vom vollendeten 25. Lebensjahre ab. Die Arbeiterpartei möchte sie, wie bekannt, schon mit dem 21. Jahre beginnen lassen, sie auch den Frauen verleihen, und allen das gleiche direkte Stimmrecht zugestehen. Letzteres gilt für die Reichstagswahlen seit 1867, während die Abgeordnetenhäuser der deutschen Bundesstaaten durch andere sehr verschiedene Wahlrechte gebildet werden. Da nun der Arbeiterstand der zahlreichste der vier Stände bei uns ist, auch zufolge der wachsenden Industrie und der Großstädte weiter zunimmt, so würde dieser unausbleiblich die ganze Macht im deutschen Staatenbunde an sich reißen, wenn das allgemeine gleiche aktive und passive Wahlrecht beiden Geschlechtern vom 21. Lebensjahre ab schon zufallen sollte. Damit wäre aber zugleich die Bedeutung der andern drei Stände vernichtet, da — philosophisch erklärt — alsdann der Stand der Gemütsmenschen (der passiv-fühlenden) über jene anderen völlig obsiegen würde. Welche radikale Umwälzung unserer bisherigen Gesellschaftsordnung auch alle jetzigen Kulturwerte in Frage stellen würde, da sie eine unbedingte Neuordnung auf allen geistigen und wirtschaftlichen Gebieten nach sich ziehen müßte.

Ehe wir nun das gewagte Experiment des kommunistischen Zukunftstaates unternehmen (mit seiner geplanten Abschaffung des Privatbesitzes und der Verstaatlichung aller Betriebe), sollten wir es doch vorher mit einer vernünftigen Abänderung unseres Wahlrechtes versuchen, um so eine gerechtere Volksvertretung zu erhalten; welche Verbesserung dieser wichtigsten Staatseinrichtung dann manche andere notwendige Umänderung unserer Staatenverfassung auch hervorrufen würde. Wie aber könnte das Recht des Volkes, Abgeordnete zur Landesregierung zu erwählen, besser geändert werden, als nach dem Vorbilde in uns selbst: wo die Kräfte eines passiv-aktiven Willens fühlend und denkend gleicherweise abgestimmt unser ganzes Leben lenken!

Wir müssen daher den vier natürlichen Ständen das Recht verleihen, dieselbe Zahl von Volksvertretern zu wählen, so daß also die 400 Reichstagsabgeordneten (397) sich aus 4×100 Vertretern der vier Stände künftig zusammensetzen würden: damit wäre dann eine gleiche Machtvertretung aller wirtschaftlichen Interessen gewährleistet. Das Lebensalter der Wahlberechtigten könnte wie bisher beibehalten werden, da es nicht geboten erscheint, es der besseren Lebenserfahrung entsprechend zu erhöhen; wohl aber sollte den Familienvätern eine Zusatzstimme zugebilligt werden, womit auch der Frau ein indirekter Einfluß zugestanden wäre.

Diese einfache ständische Gliederung würde sich bald derart bewähren, daß sie auch bei allen Bundesstaaten angenommen und sich wohl noch weiter verbreiten könnte. Man werfe nicht dagegen ein, daß sie sich nur auf materieller Grundlage aufbaue: ruft diese nicht im Grunde alle Lebensberufe erst hervor und bestimmt so immer zunächst unser Handeln! Darüber hinaus bewegen uns freilich auch ideelle Gründe (da sich der Mensch nicht nur nähren, sondern auch fortgebären, sein Dasein erklären und zuhöchst verklären will); doch sind diese Willensrichtungen stets entweder mehr passiver oder aktiver Art: was sich durch ein Beharren- oder Fortschreiten-Wollen kundgibt. Und darauf beruhen denn auch die zwei politischen Parteibildungen der Konservativen und Progressisten, die sich in den meisten Parlamenten gegenüberstehen und das Staatsschiff einmal langsamer, einmal schneller antreiben. Auch wir Deutsche sollten diese heilsame Zweiteilung annehmen und unsere Regierungsgewalten danach verschieden bilden; vor allen aber alle nationalen und religiösen Streitfragen aus den Volksversammlungen fernhalten: denn diese subjektiven Gefühlsangelegenheiten hindern nur die objektive Behandlung aller Staatsfragen. Indem sich aber die Abgeordneten der vier Berufsstände je nach ihrer angeborenen Bewegungs- und Empfindungsart durcheinander mischen, werden sie die innere und äußere Politik des Staates immer wechselnd behandeln, wodurch die materiellen und ideellen Interessen des Volkes am besten gewahrt erscheinen.

Nun ist allerdings zu bedenken, daß eine Menge Wähler zweierlei Ständen angehören (z. B. gibt es Arbeiter, die als Grundbesitzer zugleich Landwirtschaft treiben; auch kann jemand zweifacher Unternehmer sein u. s. f.): in welchen Fällen es jedem freistehen müßte, seine Wahlabteilung selbst zu bestimmen — wobei die natürliche Veranlagung wohl stets den Ausschlag geben wird. Auch dadurch muß eine wichtige Vermischung der Standesinteressen eintreten, was ja nur zu wünschen wäre. Jedenfalls aber würde durch die vierfache ständische Gliederung künftig die Gefahr vermieden, daß sich eine Bevölkerungsklasse alle Macht im Staate aneignen kann, — wie bisher so oft geschehen — um ihre einseitigen Bedürfnisse auf Kosten der anderen zu befriedigen. Vielmehr würde damit jeder Willkürherrschaft vorgebeugt und dieselbe Gerechtigkeit im Staate regieren, wie sie im einzelnen Menschen ein vernünftiger Wille ausübt, der alle Lebenskräfte im Gleichgewicht erhält. Und solche Harmonie bedeutet höchste Gesundheit!

So lernen wir immer wieder begreifen, daß unser Leben im Einzelnen wie im Ganzen der Gegengewalten bedarf, um in steter rechter Spannung zu bleiben; daher wir darauf bedacht sein müssen, auch der Volksvertretung eine gleichwertige Macht gegenüberzustellen, die natürlich entsprechend anders geartet sein muß. Und wie nun die erstere im Organismus des Staates das subjektive Gemütselement darstellt, da die Erwählten des Volkes nicht

eigentlich gelernte Regierungsleute sind, so bedeutet die Beamtenschaft der Regierung das objektive Verstandeselement im Staate: denn sie gleicht dem Nervensystem im Lebenskörper, während die Bürgerschaft dessen Blutadern vorstellt. Beide arbeiten einander in die Hände, doch wirken die einen mehr leitend, die andern mehr aufbauend. Durch alle Zellen des menschlichen Körpers aber pulsirt ein mächtiger Wille zum Leben, der im Herzen und Hirn zwei Zentralen zu haben scheint, von wo alle Bewegung und Empfindung ausgeht.

Dieser Lebenswille des Einzelnen ballt sich im Staate als Daseinswille einer Nation zusammen und tritt in der Volksversammlung zunächst zutage; er ruft die Wahl von Abgeordneten, weiter von Vorständen derselben und schließlich von Spitzen als Führern hervor: die also nichts anderes sind, als ein verdichteter Volkswille. So ist daher auch die Person des Monarchen oder des Präsidenten zu verstehen, weswegen beiden mit vollem Rechte eine große Macht zukommt. Wie aber ein starker Menschenwille einer gesunden Vernunft als Beraterin bedarf, um im Gleichgewicht zu bleiben und nicht durch Willkür oder Absolutismus zu entarten, so müssen dem Fürsten unabhängige Abgeordnete gegenüberstehen; während die Beamten des Staates, als Vermittler zwischen beiden Gewalten, teils von der einen teils von der anderen zu berufen sind. Daher soll dem Könige oder Präsidenten, als obersten Führer im Kriege, die Wehrmacht unterstehen, der Volksvertretung aber die Wirtschaftsmacht zukommen (die beide ja von einander abhängig sind). Auch die Gesetzgebung sollte von der letzteren ausgehen; während das Richteramt der ausgleichenden Gerechtigkeit ein möglichst unabhängiges sein muß, das jedoch von Laien und Berufenen zusammen auszuüben ist.

Nun werden hier viele einwenden: alle diese Forderungen seien ja in den jetzigen konstitutionellen Monarchien wie in den meisten Republiken schon erfüllt. Warum also diese Untersuchung?: Weil sie die innere Berechtigung dieser Staatseinrichtungen erklärt und uns zugleich auffordert, die Verfassungen und Regierungssysteme auf das genaueste zu prüfen, auch mit einander sorgfältig abzuwägen. Welche Aufgabe nun vor allen dem Verfassungsausschusse des deutschen Reichstages obliegt, der in der nächsten Zeit alle die angeregten Fragen ebenso praktisch-fühlend wie theoretisch-denkend weise überlegen möchte. Denn unsere Verfassungen versprechen bekanntlich mehr, als wie sie halten. Die oberste Regierungsgewalt aber ist vermöge gewisser Mittel (Titel, Orden, Gehaltszulagen u. a. Begünstigungen) imstande, ihren absoluten Willen so gut durchzusetzen, daß manche von einer noch herrschenden Autokratie sprechen. Eine solche liegt natürlich nicht in der Absicht unserer Fürsten, darum werden sie bestimmten Abänderungen gewiß nicht widerstehen. Und zwar umsoweniger, als das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrheit nach wie vor die erbliche Monarchie einer Republik vor-

ziehen wird: weil erstere seiner Eigenart besser entspricht, auch viel verläßlicher ist wie letztere Regierungsform. Daß aber die Macht des Reichstages zu verstärken und sein Verhältniß zu Kanzler und Bundesrat zu verbessern ist, wird freilich eine unabweisbare Forderung bleiben.

Diese kurze Abhandlung soll natürlich nur anregend wirken und vermag weder ihren Gegenstand zu erschöpfen, noch auf Einzelheiten näher einzugehen. Nur eine Sache möchte sie noch besonders berühren: die leidige Steuerfrage! Sie, die unsere Volksvertretung als Wirtschaftsfrage vor allen angeht, richtig zu lösen, ist ebenso schwer als wichtig: denn von einer gerechten Besteuerung hängt die Zufriedenheit des ganzen Landes ab. Wie aber sollen die gewaltigen Lasten des großen Krieges in künftiger Friedenszeit verteilt und von wem getragen werden? —

Wollte man aus dem allgemeinen gleichen Wahlrechte auch eine gleiche Steuerpflicht für alle ableiten, so müßte wenigstens ein jeder Vollbürger so viel Abgaben entrichten wie der andere. Da aber die wirtschaftlichen wie geistigen Güter sehr verschieden vererbt und solche, infolge dieser wechselnden Begabungen, auch verschieden erworben werden (was eben die ständische Gliederung mit hervorruft); dagegen aber alle Staatsbürger denselben Gesetzen unterworfen sind, auch alle Männer der Wehrpflicht unterliegen: so ist man in der Neuzeit, mit ihrer wachsenden humanen Gesinnung, dahin gelangt, alle direkten Staatsabgaben den stärkeren Schultern mehr aufzubürden wie den schwächeren. Ehedem war es umgekehrt, und gewisse indirekte Steuern treffen auch heute noch alle Bürger gleich; im allgemeinen aber setzt sich das Prinzip einer ausgleichenden Gerechtigkeit im Steuerwesen zunehmend weiter durch. Ruft nun dieser Grundsatz nicht wie von selbst eine Wehrsteuer hervor für alle diejenigen, die aus irgendwelchen Gründen ihre Militärdienstpflicht nicht zu erfüllen brauchen — besonders in diesen Kriegszeiten, wo es sich nicht bloß ums Gut, sondern ums Blut handelt, was die einen ersparen, die andern darangeben müssen! Alle Nichtsoldaten sollten daher zu einer hohen Wehrabgabe, je nach ihrem Einkommen, herangezogen werden, denn die sogenannte Hilfsdienstpflicht trifft ja gewisse Kreise überhaupt nicht.

Weiter zur Einkommensteuer! Diese gerechte Abgabe müßte im Sinne eines Ausgleiches noch besser ausgestaltet werden, sodaß ledige Personen von ihr noch stärker betroffen würden wie die Familien. Auch sollte die Prüfung der Einkommenserklärungen ohne Ansehen der Person, durchs Los bestimmt, vor sich gehen und eine hohe Strafe jeden Hinterzieher treffen.

Luxussteuern aller Art sind weiter auszubauen; und die Genußmittel: Tabak, Tee, Alkohol in jeder Form u. a. könnten viel höhere Steuererträg-

nisse liefern wie bisher. Vor allen Dingen aber müssen wir eine Besteuerung aller Erbschaften einführen — sei es im Reiche oder in den Bundesstaaten: nämlich auch das Erbgut der Kinder und Ehegatten mit zur Steuer heranziehen — entferntere Erbanfälle aber natürlich durch Zuschläge noch höher treffen! Wenn man bei Erbschaften von 1000 M. Wert mit 1 % Steuer anfinge, bei 50 000 M. auf 10 % anstiege, bei einer Million zu 25 % gelangte u.s.w., so könnte diese Abgabe vom unverdienten Glücksgute dem Staate sehr hohe Einnahmen bringen. Bis zur Tilgung unserer enormen Kriegsschuld aber sollte die Steuer in doppelter Höhe (also bis zu 50 % vom Erbe) erhoben werden, wodurch der Reichskasse sicher etwa drei Milliarden jährlich zufliegen würden.

Nun wird diese radikale Erbsteuer freilich auf mächtige Gegner stoßen, zumal im wirtschaftlichen Unternehmerstande, da viele Grundbesitzer, Industrielle u. a. dagegen anführen werden, daß sie den Familienbesitz alter Geschlechter zerstören und den Fortbestand von Fabriken nnd Handelshäusern gefährden würde. Diese Möglichkeit sei zugegeben — wenn auch der Staat sein Entgegenkommen zeigen und die Steuerbeträge in Form von amortisirbaren Hypotheken erheben könnte. Aber diesen konservativen Bedenken stehen die progressiven Überzeugungen gegenüber, daß die alten Anschauungen von der Heiligkeit des Besitzes und von einem unbedingten Verfügungsrechte über den Tod hinaus innerlich unbegründet und daher umzuändern sind. In der Tat sind wir Menschen ja nur zur geistigen Hälfte Erzeugnisse unserer Vorfahren, während der Körper ein Produkt unseres Landes ist, dem er auch im Tode wieder anheimfällt. Aber selbst unsere ideellen Güter erlangen wir zwar durch eigene Anstrengungen, verdanken sie jedoch im Grunde zumeist der Arbeit unserer Volksgenossen, ja der Menschheit überhaupt. Durch geistiges Regen ringen wir nun der Erde allerlei Wirtschaftsabgaben ab, und diese werden nach allgemeinem Werte in Geld umgerechnet: das ergibt dann eigenen Besitz und verleiht jedem ein Stück persönliche Unabhängigkeit: die Freiheit nämlich, seiner angeborenen Veranlagung gemäß zu leben! Mit Recht nennen wir dieses Freisein ein höchstes Menschengut, da es unser heiliges Leben erst sich ganz entfalten läßt. Und diesen Zustand sollten wir darum allen Mitmenschen ermöglichen: damit sich ein jeder zum Wohle der anderen völlig entwickeln kann — wodurch man ja allein zu wahren Glücksgefühlen kommt!

Wohin unser bisheriges Erbrecht führt, das zeigen die riesigen Vermögensansammlungen in einzelnen Händen solcher, die sie zu allermeist nicht erworben, sondern ererbt haben. Und gegen diesen unberechtigten Kapitalismus empört sich mit Recht unser Volksgemüt, da es fühlt, daß dieser Zustand ein unvernünftiger ist. Wenn das der Unternehmerstand nicht einsieht und beizeiten Abhilfe schafft, so werden ihn die andern drei Stände dazu

zwingen, was das Vertrauen zu dem ganzen wirtschaftlichen Unternehmertum erschüttern würde. Das darf aber nicht eintreten: denn von der Unternehmungskraft begabter Einzelner hängt der materielle wie ideelle Fortschritt der Völker ab; nur müssen die wirklich Tüchtigen an die Spitze gelangen, und nicht die faulen Untüchtigen vermöge ihrer Erbgüter sie daran hindern können. Also besteuern wir die Toten künftig recht hoch (sie empfinden es ja nicht), aber lassen wir die Lebenden ungehindert erwerben und ihre Unternehmungslust entfalten!

Nun sind der Lohnarbeiterstand, wie auch ein großer Teil des Beamtenstandes, in dieser Frage heute freilich ganz anderer Meinung: denn sie halten einen Staatssozialismus für den erstrebenswerten Zustand; womit die ersteren die Verstaatlichung aller Betriebe erreichen, die letzteren aber den Staat zum Hauptunternehmer machen wollen. In beiden Fällen würden dann nicht mehr willensstarke Phantasiemenschen, sondern objektive Verstandesmenschen an die Spitze von wirtschaftlichen oder geistigen Unternehmungen treten: nämlich Beamte; denn Arbeiter, als subjektive Gemütsmenschen können, nicht eigentliche Betriebsleiter sein. Sie sind notwendig zur Gütererzeugung, wie die Beamten zur gewissenhaften Verwaltung dieser und wie die Unternehmer endlich zur Entdeckung und Erfindung solcher Werte.

Und hieraus lernen wir immer wieder, daß die vier natürlichen Bürgerstände zusammenhalten müssen: zum Wohle des ganzen Staates, und sich nicht bekämpfen, sondern jeder des andern Lebensrechte anerkennen sollen. Denn darin liegt die höchste soziale Aufgabe aller menschlichen Gesellschaften, daß der Einzelne ein Teil des Ganzen wird und das allgemeine Interesse über das eigene stellt. Bei solcher Gesinnung gedeiht schon die Familie wie die Bauernwirtschaft, die Handwerksstube wie das Handelshaus u.a.m. am besten; welche Gemeinschaften alle zuletzt im Staate gipfeln, diesem „Menschen im Großen".

Wenn dieser nun, oder auch die Stadt- und Dorfgemeinden, wirtschaftliche Betriebe selbst unternimmt, so treten naturgemäß höhere Beamte an deren Spitze, die dann aus Verwaltern zu Organisatoren werden. Besitzen sie einigen Unternehmergeist, so können solche Großbetriebe (wie Wasserwerke, Straßenbahnen, Markthallen u.a.m.) auch recht gut gedeihen; wenn sie allerdings blos bürokratisch regiert werden, müssen sie unweigerlich verkümmern. Und diese Gefahr tritt ein, wenn Monopole von Behörden geleitet werden, die solche Unternehmungen wohl beaufsichtigen, aber nicht selbst betreiben sollten!

Alle diese öffentlichen Unternehmungen sollen ja der Allgemeinheit dienen: darum darf ihr Antrieb nicht, wie bei privaten Betrieben, die Erwerbssucht sein, sondern das Geldverdienen muß hinter der Erfüllung höherer

Aufgaben zurücktreten. So möchten die Post, die Eisenbahn, das Fernsprechwesen, die Straßenbeleuchtung u. a. nur den öffentlichen Verkehr erleichtern (wofür auch die Landstraßen, Brücken, Flußläufe u.a. da sind), auf daß alle Berufsstände ungehindert zusammen arbeiten können. Wenn solche Einrichtungen dagegen benutzt werden, den Staatssäckel zu füllen, so hemmen sie das flutende Getriebe, anstatt es zu fördern. Und dieser Übelstand tritt immer dort zutage, wo das Beamtentum als herrschender Stand auftritt und das Unternehmertum wie Arbeitertum zurückdrängt. Man nennt diese Erscheinung Bürokratismus, welcher gleichbedeutend ist mit dem Intellektualismus, jener Verstandessucht, die gerade das deutsche Volk so stark bedroht, da sie seiner Eigenart völlig widerspricht.

Denn wir Deutsche besitzen von Natur einen mehr gemüthaften Willen: nämlich Phantasie, und neigen daher weit mehr zur Kunst, wie z. B. die verstandesbegabten Romanen. Danach sollte unsere Erziehungsweise sich besser richten und nicht, wie das die meisten öffentlichen Schulen tun, bloß die Denkkraft und das Gedächtnis auszubilden, sondern auch das Gemüt und die Phantasie zu entfalten trachten. Unser Schulwesen ruht zwar recht sicher in den Händen der Gemeinden und des Staates; aber der es beherrschende Geist ist ein bürokratischer, da sich die meisten Lehrer als Beamte und nicht als Priester der Menschheit betrachten. Auch beherrscht die Lehrerschaft die Schule zu unumschränkt — sie sollte in einem Ausschusse der Elternschaft eine notwendige Gegenmacht finden; denn die Kirche, die diese sein könnte, ist ja längst auch nur zu einer Staatseinrichtung geworden, weil ihre Hierarchie sich so am besten befindet.

Immer wieder merken wir also, daß eine jede Gewalt der Gegengewalt bedarf, um nicht zu erstarren, sondern ihre Spannkraft zu behalten. Dieses Gesetz der Polarität beherrscht den Makrokosmos Welt, wie den Mikrokosmos Mensch und sollte auch in dessen Gesellschaftsbildungen überall zum Ausdrucke kommen. Unsere Gemeindeselbstverwaltung neigt diesem Gleichgewicht der Kräfte zu, da bei ihr dem gewählten Gemeinderate (aus zwei Ständen hervorgegangen) ein berufener Beamtenkörper gegenübertritt; doch sind beide von der Staatsgewalt sehr abhängig. Und da unsere Staatsregierungen auch den Landesabgeordneten noch übermächtig entgegenstehen, so ist es eben nötig, diese Gemeindeverfassung noch zu verbessern, und zwar auf grund der künftigen Reform unserer Staatsverfassungen.

Unser deutsches Reich wird wohl immer ein Bundesstaat bleiben, da uns die Sonderung in Stämme zu sehr im Blute liegt. Sie entspricht ja auch der Organisation des Menschen und dessen Gliederung. Wie aber ein gemeinsamer Lebenswille alle unsere Körperzellen durchpulst und Herz und Hirn innig miteinander verbindet, so sollte auch ein deutscher Daseinswille alle

Volksgenossen gleich beseelen und den Reichstag mit der Reichsregierung fest vereinen, jedoch mit dem Grundsatze: gleiche Rechte — gleiche Pflichten!

Möge diese Untersuchung dazu beitragen, die so wichtige Verfassungsfrage ihrem innersten Wesen nach aufzuklären, und dadurch helfen, die lebensnotwendige Einigung aller Stände unseres Volkes herbeizuführen: zum Wohle des Vaterlandes.

Dr. Paul Ostwald: Rußlands Freundschaft — Englands Dank.

„Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären"

so kann man mit dem Dichter wahrlich sprechen, wenn man auf die Folgen sieht, die dem Zartum und der absolutistischen Regierung aus dem verhängnisvollen Schritte erwuchsen, daß sie Englands Freund wurden, um dafür andrerseits die traditionelle Freundschaft zu Deutschland ganz fallen zu lassen. Hatten wir doch gerade durch unser loyales neutrales Verhalten während des russisch-japanischen Krieges deutlich genug gezeigt, daß wir trotz des russisch-österreichischen Gegensatzes und des russisch-französischen Bündnisses den Weg der alten Bismarckschen Politik weiter verfolgen, den Draht zwischen Petersburg und Berlin nicht abreißen lassen wollten. Doch kaum war der Friede in Portsmouth geschlossen, so warf man sich in Petersburg England völlig in die Arme. Es war das ein gegen Deutschland gerichteter Schritt, und man wird in Petersburg nie ableugnen können, daß er im vollen Bewußtsein über die Folgen für Deutschland getan wurde. Es läßt sich dafür wohl kaum ein besserer Zeuge anführen als der damals mitten in der russischen Diplomatie stehende Fürst E. Trubetzkoi. Urteilt er doch in seiner bekannten Arbeit: „Rußland als Großmacht" folgendermaßen: „Wenn wir die gegenwärtige internationale Lage genau betrachten, so überzeugen wir uns, daß man sie ohne jede Gezwungenheit in den Hauptzügen als eine grandiose Rivalität zwischen England und Deutschland charakterisieren kann. Dieser Rivalität liegen nicht Zufall, Neigungen oder Antipathien, sondern tiefe soziale und wirtschaftliche Ursachen zugrunde." Man sah also in Petersburg den kommenden Zweikampf zwischen England und Deutschland voraus, tat aber nichts, um ihn zu verhindern oder abzuschwächen, sondern verschärfte nur noch die an sich sehr schwierige Lage für uns.

Aber woran lag es doch, daß man in Rußland die alte Feindschaft mit England so plötzlich vergaß, daß man eine Freundschaft einging, von der man wußte,

daß sie das Land, das wahrlich die Ruhe für seine innere Entwicklung nötig hatte, doch bald wieder in einen neuen und schweren Krieg stürzen mußte? Die Antwort ist nur darin zu finden, daß der Zar und seine Regierung von ihrem politischen Ehrgeiz getrieben wurden und nach Gelegenheiten suchten, durch die sie möglichst bald nach dem Zusammenbruch der ostasiatischen Politik mit neuen Erfolgen vor dem Volke glänzen konnten. Man hatte solche ja bitter nötig, um den schon damals wankenden Thron der absoluten Herrschaft zu sichern, und von englischer Seite glaubte man sie ohne Schwertstreich erlangen zu können. Zeigte sich doch England damals nur zu bereit, um seiner Feindschaft gegen Deutschland willen, Rußland entgegenzukommen. Im russischen Interesse, so meinte die Regierung in Petersburg, durfte man diese Gelegenheit, politische Vorteile zu erringen, nicht vorübergehen lassen, doch der Ehrgeiz machte blind und man sah nicht, daß man nicht russische, sondern englische Politik betrieb. Für Augenblickserfolge, die außerdem auch nur scheinbar waren, verkauften die beiden Förderer der russisch-englischen Annäherung, Graf Lamsdorf und dann sein Nachfolger Iswolski, die politische Selbständigkeit des großen Zarenreiches und machten es zum Schleppträger der englischen antideutschen Politik.

Das zeigt schon die Hauptgrundlage der russisch-englischen Freundschaft, das Abkommen beider Mächte über Persien, Afghanistan und Tibet vom 31. August 1907. Einmal ist der Inhalt des Abkommens in Wirklichkeit weit mehr im englischen Interesse, als es die russische Regierung meinte. Wenn wir die Dinge genau betrachten, so lag in der Tat kein Grund vor zu dem Stolze, mit dem Iswolski und seine Getreuen ihr Volk auf die in Persien von England errungenen Erfolge hinwiesen und womit sie glaubten, die ostasiatischen Niederlagen wieder wettgemacht zu haben. Gewiß, den Worten des Vertrages nach steckte Rußland in bezug auf Persien den Löwenanteil ein. Dadurch, daß ihm Nordpersien als Einflußsphäre von England zugestanden wurde, bekam es alle wichtigen Handelsstraßen in seine Hand und ebenso die reichsten, dicht bevölkertsten Bezirke mit den Hauptzentren des Handels. Doch dem gegenüber darf man eben nicht vergessen, was die Russen an schon errungenen Vorteilen und an Zukunftsmöglichkeiten verloren. Das hat keiner besser als Sir Edward Grey im Unterhaus zu beleuchten verstanden, indem er folgendes ausführte: „Im Laufe des größten Teiles dieses Jahrhunderts hatten wir weder einen politischen noch einen Handelsrivalen in Persien. Von Süden vorrückend, konnten wir alles tun, was wir wollten. . . . . Was für ein Ergebnis würden wir im Laufe der nächsten 100 Jahre ohne das jetzige Abkommen erzielen? Ich bitte die Kammer, an den Umschwung zu denken, der sich in Persien in den letzten zwanzig Jahren vollzogen hat. In Südpersien gab es vor zwanzig Jahren weder russische Konsuln noch einen russischen Handel; — es existierte keine russische Bank. Jetzt ist in diesen zwanzig Jahren die transkaspische Eisenbahn gelegt, drei Linien nach Teheran und Meschhed sind errichtet worden. Der russische Handel dehnt sich nach dem Süden aus und wetteifert mit

dem unsrigen; die russischen subventionierten Dampfer verkehren im Persischen Golf; Rußland hat Generalkonsuln in Ispahan, Buschir, Konsuln in Bender-Abbas, Kirman, Hamada und Seiistan, und es hat eine Telegraphenverbindung nach Seiistan gelegt. Und hinter alldem erhebt sich der kriegerische Schatten der russischen Streitkräfte." Hierzu kommt nun noch, daß Rußland die Schiffahrt auf dem Persischen Golf an England überließ, daß es in bezug auf Afghanistan England Konzessionen machte und für Tibet auch weiter nichts erreichte als eine für beide Mächte gleichbindende Verpflichtung, von jeder Eroberung vorläufig abzustehen. Wir sehen, England wußte in geschickter Weise seine Vorteile wahrzunehmen und diese zu verschleiern, um als der nachgebende Teil zu erscheinen.

Noch weit deutlicher aber kommt das besondere englische Interesse zum Ausdruck, wenn wir an die Beweggründe denken, aus denen heraus man sich in London zu dem Abkommen mit Rußland entschloß. Befürchtete man doch in London in richtiger Einschätzung des politischen Ehrgeizes der herrschenden Kreise nichts Geringeres, als daß Rußland nach dem mißlungenen ostasiatischen Abenteuer ganz besonders stark sich seinen südasiatischen Plänen zuwenden würde. Was man am Stillen Ozean und am Gelben Meere verloren hatte, würde man am Indischen Ozean und am Persischen Golf durch vermehrte Anstrengungen wieder gutzumachen versuchen. So war für England Gefahr im Verzug, sowohl in Persien wie auch ganz besonders für Indien. Dem galt es zuvorzukommen, und, wie wir oben sahen, man verstand es, mit der Miene des Nachgebenden den russischen Bären an die Kette zu legen. England hatte die so drohende Gefahr für sich gebannt und sich zugleich die Grundlage geschaffen, von der aus es nun weiter Rußland zu gewinnen hoffen durfte zu den großen Diensten, die es mit seinem Volksblute im Vernichtungskampf gegen Deutschland einstmals leisten sollte.

England schritt denn auch auf dem einmal betretenen Wege vorsichtig weiter um Rußland immer fester in sein Garn zu locken. Das geschah vor allem mit Hilfe einer veränderten Balkanpolitik. Auch hier machte man englischerseits Rußland Hoffnungen, endlich an das Ziel der Jahrhunderte hindurch erstrebten Wünsche zu gelangen. Wohl gemerkt, es waren Wechsel, die England auf die Zukunft ausstellte, und ihre Einlösung wäre sicher nicht unter Preisgabe des englischen Interesses im Mittelmeer erfolgt.

Die Zusammenkunft der Monarchen beider Reiche in Reval im Juni 1908 ist jedenfalls als der Anfang des offiziellen Zusammengehens der früheren Gegner auf dem Balkan zu bezeichnen. Die Trinksprüche, die der Zar und der englische König austauschten, enthielten deutliche Anspielungen in dieser Hinsicht. Der Beweis wurde ja denn auch bald durch die Tatsache erbracht, daß die englische und die russische Regierung in Macedonien nach gemeinsam ausgearbeiteten Programmen vorzugehen gedachten. Auch in den panslawistischen Wühlereien Rußlands auf dem Balkan und seinen Bemühungen, einen Bund der Balkanstaaten zu schaffen,

mischte man sich englischerseits nicht ein, sondern ließ die Petersburger Regierung ruhig gewähren. Doch tat man das wahrlich nicht aus Rücksicht auf russisches Interesse. Man hatte in London in der Förderung, die man den slawischen Staaten auf dem Balkan und anderswo angedeihen ließ, das beste Gegengewicht gegen die Ausdehnung des Pangermanismus erkannt; ein Bund der Balkanstaaten war ja unter Rußlands Führung und damit auch in der Hand Englands ein vorzügliches Instrument, das Österreich-Ungarn, dem Bundesgenossen Deutschlands, und auch der Türkei, in der Deutschlands Einfluß immer stärker wurde, im gegebenen Augenblick den Todesstoß versetzen konnte. Daß Rußland dadurch auf dem Balkan und im Mittelmeer vielleicht zum Schaden des englischen Interesses zu mächtig werden konnte, brauchte man in London jetzt nicht wie früher zu befürchten. Abgesehen von der eignen gesicherten Stellung im Mittelmeer waren Frankreich und Italien noch ganz an England gebunden.

Auf jeden Fall also, auch auf dem Balkan tat Rußland englische Dienste, so sehr es auch für sich zu arbeiten meinte. Wäre seine Politik von Erfolg gekrönt gewesen, so hätte man von London aus schon sicher für die richtigen Grenzen gesorgt.

Wenn Rußland die Mörder von Sarajewo schützte, so war das nur die Folge dieses russisch-englischen Einvernehmens auf dem Balkan. Die Petersburger Regierung hielt den Zeitpunkt für gekommen, um die Früchte ihrer Balkansaat einzuernten, gab aber in Wirklichkeit nur das von England erwünschte Zeichen zum endlichen aktiven Vorgehen der von ihm gegen Deutschland zusammen gebrachten Koalition. Die im deutschen Weißbuch und englischen Blaubuch veröffentlichten amtlichen Aktenstücke haben uns ja genugsam bewiesen, wie sicher Sasanow, der damalige russische Minister des Äußeren, der englischen Hilfe im Falle des Krieges war.

Noch 1910 erklärte Fürst Trubetzkoi in seinem oben schon erwähnten Buche einen Krieg zwischen Rußland und Deutschland für sinnlos. „Wir wollen bemerken," so schreibt er. „daß von keiner wirtschaftlichen oder kolonialen Rivalität zwischen den beiden Mächten die Rede sein kann. Im Gegenteil, die inneren Produktionsverhältnisse und die geographische Lage schufen für den Absatz der Industrieerzeugnisse Deutschlands in Rußland, wie für unseren Getreideabsatz in Deutschland absolut natürliche Bedingungen. . . . Wie die Statistik zeigt, steht unser Handelsumsatz mit Deutschland unabänderlich in erster Reihe, sowohl der Ausfuhr wie der Einfuhr nach". Trotzdem trieb man nach der Mordtat in Sarajewo zum Kriege mit Österreich-Ungarn, an dessen tatkräftiger Unterstützung durch Deutschland in Petersburg niemals ein Zweifel herrschen konnte. Verblendet durch die englischen Lockungen auf dem Balkan ließ man in Petersburg alle ruhigen Erwägungen außer acht, man tat, was England wünschte und wollte.

England sah sich nun allerdings in seinen Hoffnungen auf die russische Damfwalze betrogen, aber daran ist nicht so Rußland schuld als vor allem die

geniale Feldherrnkunst unseres Hindenburg und die Tüchtigkeit unserer Armee. Opfer genug hat Rußland an Blut und Gut gebracht, um Englands Interesse zu verteidigen. Und je länger der Krieg dauerte, desto deutlicher wurde nur, daß Rußland nicht für sich, sondern für England kämpft. Gern hätte wohl der durch die Mißerfolge gedemütigte Zar einen Sonderfrieden geschlossen, um sich und seinen unsichern Thron zu retten, aber nicht er regierte in Rußland, sondern England durch seinen Botschafter Buchanan. Er machte alle Sonderfriedensversuche für das durch den Krieg wahrlich schwer heimgesuchte russische Volk unmöglich. Auch vor dem Letzten scheute England nicht zurück, als es fürchten mußte, daß die Friedensabsichten des Zaren vielleicht doch noch gelingen konnten. Es half mit, die Revolution zu entfesseln, um den Zaren zu stürzen, in der Hoffnung, jetzt um so besser mit den Liberalen und Kriegshetzern gemeinsame Sache machen zu können.

Alle wirklichen Freunde ihres Vaterlandes waren überzeugt, daß Rußland nach dem unglücklich geführten japanischen Kriege eine lange Friedenszeit nötig habe, um innerlich zu erstarken und all der schweren, auf Lösung harrenden Fragen der Innenpolitik Herr zu werden. Nur dann ist die Macht eines Staates fest gegründet, wenn er in seinem Innern gesund ist. Aber das war dem politischen Ehrgeiz der in Petersburg regierenden Männer eine gleichgültige Sache, und England wußte sich ihrer zu bedienen. Nach kaum 9 jähriger Friedenszeit entfesselte Rußland den Weltkrieg, und es kam, was kommen mußte — der Zusammenbruch. Rußland wurde das Opfer der englischen Diplomatie.

Dr. N. Hansen:
Unbekannte Dokumente über das russisch-französische Bündnis.

Im Anfang März dieses Jahres sind die Nachlaßpapiere Thiers, die bis dahin in der Nationalbibliothek in Paris aufbewahrt wurden, für die Öffentlichkeit freigegeben worden. Die „Revue de Paris" hat es sich angelegen sein lassen, in einer größeren Abhandlung den Brief- und Dokumentenschatz dieses hervorragenden französischen Staatsmannes sofort nach Ablauf der von ihm letztwillig verfügten Sperrfrist zu bearbeiten. Die Tendenz dieses Aufsatzes ist, zu beweisen, daß der Krieg 1870/71 den eigentlichen Anstoß zum französisch-russischen Bündnis gab. Viele der in den Thiersschen Papieren ruhenden historischen Daten und Mitteilungen sind auch

heute noch so zeitgemäß, neu und interessant, daß sie verdienen, der deutschen Öffentlichkeit bekannt gegeben zu werden.

„Nach unserem Zusammenbruch", so schrieb Thiers gleich nach dem Frankfurter Frieden, „hatte sich in Europa die Ansicht verbreitet, daß der Triumph der Preußen ernste Gefahren für die Zukunft bringen würde." Der englische Unterstaatssekretär des Auswärtigen hat, so berichtet Thiers weiter, dem französischen Gesandten in London erklärt: „Tout cela finira par une coalition européenne contre l'Allemagne." Über die Haltung Rußlands in dieser Zeit sagt Thiers: „Die Furcht vor der Entwicklung Preußens griff auch nach Rußland über. Das russische Volk wäre schon für ein Zusammengehen mit Frankreich zu haben gewesen. Jedoch war der Hof in zwei Lager geteilt. Die stärkere Partei stand noch völlig unter dem Einfluß Preußens, der mächtiger war als die noch frischen Erinnerungen an den Krimkrieg. Sie benutzte außerdem geschickt die polnische Frage, die damals ständig Anlaß zu Schwierigkeiten mit Frankreich zu geben drohte. Dazu kam, daß die russischen und englischen Interessen in Asien gerade heftig kollidierten.

Frankreich befand sich somit in einer ziemlich verzweifelten Lage bei der Wahl seines Bundesgenossen. Es hatte zwischen Rußland und England zu wählen und konnte sich unter Umständen beide verscherzen."

Ein im August 1870 von Eugène d'Arnoult, dem französischen Vertreter in Rußland, verfaßter Bericht von Thiers, geht auf diese Verhältnisse näher ein. Er weist darauf hin, daß die stärkere Hofpartei sich in Dankbarkeit der Rolle Preußens im Jahre 1854 erinnerte, wo es zu Gunsten Rußlands gegen Österreich seine Stimme erhob. Andererseits wurde die andere Partei in erster Linie von der Furcht vor dem militärischen Machtzuwachs Preußens angetrieben.

„Gegan diesen Machtzuwachs," so heißt es im Bericht wörtlich, „gibt es kein anderes Mittel als ein Bündnis mit Frankreich und als eine Rückkehr zur Politik von Tilsit und Karls X."

Alexander II., der mit Preußen sympathisierte, schwankte zwischen beiden Parteien hin und her. Der französische Gesandte schlug damals als Grundlage des Bündnisses die Aufhebung der Verträge von 1856, soweit sie die Freiheit der Meerengen betraf, vor. „Wenn wir diese Verträge zu Gunsten Rußlands aufheben und ihm die Passage der Donau gewähren, so wird Rußland auch nach Konstantinopel gehen wollen. Was kümmert es uns, ob es dorthin geht." d'Arnoult schloß seine Note vom 29. August 1870 mit folgenden Worten: „Wir haben das größte Interesse daran, Deutschland in seiner Entwicklung Einhalt zu gebieten. Nur mit Rußlands Hilfe wird uns das möglich sein. Darauf beruht in Zukunft unsere Größe, wenn wir Sieger sind. Dort liegt unser Glück und Heil."

Im Sommer des Jahres 1871 hatte Eugène d'Arnoult dann eine Unterredung mit dem Grafen Tynatieff, den er als einen der glühendsten Franzosenfreunde schilderte. Tynatieff soll damals über die Folgen des Krieges von 1870 für Europa erklärt haben: „Infolge der Niederlage Frankreichs gibt es augenblicklich in Europa nur noch zwei große Militärstaaten: Rußland und Deutschland. Von diesen ist einer überflüssig. Deutschland möchte natürlich gern allein sein, um die Angelegenheiten Europas und der übrigen Welt nach seinem Gutdünken zu gestalten. Bismarck ist ein nüchterner, praktischer Mann, der vor allem an die Macht des Geldes glaubt. Er will, daß Deutschland reich wird, damit es allmächtig sein kann. Zu allen Zeiten ist der Handel die größte Quelle des Reichtums für die einzelnen Länder und Personen gewesen. Bismarck träumt von einem deutschen Handelsmonopol in Europa und Asien. In der europäischen Türkei will er das Ziel mit Hilfe Österreichs erreichen. Ganz von dieser Idee beherrscht, würde Bismarck fähig sein, Franz Joseph zu helfen, die Türken aus Konstantinopel hinauszuwerfen, mit dem Hintergedanken, diesen Helfer selbst wieder von dort zu vertreiben. Das können wir nicht zugeben."

An einer anderen Stelle heißt es wieder: „Der Kaiser Alexander hat deutsche Sympathieen, weil er mit Kaiser Wilhelm eng verwandt ist. Aber der Kaiser ist auch human. Er fürchtet die Schrecken des Krieges und er gibt sich keinen Täuschungen darüber hin, daß Elsaß und Lothringen in den Händen der Deutschen einen neuen, schrecklichen, vielleicht europäischen Krieg in nicht zu ferner Zukunft bedeuten. In dieser Beziehung bestehen in Rußland keine Illusionen. Wir wissen, daß die Dinge, wie sie heute liegen, uns eines Tages überfallen werden; denn wir sind heute ein Hindernis für die Reichtumsträume Bismarcks im Orient. Frankreich bedarf jetzt der Ruhe und Erholung. Das bedeutet jedoch nicht, daß es isoliert bleibt. Indem es sich innerlich reorganisiert, muß es den Blick nach außen richten und einen soliden Stützpunkt suchen. Ein Revanchekrieg ist für die Wiedererlangung seiner verloren gegangenen Provinzen zur Zeit weniger notwendig als die Annahme einer Hilfe und Stütze, die es bei uns finden kann."

Tatsächlich war in dieser Zeit der Abschluß eines russisch-französischen Bündnisvertrages nicht so leicht durchführbar, wie es sich Herr Tynatieff dachte. Das geht deutlich aus einem Brief vom 4. September 1874 hervor, den er an den General Le Flô, den damaligen französischen Gesandten in Petersburg schrieb. Darin heißt es:

„Die russische Nation ist für uns, das ist offensichtlich. Aber der Kaiser hat keine Meinung. Er ist uns zwar gewogen, aber weiter ist von ihm noch nichts zu erreichen gewesen. Indes hat die Gasteiner Zusammenkunft einen gewissen Effekt in Petersburg erzielt, dessen Erfolge wir jetzt ernten und worüber Sie schon durch die Andeutungen Okuniefs, des russischen Geschäftsträgers in Paris, aufgeklärt sein dürften. Um richtig einzuschätzen, was hinter der Gasteiner Be-

sprechung steckt, muß man den Inhalt derselben zu ergründen versuchen. In ganz Europa hat man hierüber bisher ergebnislos orakelt, ohne daß man greifbare Resultate erzielen konnte. Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder hat Bismarck, launenhaft und heftig, wie Sieger nun einmal sind, bei der Besprechung der rumänischen Wege den Herrenton in Orientfragen angeschlagen. Das würde Rußland mißfallen. Oder aber er hat den Wunsch ausgedrückt, sich mit ernsten Absichten Österreich zu nähern, was ebenso bedenklich wäre. Es ist auch schließlich möglich, daß an allem mehr Geschwätz als Wirklichkeit ist. Indes müssen wir die Augen offen haben und uns vorsichtig und klarblickend verhalten. Aus dem Gang der beiden möglichen deutschen Kurse werden wir bald schließen können, ob die Freundschaft die erste Schneeschmelze überdauern wird. Ist jedoch etwas Ernsthaftes im Spiele, so wird Rußland, das Österreich den bekannten Undank und seine polnischen Gelüste noch nicht verziehen hat, uns noch mehr als bisher gewogen sein. Wir werden uns für ein preußisch-österreichisches Bündnis entschädigen können und dabei wahrhaftig nicht schlecht fahren."

Der General Le Flô erhielt dementsprechend von Thiers Anweisungen. „Ich nehme das," so schrieb Thiers, „was in Petersburg vorgeht (gemeint ist das Bestreben Bismarcks, den Zaren Alexander II. zu gewinnen und irrige Ansichten über die Gasteiner Besprechung zu zerstreuen) nicht tragisch. Die Annäherung zwischen Rußland und Frankreich, die ich seit einiger Zeit, wenn auch noch in unklaren Umrissen sehe, scheint mir von dem jeweiligen Gang der Verhältnisse abzuhängen. Darum machen Sie folgendes: Sobald man auf der anderen Seite einen Schritt unternimmt, tun Sie desgleichen, aber nicht mehr. Es wäre der Fall denkbar, daß man sich auf die Hinterbeine stellt. Das wäre für uns sehr beschämend, ja, es wäre noch schlimmer als beschämend; denn wir würden kompromittiert sein. Wir würden jedenfalls die englische Bündnismöglichkeit verlieren, ohne daß wir dafür eine andere gewonnen hätten. Ich glaube allerdings noch nicht ganz an diese Möglichkeit. Aber je nach Lage der Verhältnisse müssen wir unsere Schritte bemessen, die zwar nicht entscheidend zu sein brauchen, aber doch sehr vorsichtig gemacht werden müssen."

Ein Rückblick auf das hier Dargelegte zeigt, daß Thiers' Papiere in der Tat manche politisch sehr wichtigen Aufschlüsse über bisher unbekannte Kulissenvorgänge geben. Eine Möglichkeit, schon damals eine gegen Deutschland gerichtete Entente zwischen England, Rußland und Frankreich zustande zu bringen, bestand damals, wie Thiers selbst zugibt, noch nicht. Auch die von Frankreich angestrebte Allianz mit Rußland bot große Schwierigkeiten. Bei der Wahl seiner künftigen Bundesgenossen hat Frankreich unter der Führung von Thiers Rußland unbedingt bevorzugt und England mehr als Notbehelf betrachtet. Bezeichnend ist und bleibt die Äußerung des englischen Unterstaatssekretärs des Auswärtigen, der damals schon mit dem Weltkriegsgedanken gegen Deutschland spielte. Der Gesandte d'Arnoult

war in seiner Note vom 29. August 1870 aufrichtig genug zu schreiben: „Wir haben das größte Interesse daran, Deutschland in seiner Entwicklung Einhalt zu gebieten. Nur mit Rußlands Hilfe wird es uns möglich sein. Darauf beruht in Zukunft unsere Größe, wenn wir Sieger sind. Dort liegt unser Glück und Heil."

Wenn er Recht hätte, so hinge Frankreichs Zukunft, Glück und Heil heute an dem dünnen Faden der Revolution in Rußland.

Dr. Gustav Motschmann, Brüssel: Der Endkampf.

Bald werden es drei Jahre sein, daß wir in diesem großen Ringen stehen. Seit Wochen hat sich die starke Anspannung aller Kräfte, die der Krieg überall hervorgerufen hat, in allen Ländern und auf allen Gebieten noch gesteigert. Mehr und mehr drängt der gigantische Kampf seiner Entscheidung entgegen. Aber noch vermögen wir das Ende nicht mit Sicherheit zu erkennen. Ob die Entwicklung in den nächsten Monaten zur Lösung reif sein wird oder ob weitere Kämpfe folgen werden, und wie der Krieg überhaupt ferner verlaufen und auf welche Weise die Lösung schließlich erfolgen wird, auf alle diese Fragen vermag heute niemand eine bestimmte Antwort zu geben. Wir glauben dem Ende des Krieges nahe zu sein, aber wir wissen es nicht. Wohl wächst mit jedem Tage die allgemeine Sehnsucht nach einem Ende des furchtbaren Kampfes und doch läßt sich der Friede nicht erzwingen. Wir sind voll fester Zuversicht in den Ausgang des Krieges, aber wir erkennen auch die ganze Schwere des Kampfes, in dem wir stehen, und die Bedeutung dessen, was von seinem Ausgang abhängt.

Wer sich umsieht in der Welt und auf die tatsächlichen Verhältnisse blickt, wie sie der Krieg geschaffen hat, und wer gleichzeitig die großen Zusammenhänge zwischen Vergangenheit und Gegenwart, die politischen und wirtschaftlichen Gegensätze zwischen Völkern und Staaten sich vor Augen hält, wie das die lebhafte Erörterung dieser Fragen jetzt besonders nahe legt, der wird zu dem Urteil kommen, daß es sich hier um außerordentlich verwickelte Verhältnisse handelt, die sich nicht so einfach und so rasch lösen lassen. Wie zahlreiche Fäden sind unsere eigenen Interessen und die unserer Verbündeten mit denjenigen aller unserer Gegner ineinander verflochten. Je länger der Krieg dauert, desto schwieriger gerade wird die Entwirrung. Der Einsatz ist immer größer geworden, und das Bewußtsein wird überall täglich stärker, wieviel von dem Ausgang des Krieges abhängt.

Es ist ein ungeheures Gesetz der Beharrung, das der Krieg in sich selbst trägt und das ihm stets wieder neue Nahrung gibt. An dieses Gesetz sind alle Teilnehmer gebunden, selbst diejenigen, die sich davon mit allen Kräften befreien möchten. Niemand vermag deshalb heute — weder die führenden Staatsmänner noch die obersten Heerführer — zu sagen, wann der große Kampf zu Ende sein wird. Moltke, der eine so überragende Urteilskraft nicht nur auf dem Gebiet der Strategie, sondern in der Kriegführung überhaupt besaß, hat schon 1890 darauf hingewiesen, daß keine der großen Mächte Europas, die jetzt miteinander im Kampf stehen, in einem oder zwei Feldzügen vollständig niedergeworfen und zu einem Frieden gezwungen werden könnte*).

Wir dürfen vor diesen Tatsachen die Augen nicht verschließen. Die Gegner sind durch das gemeinsame Unternehmen und durch die gebrachten Opfer aneinander gekettet. England weiß, um welche Entscheidung es geht, und so setzt es alle Zähigkeit ein, mit der es in zahlreichen früheren Kriegen sich seine ganze Stellung in der Welt geschaffen hat. Deshalb ist es möglich, daß es trotz der wachsenden Schwierigkeiten, die es täglich selber immer deutlicher spürt, den Krieg fortsetzen und nur einen Frieden schließen will, bei dem es wenigstens seine wichtigsten Ziele durchsetzen kann. Zu einem Teil hängt das allerdings auch davon ab, wie lange die übrigen Genossen des Verbandes sich dem Zwange Englands noch fügen können. Einen eigenen Willen haben sie alle längst nicht mehr. Frankreich und Italien sehen sich immer tiefer in die Folgen der eigenen Schuld verstrickt. In Rußland ist es darüber zu schweren Umwälzungen gekommen, die noch keineswegs beendet sind, und deren weitere Entwicklung sich gar nicht absehen läßt. Gegenüber allen seinen eigenen Wünschen nach Beendigung des Krieges wird es von seinen Bundesgenossen einschließlich Amerika mit allen Druckmitteln zur Fortsetzung des Krieges angetrieben. Die wirtschaftliche und finanzielle Abhängigkeit Rußlands von ihnen ist groß und wird durch politische Faktoren verstärkt. Amerika vermag wohl selbst heute noch nicht zu bestimmen, wie weit es die Konsequenzen seiner Handlungsweise ziehen soll. Je mehr es sich neben der wirtschaftlichen und finanziellen Mitwirkung auch unmittelbar am Kriege beteiligt, desto mehr erwachsen gewisse Gefahren namentlich gegenüber Japan. Dieses könnte zwar auch ein direktes Eingreifen Amerikas zunächst mit Genugtuung betrachten, aber doch nur bis zur einer gewissen Grenze.

Für uns aber bleibt heute gar keine Wahl. Mehr als je richtet sich alles Streben der Gegner auf unsere Vernichtung. Es handelt sich in der Tat für uns

*) Daran erinnert uns Hermann Stegemann in seinem ausgezeichneten Werk über die Geschichte des Krieges, das zu den besten Büchern der Kriegsliteratur gehört. Er sucht den Krieg als Ganzes in seinen Zusammenhängen zu erfassen und ihn vor allem von der psychologischen Seite zu begreifen, und bekennt selbst, daß der Anreiz hierzu für ihn „ein eminent künstlerischer" ist.

um einen Entscheidungskampf in des Wortes höchster Bedeutung. Nicht nur die Gegenwart, sondern die ganze Zukunft unseres Volkes stehen auf dem Spiel. Wir können und dürfen uns über den ganzen Ernst unserer Lage nicht täuschen. Wohl sind die Opfer und Leiden des Krieges sehr schwer und sein Druck wächst von Tag zu Tag. Aber die Schwierigkeiten der Ernährung und vieles andere würden mit dem Ende des Krieges keineswegs beseitigt sein. Alle diese Dinge haben zu tiefliegende Ursachen und hängen von zu zahlreichen Faktoren ab. Der Friede ist nicht in unsere Macht gegeben. Wir haben wiederholt unseren Friedenswillen kundgegeben, aber wir müssen weiter kämpfen, weil unsere Gegner davon noch nichts wissen wollen. Ihre Forderungen sind noch immer maßlos und der Verstand hat bei ihnen über die Leidenschaft noch nicht gesiegt.

Wie weit wir den Krieg fortsetzen sollen und welche Sicherheiten wir im Frieden erreichen müssen, dafür können allein die Rücksichten auf unsere eigenen Interessen entscheidend sein. Es liegt nahe, daß wir die Möglichkeiten des Friedens erörtern, aber wir können diese von uns allein aus nicht herstellen. Die Regierung kann und darf sich auf bestimmte Kriegsziele nicht festlegen, um sich das Spiel nicht dadurch selbst zu gefährden, daß sie vorzeitig ihre Karten aufdeckt. Auch wir selbst müssen uns stets bewußt bleiben, daß wir mit der Aufstellung gewisser Ziele die Tatsachen nicht gewaltsam umdrehen können, und daß die Entwicklung reif werden muß, bis der Zeitpunkt zum Handeln gekommen ist.

Der letzte Abschnitt des Krieges ist der schwerste. Er stellt an unsere Widerstandsfähigkeit die höchsten Anforderungen. Gerade jetzt aber gilt es, die Kraft der Nerven zu bewahren, die in diesem Kriege so viel haben leisten müssen. Auch bei einer Wanderung ist der letzte Teil der schwierigste, besonders wenn der Weg aufwärts führt. Aber der Blick auf das Ziel hilft alle Schwierigkeiten überwinden. Das gilt auch jetzt. Weil soviel, wenn nicht alles von dieser Lösung abhängt, deshalb ist Durchhalten mehr als je das höchste Gebot der Stunde. Weil wir so unerhörte Opfer gebracht haben, muß auch das Ergebnis ihrer Größe entsprechen. Mit aller Energie wird darauf hinzuwirken sein, daß die Gegner nicht sobald wieder ein solches Unglück heraufbeschwören. Das ist die tiefe Bedeutung der Forderung nach einem deutschen Frieden, um die jetzt der Streit der Meinungen bei uns wogt.

Es wird sehr harter Arbeit bedürfen, die Erfolge des Krieges in den Bedingungen des Friedens sicherzustellen. Wir werden unsere Wünsche und diejenigen unserer Verbündeten gegen eine starke Übermacht von Gegnern durchzusetzen haben. Sehr viel wird dabei von unserer Gesamtlage und von der Energie und dem Geschick der beteiligten Personen abhängen. Die außerordentliche Aufgabe darf deshalb denjenigen Männern, die die ungeheure Verantwortung tragen, nicht dadurch erschwert werden, daß Uneinigkeiten und Mißmut im eigenen Volk ihre Bewegungsfreiheit einengen und ihre Entschlußfähigkeit hemmen. Wie die

Truppen bis zuletzt auf ihrem Posten aushalten müssen, bis das große Signal des Friedens ertönen wird, so sind auch hinter der Front Kleinmut und Streitigkeiten jetzt weniger denn je am Platze. „Zum Kampf entschlossen, zum Frieden bereit" — diese große Parole, die der Reichskanzler schon im Dezember ausgab, als wir den Gegnern den Frieden anboten, soll uns jetzt erst recht leiten, wenn wir das wirklich erreichen wollen, was uns die Gegner so hartnäckig und leidenschaftlich verwehren. Wir können ruhig und fest den Ausgang des Kampfes abwarten. Wir haben den Frieden nicht nötiger als unsere Gegner.

Auf den militärischen Schauplätzen ist nach der längeren Kampfpause des Winters mit dem Frühjahr das große Ringen wieder aufgeflammt. Die Feldherrnkunst unserer Obersten Heeresleitung hatte zu rechter Zeit das große Spiel neu aufgebaut, um die schweren Stöße aufzufangen, die heftiger denn je gegen unsere Westfront gerichtet werden. Trotz schärfster Abwehr und trotz schwerster Verluste dauern sie fort. Denn unsere Gegner wollen endlich den Sieg erringen, den sie so lange verkündet und den sie so oft vergeblich versucht haben. Deshalb haben sie ihre ungeheuren Anstrengungen vervielfacht. Der ganze Mechanismus der „Kriegsmaschine" arbeitet noch einmal mit furchtbarer Kraft. Die Heeresberichte seit den Ostertagen sind schwerer noch an Inhalt geworden als zuvor. Sie künden von Vorgängen, die weltgeschichtliche Bedeutung haben, und ihre Sprache bringt die höchste Steigerung der Kampfhandlungen zum Ausdruck. Sie ist ehern und ernst und wirkt durch ihre ruhige Zuversicht um so wuchtiger. Es wird darin auch in besonderer Weise der Heimat gedacht, die die Geschicke mit der Front teilt und deren Mitarbeit Voraussetzung des Sieges ist. Das ist zugleich auch eine ernste Mahnung, alles zu vermeiden, was den Kampf erschweren und den Sieg beeinträchtigen könnte.

Auch in militärischer Beziehung sind die Formen wie die Wirkungen des Krieges gegen früher völlig andere geworden. Durch die enge Verbindung mit der Technik ist es ein großer Materialkrieg geworden, der sich nicht nur auf militärische Dinge beschränkt, sondern auf alle anderen Gebiete übergreift. Die Ausdehnung der Fronten wie die Art der Kriegsführung haben in der Vergangenheit nicht ihresgleichen. Auch die Opfer des Krieges wachsen ins ungeheure. Der Kampf wird mit einem außerordentlichen Aufwand an Material und mit höchster persönlicher Aufopferung und Leidenschaft geführt. Das alles hat sich im Laufe des Krieges derart verstärkt, daß eine weitere Steigerung kaum noch möglich erscheint.

Neben den Kämpfen zu Lande wird der Tauchbootkrieg mit sichtbar steigendem Erfolg fortgesetzt, der gleichfalls ganz besondere Leistungen persönlicher Art erfordert und für die ganze Kriegführung entscheidende Bedeutung erlangt hat. Denn alles ist nach den Worten Hindenburgs ein großer Plan. Schon mehren sich englische Urteile, daß die britische Seemacht in dem Sinne, wie sie vor dem Kriege verstanden wurde, nicht mehr besteht, und daß es mit dem früheren

Wirtschaftssystem vorbei sei, das auf der völligen Sicherheit der Seetransporte beruhte.

Mit der Schiffahrt wird der Lebensnerv der britischen Volkswirtschaft getroffen. So wird sich auch bei den Gegnern die Einsicht allmählich verstärken, daß sich ihre eigenen Lasten um so mehr erhöhen, je länger sie den Krieg hinauszuziehen suchen. Die Zeit, die vor allem England als eine der stärksten Waffen gebrauchen wollte, arbeitet jetzt auch für uns.

Inzwischen haben sich auch große politische Umwälzungen vollzogen. Schwere Wetter haben sich vor allem im Osten entladen und neue Stürme folgen einander. Sie haben die Offensivkraft Rußlands gelähmt und ihre Wirkung kann für den ganzen Verlauf des Krieges entscheidend werden. Für uns hat sich daraus die schwierige Alternative ergeben, ob wir der Entwicklung in Rußland ihren Lauf lassen sollen — da die schweren inneren Umwälzungen nicht von heute auf morgen abgeschlossen sind, und da Neuordnung im Innern und Kampf nach außen sich auf die Dauer nicht vereinigen lassen — oder ob wir auf die Verhältnisse einwirken sollen, um von dieser Seite her die ganze Front unserer Gegner aufzurollen. Die große Frage der Neuorientierung unserer Politik hängt damit aufs engste zusammen. Noch erscheint die Lage in Rußland jedoch nicht reif und es fehlt nicht nur an Klarheit über die weitere Entwicklung, sondern es fehlt vor allem an einer Regierung, mit der wir einen Frieden von Dauer schließen könnten. Wie es neuerdings scheint, richten sich die Wünsche in Rußland weniger auf einen Sonderfrieden als auf einen möglichst baldigen allgemeinen Frieden. Ob und wie weit die internationale Demokratie imstande sein wird, die Aufgaben ihrer Lösung näherzubringen, die bisher den Regierungen nicht gelungen ist, wird die Zukunft lehren. Überall aber wächst die Friedenssehnsucht der Massen, je höher die Wellen der Kriegsnot steigen. Mehr und mehr hat sich der Schwerpunkt des Krieges auf das politische Gebiet verschoben, wo nach den militärischen Handlungen die schwere Arbeit der Neuordnung im Leben der Völker durchzuführen sein wird.

Die Fülle der Probleme hat sich vermehrt, seitdem das „freie" Amerika, das seit Beginn des Krieges unsere Gegner in jeder Weise unterstützt hat, ihrem Bunde auch unmittelbar beigetreten ist, ohne zwingenden Kriegsgrund und ohne erkennbares Kriegsziel. Es nimmt Teil am Kriege, weil es die Waffenausfuhr nicht einstellen wollte, womit es, wie wirklich Neutrale bestätigen, dem Kriege längst ein Ende hätte bereiten können. Sein Kriegsziel ist, sich „einen Beuteanteil zu sichern", wie es in der italienischen Presse hieß, sein Kriegsgrund „kapitalistische Profitgier", um seiner Gewohnheit folgend „Geld zu erobern", wie skandinavische Blätter schrieben. Die Machthaber, das sind vor allem die Führer der Finanzhäuser und der Trusts, haben sich zu stark an dem großen britisch-französischen Geschäftsunternehmen beteiligt, das die Kultur fördern soll, indem es hohe Werte zerstört. Die Bevölkerung aber, geblendet durch die Konjunktur des Krieges

und betört durch den Lügenschein der Presse, die ganz unter englischem Einfluß steht, hat weder eigenen Willen noch eigenes Urteil, verspürt aber auch keine Neigung zu diesem Kriege. Die Handlungsweise Amerikas hat uns indessen kaum noch überrascht und unsere Zuversicht in den Ausgang des Krieges nicht erschüttert.

In allen Phasen dieses schweren Krieges, wenn neue Schwierigkeiten sich erhoben oder neue Gegner zu den alten sich gesellten, ist unser Wille erstarkt, durchzuhalten in dem Kampf um Sein oder Nichtsein. Immer wieder hat sich das Wirken jener starken mannigfachen Kräfte offenbart, deren Vereinigung die Quelle unserer großen Erfolge ist. Deutschlands Stärke hat erst die schwere Zeit dieses Krieges zur vollen Entfaltung gebracht, der eine so ungeheure Kraftprobe für unser Volk geworden ist. Es ist keine Überhebung, sondern es ist berechtigte, ja notwendige Selbstbesinnung, ein Schutz zugleich gegen Kleinmut und Zweifel, wenn gemeinsame Arbeit von Politikern und Volkswirten, von Wissenschaft und Presse das Bewußtsein für die Bedeutung dieser Kräfte im eigenen Volk zu wecken und zu fördern sucht. Diese Arbeit bildet einen bedeutsamen Teil unserer Kriegführung und ist über ihren unmittelbaren Anlaß immer mehr hinausgewachsen. Sie ist zugleich Erziehung für die schweren Aufgaben der Zukunft.

Das trat auch bei der letzten Kriegsanleihe deutlich zu Tage. Sie fiel in die Zeit der Kriegserklärung Nordamerikas, aber der große finanzielle Erfolg wurde dadurch nicht beeinträchtigt. Sechzig Milliarden sind es, die wir mit unseren Kriegsanleihen insgesamt aufgebracht haben, nachdem die sechste alle früheren noch übertroffen hat. Es ist eine Summe, deren Aufbringung uns früher völlig unmöglich erschienen wäre, und für die auch heute unsere ziffernmäßigen Maßstäbe der Friedenszeit versagen. Was dieser Erfolg bedeutet als wirtschaftliche Leistung und als finanzieller Sieg wie als Ausdruck allgemeiner Pflichterfüllung in unserm Kampf mit übermächtigen Gegnern, die uns vor allem wirtschaftlich zu bekämpfen suchen und auch finanziell zu erschöpfen hoffen, das ist anläßlich der Aufklärungsarbeit für die Kriegsanleihen eingehend gewürdigt worden. Auch an dieser Stelle wurde früher schon ihrer Bedeutung und ihrer Gründe gedacht*).

Wie es zu der großen Koalition gegen uns kommen konnte, die für verletzte Menschenrechte und für die gefährdete Zivilisation zu kämpfen behauptet, wird später noch zu erörtern sein. Heute heißt es ihr standhalten, und das werden wir. Ob und wieweit wir durch andere Organisation unserer politischen Arbeit, insbesondere in Diplomatie und Presse sie hätten vermeiden können, darüber ist der Meinungsaustausch noch nicht abgeschlossen. Wir haben noch nicht die politische Schulung wie andere Länder, vor allem England, das sich in einer Reihe beständiger Kriege seine weltbeherrschende Stellung geschaffen hat. Sicher ist, daß wir

*) Vgl. das Juniheft 1916.

auch sonst mancherlei Mängel, die der Krieg bei uns aufgedeckt hat, auf Grund der gemachten Erfahrungen werden abzustellen haben. Auch den mehr verborgenen Kräften, die neben den großen kausalen Zusammenhängen bei dieser Gesamtentwicklung wirksam waren, wird noch nachzuspüren sein. Warum sie mit all dem ungeheuren Übergewicht an Menschen und Material nicht mehr zu erreichen vermochten, darüber mögen sich die Gegner nach dem Kriege erst recht streiten. Daß wir gegen eine Welt von Feinden uns zu behaupten vermochten, wird die Geschichte in jedem Falle als großen positiven Erfolg bewerten.

Der deutsche „Militarismus" hat schon den Sieg errungen, seitdem England und Amerika seine leidenschaftlichsten Vertreter wurden. Nur was in ihm steckt, das können sie uns nicht nachmachen. Die Freiheit der Völker ist eines der großen Ziele, wofür ein Teil der Kriegführenden zu kämpfen angibt, und was er durch internationale Vereinbarungen zu sichern hofft. Aber der Krieg selbst hat gelehrt, wie wenig Verträge Bestand haben, und daß stärker als die nationalen die imperialistischen Tendenzen sind, die im Krieg selbst noch gewachsen sind. Der Staat ist die alles beherrschende Macht. In ihm verkörpern sich die Geschicke des Volkes, und er ist es, der die Generationen überdauert. Der Staat bildet die feste und bleibende Organisation und Ordnung ist die Voraussetzung der Freiheit. Das ist die deutsche Auffassung vom Staate, die das Gesetz der Pflicht gegen das Ganze in sich schließt.

Was ein festes Gefüge des Staates und die eiserne Disziplin des Heeres bedeuten, das hat dieser Krieg aufs eindringlichste bestätigt. In den demokratischen Staaten hat er Erscheinungen gezeitigt, gegen die sich die Völker durch ihre Verfassung zu schützen glaubten. Mit ihrem Recht, die eigenen Geschicke selbst zu bestimmen, sind die Ereignisse des Krieges nicht zu vereinigen. Auch der Ausweg aus all den Schwierigkeiten ist nicht leicht zu finden, obwohl doch der Wille dazu fast überall vorhanden ist. Die großen Probleme im Leben der Völker lassen sich eben nicht so restlos lösen, wie die Geschichte uns zeigt, die der größte Lehrmeister bleibt. So kreuzen sich überall verschiedene Strömungen. Den Wünschen nach Schaffung eines immerwährenden Friedens stehen die Tatsachen des Krieges gegenüber, der neue Kriege zur Folge haben kann. Die Gruppierung der Staaten und Völker ist eine andere geworden. Aber was heute ist, wird morgen nicht sein.

Ähnliches beobachten wir auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Auch hier hat uns der Krieg neues gelehrt, altes bestätigt. Wie er die Begriffe des Völkerrechts und der Neutralität mehr und mehr ihres Inhalts entkleidet hat, und wie vor allem Deutschland in seinem schweren Existenzkampf bei den anderen Völkern so wenig Sympathie und Verständnis gefunden hat, so haben wir auch in wirtschaftlichen Dingen im Laufe des Krieges zum großen Teil umlernen müssen. Der Mangel an wirtschaftlicher Vorbereitung des Krieges ist etwas, was wir uns heute offen eingestehen. Der Begriff der Vorratswirtschaft hat einen ganz neuen In-

halt gewonnen. Die von England, unserm eigentlichen Gegner, über unseren überseeischen Handel und Verkehr verhängte Blockade hat auch denjenigen die Augen geöffnet, die die Notwendigkeit eines stärkeren Schutzes unserer landwirtschaftlichen Produktion bisher nicht als so ernst ansehen wollten. Der Grund und Boden mit all seinen Erzeugnissen hat für die ganze Kriegführung eine außerordentliche Bedeutung erlangt. Die Verteilung der nur in beschränktem Maße verfügbaren dringendsten Gebrauchsgüter und in Verbindung damit die Regulierung der Preisgestaltung haben sich als besonders schwierige Aufgaben erwiesen, deren Lösung bisher jedenfalls kaum als befriedigend angesehen werden kann.

Anderseits hat der Krieg bei uns die geschlossene Wirtschaft, die wir bisher nur als ein Gebilde der theoretischen Vorstellung betrachtet haben, zur Wirklichkeit gemacht. Je länger, je mehr hat unsere Friedenswirtschaft zur Kriegswirtschaft sich umgewandelt und damit ein immer strafferes Gefüge erhalten. Die Organisation der Arbeit und des Kapitals sind starke Fundamente der Kriegswirtschaft und der Kriegführung geworden, auch Verkehr und Technik sind ganz in diesen großen Dienst gestellt. Die staatliche Regulierung hat uns weite Schritte in der Richtung einer sozialistischen Wirtschaftsverfassung geführt, womit vieles zum praktischen Erlebnis geworden ist, was bisher nur den Gegenstand theoretischer Erörterungen gebildet hat.

Schon knüpft sich daran die Frage, ob und wie weit wir nach dem Kriege zur freien Wirtschaftsführung werden zurückkehren können und sollen, oder ob nicht vielmehr vieles von dem Zwange der Organisation, der uns den wirtschaftlichen Kampf allein bestehen half, wird bleiben müssen, wenn es gilt, den großen Wiederaufbau unserer Wirtschaft nach innen und außen durchzuführen. Die Erscheinungen der Knappheit und der Teuerung sind allgemein und nach dem Kriege wird ein verstärkter Wettbewerb um die Vorräte und die neuen Produkte sich erheben. Der Mangel an Frachtraum wird sich um so schärfer fühlbar machen, je größer diese Bedürfnisse sein werden. Auch hier werden die Wirkungen des Krieges sobald nicht verschwinden. Die Probleme der Friedenswirtschaft sind es, die im Zusammenhang mit alledem jetzt erörtert werden, und für die Zeit der Übergangswirtschaft werden schon die praktischen Vorarbeiten geleistet.

Das ist wichtig und notwendig. Denn auch auf wirtschaftlichem Gebiet werden die Wirkungen des Krieges immer schwerer. Seine Lasten haben sich fast ins unerträgliche gesteigert. Die Formen des Wirtschaftskrieges werden immer sinnloser und seine Wirkungen sind voller Widersprüche. Die Einschnürung in der Verfügung über dringendste Bedarfsgüter verschärft sich von Tag zu Tag. Die Grenze scheint nahe, die kaum noch überschritten werden kann. Das Gespenst einer Welthungersnot oder doch einer allgemeinen Teuerung steigt am Horizont herauf, auch sonst ist der Ausblick in die Zukunft von Wolken nicht frei.

Auch das g e i s t i g e und s i t t l i c h e Leben ist unter dem Druck des Krieges aufs höchste gesteigert. Das Bewußtsein unserer Kraft und der Glaube an unser gutes Recht stärken uns in diesen Tagen, je mehr die Wogen des Krieges uns umbranden. Täglich wächst die Zahl derer, die leiden und darben. Aber mit Ruhe und Würde nehmen viele ihre schwere Last auf sich, und mit höchstem Gleichmut der Seele werden auch die härtesten Geschicke getragen. Das sollten diejenigen nie vergessen, die noch immer — auch ihre Zahl ist groß — vom Kriege garnicht oder wenig berührt sind. Die höchste Not macht die besten Kräfte frei, und die innere Erhebung ist dort am stärksten, wo die größten Opfer gebracht werden.

Damit tritt auch die Frage nach dem S i n n des Krieges vor unser Bewußtsein. Wir können nicht glauben, daß alle diese Opfer vergeblich sein sollen, oder daß das Geschick unser Volk vernichten will, wenn es alle Völker der Erde gegen uns zusammenballt. Der Glaube an einen Sinn in dem scheinbar Sinnlosen bleibt in uns lebendig. Wir zweifeln nicht, daß alle diese Bewegung ein Ziel haben muß, auch wenn wir es noch nicht deutlich erkennen. Wir blicken in die großen Tage der Vergangenheit zurück und überschauen die Jahrhunderte menschlicher Entwicklung. Was unser Volk von andern als Vermächtnis übernahm, was die Besten unter uns in schwerer Zeit errungen haben, das wollen wir mit doppelter Kraft erhalten und mehren, von neuem erwerben, um es zu besitzen. Je heißer wir darum kämpfen, desto höher wird uns sein Wert. Auch der Weltkrieg, in dessen Ursachen und Wirkungen wir Lebenden gebunden bleiben, ist nur ein vorübergehender Abschnitt im unendlichen Lauf der Zeit. Das Zeitliche wird uns zu einem Teil des Ewigen. Der Einzelne mit all seinem Geschick geht unter im Ganzen.

Welche Zerstörung an Gütern und Werten hat der Krieg uns gebracht, wieviel Leiden und Not, wieviel widerwärtige Erscheinungen selbst — wer könnte das leugnen! Und dennoch: welche Ausweitung unserer Sinne, welche Erneuerung unseres Lebens nach außen und innen. Der Krieg löscht alte Gegensätze aus, neue ruft er hervor. Er zerstört Werte, um andere zu bilden. Er bringt hundertfachen Tod und schafft tausenfältiges Leben. Neues Leben und neue Ziele. Denn alles fließt. Die Entwicklung ist ewig und sie nur allein. Wir können einen Anfang nicht denken, wollen ein Ende nicht glauben — —

So erhöht uns auch der Krieg mit all dem, was er uns lehrt. Er durchdringt unser Empfinden und stärkt unsern Glauben. Er vertieft unser Denken und erweitert unsere Erkenntnis. Er macht uns zu den höchsten Leistungen fähig und gibt uns neuen Willen zur Tat. Was vermöchten wir Menschen von unserm Leben größeres zu erwarten? —

M. P. C. Valter:
Präsident Wilson.

Aus dem Holländischen übersetzt von Adolf Teutenberg.

Über die Politik des Kabinetts Wilson wurde schon wiederholt Kritisches angemerkt — es ist vielleicht von Nutzen, auch einmal über den Präsidenten selber etwas zu sagen, über den Präsidenten, der einen größeren Einfluß auf die auswärtige Politik seines Landes und auf die Geschichte unserer und vielleicht auch einer sehr fernen Zeit ausüben konnte als irgendein Minister oder Monarch eines andern Staates.

Vorab mag bemerkt werden, daß, so unehrlich die Politik der Vereinigten Staaten unserer Wahrnehmung nach heißen mag, der Präsident selber, der formell für diese Politik verantwortlich ist, als ein Mann von hohen und edlen Anlagen gilt und als solcher nach allem, was wir von ihm wissen, zu Recht eingeschätzt wird. Seine Vorzüge aber sind im Geschäft der internationalen Politik in Schwächen und Fehler umgeschlagen, sodaß der Steuermann Amerikas just in eine andere als die ursprünglich gewählte Fahrtrichtung getrieben ward und höchst wahrscheinlich gerne seinen ursprünglichen Kurs wiedergewinnen würde. . . .

Die Geschichte von Wilsons Tatverrichtungen in der auswärtigen Politik ist eine schnelle Folge von Irrtümern und Fehlschlägen. Ohne die Zeitumstände gehörig berücksichtigen zu können, verwachsen mit bürgerlichen Tugend- und Ehrbegriffen, die für den Hausgebrauch vortrefflich sein mögen, im Leben der Völker aber leider nichts zu sagen haben, dazu allmählich immer mehr unter den Einfluß der englisch orientierten Amerikaner geratend, war Woodrow Wilson bald eine Spielpuppe in den Händen derer, die klug die Drähte zu handhaben wußten. So wenigstens sehen viele Zeitgenossen den gegenwärtigen Mann auf Amerikas Präsidentenstuhl.

Die Demokraten, die ihn ans Ruder brachten, sind Anti-Imperialisten und bis zu einem hohen Grade, vornehmlich da, wo sich der irische Einfluß geltend macht, gegen die Engländer. Wilsons Hervortreten in der Zeit eines schon lange gefährdeten Weltfriedens erweckte in den europäischen Kabinetten, soweit sie nicht zur Entente gehörten, große Erwartungen. Dieser Demokrat würde sich, so sagte man sich, von den gefährlichen Wegen eines waghalsigen Imperialismus, die, unter britischem Einfluß, seine Vorgänger Mc. Kinley, Roosevelt und Taft eingeschlagen hatten, beizeiten abzuwenden wissen. Das werde er nicht nur sich selbst und seiner Partei, sondern auch der Welt und dem heiligen Frieden schuldig sein. . . Aber der schweren Aufgabe, diesem Kriege vorzubeugen, war Woodrow Wilson nicht gewachsen.

Die Kunst des Messens, Berechnens und vorsichtigen Abwickelns der Dinge, die da einmal geworden waren, lag ihm nicht. Sofort nach seinem ersten Auftreten trat das sichtbar ans Tageslicht.

Präsident Wilson begann mit einer Erklärung, die den Bewohnern der Philippinen baldigste Unabhängigkeit zusagte, aber anstatt daß die Verwaltung dieser Inseln besser wurde, trat Unordnung ein, denn Wilson hatte vergessen, daß die Philippiner für Selbstverwaltung noch nicht reif waren, und daß man ihnen, nachdem man sie von der spanischen Regierung „erlöst" hatte, eine andere Regierung schuldig war. Indem Wilson „Unabhängigkeit" proklamierte, schadete er sowohl den Eingeborenen wie den Europäern (u. a. auch Holländern, die in ihrem heute als voreilig erwiesenen Zutrauen zu der neueingerichteten „zivilisatorischen" Regierung für die Entwickelung des Landes Geld hergegeben hatten). Statt des erwarteten Fortschritts gab es eine rückläufige Bewegung. Und indem Wilson die „Selbständigkeit" der Philippiner kultivieren wollte, erhöhte er durch sein unpolitisches Gebaren die Gefahren einer neuen Gewaltherrschaft: denn nun erhob die Hoffnung auf den Erwerb der vormals spanischen Besitzungen in Japan ihr Haupt; worüber wieder bei uns in Holland allerlei Besorgnisse gegenständlicher wurden. . . .

Ein zweiter Mißgriff des Präsidenten Wilson war noch ernsthafterer Art. Einer der leicht entzündlichen Stellen, die einen großen europäischen Krieg verursachen konnten, lag in China. Die großen wirtschaftlichen Unternehmungen Deutschlands wurden dort durch die Entente erschwert. Durch geschmeidige Fügsamkeit gelang es zuletzt der deutschen Diplomatie, mit Hilfe amerikanischer Finanzleute einen Kooperationsplan der Großmächte Deutschland, England, Frankreich, Rußland, Japan und Amerika durchzusetzen. Einige hundert Millionen Taels sollten China als Anleihe für Kultivationsarbeit gegeben werden. Zusammengehen sollte an die Stelle des bisherigen Wetteifers treten. Eine Politik der Zusammenarbeit Europas in den entfernten Ländern, für die Bismarck und seine Nachfolger immer geeifert hatten, wollte sich ankündigen. Die britische Diplomatie schien durch das Zusammengehen der amerikanischen mit der deutschen großen Finanz geschlagen zu sein. Die Unantastbarkeit des Himmlischen Reiches sollte verbürgt werden, seine Zivilisation in europäischem Geiste schien gesichert zu sein. Der bedrohte Weltfriede würde in dem neuen, mehr oder weniger für gemeinsame Rechnung unternommenen Riesenwerk der Entwickelung Chinas einen starken Stützpunkt finden, der in wenig Zeit im fernen Osten noch stärker werden mußte und bald auch an andern Stellen fundamentiert werden konnte. Kurz, „Internationalisierung der Interessen" schien der friedenfördernde Grundgedanke der Politik der europäischen Großmächte werden zu können. Da aber war es — Präsident Wilson, der bis dahin einem Zusammengehen mit

England, d. h. dem Kriege entgegenzustehen schien, welcher plötzlich die schönen Aussichten zunichte machte. Seine demokratische Regierung wollte den republikanischen Kapitalisten nicht dienlich sein: den Finanzleuten in New-York ward bedeutet, Wilsons Regierung könne keinerlei Schutz für Unternehmungen in China in Aussicht stellen. Daraufhin zogen sich die amerikanischen Geldleute zurück, und die Diplomaten der Entente frohlockten, ihren Bankiers den Rat geben zu können, dem Beispiel der Amerikaner Folge zu leisten. Herr Wilson hatte, vielleicht unbewußt, der Entente, d. h. der Kriegspartei, in die Karten gespielt. Die große Anleihe der sechs Großmächte kam nicht zustande. Die schon im Gange befindliche Zusammenarbeit war vereitelt. Präsident Wilson, der berufen schien, eine ausschlaggebende Rolle in jener kriegsschwangeren Zeit zu spielen, hatte versagt. Es galt hier eine Sache, durch die der Weltfriede gerettet werden konnte. Wenn irgendeiner großen Unternehmung, so mußte der Präsident dieser seine Unterstützung leihen und sich davor hüten, sie voreilig im Stiche zu lassen und ihr dadurch den Hals zu brechen. Aber der Herr Professor hat die Bedeutung der Sache vielleicht nicht einmal ganz durchschaut.

Der vortreffliche Mensch und der Gelehrte von Ruf schien ein unberechenbarer, ja gefährlicher Politiker. Seine imperialistischen Vorgänger, die nach erhöhtem Machtbesitz am Panamakanal und nach Gebietszuwachs in nahen und fernen Landen strebten, hatten in Mexiko heftige Unruhen hervorgerufen: zuerst zwangen sie den Präsidenten Diaz zur Hergabe einer Flottenstation an der Magdalenenbai und danach halfen sie, durch Waffenlieferungen an Madero, den Aufständischen, Präsidenten Diaz verjagen. Als nun nach dem Regierungsantritt Wilsons General Carranza, ein Diaz-Mann, Madero gefangen nahm und, wie es scheint, die Tötung dieses Mannes — einer Tat im Stile alter mexikanischer Sitten — zuließ, hätte Wilson das auf sich beruhen lassen können: die internen Angelegenheiten Mexikos gingen ihn nichts an, und in der Tat *wollte* er sich auch nicht in sie einlassen. Außerdem ordneten verschiedene Regierungen Gesandte ab, um Carranza anzuerkennen. Woodrow Wilson aber, — es scheint unglaublich, ist aber dennoch so, — der brave, ehrliche, allen Gewalttaten widerstrebende Präsident, ließ sich durch Imperialisten und Petroleumkönige, die eine Einmischung wünschen mußten, überzeugen — oder überzeugte er sich selber? — daß er den „Mörder" Carranza nicht als mexikanisches Staatsoberhaupt anerkennen dürfe. Dahingegen schenkte er General Villa, dem Feind des „Missetäters", seine Sympathien: Villa wurde als Kriegführender anerkannt und erhielt Waffen aus Texas. So wurde der friedliebende Präsident Wilson, wenn nicht der Urheber, so doch ein mächtiger Förderer des blutigen mexikanischen Revolutionskampfes. Und als eines Tages ein Amerikaner und ein Engländer ihr Leben in diesen Wirrnissen einbüßten, — und das durch Zutun des

edlen Villa, der den bösen Carranza bestrafen sollte, — und Europa dahin vorstellig wurde, die Vereinigten Staaten möchten die Ruhe, die sie gestört hatten, nun auch wieder herstellen: da befahl der Präsident die Besetzung von Vera Cruz, und wieder gingen viele Menschenleben drauf, mit keinem andern Ergebnis, als daß die Wirrnis noch viel schlimmer wurde und die europäischen Staaten, deren Angehörige durch den Krebsgang der mexikanischen Werte Hunderte von Millionen Schaden erlitten, immer mehr Grund zu klagen hatten. Präsident Wilson aber wollte keinen Krieg erklären. Wenn auch niemand anderem, so erschien doch ihm das A und O der ganzen Sache, durch die viele Hunderte von Menschenleben und viele Hunderte von Millionen Gulden verloren gingen: einmal den „Mörder" Carranza nicht anzuerkennen und zum zweiten dann auch noch den „Mörder" Villa zu bestrafen.

Er war Anti-Kapitalist und vor allem Nationalist. Aber infolge der Abhängigkeit von England, in die man hineingeriet, konnten kanadische Eisenbahnbesitzer es fertig bringen, daß Wilson eine Auslegung des Panama-Kanal-Vertrages annahm, durch die die amerikanische Küstenfahrt ebenso schwer wird belastet werden müssen wie der große interozeanische Verkehr. Seine Erwägungen dauerten lang, aber am Ende überzeugte er, wenn niemand anders, so doch sich selber, eine tadellose Interpretation des Hay-Pauncefote-Vertrages besorgt zu haben.

Während nun das Kabinett von St. James auf Wiederherstellung der Ordnung in Mexiko drang, sandte Japan ein Kriegsschiff in den Golf, dessen Kommandant dem Präsidenten Carranza seine Aufwartung machte. Und während Wilson die Monroelehre neueren Stils in Anwendung bringen mußte, gab seine Haltung in den mexikanischen Angelegenheiten andern Regierungen Gelegenheit, in Mittelamerika „a footing" zu suchen.

Der Standpunkt des Präsidenten in Sachen der Philippinen änderte sich sehr. Man scheint ihn dazu überredet zu haben, die Eingeborenen nicht den Japanern zu überlassen. Und der Mann, der als Anti-Imperialist begann, beratschlagte nun nicht mehr allein über die Verteidigung dieser Inseln, sondern auch über die gleichzeitige Beschirmung des ganzen niederländisch-indischen Archipels.

Ein paar Jahre, nachdem Präsident Wilson als Mann des Friedens sein Amt angetreten hatte, unterzeichnete er Beschlüsse, die eine sehr ansehnliche Vergrößerung der amerikanischen Flotte bedeuteten: schon gab Amerika für seine Marine viel mehr aus wie Deutschland, und schon baute es größere und schwerer bestückte Kriegsschiffe, als selbst England sie besaß.

Wenn jemals eine Regierung ohne festen Kurs umhertrieb, so war es die des Präsidenten Wilson. Es kam endlich wohl eine Fahrtrichtung heraus: die britisch-imperialistische, in der denn auch immer schneller und hals-

brecherischer weitergefahren wurde — aber es war nicht des Präsidenten Wilson Hand, die eigenkräftig das Steuer hielt. . . .

Bei Ausbruch des europäischen Krieges wurde eine lahme Neutralitätserklärung abgegeben. In London aber brauchte man sich darum nicht ernsthaft zu kümmern: der Präsident verabscheute ja den Krieg und würde den Frieden (um einiger Seerechtsverletzungen willen) nicht brechen. Damit konnte man damals rechnen. — Unter Verletzung der Würde und der Interessen Amerikas und anderer Mächte machte England allem Handel nach Deutschland ein Ende, wobei es hoffen durfte, die Frauen und Kinder der kämpfenden Soldaten auszuhungern. Sogar Verbandmittel für die Verwundeten und Nahrung für Säuglinge wurden nicht durchgelassen.

Präsident Wilson hätte damals England mit einem Wort zur Achtung des geltenden Seerechtes und zu humaner Kriegführung zwingen können. Er muß damals wohl geschwiegen haben, weil er stark unter dem Eindruck der „deutschen Greuel", der „Mordtaten von Visé" usw. war und sehr fürchtete, das Kabinett von St. James möchte ihm in Mexiko oder durch Japan unbequem werden.

Als nun die Deutschen einige englische Schiffe in den Grund bohrten, wobei einige amerikanische Fahrgäste zu Tode kamen, wiederholte sich die sonderbare mexikanische Angelegenheit. Der Präsident sah nicht ein, daß jene Leute, die man vorher gewarnt hatte, ihren vorzeitigen Tod selber verschuldet hatten. Er zog wider den deutschen Tauchbootführer, der die Lusitania in den Grund gebohrt hatte, zu Felde wie einst gegen Carranza — mit den gleichen Folgen von Unruhe und Kriegsgefahr wie damals! Seinen tüchtigen, wirklich friedliebenden und anti-imperialistischen Staatssekretär Bryan, der öffentlich erklärte, die anmaßliche Lusitania-Note Wilsons könne das Vorspiel eines ungerechtfertigten Krieges gegen Deutschland werden, ließ der Präsident ohne weiteres ziehen.

So schwamm Herr Wilson mehr und mehr in einen ganz und gar angelsächsischen Kurs hinein; so trug er, der über Europens Verblendung und schlechtes Betragen nicht tadelnd genug reden konnte, zur Verlängerung des Krieges Erhebliches bei, indem er nämlich Deutschlands Tatverrichtungen sehr erschwerte und England durch passivisches Geschehenlassen sehr wesentliche Hilfe angedeihen ließ. Aber der unbedachte Mann, der so voller Liebe zu den Menschen war, daß sein Herz über den Tod einiger weniger Amerikaner zu bluten schien, wird dereinstens für die Fortsetzung dieses furchtbaren Krieges und für den Tod von Hunderttausenden mitverantwortlich gemacht werden von der Geschichte.

Er ging und er geht — vielleicht ohne es anfangs gewollt und ganz gewußt zu haben — die Wege eines Nicht-mehr-Neutralen, die Wege Eng-

lands, die für Holland so sehr gefährlich sind: wer wirklich neutral sein und Frieden halten will, muß sich fern von diesem Manne halten.

Der Präsident will vielleicht das Beste, aber er kann es nicht verwirklichen.

Im April 1916 war Wilson wieder überzeugt, Carranza sei kein Mörder, und er erkannte ihn an als Oberhaupt der Mexikanischen Republik; doch nun bedrohte er Deutschland mit Krieg: im Namen von Recht und Kultur, aus reiner Humanität; denn er hatte einen neuen „Mörder" entdeckt in jenem deutschen Unterseebootkommandanten, der die „Sussex" für ein Kriegsschiff hielt und sie aus reinem Pflichtgefühl in den Grund gebohrt hatte.

Es gibt in der amerikanischen demokratischen Partei, aber auch außerhalb ihrer, eine starke Strömung, die dahin geht, England durch Zwang zur Freigabe des friedlichen Handels zu veranlassen. Man könnte das erreichen, sogar sehr leicht. Was der amerikanische Präsident Madison vor hundert Jahren in ungefähr einem Jahre zustande bringen konnte, vermöchte Wilson in einem Tag zu tun. Er brauchte nur zu fordern und mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu drohen. Denn es gibt Mittel genug, um England zu nötigen, die völkerrechtlichen Gesetze auf dem Meere zu respektieren, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Recht bestanden. Aber man ist in London, und allem Anscheine nach aus Gründen, der Meinung, daß von dem Manne, der gegenwärtig im Weißen Hause herrscht, für England nichts zu befürchten sein wird.

Gerne, herzlich gerne sei hier noch einmal dem ersten Bürger der Vereinigten Staaten das Lob gesungen, das ihm, so viel man wissen kann, zukommt: er sei ein ehrlicher und tugendhafter Mensch. Nicht aber ist Wilson, was dabei gesagt werden muß, der Mann, den Amerika, den die Welt in diesem Augenblick brauchte. Es ging kein guter, sondern ein verwirrender Einfluß auf das große Geschehen der Zeit von ihm aus. Wilson scheint, ein Opfer seiner „guten" Eigenschaften, Spielball in den Händen der Engländer geworden zu sein. Und Europa wird er die Hilfe nicht bringen, die es zur Beschwörung des allesvernichtenden Kriegssturmes so sehr braucht. Dieser Sturm wird weiter rasen, weil England ihn entfesselte und weil England ihn so lange nicht wird mitbeschwichtigen wollen, bis es selber so gelitten hat wie seine Bundesgenossen — oder bis ihm, wie vor hundert und zweihundert Jahren, wieder mal die still genährte Hoffnung reift: auf den Schlachtfeldern der andern reiche Beute machen zu können.

Die Zeit kann kommen, und vielleicht schon bald, da wir den Präsidenten Wilson als Friedensstifter auftreten sehen. Aber er wird dann kein unabhängig dastehender Bereiter des Friedens sein, und es müßte mit merkwürdigen Dingen zugehen, wenn ihm der große Wurf gelingen sollte.

Professor Dr. E. Rosenbach: Die Weltbetrachtung eines Engländers.

Ein Beitrag zur deutschen Kriegsliteratur.

Den Kenner des englischen Schrifttums unserer Tage, der in der Überschrift den Titel einer im Jahre 1914, kurz vor Kriegsausbruch, erschienenen Aufsatzsammlung von H. G. Wells*) wiedererkennt, wird es nicht überraschen, den berühmten Verfasser von „A Modern Utopia" — „Kipps" und „Tono-bungay" in die stattliche Schaar jener ausländischen Schriftsteller aufgenommen zu sehen, welche in diesem Kriege als überzeugte Anwälte unserer Sache auftreten oder deren Anschauungen — bisweilen auch gegen ihre Absicht — eine wertvolle Bekräftigung des deutschen Standpunktes darstellen. Und zu jener letzteren Gruppe, deren Werke dem deutschen Leser gerade jetzt eine besondere Genugtuung bereiten können, gehört zweifellos auch Wells. Er ist freilich keiner von jenen Geistern, die in jüngster Zeit so oft auf unserer Seite zitiert wurden, aber wir sollten doch nicht vergessen: wenn Männer wie Carlyle, Matthew Arnold, Meredith und Shaw den englischen Nationalcharakter einer herben Kritik unterzogen haben, so wird die Beweiskraft ihrer Vorwürfe doch durch den Umstand beeinträchtigt, daß die Persönlichkeit der beiden Erstgenannten vom deutschen Geistesleben durchtränkt ist, daß Meredith ein Kelte war und der kampfesfrohe Irländer nur eine lange Kette von Anklägern gegen englische Unterdrückung beschließt. Von ungleich höherem Werte müssen uns daher die Erkenntnisse eines H. G. Wells sein, der, ein bewußter Engländer, aus keinem anderen Grunde als aus ehrlichem Bekehrungseifer seinen Landsleuten ein umfangreiches Sündenregister vor Augen führt. Deshalb wäre es nur zu begrüßen, wenn das genannte Werk, in einer zulänglichen Übertragung, als volle Bereicherung der deutschen Kriegsliteratur bei uns Verbreitung fände; bis dahin möge der Leser, sofern er des Englischen nicht kundig ist, mit den folgenden Ausführungen vorlieb nehmen.

Im Gegensatze zu R. Kipling, dessen Unvermögen, das Wesen und die Triebkräfte der modernen Gesellschaft zu erfassen und seine mit journalistischer Empfänglichkeit gewonnenen Eindrücke des Augenblicks zur Weltanschauung zu verdichten, mit jedem neuen Werke klarer zutage tritt, bildet es bei Wells einen besonderen Reiz, von Buch zu Buch die Entwicklung dieses komplizierten Kulturmenschen zu verfolgen. Er ist längst nicht mehr der Verfasser jener Jules-Verneiaden, die auch in Deutschland bekannt sind**) und in denen er

*) An Englishman looks at the world. Tauchnitz, Nr. 4476.

**) „Menschen im Mond", „Der Krieg der Welten", „Im Jahr des Kometen", „Die Riesen kommen", „Die Zeitmaschine" u. a.

die phantastischen Folgerungen einer modernen Erfinderromantik mit erbarmungsloser Kritik der Gegenwart verbindet. Er legt allerdings schon in diesen Werken den Finger auf die Wunden des sozialen Organismus Englands, er weist auf die geistige Enge des Lebens, auf die Bildungsfeindlichkeit des Bürgers, die hemmenden Fesseln einer allmächtigen Konvention und all die anderen Auswüchse einer bloß technischen Kultur hin. Allein bei dem Proteste bleibt Wells — wie etwa Shaw und Galsworthy — nicht stehen; auch flüchtet er nicht in die exotischen Wunderreiche des buddhistischen Orients, wie Lafcadio Hearn und Kipling im „Kim“, oder in die ländlich-patriarchalischen Zustände wie Hardy, Yeats u. a. Er setzt sich vielmehr entschlossen zur Wehr, sinnt auf Abhilfe und hält an dem Glauben fest, daß Geisteskraft, ethische Vertiefung und Erfindungsgabe den Weg zu immer höherer Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft weisen können. Die sozialistischen Dogmen marxistischer Prägung und die etwas lebensfremde Wissenschaftlichkeit der Fabier sind nur Etappen auf seinem Wege; er ist heute bei einer Synthese von Individualismus und Demokratie und einer Verbindung von Imperialismus und intellektuellem Sozialismus angelangt, welche dem deutschen Leser umso interessanter erscheinen müssen, als ja auch unserer öffentlichen Meinung der Gedanke des Staatssozialismus im Kriege vertraut geworden ist.

Und nun zu unserem Thema! Die größte Zahl der Vorwürfe und das ernsteste Pathos, mit dem Wells seine Landsleute aufzurütteln versucht, kehren sich naturgemäß gegen deren auffälligste Schwäche, den Mangel an tieferer Bildung und wissenschaftlichem Denken. Das träge Beharren in hergebrachten Denkformen, das Versiegen erfinderischer Tätigkeit, die intellektuelle Rückständigkeit der führenden Politiker sind ihm ein beständiger Grund zur Klage. Das Übel wird bereits in der Schule gezüchtet; denn schon hier lernt der Engländer, die geistigen Gaben geringer zu schätzen, als gutes Benehmen, gesunden Körper und die anderen „Alltagstugenden der Mittelmäßigkeit“. Weit entfernt, den Ansprüchen der Gegenwart zu genügen, sind die Mittelschulen und Universitäten vielmehr „die letzte Zufluchtsstätte einer überlebten Rechtgläubigkeit und ein Museum toter Sprachen“ (Seite 82). „Unsere Studenten müssen mit der klaren Erkenntnis genährt werden, daß die „Geschichte“ nicht vorüber ist, daß nichts endgültig geregelt ist, daß vielmehr die höchste dramatische Phase in der Geschichte Englands erst bevorsteht“ (82). In diesem Kampfe aber, der eben ein Konflikt der Geister sein wird, fehlt es in England an der Hilfe der modernen Forschung. „Die Naturwissenschaften sind verkümmert durch die Eifersucht der klassischen Gelehrten, von denen unsere Hochschulen beherrscht werden, durch die Furcht und den Haß der Staatskirche und den völligen Mangel an Verständnis und Unterstützung von seiten der Advokaten und Geldmänner, die unser öffentliches Leben leiten“ (75). „Großbritannien hat eine Lücke in seiner Rüstung, die

gefährlicher und verhängnisvoller ist, als die zahlenmäßige Unzulänglichkeit an Schiffen und Menschen es je sein kann. Es fehlt uns an Gehirnen. Hinter der Stärke unserer Rüstungen, einer Stärke, die mit dem Augenblicke, da sie ins Leben tritt, schon unwirksam und veraltet zu werden beginnt, braucht ein Land immer mehr die noch viel wirksamere Stärke der intellektuellen und schöpferischen Tätigkeit" (142). Nicht Großkampfschiffe, sondern die Laboratorien des Physikers und Chemikers, systematisches Forschen und wissenschaftlich begründete Organisation werden den Krieg der Zukunft entscheiden.

So erblickt Wells, der Intellektuelle, in der geistigen Rückständigkeit seiner Landsleute die größte Gefahr für Englands Zukunft; allein nicht minder ablehnend ist die Kritik, die der Autor als Demokrat an den staatlichen Einrichtungen übt. Er wird nicht müde, auf das Versagen des Parlamentarismus, auf die Unzulänglichkeit der Regierungen Englands hinzuweisen. Von den zünftigen Politikern spricht er mit Verachtung; ihnen verdanke das Reich sein Wachstum keineswegs, ihr einziger Beitrag zur Geschichte Englands sei der Verlust Amerikas gewesen (42). Was England groß gemacht habe, seien glückliche und unvorhergesehene Umstände, Handelsgesellschaften, Pfadfinder, Forschungsreisende, Entdecker zur See, Abenteurer wie Clive, verschrobene Menschen wie Gordon, Invalide wie Rhodes (42). „Von Sonderlingen, von Ausgestoßenen ist unser Reich aufgebaut worden und es wird schließlich, wie ich fürchte, an der Gedankenträgheit jener geistlosen Durchschnittsmenschen zugrunde gehen, die uns regieren. Weltreich und Zivilisation sind ihnen in den Schoß gefallen, wie etwa eine blinde Henne ein Korn findet, Kunst, Bildung und Literatur, kurz alles, was den Menschen über die Beschränkungen durch Örtlichkeit und Herkommen hinaushebt, alles, was unsere Weltmacht rechtfertigen und befestigen kann, bedeutet ihnen nichts. Sie sind beschränkte Provinzler, genarrt durch die Aussicht, die Welt zu lenken — sie sind die albernen Erben einer großen Generation von Ausgestoßenen. Sie begeben sich zur Jagd aufs Land, kehren zurück, wenn die Torheiten des Parlaments beginnen, erfahren nur das, was die Zensur an Theaterstücken und Büchern verschont ließ, speisen in Restaurants und sind tadellos angezogen. Das allmähliche Verkümmern und der Niedergang unserer Philosophie und Wissenschaft, das Absterben britischer Erfindungsgabe und des Unternehmungsgeistes sind ihnen gleichgültig, weil sie den Zusammenhang dieser Dinge mit den augenfälligen Interessen des Reiches nicht zu erfassen vermögen. Aber die Welt hat keine Zeit, auf England zu warten . . . . Und die für unsere Weltreichsbestrebungen günstigen Stunden verrinnen" (45/46). Auch der Grund, den Wells für solchen Verfall politischer Begabung anführt, entbehrt für uns nicht des Interesses: er erblickt ihn in der Überflutung des öffentlichen Lebens durch die Juristen. Diese haben es

„durch ihre Freude an verdrehten Streitfragen und an den rein formalen Machenschaften ihres Berufes“ dahin gebracht, daß die englische Politik nicht mehr die tatsächlichen Verhältnisse des nationalen Lebens widerspiegelt. „Schritt für Schritt mit dem Machtzuwachs des Unterhauses haben die Juristen alle anderen Berufszweige des politischen Einflusses beraubt. Der Zusammenbruch des Oberhauses“ (gemeint ist die Entziehung des Vetorechtes und des Rechtes der Beratung von Budgetfragen) „war der letzte Triumph des Hauses der Advokaten; wir haben nunmehr keine Regierung des Volkes für das Volk, sondern eine solche von Advokaten für Advokaten. Diese geben im öffentlichen Leben den Ton an. Ihre fachliche Schulung steht im völligen Gegensatze zu den schöpferischen Kräften des aufbauenden Künstlers wie zu den zielbewußten Experimenten des Gelehrten, sie verstehen sich lediglich auf ein geschicktes Hantieren mit Beweismaterial und legalem Vorteil und haben daher unter allen Gebildeten die geringste staatsmännische Begabung. Mit den großen und dringenden sozialen Fragen wollen sie nichts zu tun haben. Sie spielen ein langes und fesselndes Spiel mit politischen Parteien als Gegner, welches den emsigen Spieler mit Ehren, Stellungen, Macht und reichem Gewinn belohnt. Eine angesehene, geschäftige Ergebnislosigkeit, bei der es in der Welt hübsch beim Alten bleibt — das ist die ideale politische Laufbahn des Juristen“ (55). Wie weit ist es unter solchen Umständen mit dem vielgepriesenen englischen Parlament gekommen! „Wer Abgeordneter wird, verläßt den breiten Strom des lebendigen Gemeinwesens und begibt sich in einen Winkel, wo nichts gelernt und viele Ränke gesponnen werden, in eine privilegierte Versammlung, die sich um unsere Angelegenheiten gar nicht kümmert und sie doch in verhängnisvoller Weise beeinflußt. Die Parlamentsdebatten, einst der wesentlichste Bestandteil unseres nationalen Denkens, begegnen heute im Volke völliger Gleichgültigkeit“ (79). „Die geheime Verkommenheit des öffentlichen Lebens, dieser versteckte Geheimbund, der Ehren verschachert, finanzielle Schiebungen vornimmt, die heißesten Wünsche des Volkes unterschlägt, ehrliche Männer durch dunkle Wahlmanöver beseitigt“ (265), hat zur Folge, daß nun auch in England, wie in manchem anderen Staate, das politische Handwerk verächtlich geworden ist, und daß die Völker auf diese Weise die Macht aus der Hand geben. „Die Regierungsformen in den zivilisierten Staaten der Erde sind nur in der Theorie demokratisch. In Wahrheit sind sie nur die Hülle für parasitische Oligarchien, die sich in ihrem Rahmen und an ihrer Statt gebildet haben. Der alte Geist der Freiheit und des Gemeinsinns, der Priestertücke beseitigte und Tyrannenmacht brach, scheint sein Werk bloß vollbracht zu haben, um dann dunklen politischen Verschwörungen zu weichen“ (256). Die politischen Körperschaften regieren unumschränkt; die Stimmen der Völker dringen nicht zu einander, keine Macht der Erde verhindert das immer näherrückende Verhängnis — den Krieg.

So gelangt Wells mit innerer Folgerichtigkeit dazu, den Zusammenbruch des alten Europa als unmittelbar bevorstehend anzunehmen. Ist es nicht seltsam, daß dem scharfbeobachtenden Engländer der baldige Ausbruch des Krieges keineswegs zweifelhaft war, daß der Krieg vielmehr wie eine finstere Gewitterwolke hinter allen seinen Ansichten und Äußerungen steht? Und das zur gleichen Zeit, da sich bei den Zentralmächten die öffentliche Meinung in Hoffnungen wiegte, bis der Mord von Sarajewo deutscher Vertrauensseligkeit ein jähes Ende bereitete? Aber unser Staunen über die Offenheit des Engländers wächst zur Verblüffung, wenn wir lesen, was dieser in militärischen Dingen völlig Unerfahrene über den Verlauf des Krieges vorherzusagen weiß. Darüber, wer der künftige Gegner ist, herrscht natürlich kein Zweifel: „Es ist bei uns nur allzugebräuchlich, Deutschland als den Feind schlechthin zu betrachten. Wir Engländer sind jetzt auf Deutschland ungemein eifersüchtig; und zwar nicht blos deshalb, weil die Deutschen uns an Zahl überlegen sind, weil ihr Land größer und vielgestaltiger ist, als das unsere, und weil es im Herzen Europas liegt, sondern besonders deshalb, weil die Deutschen im letzten Jahrhundert, während wir uns von Plattheiten und Einbildung nährten, genug Tatkraft und Unterordnung besaßen, um ein ausgezeichnetes System der Volkserziehung zu entwickeln, sich um Wissenschaft, Kunst und Schrifttum zu bemühen, den sozialen Bau auszugestalten, unsere Methoden in Handel und Industrie zu beherrschen und zu verbessern und uns an Kultur zu übertreffen. Dies hat uns gedemütigt und erbittert, anstatt daß es uns gebessert hätte; und diese Erbitterung wurde noch verschärft durch prahlerische Verstöße gegen den guten Ton, durch die Redewendungen von „Blut und Eisen" und der gepanzerten Faust und die weltpolitischen Phantasien, welche die neuere deutsche Geschichte einleiteten" (41). Solche Äußerungen sind von löblicher Offenheit, aber nicht neu. Was soll man jedoch zu folgenden Prophezeiungen sagen, die sich in dem bedeutsamen Aufsatz „Was der gesunde Menschenverstand vom Kriege hält?" finden? „Unsere öffentliche Meinung hält an dem Glauben fest, daß der nächste Seekrieg mit einer entscheidenden Handlung der Seestreitkräfte einsetzen werde. Der Schlachtenplan, wie er uns angekündigt wird, ist von berückender Einfachheit. Unser Gegner wird sich uns in einem Verhältnis von 10 : 16, oder — je nachdem, wer unser Feind ist — in einem für uns noch günstigeren Verhältnis stellen, dann wird ein furchtbarer Kampf mit Kanonen und Torpedos losgehen und dann kehren unsere Admirale siegreich heim und plaudern in den Monatsschriften von dem Plane und den Einzelheiten der Schlacht und ein jeder schreibt von den kleinen Schwächen des anderen. Nun, dies ist eine zwar wünschenswerte, aber recht unwahrscheinliche Voraussage. Es ist gar nicht anzunehmen, daß der Feind Schlachtenschiffe gegen unsere übermächtigen Dreadnoughts aussenden

wird. Diese werden vielmehr auf dem Meere herumfahren und auf der Suche nach einer Flotte sein, die aber schön aus ihrem Wege und in Sicherheit gebracht ist. Zu nahe an die feindliche Küste werden sie natürlich der Minen wegen auch nicht kommen können, und inzwischen werden nur unsere Kreuzer den feindlichen Handel in die Häfen gescheucht haben. Aber dann wird etwas ganz anderes eintreten! Wir werden auf einmal entdecken, daß der Feind gegen unsere schönen Schiffe Mittel anwendet, die nicht „sportsmanlike" sind. Er wird selbstverständlich in Wirklichkeit viel mehr Unterseeboote, Torpedoboote, Wasserflugzeuge und Luftschiffe haben, als auf dem Papiere. Die kosten nicht viel und sind leicht zu verbergen. Und in einer trüben, nebeligen Nacht, wie sie bei uns so häufig sind, werden sich ihm einmal besondere Gelegenheiten bieten und früher oder später, es sei denn, daß wir ihn unter Wasser und in der Luft entscheidend besiegen — wofür wir aber in keiner Weise gerüstet sind — wird er einmal eine solche Gelegenheit wahrnehmen und wir werden einen Dreadnought verlieren. Es wird ein schwacher Trost sein, wenn ein verirrter Zeppelin etwa die Ruhe des Landlebens unterbricht, indem er zur Erde geht und in unsere Hände fällt. Die Dreadnoughts werden dann nicht länger die Quelle unserer unerschütterlichen Zuversicht bilden. Ein zweiter Schiffsverlust wird gewaltige Aufregung in der Presse hervorrufen und ein dritter wird dazu führen, unsere Flotte in einem östlichen Hafen oder an der Westküste Irlands zu verstecken — und dann erst wird der wahre Seekrieg beginnen, der ein Krieg der Zerstörer, der Tauchboote und Wasserflugzeuge sein wird. Als ein Engländer, der sein Vaterland liebt, werde ich immer stärker von Zweifeln beunruhigt, ob wir dem Gegner in diesen entscheidenden Kriegsmitteln ebenso gewachsen sein werden, wie in der Anzahl der Großkampfschiffe. Und wenn an einem Tage die kriegslustige Presse wieder einmal recht laut gewesen ist, dann liege ich nächtens wach und grüble darüber nach, ob nicht schon jetzt die Herrschaft zur See unserer Hand entglitten ist, während wir noch, wie hypnotisiert durch die Idee der großen Schiffe, auf das gewaltige Geschwader unserer großen Flotte starren . . . . . " (141/2).

Wir sehen: Norman Angell steht in seiner Ablehnung des Krieges nicht allein: auch H. G. Wells ist sein grundsätzlicher Gegner; in einer Zeit, wo die Kriegspsychose die westlichen Völker bereits unterjocht, bleibt es Wells Verdienst, mit allem Nachdruck verkündet zu haben: Der moderne Krieg ist ein Irrsinn und Verbrechen; sein Ausgang für England mehr als zweifelhaft; zweifelhaft aber auch Englands Berechtigung, die Herrschaft der Welt an sich zu reißen, selbst wenn dies mit Waffengewalt möglich erschiene; ein Volk mit so schwerwiegenden äußeren und inneren Gebrechen müsse dem Wahne entsagen, von Gott zur Weltherrschaft bestimmt zu sein. (Welch unenglische „Weltbetrachtung eines Engländers" !). An Stelle des ver-

stiegenen, dem sicheren Verfall zutreibenden Nationalismus weist Wells den Völkern ein anderes Ziel; der Aufsatz: „Vom möglichen Zusammenbruch der Kultur" schließt mit den Worten: „Es ist möglich, daß das zwanzigste Jahrhundert doch schließlich keinen solchen Fortschritt mit sich bringt, wie das neunzehnte. Statt rastlos vorwärts zu schreiten, können wir auch zurückgeworfen und gezwungen werden, noch einmal und unter bescheideneren Lebensumständen einige jener grundlegenden Wahrheiten zu lernen, welche die Menschheit noch nicht genügend begriffen hat — Ehrlichkeit und brüderliche Gesinnung, Völkereintracht („social collectivism") und ein Staatsrat aller Völker, der den Frieden wahrt" (327). Und hier, wo — unseres Wissens zum erstenmale in der Literatur Englands — ein moderner Humanismus um unsere Herzen wirbt, geben wir uns restlos dem Denker hin: „Es ist vielleicht ein schwereres Unternehmen, dem guten Willen und dem Gemüte der Menschheit zum Durchbruche zu verhelfen, als ein Gebirge zu durchbohren oder einen Deich gegen das Meer zu errichten. Aber es ist ebenso durchführbar. Der Weg, der uns von der Finsternis der Höhlenwohnungen zum elektrischen Licht geführt hat, er wird uns auch zum Lichte in der menschlichen Seele führen; es ist der Weg des freien, unerschrockenen Denkens und Versuchens, des systematischen Austausches von Gedanken und Erfahrungen, der Weg der Geduld, der Ausdauer und der geistigen Gesittung. Hand in Hand mit dem Wachstum der philosophischen und technischen Errungenschaften wird der Mensch auch in seiner Selbstbeherrschung erstarken und Probleme, die heute frommen Wünschen über einem Abgrund von Unwissenheit und Hindernissen gleichen, werden ihrer Lösung entgegengehen. Einst kommt der Tag, da die Menschen die Kenntnisse und Fähigkeiten haben werden, das Leben zu meistern und dafür zu sorgen, daß jede Generation die vorherige übertrifft. Und damit wird ein neuer Tag in der Geschichte der Menschheit anbrechen, ein Tag, der sich zu unserem jetzigen Leben verhalten wird, wie das Tageslicht zu den Träumen eines ungeborenen Kindes." (344) —

Mit diesem versöhnlichen Ausblicke in eine bessere Zukunft entläßt uns der Verfasser. Er hat die schlimmsten Nöten unserer Kultur erkannt, er sieht das furchtbar reinigende Gewitter näherziehen, aber er weist uns schließlich doch den Aufstieg einer neuen Friedenssonne. Und so legt Wells in seine „Weltbetrachtung" die gedanklichen Grundlagen zu seinem nächsten — ebenfalls vor dem Kriege geschriebenen Werk, der „Welterlösung"*), von dem nach meiner Meinung noch viel die Rede sein wird, bis seine Zeit gekommen ist. Mit Erschütterung lesen wir hier eine „Menschheitsgeschichte", in der eine hinreißende Vereinigung von Geist und Gemüt den

*) The World Set Free. Tauchnitz Nr. 4496.

Ausbruch, Verlauf und — oft bis in die Einzelheiten zutreffend — die Wirkungen des Weltkrieges vorauskündet; und wie er schließlich auf den Trümmern der Gegenwart den Bau einer künftigen Völkergemeinschaft errichtet, in der das reine Menschentum sein lange vorenthaltenes Erbe antritt, das sichert Wells einen Platz dicht neben jenen Höhen, welche der deutsche Humanitätsgedanke in seinen kühnsten Flügen erstiegen hat.

Was Wells seit Kriegsbeginn geschrieben hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Ich finde bloß in der Februarnummer des „Literarischen Echos" dieses Jahres ein Referat über sein jüngstes Werk „**Mr. Britling sees it through**", aus dem hervorgeht, daß Wels, mag auch die Leidenschaft zur Stunde in manchem sein Urteil trüben und zu ungerechten Ausfällen gegen uns verleiten, auch hier noch eine scharfe Kritik der englischen Politik und Kriegsführung mit ungeschwächter, den wahren Menschheitszielen zustrebender ethischer Kraft verbindet. Und darum glaube ich: wenn nach dem Kriege den Völkern die schwere Aufgabe bevorsteht, neue Brücken zu schlagen und über dem Nationalismus die Kuppel des Menschheitsgedankens zu wölben, dann wird unserem Dichter ein wesentlicher Anteil an der von England zu leistenden Arbeit zufallen.

Ákos v. Timon,

o. ö. Professor an der Universität Budapest:

Die Theorie der heiligen ungarischen Krone und die Krönung.

II. Die Krönung.

Seitdem die ungarische Nation die Heilige Krone als das Symbol des Staates betrachtete und die höchste Staatsgewalt darin personifiziert sah, mußte notwendigerweise der Rechtssatz zur Herrschaft gelangen, daß die Krönung die unerläßliche Bedingung des verfassungsmäßigen Besitzes der königlichen Gewalt sei, da die königliche Gewalt mittelst der Heiligen Krone durch die Krönung auf den König übergehe. Klar und deutlich hat dies — wie wir schon oben ausführten — Matthias Hunyady in seinem an die Stadt Pozsony gerichteten Einladungsschreiben ausgesprochen Denselben staatsrechtlichen Grundsatz lehrt auch Werböczy, indem er ausführt, daß seit dem Heiligen Stefan das Recht der Herrschaft und der Regierung von der

Gesamtheit durch den Willen der Nation auf die Heilige Krone und infolgedessen auf unseren Fürsten und König übertragen worden ist.

Es bedurfte keines Gesetzes, das die Krönung vorgeschrieben hätte. Die Stelle des Gesetzes vertrat in wirksamster Weise die lebendige nationale Rechtsüberzeugung, die die Legalität der königlichen Macht durch die Krönung bedingt sah. Darum sagt Werböczy, daß man die Könige Ungarns mit der Heiligen Krone zu krönen pflege; und Art. I. des (II.) Dekrets von 1572 erklärt, daß „Fürst Rudolf in Gemäßheit der alten Gesetze und Einrichtungen mit der Heiligen Krone Ungarns gekrönt wurde". Unter den alten Gesetzen und Einrichtungen ist das Gewohnheitsrecht zu verstehen, denn durch Gesetz wurde die Krönung zuerst 1687 vorgeschrieben.

Die ungarische Nation verzichtete wohl zufolge der Festsetzung der Primogeniturerbfolge im Dekret von 1687 und in der sog. Pragmatischen Sanktion von 1723 zugunsten der thronfolgeberechtigten Linien des Hauses Habsburg auf das Recht der Königswahl; aber nichtsdestoweniger erlangt auch der Erbkönig seine legale Gewalt erst vermittelst der Heiligen Krone. Jener Fundamentalsatz der ungarischen Verfassung, daß die höchste Staatsgewalt von der Heiligen Krone auf den König übergehe, behielt seine unverminderte Geltung. Sowohl G. A. II: 1687, als die Pragmatische Sanktion enthalten die klare Vorschrift, daß der Erbkönig sich unter Ausfertigung des Versicherungsdiploms und Ablegung des verfassungsgarantierenden Eides krönen lassen müsse.

Ohne Krönung gibt es — nach dem ungarischen öffentlichen Rechte — keinen gesetzlichen König, keine rechtmäßige Gewalt, denn der Thronfolger erwirbt diese Gewalt durch den Willen der Nation von der Heiligen Krone. Es besteht — wie Werböczy lehrt — keine Untertanenpflicht, da die vollfreien Mitglieder der Nation einzig der Gewalt des gesetzmäßig gekrönten Königs (rex legitime coronatus) unterworfen sind. Bloß der gekrönte König hat das Recht der Gesetzessanktion und der Besitzschenkung.

Diese staatsrechtliche Grundanschauung drückt auch G. A. III: 1790 aus, indem er bestimmt, daß die Krönung unweigerlich (inomisse) binnen sechs Monaten, von der Thronbesteigung an gerechnet, stattzufinden habe. Während dieser Frist kann der Thronerbe, der haereditarius rex, bloß die verfassungsmäßig umschriebene Regierungsgewalt ausüben, aber die Erteilung von Privilegien, worunter nach altem ungarischen Recht auch die Sanktion der Gesetze zu verstehen ist, steht einzig dem gesetzmäßig gekrönten König zu. Wenn die im Gesetze vorgeschriebene Frist verstreicht, ohne daß die Krönung erfolgt wäre, ist die Rechtskontinuität aufgehoben; die Herrschaft des Thronerben wird zur ungesetzlichen, seine Handlungen und Verfügungen sind vom Standpunkte des Staatsrechts null und nichtig; er ist nicht nur nicht befugt, Gesetze zu sanktionieren, sondern er kann überhaupt keinen Akt der Staatsgewalt in rechtsgiltiger Weise vornehmen.

Mit der Institution der Krönung sind zwei wichtige Verfassungsgarantien, der Krönungseid und das Versicherungsdiplom, enge verbunden. Ersterer stellt eine religiöse, letzteres eine urkundliche Garantie der konstitutionellen Rechtsordnung des ungarischen Staates dar. In beiden gelangt die große staatsrechtliche Bedeutung der Krönung zu kräftigem Ausdrucke. Beide bezwecken, daß der Träger der Heiligen Krone, der verfassungsmäßige Inhaber der höchsten Staatsgewalt, die Fülle seiner Macht nicht mißbrauche, daß er die Verfassung und Rechtsordnung, die internationale Selbständigkeit und territoriale Integrität des ungarischen Staates, sowie die gesetzlich gewährleisteten Rechte und Freiheiten der Staatsbürger unverbrüchlich bewahre und von den Anderen bewahren lasse. Am kräftigsten bringt Punkt 5 des Versicherungsdiploms das Prinzip der Rechtskontinuität zur Geltung: der gekrönte König verpflichtet nämlich darin seine Erben und Nachfolger, sich jeweilig unter Ausfertigung derselben Versicherungsurkunde und Ablegung des gleichen Eides krönen zu lassen.

Die Krönung muß auf dem, zu diesem Behufe einberufenen Reichstage, unter Mitwirkung der katholischen Kirche stattfinden. Die Krönung ist das Recht des Reichstages, als des Vertreters der Nation. Jener alte Grundsatz des ungarischen Staatsrechts, „daß die Krönung der Könige stets von dem Willen der Landesbewohner abhänge und die Rechtswirkung und Kraft der Heiligen Krone in der Zustimmung der Nation beruhe," gilt auch heute in dem Sinne, daß es das Recht und die Aufgabe des die Nation repräsentierenden Reichstages ist, zu prüfen, ob der zu Krönende gemäß der Pragmatischen Sanktion auf den ungarischen Königsthron Anspruch habe, und dafür zu sorgen, daß der Thronerbe die verfassungsmäßigen Bedingungen der Krönung erfülle. Zu unmittelbarem Ausdrucke gelangt dieser Rechtssatz darin, daß dem König die Heilige Krone durch den ersten geistlichen Würdenträger des Landes, den Fürstprimas Erzbischof von Esztergom, und durch den Palatin, bezw. gegenwärtig durch den besonderen Bevollmächtigten des Reichstages gemeinsam aufs Haupt gesetzt wird.

Es bildet ferner einen Fundamentalsatz des ungarischen Staatsrechts, daß die Krönung mit der Krone Stefans des Heiligen, der Heiligen Krone zu geschehen habe. Nach dem nationalen Gemeinbewußtsein ist das Mysterium, das ist die verfassungsrechtliche Wirkung der Krönung, eben an die Heilige Krone gebunden.

Dieser Auffassung verleiht bereits eine Urkunde Andreas III. beredten Ausdruck: der König berichtet, daß die Gegner seiner Herrschaft ihm die Heilige Krone durch allerlei Ränke vorzuenthalten versuchten, um das Ansehen seines Königtmus zu schmälern. In viel eindringlicherer Weise lehrt dasselbe die Geschichte der Thronbesteigung Karl Roberts und Wladislaus' I.

Da es zur Zeit der Wahl Karl Roberts im Jahre 1308 nicht möglich war,

die Heilige Krone rechtzeitig von dem Woywoden von Siebenbürgen, Ladislaus, der sie mit Gewalt an sich gebracht hatte, zu erlangen, weihte der päpstliche Legat, Kardinal Gentilis eine neue Krone und erklärte die echte Heilige Krone für verworfen und ihrer Kraft entkleidet. Dessen ungeachtet, betrachtete die Nation Karl Robert nicht eher als gesetzlich gekrönten und verfassungsmäßigen König, — wie das der König in einigen Urkunden selbst gesteht, — bis ihm nicht die Heilige Krone aufs Haupt gesetzt wurde.

Wladislaus I. wurde von dem Kern der Nation, von dem Adel einstimmig zum König gewählt, gleichzeitig erklärte die, auf dem Reichstage zu Buda erschienene überwiegende Majorität der Nation in feierlichster Form, daß das Mysterium und die Kraft der Heiligen Krone auf das bei der Krönung Wladislaus' benützte Diadem, übertragen werde. Doch die Macht des Jahrhunderte alten nationalen Bewußtseins erwies sich als stärker, denn jene gelegentliche Erklärung: Wladislaus wurde nicht als verfassungsmäßig gekrönter König betrachtet. Bereits der Reichstag von 1453 ersuchte König Ladislaus V., er möge die Schenkungsbriefe König Wladislaus' widerrufen. Die in der Nation lebendige Anschauung war es schließlich, welche die Politik König Matthias' während der ersten Jahre seiner Regierung diktierte: um die Heilige Krone zurückzuerlangen, führte er mit großen Opfern verbundene Kriege gegen Kaiser Friedrich und zögerte mit der Krönung, bis er sich mit der Heiligen Krone krönen lassen konnte; nach seiner Krönung aber führt er in der Schlußklausel zu seinen Dekreten die Jahre seiner Herrschaft und seiner Krönung besonders an.

In der Heiligen Krone verkörpert sich die staatsrechtliche Einheit des Stefansreiches, die die Nebenländer mitumfaßt, denn auch diese sind Glieder der Heiligen Krone. Wie es nur eine Krone gibt, die das Symbol der höchsten Staatsgewalt personifiziert und deren Inhaber sie ist, so gibt es auch nur eine einheitliche königliche Gewalt. Die Krönung, der Krönungseid, das Versicherungsdiplom sind einheitlich für das ganze ungarische Reich, ebenso wie die ungarische Staatsbürgerschaft einheitlich ist.

Die ungarische Nation betrachtet die personifizierte Heilige Krone mit samt den Krönungsinsignien als Gemeinschatz des Landes (clenodia regni). Die Heilige Krone gehört nicht dem Könige, auch nicht dem Herrscherhause, wie bei den westlichen Völkern, sondern dem ungarischen Staate, dessen höchste Gewalt sie repräsentiert und dessen Ganzes, den König und die Nation zusammen sie versinnbildlicht. Ein genügender Beweis für diese staatsrechtliche Auffassung ist, daß schon seit Matthias Hunyady die Bewachung der Heiligen Krone durch den König und die Nation gemeinsam, im Wege der Gesetzgebung erfolgt. Die Heilige Krone und die Krönungsinsignien werden von den, auf Grund der Kandidation des Königs vom Reichstage gewählten Kronhütern bewacht. Die Kronhüter sind ebenso wie der Palatin keine Beamten des Königs, sie sind keine

königlichen Oberbeamten, sondern Würdenträger des Landes, Beamte der Heiligen Krone, die ihr Amt und ihren Wirkungskreis durch die gemeinsame Betrauung durch den König und die Nation erhalten. Einst verwalteten sie mit der Verpflichtung zur Rechnungslegung die öffentlichen Gelder des Landes, namentlich die zur Deckung der Kosten der Bewachung der Heiligen Krone, des Baues des Reichstagsgebäudes und für sonstige öffentliche Reichszwecke bewilligte Steuer, die sogenannte Kronensteuer.

Die Krönungszeremonien sind bis auf den heutigen Tag nicht durch Gesetz festgestellt; sie bildeten sich durchaus auf gewohnheitsrechtlichem Wege. Wie die Krönung nach ihrem Wesen ursprünglich ein kirchliches Institut war, so tragen auch die Krönungszeremonien im Anfang rein kirchlichen Charakter; der Krönungsakt nimmt jedoch stetig mehr und mehr verfassungsrechtlich bedeutsame Momente auf. Man kann sagen, daß dem Krönungszeremoniell anläßlich der Erhebung einer jeden Dynastie neue Elemente hinzugefügt wurden.

Die Könige aus den verschiedenen Häusern, bis Ferdinand I. wurden alle, ohne Ausnahme zu Székesfejérvár gekrönt. Nach der Katastrophe von Mohács fanden die Krönungen stets in Pozsony statt, zuletzt im Jahre 1867, in Budapest.

Das Recht der Krönung stand unbestreitbar dem Erzbischof von Esztergom zu. Ein anderer Kirchenfürst konnte diese Funktion nur ausnahmsweise, im Falle der Vakanz des Erzbistums von Esztergom, oder der Verhinderung des Erzbischofs erfüllen.

Die Krönung geht in der Kirche (bis Ferdinand I. in der von Stefan dem Heiligen zu diesem Zwecke erbauten Basilika zu Székesfejérvár) im Rahmen einer Messe vor sich. Vor Beginn des Hochamtes legt der zu krönende König knieend, unter Berührung des Evangeliums, nach dem römischen Pontifikale den kirchlichen Eid (iuramentum iustitiae et pacis) ab. Hierauf folgt die Salbung und Bekleidung mit den Krönungsgewändern. Dann nimmt die Krönungsmesse ihren Anfang.

Der wesentlichste Akt der Krönungszeremonie — aus verfassungsrechtlichem Gesichtspunkte — ist die Aufsetzung der Heiligen Krone. Anfänglich setzte der Erzbischof von Esztergom dem Könige allein die Krone auf das Haupt; seit Ladislaus V. ist der Palatin, als Stellvertreter der Nation, dem Primas beim Aufsetzen der Krone behilflich. Im Anfang bestand diese Hilfe darin, daß der Palatin die Heilige Krone trug, und ehe noch dem König die Krone von dem Primas auf das Haupt gesetzt wurde, von der Stufe des Altars an das versammelte Volk sich wendete und fragte: „Ungarn, wollet ihr, daß der hier gegenwärtige N. N. mit der Heiligen Krone zum König von Ungarn gekrönt werde?", worauf die dreimalige Antwort erscholl: „Wir wollen es; es lebe der König!" Dieser Brauch nahm infolge des G.-A. II: 1687, welcher die Primogeniturerbfolge des Mannesstammes festsetzte, ein Ende, weil die Befragung des Volkes

unnötig wurde. Hiermit in Verbindung hat sich auch die Mithilfe des Palatins geändert, in der Weise, daß seit Josef I. der Palatin mit dem Primas zusammen dem König die Krone auf das Haupt setzt und der Palatin zuerst ausruft: „Es lebe der gekrönte ungarische König!" Es besteht weiter auf Grund des römischen Pontifikals noch heute der Brauch, daß der Erzbischof von Kalocsa den Primas mit folgenden Worten um die Vornahme der Krönung ersucht: Reverendissime Pater! Postulat sancta mater ecclesia catholica, ut praesentem serenissimum N. N. ad dignitatem Hungariae regis sublevetis. (Hochwürdiger Vater! Die katholische heilige Mutterkirche wünscht, daß der anwesende, ruhmreiche N. N. zur Würde des Königs von Ungarn erhoben werde.) Der Primas richtet hierauf an den Erzbischof die Frage: Scitis illum dignum et utilem esse ad hanc dignitatem? (Haltet ihr ihn als würdig und geeignet für diese Würde?), worauf der Gefragte antwortet: Et novimus et credimus eum dignum esse ac utilem ecclesiae Dei et ad regimen régni. (Wir wissen und glauben, daß er der Kirche Gottes und der Herrschaft dieses Landes nützlich und ihrer würdig ist.)

Nach der Messe begibt sich der König in vollem Krönungsornate in eine andere Kirche. Unterwegs werden ihm die Fahnen der zehn Länder vorgetragen, ferner das apostolische Kreuz; hinter ihm schreitet seit der Krönung Wladislaus' II. der königliche Schatzmeister, zuletzt, im Jahre 1867, der Finanzminister, der Gold- und Silbermünzen zwischen das Volk streut.

In der anderen Kirche angelangt, nimmt der König auf dem, zu diesem Zwecke errichteten Throne Platz und schlägt — seit Robert Karl — einige Adelige zu Rittern, indem er ihre rechte Schulter mit dem Schwerte Stefans des Heiligen berührt; man nannte und nennt die derart zu Rittern Geschlagenen Ritter vom goldenen Sporn. Hierauf spricht er am Throne sitzend in einigen Streitsachen persönlich Recht und Urteil; noch von Wladislaus II. und sogar von Maximilian ist uns die Abhaltung des Krönnungsgerichts überliefert.

Den Beschluß macht der wichtige Akt der Ablegung des Verfassungseides. Dieser findet, wie erwähnt, seit Wladislaus II. unter freiem Himmel, auf einer, zu diesem Zwecke errichteten Anhöhe statt. Der König begibt sich in Begleitung des Primas, des Erzbischofs von Kalocsa, des Palatins und einiger Reichsbarone (Bannerherren) dahin und leistet dort mit erhobener Rechten, das Kruzifix in der Linken, den Versicherungseid, den der Primas ihm vorspricht.

Nach der Ablegung des Krönungseides reitet er auf den zu diesem Zwecke errichteten Hügel, wo er nach den vier Weltgegenden Schwertstreiche führt, das ist, das Schwert Stefans des Heiligen nach den vier Weltgegenden schwingt, zum Zeichen dessen, daß er die Länder der Heiligen Krone gegen jeden, von wo immer kommenden Feind beschützen wird.

Nach alter Gewohnheit pflegten die Landeseinwohner dem Könige anläßlich der Krönung Geschenke zu verehren. Am frühesten erscheint die Ochsengabe der Szekler. Die erste Spur dieser Sitte im Gesetze zeigt das Dekret von 1563, als der Reichstag dem neugekrönten König Maximilian einen Gulden von jedem Untertanenhofe bewilligte. Später, seit Karl III. hatte man eine gewisse festgesetzte Summe angeboten, die zwischen 25—50 tausend Dukaten wechselte.

Die Gattin des Königs wurde gleichfalls gekrönt: entweder zugleich mit ihrem königlichen Gemahl, oder später; und zwar fand bis in das Zeitalter der Habsburger auch die Krönung der Königin mit der Heiligen Krone statt, wie uns namentlich von der Krönung der Gattin König Matthias', Beatrice, und derjenigen der Gemahlin Wladislaus' II., Anna, berichtet ist. Aber ebendasselbe bezeugt schon eine Urkunde Elisabeths, der Gattin Stefans V., in welcher sie sagt, daß sie bei ihrer Krönung einen Eid ablegte. Was zugleich auch beweist, daß die Krönung der Königin einst eine verfassungsrechtliche Bedeutung hatte.

Wir haben mehrere Belege auch dafür, daß die Königinnen von Anbeginn eine besondere Hauskrone besaßen. Wir wissen aus authentischer Quelle, daß Königin Anna, die Gemahlin Ferdinands I., nicht mehr mit der Heiligen Krone gekrönt wurde. Der Gattin Maximilians, Marien, setzte der Bischof von Veszprém die Hauskrone aufs Haupt; mit der Heiligen Krone berührte der Erzbischof von Esztergom ihr die rechte Schulter. Seither geht die Krönung der Königin kraft Gewohnheitsrechts in der Weise vor sich, daß der Bischof von Veszprém der Königin die Hauskrone aufsetzt; alle anderen Handlungen, namentlich die Salbung und die Berührung mit der Heiligen Krone, werden vom Erzbischof von Esztergom vollzogen.

*

Der tausendjährige staatliche Bestand, die weltgeschichtliche Rolle, das Dasein der ungarischen Nation sind mit der Heiligen Krone aufs engste verknüpft. Aus dem allgemeinen Bewußtsein dieses Zusammenhanges erklärt sich das kräftige monarchische Gefühl des ungarischen Volkes, das wohl in keinem andern europäischen Volke so lebendig ist; denn die ungarische Nation sieht in der Heiligen Krone, deren Glied jeder Staatsbürger ist, die höchste Gewähr, das Palladium seines verfassungsmäßigen Lebens, ihrer öffentlichen Freiheit. Deshalb ist die Krönung die größte Feier, die größte Nationalfeier, die im Herzen eines jeden Ungars Huldigung gegenüber seinem gesalbten Könige erweckt. Es ist dies die Freudenfeier der personifizierten Heiligen Krone, in der sich unser, die Heilige Krone auf dem Haupte tragender König mit seiner treuen ungarischen Nation und seinen Untertanen als den Gliedern der Heiligen Krone vereinigt.

Professor Dr. Julius Schiff: Deutschland und das Ausland,

Erfahrungen und Urteile älterer deutscher Chemiker.

Mit Stolz und Dankbarkeit blickt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts und ganz besonders in der ernsten Zeit des Weltkriegs das Vaterland auf die deutschen Chemiker. Ohne in chauvinistische Überhebung zu verfallen, können wir behaupten, daß die anderen großen Kulturvölker in der theoretischen wie angewandten Chemie uns nirgends übertreffen, vielfach sogar uns wesentlich nachstehen. Für die chemische Industrie müssen selbst die Engländer unsere Überlegenheit anerkennen. Dies hat ja stark mitgewirkt, bei ihnen jenen Haß gegen uns zu erzeugen, der den lästigen Mitbewerber auf dem Weltmarkte, da er ihn durch wissenschaftlich geschulten Erfindungsgeist nicht schlagen kann, zu verleumden und schließlich mit Hilfe verblendeter Bundesgenossen zu vernichten sucht.

Dieser Hochstand der Forschung wie der Technik im Verein mit den anerkannten Vorzügen unserer Hochschulen und ihrer Laboratorien hat Jahrzehnte lang bewirkt, daß die Fremden aus aller Herren Länder zu uns gekommen sind, um sich der Chemie zu befleißigen, ähnlich wie es auch für andere Wissenschaften der Fall war. So ist es nicht immer gewesen. Im letzten Viertel des 18. und in den drei ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verließen die eifrigsten Jünger der „Scheidekunst" die deutschen Universitäten, auf denen eine falsche Naturphilosophie herrschte, und gingen, um zu lernen, ins Ausland, vor allem nach Frankreich, Schweden und England. Tatsächlich waren uns diese Länder in allen Zweigen der Chemie und in den Gewerben überlegen, und sie besaßen überdies — wenigstens in den Hauptstädten — Unterrichtslaboratorien, während damals in unserem Vaterlande nur die Apotheken die Möglichkeit zu praktisch-chemischen Arbeiten boten. Von einigen hervorragenden deutschen Chemikern, die in jener Zeit und unter solchen Verhältnissen Beziehungen zum Ausland in besonderem Maße angeknüpft haben, soll im Folgenden die Rede sein.

Um das Jahr 1780 beschloß Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, den die Welt als Gönner der Dichtkunst kennt, der aber auch in höchstem Maße für Naturwissenschaften und Gewerbefleiß interessiert war, an seiner „Akademie" in Jena eine besondere Professur für Chemie, die bis dahin nur als Hilfswissenschaft der Medizin von medizinischen Professoren gelehrt worden war, zu errichten. Goethe, sein Minister und vertrauter Freund, schlug vor, für sie den 1755 geborenen Provisor der Weimarer Hof- und Stadtapotheke Joh. Fr. Aug. Göttling, der durch mancherlei Veröffentlichungen sowie durch Analysen von Wässern und Mineralien

schon Beweise tüchtigen Könnens erbracht hatte, heranzubilden. In ähnlicher Weise hatten sie wenige Jahre früher den jungen Mineralogen J. C. W. Voigt zum Geologen und Sachverständigen für die Ilmenauer Bergwerksunternehmung zu erziehen gesucht. Tatsächlich wurde Göttling zunächst, um sich die noch fehlende akademische Bildung zu erwerben, auf drei Jahre nach Göttingen und hierauf, um gute Apparate und wirklich bedeutende chemische Anstalten kennen zu lernen, auf weitere zwei Jahre nach Holland und England geschickt. Inzwischen wurde, da er die Möglichkeit zu eigenen Forschungen gewinnen sollte, in Jena für ihn ein kleines Laboratorium eingerichtet, und zwar unter Goethes eigener Leitung, der dem Herzog hierüber höchst sorgfältig in Briefen und dem uns erhaltenen „Promemoria über Provisor Göttling" berichtete. Als dieser 1789, mit geistigen Schätzen reich beladen, aus England heimkehrte, wurde er sofort zum außerordentlichen Professor ernannt. Als solcher hat er in Jena 20 Jahre lang bis zu seinem Tode unter größter Anerkennung von Amtsgenossen und Schülern gelehrt. Auch durch selbständige Forschungen hat er die Erwartungen seiner beiden großen Gönner voll erfüllt. Sie fußen durchaus auf seinen im Ausland gemachten Studien und beweisen, wie sehr ihn diese gefördert haben. Alle seine Schriften zeigen ihn nämlich als einen sehr entschiedenen Anhänger der neuen — der sogenannten französischen — Chemie, die von dem großen Forscher Lavoisier in Paris um 1778 begründet worden war und gerade in Deutschland auf den starrsten Widerstand stieß. Im Sinne dieser bis heut grundlegenden Richtung wirkte er als ein Vorkämpfer in unserem Vaterland für die richtige Erklärung der Verbrennungs- und Oxydationserscheinungen, daß sie nämlich auf der Aufnahme von Sauerstoff aus der Atmosphäre und nicht — wie die ältere, aus Deutschland stammende Anschauung besagte — auf der Abgabe eines geheimnisvollen Licht- und Wärmestoffs, des Phlogistons, beruhen. Diesem Kampfe folgte Goethe, der eifrige Naturforscher, mit warmer Anerkennung. In Briefen wie in den „Tag- und Jahresheften" rühmt er, daß Göttling als einer der ersten in Deutschland den „hohen Begriff der neueren französischen Chemie" in sich aufgenommen habe; ja, er entwickelt sich selbst immer mehr zum Verfechter dieser Anschauungen, wie unter anderem ein 1797 im Musenalmanach veröffentlichtes Epigramm, das gleichzeitig einen Angriff gegen die ihm so verhaßte Farbenlehre Newtons enthält, beweist. Es lautet:

> Schon ein Irrlicht sah ich verschwinden, dich Phlogiston! Balde,
> O Newtonisch Gespenst, folgst du dem Brüderchen nach.

Nach allem muß gesagt werden, daß Göttling im Ausland wohlmeinende Förderung gefunden hat und daß sein Aufenthalt daselbst von vorteilhaftestem Einfluß auf ihn und allgemein auf die Entwicklung der Chemie in Deutschland gewesen ist.

Ein jüngerer Zeitgenosse Göttlings, gleichzeitig einer der eigenartigsten unter den damaligen Forschern war Theodor von Grotthuß. Er wurde 1785

geboren, entstammte einer alten Adelsfamilie Kurlands und gehört zu der recht stattlichen Zahl jener Balten, die das deutsche Geistesleben wesentlich bereichert haben. Einer früh hervortretenden Neigung folgend, ging er 1803 nach Leipzig, um Chemie und Physik zu studieren, und von hier, wo seine Erwartungen nicht erfüllt wurden, sehr bald nach Paris zu Fourcroy. Dieser — von dem der Name „französische Chemie" herstammt, den sich auch Goethe, wie wir sahen, zu eigen machte — war der gefeiertste Lehrer seiner Wissenschaft in Europa und der kräftigste Vorkämpfer der antiphlogistischen Anschauung; überdies hat er mehrfach während der Revolutionszeit wie unter Napoleon das Unterrichtswesen Frankreichs geleitet, das durch ihn unter starker Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen Fächer umgestaltet wurde. Trotz seines sehr chauvinistischen Standpunkts nahm er Grotthuß in sein Laboratorium als Schüler auf, der hier rasch zum Forscher heranreifte und dann zu längerem Aufenthalt nach Rom ging. Dort erschien 1805 seine erste größere Untersuchung. Sie gab eine höchst glückliche Erklärung der merkwürdigen Erscheinungen bei der galvanischen Zersetzung des Wassers, machte den Verfasser weltbekannt und übte einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft aus. Sie ist, worin wohl eine Nachwirkung des Einflusses seines berühmten Lehrers zu erblicken ist, in französischer Sprache geschrieben. Als aber Grotthuß 1808 seine Wanderjahre beendigte und auf sein Erbgut an der kurländisch-litauischen Grenze zurückkehrte, kam das zähe Festhalten der Balten am Deutschtum in ihm wieder zum Durchbruch. Er löste seine Beziehungen zu den französischen „Annales de chimie" und knüpfte Verbindungen mit den führenden deutschen Forschern und den von ihnen herausgegebenen Zeitschriften an. Im übrigen lebte er still auf seinem Gute, das er nicht mehr verließ, und es ist zu bewundern, wieviel er noch in seinem Studierzimmer und seinem kleinen Laboratorium — fern, wie er oft klagt, von Universitäten und wissenschaftlichen Gesellschaften — geleistet hat. Zu diesem zurückgezogenen Leben veranlaßte ihn ein schweres körperliches Leiden, das sich zu unerträglichen Qualen steigerte und den siebenunddreißigjährigen, bis in die letzte Zeit tätigen Mann im Jahre 1822 zum Selbstmord trieb. Sein Tod erregte die größte Teilnahme bei den Fachgenossen in ganz Deutschland.

Bei den britischen Naturforschern und wohl auch in Frankreich hat Grotthuß bei Lebzeiten nicht die gebührende Anerkennung gefunden. Insbesondere zeigt sich dies in seinen Beziehungen zu Sir Humphry Davy. Dieser galt damals nicht nur in England, sondern auch auf dem Festland von Europa für den hervorragendsten Vertreter der Chemie. Tatsächlich ist er eine der glänzendsten Erscheinungen, die die Geschichte der Naturwissenschaften kennt. Unsterblich machen ihn seine Leistungen in der Elektrochemie, wie die Entdeckung des Kaliums, Natriums und anderer Leichtmetalle. Ein Wohltäter der Menschheit ist er geworden durch die Erfindung und Vervollkommnung seiner Sicherheitslampen, die den durch schlagende Wetter in Kohlenbergwerken drohenden furchtbaren Gefahren

ein Ende bereitet haben und noch heut im Gebrauch sind. Der Verfasser des gegenwärtig in Deutschland verbreitetsten Werks über Geschichte der Chemie, der kürzlich verstorbene Dresdener Professor Ernst von Meyer rühmt überdies auch seine „Persönlichkeit, welche aus den Aufzeichnungen seiner . . . Tagebücher, sowie aus seinem schönen Verhältnis zu Michael Faraday als eine edel und poetisch angelegte höchst sympathisch berührt". Mit noch größerer Begeisterung wird er von den Engländern beurteilt. Sein Verhalten Grotthuß gegenüber, das augenscheinlich inzwischen auch in Deutschland völlig vergessen worden ist, zeigt ihn von einer weniger günstigen Seite, ja als einen typischen Vertreter britischen Hochmuts. Grotthuß hatte, schon bevor sich Davy mit der Frage der Sicherheitslampe beschäftigte, Untersuchungen über die Entzündlichkeit von Gasgemischen veröffentlicht, die zu wichtigen Ergebnissen geführt hatten. Sie gaben Davy für seine Gedanken in Betreff der schlagenden Wetter Anregungen; er knüpfte an sie an, und es gelang ihm allerdings — eine Folge seines hervorragenden experimentellen Geschicks und seiner sehr vollkommenen Hilfsmittel —, weit über den Vorgänger hinauszukommen. Doch bleibt bestehen, daß Grotthuß ihm bedeutsam vorgearbeitet hat. Es kommt dies aber in den Veröffentlichungen Davys recht wenig zum Ausdruck. Erfreulicherweise war Grotthuß nicht dem Auslande gegenüber so demütig wie mancher seiner deutschen Fachgenossen, sondern wehrte sich. In der wichtigsten deutschen Zeitschrift, die sich allmählich auch die Beachtung der fremden Forscher erworben hatte, den noch heut bestehenden „Annalen der Physik", legte er im Jahre 1818 in würdiger Weise seinen Standpunkt dar. Dann wendet er sich gegen Davy mit folgenden Worten: „Ehe ich schließe, sehe ich mich eine Beschwerde zu führen genötigt, darüber nämlich, daß Herr Davy in seinem Aufsatz . . . meiner nur erwähnt, wo er meine Beobachtungen und Schlüsse zu widerlegen oder zu berichtigen sucht; da aber, wo er sie bestätigt, meiner nicht nur nicht gedenkt, sondern von mir weit früher beobachtete Phänomene sogar sich zueignet, als wären es seine eigenen Entdeckungen." Gegen diesen gewiß recht schwerwiegenden Vorwurf erwiderte der Angegriffene bezeichnender Weise nichts. Drei Jahre später trat Grotthuß, obgleich schon schwer leidend, noch einmal kräftig für seine Rechte ein, dieses Mal nicht nur gegen Davy, sondern auch gegen den gleichfalls weltberühmten schwedischen Chemiker Jakob Berzelius. Er bespricht zunächst die Theorie der Sicherheitslampe und fährt dann fort: „Daß zwei so ausgezeichnete Physiker wie Davy und Berzelius einige Ideen, die ich früher als sie vorgetragen habe, stillschweigend von mir... entlehnt haben, ersterer auch einige von mir früher angestellte Beobachtungen, ist mir zwar sehr schmeichelhaft, aber doch auch nicht ganz angenehm".

Grotthuß fand kräftige Unterstützung bei Ludwig Wilhelm Gilbert in Leipzig, dem Herausgeber der oben genannten „Annalen der Physik", einem Manne, der als akademischer Lehrer wie als Forscher hoch angesehen und überdies, obgleich aus einer französischen Calvinistenfamilie stammend, von wundervoll deutscher Gesinnung war. Zwei Briefe, die er in dieser Angelegenheit an den baltischen

Gelehrten geschrieben hat und die erst im vorigen Jahre von Professor Clemen — wohl im Zusammenhange mit den Ereignissen des Weltkrieges — im Provinzialmuseum von Mitau aufgefunden worden sind (vergl. Archiv für die Geschichte der Naturw. und der Technik, 1916), beweisen dies von neuem. Er macht hier nicht nur seinem Unwillen über Davy Luft, sondern noch mehr — wie er, über das „Teutschtum" spottend, sagt — über „teutsche öffentliche Blätter", die „das Deutschtum vor sich hertragen und doch sich nicht entblöden", wichtige Entdeckungen unserer Landsleute ihren Lesern vorzuenthalten, während sie ihnen die Leistungen der Ausländer lobend verkündigen. Wenn es in Deutschland selbst so hergeht, fährt er fort, könne man nicht über die Ausländer klagen, die alles „Deutsche für res nullius nehmen, auf das man nur die Hand zu legen braucht, um es als Eigentum zu nehmen". Aber er scheute sich auch nicht, Davy selbst in veröffentlichten wie privaten Zuschriften auf das begangene Unrecht hinzuweisen — und nicht ohne Erfolg, denn Davy hielt es doch für nötig, sich zu entschuldigen, und zwar mit seiner geringen Kenntnis der deutschen Sprache, also einem Mangel, wie wir ihn auch noch heut häufig in dem auf seine Kultur so stolzen Inselreich finden. „Ich bedauere," so schreibt er nach der von Gilbert gegebenen Übersetzung, „daß Sie sich über Vernachlässigung der in Deutschland gemachten Entdeckungen in England zu beklagen haben. Die Sprache Ihres Landes ist unter uns nicht so gekannt, als sie es verdient; aber ich versichere Sie, daß wir es gern anerkennen, wie viel die Wissenschaft in ihrem täglichen Fortschritt den Arbeiten Ihrer Landsleute schuldig ist". Das ist ein immerhin wertvolles Zugeständnis dieses Fürsten der Wissenschaft. Es beweist, daß Grotthuß und Gilbert nicht nur sachlich im Recht waren, sondern auch englischem Hochmut gegenüber die richtigen Worte zu finden wußten und mit Erfolg für die Ehre ihres Vaterlands eingetreten sind.

Von ganz anderer, erfreulicherer Art und besonders eng waren die Beziehungen, in denen der ausgezeichnete deutsche Chemiker Christian Friedrich Schönbein, der im Jahre 1799 in dem zeitlebens von ihm so geliebten Schwabenlande geboren wurde, zum Auslande stand. Er war ein hochbegabter Mann von den vielseitigsten geistigen Interessen und hat von Basel aus, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1868 als die Zierde der Universität lebte und wirkte, mit der lebhaftesten Anteilnahme die politische Umgestaltung unseres Vaterlandes begleitet. Allerdings hat er — eine Folge des großdeutschen Standpunkts, auf dem er von Jugend an stand — für die Führerrolle Preußens und die Bismarcksche Staatskunst das volle Verständnis nicht besessen. Die Wissenschaft verdankt ihm bedeutsame Förderung durch höchst eigenartige, von großer geistiger Selbständigkeit zeugende Untersuchungen. Er ist der Entdecker des Ozons, der durch Phosphorgeruch ausgezeichneten und chemisch so wirksamen Umwandlungsform des Sauerstoffs. Von ihm stammt auch das Verfahren, Baumwolle zu nitrieren und dadurch in einen der kräftigsten Sprengstoffe, die heut eine so große Rolle spielende Nitrocellulose oder Schießbaum-

wolle, zu verwandeln. Diese Erfindung machte ihn berühmt. Doch ist er durch sie keineswegs ein reicher Mann geworden. Er hat für seine Patente, wie sein Biograph Kahlbaum berechnet hat, etwa 90 000 Franken erhalten, während Alfred Nobel, der hervorragende schwedische Großindustrielle und Stifter der Nobelpreise, an ihnen später mehr als 50 Millionen Fr. verdient hat. Hingegen haben ihm die Patentschwierigkeiten, die zu überwinden der unpraktische Gelehrte wenig geeignet war, so viel Ärger und Schwierigkeiten bereitet, daß er, obgleich er die volle Bedeutung seiner Erfindung von Anfang an mit voller Klarheit erkannte und voraussagte, weiterhin von ihr überhaupt nicht mehr sprechen hören wollte. Es mag dies — wenn auch scheinbar nicht ganz hierher gehörig — mitgeteilt werden, da es auch ein Streiflicht auf die Beziehungen deutscher Forscher zum Auslande wirft.

Schönbein lernte Britannien und Frankreich im jungen Mannesalter kennen. Nachdem er zunächst praktisch in Fabriken gearbeitet und später in Erlangen Naturwissenschaften und Philosophie studiert hatte, lebte er von 1826 bis 1828 im Auslande, und zwar zwei Jahre in England als Lehrer der Naturwissenschaften an einer in Pestalozzischem Sinne wirkenden Erziehungsanstalt und hierauf ein Jahr in Frankreich, wo er in Paris Schüler der dortigen Chemiker und Physiker, besonders des weltberühmten Gay-Lussac, war. In dieser Zeit, die für seine geistige Entwickelung von ausschlaggebender Bedeutung war, gewann er für englische Art die entschiedenste Hochschätzung, während ihm das Franzosentum, abgesehen von seinen Leistungen in der Wissenschaft, wegen seiner Oberflächlichkeit und Eitelkeit wenig zusagte. Jedoch auch in England wollte er, trotzdem sich ihm dort verlockende Aussichten boten, nicht dauernd bleiben; vielmehr zog er eine ihm an der Universität und zugleich am Pädagogium von Basel angetragene, zunächst höchst bescheidene Stellung vor, um wieder unter Deutschen zu forschen und zu lehren. Jedoch übte England fortgesetzt eine bedeutende Anziehungskraft auf ihn aus. Er suchte es noch wiederholt zu längerem Aufenthalt auf, insbesondere um an den Versammlungen der Britischen Naturforscher teilzunehmen, trat auch den größten von ihnen wie Faraday und Graham freundschaftlich nahe, ja, im Jahre 1839 erhielt er sogar von einer dortigen gelehrten Gesellschaft eine beträchtliche Geldunterstützung, um Untersuchungen elektrochemischer Art, für die ihm Basel keine Mittel gewährte, weiterführen zu können.

Man wird es unter den geschilderten Umständen nicht wunderbar finden, daß Schönbein bis ins Alter hinein — und viele von seinen Briefen an Justus von Liebig und andere Freunde beweisen es klar — ein ausgesprochener Freund der Engländer, die ja auch gegen die damals so harmlosen Deutschen noch nicht von Haß erfüllt waren, geblieben ist. Daß er aber in der Tiefe seines Herzens ein treu deutsch gesinnter, durch persönliches Entgegenkommen nicht geblendeter und den Wert des Heimatlandes über alles schätzender Mann war, mag Folgendes zeigen. Er hatte im Jahre 1858 eine seiner Töchter zu ihrer Ausbildung nach London ge-

schickt; sie fühlte sich dort sowohl in ihrer Erziehungsanstalt als sonst sehr wohl und wünschte, als man sie heim rief, in England länger und womöglich dauernd zu bleiben. Da erhielt sie zur Dämpfung ihrer Auslandsschwärmerei von dem Vater folgendes recht bemerkenswerte Schreiben: „Du bist des Englischen in dem Maße Meister geworden, als Du Dir dies nur wünschen konntest, Du hast das Land und seine Sitten von mehr als nur einer Seite kennen gelernt und dadurch den Kreis Deiner Erfahrungen und Beobachtungen bedeutend erweitert, Du hast vom englischen Wesen so viel in Dich aufgenommen, als dies für Deine allgemeine Ausbildung, für Deine Individualität zuträglich ist, but I should not like to see you entirely transformed into an Englisch beeing. Du bist von Geburt eine Deutsche, und das Volk, dem Du angehörst, ist trotz seiner vielen Mängel und Schwächen ein edles, großes, geistiges Volk und nach meinem Dafürhalten in mehr als einer Hinsicht das vorzüglichste. Ihm möchte ich Dich daher nicht entfremdet sehen, und deshalb muß ich auch wünschen, daß Du bald wieder in Dein Vaterland zurückkehrst." — Das sind schöne Worte, die von der unwürdigen Überschätzung fremder Völker, wie man sie damals recht häufig auch in geistig hochstehenden Kreisen unseres Vaterlandes antraf, vorteilhaft abstechen und dem wackeren Gelehrten unvergessen bleiben mögen. Rechte deutsche Treue zeigte er übrigens auch, obgleich er durchaus Schweizer geworden war, durch zähes Hängen an seiner engeren Heimat; dadurch kam er auch mehrfach in Berührung mit dem Großherzog von Baden und seiner Gemahlin, der Tochter des späteren ersten deutschen Kaisers, so daß sich im Laufe der Jahre geradezu freundschaftliche Beziehungen zwischen dem edlen Fürstenpaare und dem geistreichen Gelehrten entwickelten.

Auf die Jahrzehnte, in denen diese und andere deutsche Forscher in England und Frankreich die Grundlagen für ihre weitere Tätigkeit gelegt haben, folgte — wie schon in den einleitenden Worten angedeutet wurde — die Zeit, in der die fremden Chemiker aus allen Erdteilen zu den deutschen Hochschulen pilgerten. Herbeigeführt wurde sie in erster Linie durch J u s t u s v o n L i e b i g unsterblichen Angedenkens, der, gleich Schönbein ein Schüler Gay-Lussacs und überhaupt der Franzosen, alle seine Lehrer übertraf und durch seine und seiner Schüler Forschungen der deutschen Chemie ihre führende Stellung errang. Ihm vor allen anderen verdankt sie die Anerkennung, die ihr das Ausland, wenn auch manchmal widerwillig, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gezollt hat und bis zur Gegenwart zollen muß. Ihm, der in seinen späten Lebensjahren überdies der Schöpfer der auf exakt wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Landwirtschaft geworden ist, verdankt das Vaterland noch Größeres, nämlich den intensiven Ackerbau und damit die Möglichkeit erfolgreichen Durchhaltens in dem uns aufgezwungenen Weltkriege. Seit dieser begonnen hat, haben alle menschlichen Verhältnisse sich geändert, und selbst die wissenschaftlichen Beziehungen von Land zu Land sind abgebrochen worden. Aber sicherlich werden die Tage kommen, in denen sie sich wieder knüpfen und wo sich auf dem neutralen Boden der Wissen-

schaft die erlesensten Geister der verschiedenen Völker im Wettstreit begegnen und auch in friedlichem Zusammenwirken finden werden. Möge diese Zeit nicht mehr fern sein und unserem teueren, auf der blutigen Walstatt so herrlich bewährten Vaterlande nach dem kriegerischen Lorbeer den Palmenzweig neuer und reicher wissenschaftlicher Erfolge bringen.

Hans Paasch: Ein neuer Ablaß.

Wir wären längst am Rande unserer finanziellen Leistungsfähigkeit, wenn nicht England dafür gesorgt hätte, daß unser Geld größtenteils im Land blieb. Wenn uns dadurch auch nicht die Sorgen erspart sind, die die Schuldentilgung verursachen wird, so haben wir uns doch nicht in die Abhängigkeit begeben, die unsere Feinde in Form von Auslandskrediten auf sich nehmen mußten. Man darf annehmen, daß die altruistische Einmütigkeit, die sich im Kriege als unüberwindliche Stärke gezeigt hat, im Frieden nicht so völlig erlöschen wird, daß die Regierung bei ihren Maßnahmen zum Übergang in die Friedenswirtschaft nicht mehr mit ihr rechnen könnte. Es ist vielmehr den Deutschen schon heute bewußt geworden, daß ein Frieden nur denkbar ist als Fortsetzung des Kriegssozialismus in neuem Gewand, aber mit demselben Ziel, uns volle Entwicklungsfreiheit zu sichern. Wir tun deshalb gut, wenn wir davon absehen, wie entgegenkommend sich das Ausland in Zukunft zeigen wird, und uns ganz auf eigene Füße stellen, zumal von dem wirtschaftlich noch weit mehr zerrütteten feindlichen Ausland selbst bei besserem Willen nicht viel erwartet werden kann.

Die Ordnung der Finanzen steht unter den Friedensfragen an erster Stelle. Wenn man bedenkt, daß in Zukunft jährlch etwa 8 Milliarden für den Schuldendienst und laufende Ausgaben vom Deutschen Reiche aufzubringen sind, so darf man es keinem verübeln, wenn er den Gedanken an einen Staatsbankerott nicht von sich fern zu halten vermag. Es kann daher nur nützlich sein, wenn die Frage, wie diese ultima ratio zu umgehen ist, auf verschiedenste Art beantwortet wird, wobei sich dann herausstellen dürfte, daß Deutschland dank der eigentümlichen Art seiner Verschuldung, bei der die Bevölkerung Schuldner und Gläubiger zugleich ist, weit mehr Kredit beanspruchen kann als irgend ein Land der Entente. Damit wären wir natürlich auch weiter als unsere Feinde davon entfernt, den Gedanken auch nur zu erwägen, durch Repudiation der Reichsschulden unsere wirtschaftliche Lage zu verbessern. Gerade weil wir wirtschaftlich geschwächt sind, dürfen wir nichts unternehmen, was unserm Kredit schädlich sein könnte; werden wir doch zur Hebung unserer Valuta gerne Anleihen im Ausland unterzubringen suchen. Es ist aber nun durchaus nicht nötig, daß das Reich, um die erforderlichen Zinsen

aufzutreiben, zu gewaltigen Vermögens- oder Rentenkonfiskationen greift, denn auch hierdurch würde die Gesundung unseres wirtschaftlichen Notstandes stark behindert werden. Das heimische Kapital soll die Industrie befruchten und sollte möglichst in den Händen der Fabrikanten bleiben. Dann hätten wir die Gewähr dafür, daß wir im friedlichen Wettbewerb der Nationen die Führerstellung gewinnen. Der Fiskus muß seinen Anteil auf eine Weise sichern, die der Übergangswirtschaft keine Schwierigkeiten bereitet. Wenn sich ein Weg zeigt, der dem Staat genügend Kredit erschließt, so müßte man es aus diesem Grunde gutheißen, wenn zur Schuldendeckung neue Anleihen aufgelegt werden.

Zwei Punkte dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren: die Notwendigkeit, unsere Maßnahmen so zu wählen, daß die Gesamtheit der Bevölkerung gleichmäßig getroffen wird, und daneben die besondere Art unserer Inlandsverschuldung, die die Bevölkerung gleichzeitig Gläubiger und Schuldner des Staates sein läßt. Lassen wir uns aber hierdurch die Richtung weisen, so kommen wir zu einer Lösung, die in ihrer sozialen Tendenz eine ungeahnt fruchtbare Fortsetzung des Kriegssozialismus bedeutet, der daher von keiner Seite Schwierigkeiten bereitet werden dürften; ebensowenig wie sich jemand scheute, in gemeinsamer Kriegsnot sein Opfer zu bringen. Ich bin überzeugt, wenn sich infolge von Finanzmaßnahmen eine soziale Perspektive eröffnet und nicht einseitig wie bei einem Bankerott die Schuldner vor den Gläubigern bevorzugt werden, dann könnte man von der Allgemeinheit noch weit mehr Hingabe beanspruchen, als sie unser Verfahren, das wir den Zinsablaß nennen wollen, voraussetzt.

Die Angabe, daß durch die Kriegsanleihen im Lande ein wechselseitiges Schuldverhältnis entstanden sei, ist natürlich cum grano salis zu verstehen. Wären alle, die sich Gläubiger des Staates nennen können, gleichermaßen auch dem Staate verschuldet, so könnte man ja die Schuldverträge gegeneinander austauschen und brauchte sich vor einem Bankerott nicht zu scheuen. Es sind im Gegenteil ganz gewaltige Kapitalsanhäufungen zu Stande gekommen, während andererseits eine große Anzahl von Existenzen geschwächt aus dem Kriege hervorgehen dürfte. Jedoch müssen wir uns klar darüber sein, daß schon vor dem Kriege j e d e r Staatsbürger tief in Schulden steckte. Gibt es doch kein Haus, auf dem nicht Hypotheken lasten, kein Stückchen Ackerlandes, das nicht durch Pfandbriefschuld beschwert würde, und nur wenig industrielle Unternehmungen, die nicht auf Anleihen gegründet sind. Daß hierdurch Brot, Kleidung, Wohnung, kurz alles, was wir brauchen, durch Zinsaufschlag verteuert wird, leuchtet ein und es ist sogar errechnet worden, daß schon in Friedenszeiten mehr als ein Drittel der täglichen Ausgaben eines jeden von uns dem Schuldendienst anheimfiel. Diese Quote müßte nun durch indirekte Steuern nach dem Krieg noch eine erhebliche Steigerung erfahren, wenn der Staat nicht lieber im Interesse einer annehmbaren Lebenshaltung aller Volksgenossen davon Abstand nimmt. Es wäre doch unserer Industrie unmöglich, weiterhin mit dem Ausland zu konkurrieren, wenn die Löhne

entsprechend solcher Preiserhöhung stark anzögen. Überdies glaubte man schon vor dem Kriege, daß unsere latente Verschuldung einen Grad erreicht habe, der durch Martin Luther bereits vorgeahnt war, als er in Bezug auf das Zinsnehmen sagte, die Menschen würden noch einander fressen. Er erkannte ganz richtig, daß die Verschuldung ja niemals abnimmt, sondern von Jahr zu Jahr wächst. Eine Abzahlung im großen Maßstabe verhindert ja das System, als Risikoprämie vom Darlehnsnehmer um so mehr Zinsen zu fordern, je unsicherer seine wirtschaftliche Lage ist. Das Verfahren ist grausam und hart, es schont das Großunternehmertum und erdrosselt den kleinen Mann, ja ihm gegenüber werden die unpersönlichen Schuldner (Aktiengesellschaften usw.) direkt gefördert, deren Dividende sich der normalen Leistungsfähigkeit anpassen kann. Hier könnte eine Reform einsetzen und zwar in einer Weise, die weder die gerechte Risikoprämie dem Gläubiger abspricht, die es aber verhindert, daß ihre pünktliche Zahlung nur dem Darlehnsgeber nützlich ist, während der Schuldner keinen Vorteil davon hat. Der Wucher wäre beseitigt und unmöglich, wenn man eine Vorschrift träfe, die ausnahmslos einen kleinen Prozentsatz der gezahlten Zinsen als Darlehnstilgung gelten läßt. Dies bewirkt der Zinsablaß. Er gründet sich auf dem Gedanken, daß es unrecht und unbillig ist, wenn jemand einer einmal verliehenen Summe ganze Geschlechter dienstbar macht, daß es vielmehr genug sein dürfte, wenn sich sein Kapital durch Zinsgenuß verdoppelt oder verdreifacht. Eine Verdreifachung des Kapitals soll den weiteren Betrachtungen über die Technik, das Wesen und die Folgen des Zinsablasses zu Grunde gelegt werden.

Wir sagten, der Zinsablaß sei geeignet, dem Staat zu neuem Kredit zu verhelfen. Hier war die Voraussetzung, daß Zinsgüter, nachdem sie 300 % ihres normalen Taxwertes an Zinsen abgeworfen haben, also durchschnittlich etwa nach hundert Jahren, dem Staat zu weiterer Verpachtung zufallen. Dies erklärt das Wesen des Zinsablasses in seinem ganzen Umfang. Der Zinsablaß bewirkt die Herbeiführung eines staatlichen Zinsmonopols für Zinsgüter, nachdem sie dem derzeitigen Besitzer oder ihrem künftigen Begründer 300 % Zinsen geliefert haben. Durch eine gesetzliche Einführung des Zinsablasses würde daher der Staat nach etwa 100 Jahren in den Besitz vieler kapitalistisch nutzbarer Güter kommen, und auf diesen Zukunftswechsel hin kann er reichlich neue Kredite aufnehmen, zumal ihm ja wie jedem Staatsbürger eine schonungsvolle Art, sich seiner Schulden zu entledigen, in Aussicht gestellt wird. Die Einführung des Zinsablasses ist nun faktisch nichts anderes, als eine allgemeine Zinsherabsetzung, die nach folgendem Schema vor sich gehen würde:

Nomineller Zinsfuß	1	2	2,5	3	3,5	4	4,5	5	6	7	8	9	10	15	%
Tilgungsdauer . . .	300	150	120	100	85 5/7	75	66 2/3	60	50	42 6/7	37,5	33 1/3	30	20	J.
Wirkliche Zinsen . .	2/3	1 1/3	1 2/3	2	2 1/3	2 2/3	3	3 1/3	4	4 2/3	5 1/3	6	6 2/3	10	%
Rückzahlung	1/3	2/3	5/6	1	1 1/6	1 1/3	1 1/2	1 2/3	2	2 1/3	2 2/3	3	3 1/3	5	%

Ein Teil des nominellen Zinsfußes wäre in Zukunft als Annuität anzusehen und zwar bei einer Kapitalsverdreifachung ein Drittel. Durch diese leicht in Rechnung zu stellende, latente Zinsermäßigung wird weder die Kapitalsbildung beeinträchtigt, noch sonst eine wirtschaftliche Existenz gefährdet. Selbst der Rentner, der seine ganze Rente aufbrauchte, kann dies nach wie vor tun. Allerdings wird er dann seinen Erben nicht mehr viel hinterlassen, denn nach unserer Tabelle wird eine vierprozentige Anlage nach dem Ablaßverfahren (Verdreifachung des Kapitals vorausgesetzt) nur 75 Jahre lang die alten Zinsen abwerfen, ehe sie verfällt resp. ehe das Zinsgut in den Besitz des Staates übergeht.

Ich glaube, man wird im Zinsablaß den Schlüssel zum Eintritt in das gelobte Land des Sozialismus erkennen. Personen sind Sachwalter, nicht Eigentümer mehr von Zinsgütern. Der Staat setzt sich mit ihnen auseinander unter irgendwelchen Bedingungen. Dies ist keine äußerliche, neue Form der Besteuerung, sondern kulturell tief einschneidend. Die Selbständigkeit des einzelnen ist im Zeitalter des Verkehrs und der Industrie nicht mehr möglich. Die Zeit der Einordnung, der Organisation, so könnte man das XX. Jahrhundert nennen. Der Weltkrieg war der Anfang. Wissenschaft und Technik verlangen nun auch für den Frieden Zusammenarbeit in einer aufwärtsstrebenden, machtvollen Vereinigung. Diese in Deutschland herrschende Einsicht wird unser Vaterland auch in Zukunft im friedlichen Wettbewerb triumphieren und jede dazu geeignete Gelegenheit wahrnehmen lassen. Der Zinsablaß scheidet den Begriff des Geldes; er läßt es als Mittel unangetastet, als Zweck geht er ihm zu Leibe. Wir zweifeln nicht, daß seine Einführung neues Leben im Lande erwecken wird. Der Staat wird an den Unternehmungen, die ihm zufallen, die Arbeiterschaft interessieren, Berufsfreude, Qualitätsarbeit, Heimatsliebe, eine allgemeine Gesundung unseres Wirtschaftslebens wird Platz greifen.

Es wäre nun noch darzulegen, daß unser Verfahren in seiner Durchführung so einfach ist, daß sich eine gesetzliche Anordnung ermöglicht. Es ist zur automatischen Kontrolle des Zinsenlaufs nach dem Ablaßverfahren nichts weiter erforderlich, als die Rückseite der Darlehnsurkunde mit 300 Quadraten zu versehen. Jedes einzelne dieser Quadrate dient zur Quittierung je eines Prozents ausgezahlter Zinsen durch Datum. Hierdurch ist dann die Darlehnsdauer für jeden beliebigen Zinsfuß fest begrenzt, denn nachdem alle 300 Felder ihr Datum haben, erlischt die Forderung. Zinsgüter werden gerichtlich eingetragen, eventuell in der Form einer Eigentümerhypothek; Zinseszinsanlagen berechnen sich wie früher, indem man in die Rechnung den reduzierten Zinsfuß und nicht den nominellen einsetzt. Soll eine Barrückzahlung erfolgen, so zeigt der dritte Teil unquittierter Felder auf der Schuldurkunde in Prozenten an, was man noch schuldig ist. Die von Seiten des Schuldners angebotene Sicherheit wird durch die gesetzliche Vorschrift zur Rückzahlung zweifellos erheblich gebessert. Hierdurch erhält der durch den Ablaß entstehende Zinsnachlaß seine wirtschaftliche Berechtigung.

Man könnte, um dem einen deutlicheren Ausdruck zu geben, Zinsschulden rechtlich wie Wechselschulden behandeln.

Sehr wichtig ist die Frage, ob die Rücksicht auf das Ausland der Einführung des Zinsablasses im Wege steht. Sie ist deshalb zu verneinen, weil wir an Kreditfähigkeit nichts einbüßen, sondern gewinnen. Übrigens ist die Bewertung des deutschen Geldes, die sogenannte Markvaluta, erst in letzter Linie eine Einschätzung unserer Kreditfähigkeit. Sie ist vielmehr eine durch Angebot und Nachfrage bedingte Preisnotierung für das Zahlungsmittel, also direkt abhängig von unserer Handelsbilanz. Dieser aber kommen wir sehr zu Hilfe, wenn wir der Industrie ihr flüssiges Geld belassen in Erwartung einer Schuldenregulierung durch den Zinsablaß. Ob wir aber Geld bei uns niedrig verzinsen oder hoch, das ist dem Ausland ganz gleich, was ja auch die Verschiedenartigkeit des bürgerlichen Zinsfußes in den verschiedenen Ländern beweist, deren Valuta sich im Frieden doch eng an der Parität hielt. Auch braucht man nicht zu fürchten, daß nun alle Kapitalisten auswandern werden. Wenn ihnen der reduzierte Zinsfuß zu niedrig erscheint, wird sich der bürgerliche, nominelle Zinsfuß etwas erhöhen, eine Tatsache, mit der sowieso zu rechnen ist, besonders dann, wenn viel Kapital dem Markt entzogen wird sei es durch Steuern oder einmalige Vermögensabgabe.

Sollte unser Vorschlag aus praktischen und ethischen Gründen Verwirklichung finden, so würde das Wirtschaftsleben einen Verlauf nehmen, der der allgemeinen Entwicklung des Menschengeschlechts mit ihrer sozialen Tendenz völlig entspräche: vom Zinsverbot über den Kapitalismus zum staatlichen Zinsmonopol. Die Welt ändert täglich ihr Gesicht; unsere Sache ist es, dafür zu sorgen, daß es freundlicher werde.

Dr. Bernhard Diebold, Frankfurt a. M.: Ricarda Huch und der Teufel.

Zu nächtlichen Stunden, bis der silberne Hahn kräht und der Morgenstern die schwarzen Schauer durchleuchtet, schreibt eine warmblütige, geistvolle Frau über Sünde, Gnade und Liebe „Briefe an einen Freund", den ungläubigen Kaiser des weltlichen Geistes, den sie zur Erlösung führen will. Vierundzwanzig Vigilien wacht und erzählt diese Scheherazade dem schönsten aller Eigenmenschen, die aus eigener Kraft selig werden wollen: es ist Luzifer, der teuflisch strahlende, der aus Selbstvergottung von Gott abfiel, der auf Wissen und Willen thront, aber der Tyrannis des Ich Herz und Liebe opferte. Wir kennen die ruhelos flackernden Züge; sie zeigen die Maske der faustischen Melancholia, das Antlitz der intellektuellen Persönlichkeit unserer

Zeit, der Übermensch sich wähnenden, die als Herr und Sklave der Weltmechanik herrscht und leidet. Wie die Gemeinde Klopstocks einst den gefallenen Engel Abbadona mehr fast als den Messias beweinte und seine Erlösung erflehte, so klagt die fromme Dichterin, und mit ihr wir alle, um die Verstoßung der erbsündigen Persönlichkeit, die nur sich selbst sein will und nicht von Gottes Gnaden. Und die wir darum lieben und in uns und außer uns in lustvoller Sünde anbeten. „Luthers Glaube“ heißt das Buch Ricarda Huchs, aus dem die Bekenntnisse einer wahrhaft schönen Seele strömen zum Heil der luziferischen Menschheit, die da leidet. Sie, die bewährte Erfühlerin vergangener Epochen, Wiederbeleberin verwehter Geistigkeiten, erneut uns, und gerade den Feinen, den Dekadenten, den Zerrissenen, die alten Verheißungen des Doktor Martin Luther in eigenster Offenbarung.

Woran leidet der moderne Mensch? An seiner Gottlosigkeit, und das ist seine Sünde. An seiner Selbstvergottung, und das ist sein Teufel. Was aber gelten ihm Gott, Sünde und Teufel, die längst im Papierkorb der Aufklärung begraben sind? Aber es gibt eine Auferstehung, eine ewige Wiederkunft unsterblicher Ideen, und was zu Luthers Zeiten und aus dem Munde einer Dichterin mythologisch klingt und ammenmärchenhaft, das lebt euch phantasiegeschwächten Gehirnautomaten als Begriff und als Tatsache. Seid ihr denn nicht gehetzt, friedlos und über alle Maßen nervös? Seid ihr denn nicht Unselige, die man einst Sündige nannte? Ihr überspannt euer Wollen, und gebt doch eure Schwäche nicht zu; ihr denkt die letzten Dinge zu Ende bis zu der logischen Nötigung, euch selbst eine letzte Ursache von Leben, Tod, Anfang und Ende zu setzen, und aus purer Verlegenheit errechnet ihr euch mit Hegel den absoluten Geist und postuliert mit Kant einen Gott. Aber ihr wißt ihn nur und glaubt ihn nicht. Ihr schwört auf den Weltäther und auf das „Ding an sich“, aber eure Hypothesen werden gespeist von einem **Deus ex machina!**

Mit gewollter Moral und eigendenkerischer Logik glaubt ihr euch kulturvoll und stark, glaubt ihr den Zusammenhang von Ichbewußtsein und Weltbewußtsein erzwungen und erkannt zu haben. Aber doch wohl nicht erlebt? Das dritte große Seelenvermögen, das Fühlen, dient gerade noch eurer ästhetischen „Interesselosigkeit“. Die spärlichen Impulse und Instinkte zum Guten und Bösen, das Unwillkürliche und Unbewußte, das aus euren zivilen Affekten und Intuitionen als verkümmertes Daimonion und wahrhaft armer Teufel hervorkriecht, dies alles wird womöglich völlig unterdrückt; stammt es doch nicht vom Gehirn, diesem einzigen offiziellen Zentralorgan der Intellektuellen. Ihr lebt nur in der Bewußtheit, aber nicht im unwillkürlichen Sein, das Gott ist. Denn das nicht bewußte Nicht-Ich in euerem Ich ist die zeugende Liebeskraft des Weltganzen, die unsichtbar aber fühlbar gerade im Sichtbaren waltet und damit in euch selber; doch da, wo ihr es weder

wissen noch wollen, nur glaubend fühlen könnt: im Herzen! Aber ihr seid nur noch Kopf und Geschlecht, wo ihr selber herrscht und immer wieder euch selber hört. „Im Besitze meiner Eigenheit bin Ich Eigner meiner Macht, meines Verkehrs, meines Selbstgenusses, und Ich bin in ihr, wenn ich mich als Einzigen weiß", ruft ihr mit Stirner.

Das aber ist Sünde! Sünde kommt von sondern, und ihr habt euch abgesondert von der Urkraft, von Gott, den ihr doch täglich erschaut in seiner dreifaltigen Offenbarung: unpersönlich als formende, schöpfende Kraft in der Natur; persönlich als tätige Kraft, als Liebe, in der Menschheit und ihrem geistigen Haupte, Jesus Christus, der Gottes Menschwerdung „beweist". Und zum dritten zeigt sich seine erkennende Kraft überpersönlich, doch in der Menschheit, als Geist, der im Worte verdichtet ist vom Dichter des Evangeliums. Und diese dreifaltige aber dreieinige Kraft wirkt durch die Auserwählten des Herrn, die Genies, als Form des Bildners, als Tat des Helden, als Geisteswort des Weisen und Dichters, wie sie Christus der Held, das größte Genie, durch sein Leben, Wort und Werk in einer Person vereinigte. Das sind die Seligen, die die Stimme ihres dämonischen Genius hören, die nicht begrifflich, nur in Bildern und Ideen Stoff zu Geist verdichten. „Aus der Fülle des Herzens leben ist das Geheimnis der Genies". In ihnen ist das Selbstbewußtsein mit dem Gottbewußtsein eins geworden, die Subjektivität in der Objektivität aufgegangen; ihr Wille und ihr Denken finden in ihren größten Stunden die Harmonie mit dem Unendlichen. So sehen die Künstler nicht die subjektive Erscheinung der Dinge, sondern ihre geistige Wesenheit. Sie sind begabt mit Gottempfindlichkeit oder Glauben, sie sind begnadet mit Gottverwandtschaft oder Liebe; und aus dieser Gnade schöpfen auch alle einfältigen Herzmenschen ihren Frieden, wenn sie nur glauben. Aus dieser Begabung schaffen die Genialen, denn ihre Glaubenskraft heißt Phantasie: das ist die Fähigkeit, das Unsichtbare sichtbar zu formen, oder umgekehrt: der Erscheinung den Geist einprägen.

Doch nun kommt ein Mysterium! Diese Schaffenden bedürfen der Persönlichkeit, die als Absonderung, als Individualität doch Sünde ist! Aber Teufel und Sünde müssen sein, damit Leben entstehe. Gott ist Kraft und ihr Wirken verzehrte alles Bestehende ohne eine Gegenkraft. In Gott ist positive und negative Energie, deren Spannung Leben schafft, wie die selbstsüchtige Manneskraft in der göttlichen Fruchtbarkeit des Weibes. Ein Kraftblitz zielt aus Gottes Einheit nach der chaotischen Vielheit der Dinge, an der er sich bricht und teuflisch schön zurückspiegelt. Er ist göttlichen Ursprungs und verwandelt sich zum Widerstrahl des Gegengottes, der Einzelpersönlichkeit, die sich hüte, in stolzem Wahnwitz die abgeleitetete Kraft für eigene zu halten. Größte Gegensätze zeugen größte Kraft im Einzelnen und in der Gesamtheit: zu Christi Zeit wüteten satanische Cäsaren; die teufelsstarke Renaissance stand mit

der Reformation in Spannung. An den Teufel muß geglaubt werden wie an Gott, denn Gott, Teufel und Mensch sind eins.

Dreifaltig ist auch der Teufel. Der dumme Teufel versucht die Selbstsucht der Sünder im Fleische. Er kommt zur Jugend und reizt zu Fortpflanzung und Ernährung, deren das Leben bedarf. Der böse Teufel erscheint den Männern des Willens zur Macht, den Gewalttätigen, die weltliche Großtaten vollbringen, den Renaissancemenschen mit ihrem sacro egoismo aus Trieb und Herz. Der stolze Teufel aber in seiner Majestät, Luzifer, naht den Reifen und „Abgeklärten", denn er versucht im Geiste. Er ist der schlimmste, er sondert ganz von Gott, denn er hemmt die — Sünde. Er fesselt die Kraft, die „reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen." Er vergißt den Ursprung der Kraft und täuscht sich eigene vor. Er erfindet die Spekulation des Gehirns, die ihn zum logischen Alleinherrscher über alles Denkbare proklamiert, und flüstert ihm ein, das All sei denkbar. Er befestigt die selbstgerechte Moral der Pharisäer, „welche doch fromme, keusche, ehrliche Leute waren," die mit bewußtem Willen altruistisch sein wollen. Wie wenn der Wille ohne Liebe in seinen letzten Zielen je anders als egoistisch wollen könnte! So unterdrückt der Moralist in wahrhafter Selbstentmannung mit Willen die zeugende Sünde, er lähmt die dämonische Tatkraft seines göttlichen Nicht-Ich, das im Glauben an Gottes Liebe, die durch die Menschheit tätig waltet, unbewußt und unwillkürlich nur das Gute fördern könnte. „Denn, daß man Gott die Wahrheit und Frömmigkeit gebe, das ist Recht und Wahrheit und macht recht und wahrhaftig", sagt Luther. Statt dessen quält er sich in moralischer Werkheiligkeit um den inneren Frieden; aber der in ihm unterjochte Gott der Leidenschaften versöhnt sich nicht zum „gnädigen Gott." Er trinkt Menschenhaß aus der Fülle von Moral. In seiner vornehmen Reinheit überkommt ihn die ganze Verachtung der Mitmenschen, die seiner Eigenform so wohl ansteht, erfüllt ihn die Medisance der Dekadenten, die ihre mutlose Teilnahmslosigkeit für weise Toleranz halten. Darum liebt er die tatenlose Einsamkeit, kultiviert sein Gehirn mit indischer und mystischer Passivität, isoliert sich in der Absonderung einer besseren Welt, da seine Makellosigkeit den Schmutz des Alltags nicht ertrüge. Ja, sein Schild ist blank und seine geistige Schöne verführt uns alle; aber sein Fühlen ist dem Gehirn untertan, sein Sinn ist kalt, sein Herz ist tot. Kierkegaard hätte ihn in seiner allere delsten Form vielleicht den Ritter der unendlichen Resignation genannt gegenüber dem Ritter des Glaubens, der sündig und reuig bekennt, aber der Gnade gewiß ist.

Dreifaltig ist auch die Menschheit. Glücklich die Normalen und Vielzuvielen, die die Spaltung von Ich und Gott nicht ahnen und unbewußt Gutes tun oder kräftig sündigen, gereizt vom dummen und vom bösen Teufel. Ihnen ziemt das Gesetz, das ihre Bosheit zügelt. Selig die

gotthaften Geistmenschen, die im Gottbewußtsein aus dem Herzen schaffen, dessen Schlag lebendiger Rhythmus ihrer Taten wird, die als Persönlichkeiten die Kräfte des Hirns und der Sinne im Herzen vereinigen, deren Wirken teuflisch und göttlich ist wie Gott selber, die versucht werden, wie Christus in der Wüste, aber durch Leiden und Tod im Geiste aufgehen. Aber wehe den Interessanten, den nervösen mit den beiden Seelen, die sich moralisch zerfleischen, die zwischen Selbst- und Gottbewußtsein (inter esse) irren, gleich den Neutralen in Dantes Hölle zwischen Oben und Unten unstät flattern. Luzifer gibt ihnen weder Sündenqual noch Höllenlust; sie zeigen die unbewegte Scheinruhe des Ziellosen am Kreuzweg, aber hinter der Larve des Stoikers rumort, doch ach umsonst, das sündenlüsterne Herz. Selten, daß ihr verzweifelter Schrei wie aus Nietzsche die Moralkruste sprengt und nach dem Sinnen- und Machtteufel gellt. Teufel muß sein; ohne ihn kein Gott, ohne Gott kein Teufel.

So kämpft Ricarda Huch für Gott und den Teufel gegen Luzifer im Namen Luthers, an dem sie zumeist bewundert, daß er die Würde des Höllenfürsten erkannt, daß er die Theodizee, die Rechtfertigung des Bösen vor Gott, in einer Bestätigung der Sünde gefunden hatte: sie soll nicht sein, aber sie muß sein. Das Geheimnis des Lebensglücks ist der innere Friede, das Bewußtsein, im Herzen, in Gott, in der Liebe zu wollen, zu denken und zu fühlen; im „schlechthinigen Abhängigkeitsgefühl", wie Schleiermacher sagen würde. Die niederdrückende Bürde überheblicher Selbstverantwortung muß abgeschüttelt werden, damit Kraft und Liebe frei werden; Gottes ist das Gericht, er ist nicht strafende Willkür, wie der junge Luther von der damals modernen Theologie der Okkamisten lernte, sondern bei ihm geht Gnade vor Recht, er ist die Liebe, die uns zugleich mit ihm und der Menschheit verbindet; so wie die Mystiker Gott deuteten. Doch nicht untätige Frömmigkeit im Winkel, sondern gegensätzliches, teuflisch-göttliches Leben des Gläubigen. Und im Höhepunkt der Menschheit das unermüdliche Schaffen der Genies, in deren größten Widersprüchen größte Kämpfe und Siege reifen. Geist und Chaos zeugen den tanzenden Stern.

Wir leben in einer Zeit religiöser Reaktion; Bergson, Eucken, Rudolf Steiner sind bedeutungsvolle Erscheinungen und Strindberg-Swedenborgs Inferno erhitzt die moderne Maschine zum Heißlaufen der Achsen. In aller Art Kunst hört man von Expressionismus und doch weiß niemand deutlich, was da Ausdruck werden soll. Ricarda Huch sagt es auf ihre Weise; ihr Buch kam überraschend und wiederum konnte es gerade von ihr erwartet werden. Liest man es widerspruchslos hingegeben als „schöne Literatur", so kommt man sich zuweilen wie Hieronymus im Gehäus vor oder sonst als ein frommer Gottesmann, der sich in Parazelsus, Jakob Böhme, oder in einen luziferkundigen Gnostiker vertieft. Die dichterische Selbstverständlichkeit, mit der Natur und Geist mythisch und begrifflich zugleich zum Zu-

sammenfluß geleitet werden, wirkt ebenso unmodern als übermodern. „Der Sieg des Teufels ist körperlich dadurch ausgedrückt, daß das Blut entweder in der Region der Geschlechtsorgane oder im Gehirn sich sammelt und diese Organe erhitzt, anstatt daß es immer zum Herzen, der Quelle, zurückkehrt und den ganzen Körper durchblutet, beseelt, zu einer Einheit macht". Das Herz als Gefäß der Liebe Gottes ist dasselbe, das mit dem **nervus vagus** und dem **nervus depressor** zu tun hat; die Ausgießung des heiligen Geistes, bei der durch Christi körperlichen Tod der Geist mit physikalischer Notwendigkeit „frei wird", verliert so beinahe ihr Geheimnis. Der Glaube an das Unsichtbare wird zu einem Trennungsfaktor unseres Geisteslebens: den berühmten Scheidungen in apollinisch und dionysisch, in naiv und sentimental reiht sich der Gegensatz von gläubig und ungläubig an; darnach trennt man geniale von politischen Völkern, dämonisch barbarische Kraft von bewußt kultureller Degeneration, ideenhaltige von bloß denkerischen Persönlichkeiten, Herzmenschen von Gehirnmenschen. Nach solchen Gesichtspunkten liest man über Engländer, Deutsche, Schweizer und Juden sehr viel Zeitgemäßes, das doch so garnicht der Erregung des Weltkrieges entspricht. Wunderliche Fragen: Sollte eine Verarmung Europas nicht Segen bringen? Sollte der Kapitalismus nicht einer Naturalwirtschaft weichen? Sollte sich je das Ideal des Mittelalters verwirklichen: ein weltliches Kaiserreich des Sichtbaren, beseelt durch das in ihm wirkende Reich des Unsichtbaren: die Kirche?

Ob alles dies im Luthergeiste geschrieben ist? Wer wagt ein Urteil angesichts der zweihundert Biographieen und mindestens zweitausend Abhandlungen und den ebensovielen abweichenden Meinungen über den Reformator. Die Theologen lesen bei aller Methode doch auch nur wieder ihren eigenen Geist zwischen den Zeilen der Dokumente heraus, und da ist uns der Seherblick Ricarda Huchs, die sich als Beherrscherin des historischen Apparats genugsam ausgewiesen, ebenso maßgebend wie die Brillenschärfe irgend eines Philologenauges. Jede Epoche sah Luther anders; den einen galt er als Prophet, der Orthodoxie als dogmatischer Kirchenvater; die Pietisten ehrten in ihm den Verinnerlicher der Kirche, die Rationalisten den Vernunftsapostel gegen des Papsttum. Friedrich der Große tat ihn ab, als „wütenden Mönch und barbarischen Schriftsteller," und der „Bauer" und „Barbar" Nietzsches ist heute noch bei den Feinen sehr beliebt. Von katholischen Biographen ganz zu schweigen, von denen Pater Denifle noch 1904 in Luther einen Schädling der Menschheit aufweist, wenn er auch nicht gerade mit den Ausdrücken eines Murner oder des „gewaffeten Mans Cocleus" Luther als unflätige Sau, als Teufelssohn, schamlosen Fleischbengel, und öffentlichen Nonnenschänder charakterisiert. Das kommt von so sündhaften Liedern, wie dem berüchtigten von „Wein, Weib und Gesang," das übrigens vom guten alten Voß Luther angedichtet wurde.

Lassen wir Ricarda Huch das Recht ihrer Stimme unter den tausenden. Etwas mehr Übersicht, einige Kapitelüberschriften wären dem Buche sehr zu statten gekommen; oder dann einheitlichere Stilbetonung der „Briefe an einen Freund". Aber die Dichterin haßt wie ihr Luther alles System. Sie hat seinen Geist jedenfalls mit dem Herzen eingesogen, ihn mit dem ihrigen unlösbar vermischt, und steht nun und kann nicht anders. Da s i e den Teufel nicht als Person mit Schwanz und Hörnern glauben kann, soll und darf ihn auch Luther nicht so geglaubt haben, dem Tintenflecks auf der Wartburg zum Trotz und aller Wissenschaft entgegen, die es anders wissen will.

So aber wird man auch den reisenden Engländern, wenn sie nach hundert Jahren Deutschlands Raritäten wieder absuchen und der berühmten Dichterin Heim beschnüffeln, mit keinem mysteriösen Klecksogramma auf fahler Kalkwand schaudernd aufwarten können, denn sie kämpfte mit einem Teufel, der gerade die Tintenfässer am allerwenigsten fürchtet. Aber, wenn wir sie recht verstehen, wollte uns ja Ricarda Huch zunächst gar nicht von Luther erzählen, sondern vom Glauben an Gott und die Menschheit zur „Änderung des Herzens" ihres geliebten Luzifer. Ihr Werk ist trotz aller „häßlichen Verstandesarbeit", wie sie sagt, ein Liebesgedicht. Den unsichtbaren Gott liebt man im Glauben, den in der Menschheit erscheinenden in der Liebe. Für den genialen Dichter wird nach Ricarda Huchs geistlicher Genielehre ein Gottesgedicht immer zum Liebesgedicht.

„ . . Ich bin Dein Schatten, Du bist, der mich schafft,
Du gibst Gestalt und Maß mir und Bewegen.
Mit Dir nur kann ich heben mich und legen,
Ich Dein Geschöpf, Du Willen mir und Kraft . . "

Diese Verse der Dichterin, „noch schwer von Erdenwonne schon in Gnade", findet man unter ihren — Liebesgedichten! Denn auch umgekehrt: ein echtes Liebesgedicht ist immer ein Gottesgedicht.

Assaf Ciffrin:
Vom neuen Drama.

I.

H e i n r i c h M a n n, der als Erzähler ein Führer der Jungen ward, ihr Mann war, ist als Dramatiker ein Gezogener, ein Nachgezogener von dem dramatisch jungen Geschlecht. Er wird sie überholen und die Zügel übernehmen; sein Ruf ist gut, als Dramatiker bisher jungfräulich — nicht steril, sondern, seine Fruchtbarkeit auf dem Gebiet der Erzählung erkennend,

ließ er das Feld unbeackert. Jetzt säet er — Eigenes und viel Fremdes — und wird zu schönen Blüten treiben.

Madame Legros kündet größere Würfe an — und Heinrich Mann wird, wenn er dem Stücke folgt, wenn er nicht trügt, Dramatiker . . .

In seiner Behandlung des Stoffes, in der Formgebung des Historischen durch rein menschliche, erdhafte Attribute, liegt ohne Zweifel Eigenart. Der Stoff ist revolutionär. Mann macht stoffliche Revolution und bleibt im Kern auf der Höhe, die er zuerst bestieg, stehen, um nur hineinzulugen in den Hexenkessel von Paris, von den Flammen von 1789 unberührt — objektiv, steif objektiv . . . Dies ist festzustellen. Heinrich Mann bleibt fern vom Gärenden und Sengenden, meidet ängstlich jede Berührung mit der Flamme, daß die Kleider nicht Feuer fangen; er grüßt von weitem. Ihm genügt ein Blick, um zu wissen: da brodelt es und zischt es — da brüllt etwas auf . . . Und man flüstert und zischelt sich von Mund zu Ohr: die Putzmacherin und Häubchennäherin Madame Legros hat eine Revolte gemacht; sie ist hysterisch, hat ein totes Kind vor einem halben Mond geboren. Die ward arg mitgenommen, aber ihre Schönheit! . . hier tuschelt man nicht mehr, das sagt mauslaut: die Schönheit ist Gottesgnadentum — und wir Franzosen sind Sklaven der Schönheit — und Madame Legros ist schön! . . Madame Legros wird Siegerin.

Mann ist nicht Dramatiker in des Wortes Sinn. Die Konflikte verlegt er außerhalb des Rahmens, was der echte Dramatiker zum Mittelpunkt gemacht hätte. Madame Legros handelt, weil ein Zufallswind ihr einen Zettel von der Höhe des Bastilleturmes in die Hände herabflattern ließ — und weil sie ein totes Kind gebar. Nicht Notwendigkeit, sondern Zufall.

Wär' es nicht **Madame Legros**, die vom Strang des Mitleids wild gezerrt, zur Zünderin der Brandfackel geworden, so wär es **Monsieur Legendre**, der mit einem Steinwurf in den Spiegelsaal der Königin den Volksbrand entfacht hätte. Im Zunder lag Notwendigkeit, im Zünder Zufall . . .

Mann wirkt nicht durch Theatralik (unnötigerweise spinnt er allerdings eine Intrige des Spitzels in Chevalierbrämung ein; er versteht sich auf die Kunst), das Menschliche wird zur Sprungfeder, zur Schleuder, zum dynamischen Löser heutiger Beengungen — zum Erlöser eines morgnenden Menschengeschlechts. — Madame Legros hat nicht Revolution gemacht; sie ist Kleinbürgerin in ihrem Innersten, aber in ihrem Herzen trat mit hundertfacher Größe der Trieb auf, erhob sich ein Drängen, tausendfach durch ihr Leiden als Kinderlose vergrößert, einen Menschen zu retten, der in der Bastille 43 Jahre sitzt. Latude sitzt 43 Jahre unschuldig im Turm — und er winkte ihr von der Höhe der Plattform zu, ihr, Madame Legros . . . Sie ist empfindlich; sie hat nicht das Bewußtsein von dem Unrecht, das von Menschen ausgeht und Menschen quält (was die Ursache der Revolution ist), sondern

triebhaft, jungfräulich drängt es sie zur Befreiungstat, und wär' sie zwiefach Mörderin geworden, — edles Menschentum spräche sie zweimal frei. — Hierin liegt ein Zug von Manns Dramatik: triebhaft jungfräuliches — unbewußt zu einer Entscheidung drängend . . . hirnlos, hirnlos!

Ein Weib sieht ein Kind in die Flut fallen; es stürzt ihm nach, greift das Kind, und die Frau, die ehedem nicht schwimmen konnte, teilt mit sichersten Armen die Flut — und erreicht das Ufer. Nun Tücher her und an den warmen Ofen! Die Frau erfriert . . . Namenlos will sie bleiben; nach Abgespanntheit ruhen! Mensch sein — nicht Retterin. Geborgen im Haus — der Neugier verborgen. So wird die Anstalt zur herrlichsten, innigsten Legende. Wärme quillt von dieser Menschennatur . . .

Handeln nicht durch die Legenden anderer über sie.

Sie gebar ein totes Kind, und diese Kinderlose wird Mutter einer ganzen Welt. So geht es im Leben zu, so drängt es Hunderte, denen das Kleine nicht gegeben, zum Größten sich erkürt wähnen. Einer kaum fand den Mut, um Trieb, nur Trieb zu werden, um zu schaffen; das Nachdenken machte schwach. — Madame Legros will Muster sein und heilen, weil irgend einer irgend einen schlug und wieder schlug. Sie wähnt sich nicht die Braut des Unsichtbaren — ihr ist es nicht um die Klarheit zu tun; sie ahnt das furchtbare Leiden des ihr unschuldig Scheinenden. Mitleid entzündet sie, ihr Feuer brennt lichterloh über Gassen, Straßen und Dächer bis in den Vorgarten von Versailles hinein; sie denkt nicht nach. Schlafwandlerkräfte sind ihr gegeben und das Gebäude des „Dämmerkönigs Sonne" stößt sie in tiefe Nacht. In ihrer Unbewußtheit liegt die Kraft. — Die nämliche Kraft, die man an Manns Dramatik zu erkennen glaubt, weil alles aus Verschwommenem gebaut, hinter Gewölk ein Riesenwerk ahnen läßt. Man empfindet am Schluß die gewaltige Wirkung, die mittelbar auf den Betrachter übergeht.

Madame Legros hat auch den Jugendpreis auf Geheiß Marie-Antoinettes, die den Begriff der Tugend überhaupt nicht kennt, von der Akademie empfangen. So schaut der moderne Heinrich Mann mit modern ironischem Blick auf die Welt: so war die Welt, so ist die Welt, so wird sie bleiben! . .

Heinrich Mann gibt sich neu — und hat alte Dichtkunst gut studiert. Ein Anflug von Anachronismus macht ihn liebenswert. Mit seinem Drama, den Blick auf eine verschollene, gestorbene Zeit richtend, ist er tief in der unseren verwurzelt . . . und denkt (wie Madame Legros) nicht nach, daß es nach der Revolte einen Temple, eine Conciergerie, einen Tausendhenker mit der Guillotine gab . . . Die Schreckensgesichte bleiben mit halbumgewandtem Nacken starr auf das Fenster, das der Dichter eilends schließen läßt, gerichtet — und starren . . . An die wollen auch wir nicht denken; sie senden einen Blick aus offenem Grab herauf. Eine Schaufel Erde drüber! . .

Madame Legros schließt die Fensterläden; sie quarren in ihren verrosteten Scharnieren — verrostet wie seine trockne Seele — und er zündete die Lampe an. Das innere menschliche Leben ist abgeschlossen von dem äußeren Pulsschlag der Welt, der hämmernd der Erde Adern durchjagt.

Wie wohl tut dieses traute Heim — die Jungfrau von Orléans, die zweite **Notre Dame de Paris**, ist in den von vier schmucklosen Wänden umschlossenen Arbeitsraum zurückgekehrt — um als Mensch, als Mensch nur zu leben . . . während draußen eine Genußwelt zugrunde geht, in Blutströmen erstickt wird . . .

Heinrich Mann umschrieb mit alter Historie das ewigjunge — hie und da gelallte — Menschenlied: vom Trieb eines jungen Lebens, das aus dem verrauchten Schutt einer zerberstenden Welt zu besserem Leben sich freiringt.

Mit Mann als Dramatiker wird zu rechnen sein.

II.

„Volk in Not" *) von Karl Schönherr ist (so will es der Dichter) die Tragödie einer Gesamtheit; sie ist es nicht.

Obzwar Andrä Hofer den Oberton, das Familiengeschick des Rotadlwirts den Unterton des Jammers in Ehren bildet, findet das Stück seine Form im Zustand — und nicht in der Zeit, sie ist keine Menschentragödie. — Was lag vor? — Die Bildwerdung einer Not, ein Zustandsfilm ohne Bewegung; man braucht nicht hinzuhören, es bleibt beim gleichen.

Die drei stagnanten Bilder sind der Kern (oder nicht einmal Kern!) dieser „Heldenlieder". Das Stück wirkt entnervend, entnervend aus zwei Gründen: als Stück an sich und als Stück der heutigen Zeit.

Die Nerven sind noch jäh abgerissen, jedes Bindeglied fehlt; wir sind mitten im Brand, den es nur zu löschen gilt — nur löschen, und aus diesen Flammen, die aus unseren Häusern schlagen, schrankt am Horizont eine Filmbrandwelt vorbei, will auf das Hirn wirken (dieses Wollen ist taghell unterstrichen) und muß tief unterhalb der Schwelle unseres heutigen Empfindungsvermögens bleiben; bleibt unempfunden, ja unempfunden . . Bumm! Bumm! Gütiger Himmel! — stofflich ragt das Bild zu sehr in unser heutiges Menschenmartyrium hinein.

Daher fand ein jeder (vielmehr eine jede — es tat weh mit anzuschauen!) etwas, was ihn schmerzte. War's Rührung? War's Grandioses? War's Abstoßendes? — Keins von allem. Es war gewöhnlichste Zeitlichkeit.

In dieser Zeitlichkeit, die mäßig ist, versuchte Schönherr sich zu verankern; da denkt man an Schickeles Hans, der immer im Schnackenloch saß — und tat besser daran zu schweigen . . .

---

*) Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Stoff heiligt nur den Dichter und Meisterer des Stoffes — nicht den zeitlichen Wiedererzähler.

Aber der Kritiker muß auch hinter die Zeit schauen — und auch da findet er mäßigste Technik. Man hat die Empfindung, daß Schönherr (hier) arbeitet; zweckmäßig seziert, kein Mittel scheuend, das nicht weit vom Gemeinplatz liegt, um sich zu unserem Herzen hindurchzuarbeiten. Er will erschüttern — und seine Menschen rühren kaum. Die Frauen läßt er auf die Männer warten, deren Tod wir bereits mit angesehen, Erwartende am Kruzifix niederfallen, Brunnenwasser von Blut rot sich färben. — Als die Männer fielen, dachte man an die armen Frauen und war ergriffen — da wir sie warten sehen, wiederholt sich ein bereits in unserem Hirn sich abgespielter Vorgang — und nur Zeitgemäßheit kann da rühren. Es ist soviel Theater, daß man oft denkt: wie ist es jetzt hinter den Coulissen? hinter diesen Bildern? — da pocht nur ein Leinwandherz . . .

Er kratzt soviel zusammen, um einen Sarg zu füllen, aus dem die Blume des Leidens, der Entsagung und der Not bereits im ersten Akt entblüht ist. Er zerteilt, zerpflückt, zerschneidet und wirft uns Leidenbündel vor die Augen; er schafft Absichtsgeschöpfe mit Absichtsleiden, Absichtsnot . . . Viel Absicht und noch mehr Technik liegt in diesem „Heldenlied".

Überhaupt ist in Schönherr ein dramatischer Dichter und eine theatralische Spuknatur zu unterscheiden. Hier obsiegte reinste Theatralik!

In seiner Technik liegt etwas Zweischneidiges. Eine Absicht, die lachen machen könnte, und unbewußte Tragik, die erschüttert; meist überwiegt die Bewußtheit, die Absicht; die heute wirkt, übermorgen ihn vergessen machen könnte, weil sie Routine geheißen zu werden vermag.

Es ist etwas in ihm, das den Atem stocken macht, weil wir Gegenwind empfangen. Dem Sirocco ähnlich, dem heißen Wüstenwind vergleichbar, der dem Landesunkundigen Kühlung verheißt — und ihn bald versengend überhaucht. Der Stoff hebt die Herzen hoch — Schönherr will mit dem Stoff den Lauscher vor sich auf die Kniee zwingen.

In seinem Schauen, Erfassen von Naturen liegt unendliche dichterische Schöpfergabe — in ihrer Absichtlichkeit Schönherrs Zwergtum. Er wird sie verlassen — er wird der Absichtsdienerei entwachsen.

*

„Frau Suitner"*) nennt er ein anderes Stück. Es ist ein Schauspiel; das Thema des „Weibsteufel" ins entgegengesetzte gestülpt. Das tragische Geschick der kinderlosen, alternden Frau ist dramatisch behandelt, und diese Fassung vermag sich mehr ans Hirn als an das Herz zu wenden.

*) Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Schönherr schwenkt vom Wesentlichen, das ganz Idee bleiben soll, ab, ergeht sich in Kleinmalerei, gibt die Fülle nachbarlicher Häuser und Gestalten wieder, Frohmut, Fülle der Lebensbejahung, um der Gestalt der Frau Suitner beizukommen. Wir haben hier Typisches für indirekte Gestaltung. Durch Erhöhung der Lebensstufe der anderen wird die Lebensstufe der Frau relativ erniedert — und das Positive des Schmerzes, das Leiden der durch die Natur stiefmütterlich Behandelten, wächst kaum zur Gestalt empor.

Auch in diesem Schauspiel waltet Absicht vor. Und die Absicht setzt den Wert des Stückes herab. — Ist die Absicht nicht ein Produkt des Alterwerdens? Seinen jungen Dramenwerken, seinen frühgeschaffenen, haftet kaum der Zug der Absicht an. Bewußte Absicht soll zuweilen naive Klarheit ersetzen, so sagt man; allein die Zukunft birgt: Klarheit —, Zeitgemäßheit: Absicht.

Dem heutigen Schönherr mangelt Naivität. Er bringt Natur von seinen Gnaden. Und doch gilt: Naivität als die Gnade wahrhafter Natur. . . . Von unaufgeführter jüngster Jugend, der die Zukunft leuchtet, wird noch zu sprechen sein. Es harren blutjunge Menschen des Tages, da sie in öffentliche Helle treten dürfen . . Hasenclever, Arnold Zweig — und ein jung Gestorbener, der aufleben wird: Reinhord Sorge. Ihnen gehört ein Teil der Zukunft. Sie harren . . .

Therese Lehmann-Haupt: Zur Grundsteinlegung des deutsch-türkischen Freundschaftshauses in Konstantinopel.

So war's in des Weltkriegs Anbeginn . . . .
Zerfleischender Haß — zermalmende Wut —
Lachender Hohn über strömendes Blut,
Ueber Todesröcheln und letzten Schrei,
Ueber hinrieselndes, köstliches Leben,
Das einmal nur glühte und nun vorbei!
Denn der Mensch, eines Gottes Meistergebild,
Zur Bestie ward er, reißend und wild, —
Zerfleischt den Bruder in Haß und Spott
— Und glauben doch Alle an einen Gott
Und führen Christi Namen im Mund,
Der Liebe noch gab in der Todesstund'. . . .

Und da drüben, auf der Insel, von Fettsaft strotzend,
Mit Sonntagsheil'gung und Frömmigkeit protzend,
Abgetrennt, — doch voll schwarzer Künste
Die Welt beherrschend durch Lügengespinste,
Sitzt die Kreuzspinne. Mit den langlangen Beinen
Packt sie die Staaten, die großen und kleinen,
Und während sie unter Hallelujah-Liedern
Das Mark ihnen saugt aus allen Gliedern,
Träufelt in Herz und Hirn sie hinein
Das Hassesgift gegen deutsches Sein.

Zerfleischender Haß, zermalmende Wut,
Lachender Hohn über strömendes Blut. . .
Einem Rudel gieriger Wölfe sie gleichen:
Kann ihnen ihr Opfer nicht mehr entweichen,
Dann schwillt auch dem schwächsten, dem feigsten der Bauch:
Gieb mir Dein Letztes, sonst freß' ich Dich auch,
So war's in des Weltkriegs Anbeginn.

Da plötzlich, in dieses Lügenschrein,
In diese Hassesorgie hinein
Dringt aus dem Morgenlande weit
Helles, goldklares Silbergeläut —

Freundschaft!! Freundschaft? . . . Man hörte den Ton,
Ganz fern klang er — halbvergessen schon. . .
Gab es denn das noch? Freundschaft in Not?
Beistand, wenn Einer von Allen bedroht? —

„Wir priesen Dich immer mit Herz und Mund,
Du deutsches Volk, bis ins Mark gesund.
Deine Wahrheit ist licht wie Dein Rebensaft,
Deine Freundschaft echt, wie der Sonne Kraft,
Wie granit'ner Felsen wuchtet Dein Wort,
Das reißt kein Orkan, keine Woge fort, —
Und glauben wir nicht an den gleichen Gott,
Wir glauben an einer Ehre Gebot.
Doch sieh: Wir sind siech, vom Feinde verwüstet,
Den's immer nach uns'rer Schönheit gelüstet!
Ihn giert in russischer Winternacht
Nach orientalischer Märchenpracht. .

Er hat geschworen, uns auszuroden
Vom alten heiligen Mutterboden,
Zu vertilgen aus europäischer Welt
Den weißen Halbmond auf rotem Feld.
Da rauscht es empor voll Haß und Zorn
Vom alt-alten Stambul am goldenen Horn:
„Noch weht unsre Flagge vom Sultanspalast

Und grüßt von türkischer Schiffe Mast,
Noch bricht sich die Welle in peitschendem Sturm
An unserm troß'gen Leuchtfeuer-Turm.
In der Hagia Sofia, einst heiß umstritten,
Rechtgläub'ge Hodja's demutsvoll bitten,
Daß Allah aus stürzendem Weltenbrand
Errette sein gläubiges Türkenland.
Noch prangen, blühend im Sonnenkuß,
Unsre Gärten am blauen Bosporus,
Und fromme Frauen in dichten Schleiern
Den Lenz an den süßen Wassern feiern. . .

Und ist das nicht letzten Kampfes wert?
Heraus denn, Du tapferes Türkenschwert!
Schlugst siegreich in Schlachten Dich, blutig und heiß,
Heut gilt es der Heimat köstlichen Preis, —
Und wir jauchzen in Waffenbrüderschaft
Mit Deutschland und seiner Löwenkraft!"

Da flattert der Halbmond im Occident,
Der deutsche Reichsaar im Orient.
Sie werden mit Blut zusammengeschweißt,
So Volk an Volk, so Geist an Geist.
Und mitten in diesem Völkermorden,
In der Vernichtung köstlicher Saat,
Da rohe Gewalt von Feindeshorden
Die Früchte ringenden Schaffens zertrat, —
Da wachsen nach schöpferischem „Werde"
Auf eines Meisters Machtgebot
Strebende Säulen aus Stambuls Erde,
Licht wie das Leben, fest wie der Tod. —
Ewigkeitssteine, zum Bau gefügt,
Drinnen die Urschrift des Bundes liegt.

So wachse denn hoch, so breite Dich weit,
Locke die Freude, wehre dem Leid,
Und die Freundschaft, die uns zusammengeschweißt,
So Volk an Volk, so Geist an Geist —
Wahr' sie kristallklar und ohne Fehl,
Ein reines leuchtendes Kronjuwel.
Ein Gottessegen walte darin,
Er sei des Weltfriedens Anbeginn.

Else Wohlgemuth:

Krieg.

Du Ungeheuer — —
mit tausend wachsenden Köpfen
bedeckst Du die Erde.
Du saugst Dich in sie
mit deinen Fängen,
bis sie ermattet.

Du nährst Dich von Leben,
Deine Hälse strecken sich gierig
nach jungen Körpern
und Deine Zungen lecken lüstern
Bäche von Blut.

Keine Kraft zwingt Dich,
kein milder Trank
schläfert Dich ein
und nimmt Deine Macht.
Bist Du ein Gott,
der uns vernichtet?

Frieden.

Wer von uns allen hat die gewaltige Stärke
Dich herbeizudenken,
wer die gläubige Wut
Dich uns zu erflehen?
Greise weinen nach Dir
ohne Lebensende,
Kinder kennen Dich nicht
und jauchzen doch,
falten zu flammem Beten die Hände
bei ihrer Mütter Trauern.
Wir Blühenden, Starken,
Wir bluten Dir zu:
Ein breiter brennender Strom,
auf dem Du schreiten wirst,
wenn Du kommst.
Und an den Ufern sitzen Greise,
Mütter, Kinder, Tiere
und kennen Dich kaum
und starren Dich an
und zittern vor Dir,
als seist Du ein Feind.
Sie wissen zu viel von uns,
den Brünstigen, Jungen,
die Dich erblutet haben,
und sie ertragen Dich nicht,
gefärbt von blutigem Gischt.

Wunsch und Wille.

Ich möchte schlafen, bis ein keuscher Gott
vom klaren Himmel steigt, gebenedeit
sich zu uns Menschen neigt, die Erde weiht.

Fern sind uns Götterlust und Gottes Trost,
was wir gedacht, geglaubt, geliebt, gelebt,
ist uns zu Schutt gemacht, von Blut verklebt.

Wer wagt zu träumen von Vergangenheit?
Das stillste Wort ward Kampf. Zu Tod die Tat,
in starrem Krampf liegt alte Edelsaat.

Ich schliefe gern, bis sich der Dunstkreis hebt
von dieser blutbespritzten Welt,
die irre Geisterbrut in Krallen hält.

Doch wenn mir auch der Schlaf mit Milde naht,
Ich schreckte wach zu Qual und einsam Not:
Endlose Walstatt: Freunde, Brüder tot!

Ihr kämpft, Ihr sterbt: sinnlos und ungelost.
Ich sei wie Ihr! Zu Schuld und Blut gehetzt
Gemeinsam kämpfen wir, von Leid zerfetzt.

Bis ein keuscher Gott mit seinem Lächeln
unsere Erde weiht; mit seinem Stab
Menschengeist befreit aus Nacht und Grab.

Franz Adam Beyerlein: Der lächelnde Wirt.

Schluß.

„Wohl dem, der heut nicht hinaus muß!" seufzte weinerlich Inken. Dabei huschelte sie sich in ihr gehäkeltes Umschlagtuch.

„Zum Teufel auch!" erwiderte Lorenz. „Hockt Ihr Weibsleute hinterm Ofen, aber —." Er wußte nicht recht weiter, da tauchte plötzlich irgendwoher aus einer Schulstunde, aus einer Predigt oder Festrede eine Erinnerung an das Licht seines Gedächtnisses, und er fuhr fort: „Aber der Mann muß hinaus ins feindliche Leben."

Und gleich darauf, mit einem Trumpf, schloß er: „Heut ist gerade das richtige Wetter zu einem Teepunsch; heut Abend geh' ich zu Klas."

Hochaufgerichtet hatte er die Herausforderung hinausgeschleudert und erwartete nun mit trotzigen Augen die Entgegnung. Aber die beiden Frauen blieben stumm. Im ersten Augenblicke schien es, als würde Inken von ihrem Stuhle herabgleiten, aber sie richtete sich wieder zurecht. Sine saß mit gesenktem Kopf in ihrem Winkel.

In diese unheimliche Stille, die sogar das Toben außen überwand, brach ein Doppeltes ein: der Windmast vor dem Haus splitterte in einem grellen, peitschenähnlichen Knall von seinem Fuß ab und wurde davongetragen, und vom Dorfe her tönte fast gleichzeitig ein Trompetensignal.

Lorenz horchte. „Das ist Hans Rasmussen," — der Krugwirt war der Signalist der Feuerwehr, — „was ist da los?"

Jetzt wurde die Tonfolge ganz deutlich vom Wind herangetrieben, nicht das abstürzende „Feuerjo, Feuerjo," sondern die aufsteigende Fanfare „Schiff in Gefahr, Schiff in Gefahr."

Mit einem Satz war der Bauer bei der Tür. „Schiff in Gefahr!" schrie er nach der Knechtkammer hin. „Wat?" fragte Lars aus seiner Klause hervor. Aber Lorenz war schon im Stall. Von je, seit das große Rettungsboot der Insel anvertraut war, hatte der Süderenderhof die Ehrenpflicht gehabt, es mit seinem Gespann zum Strand zu bringen.

Als der Knecht endlich begriffen hatte und in die Stalltür trat, waren die beiden Gäule bereits angeschirrt. Im Sturm flatterten die Mähnen und Schweife, und die Tiere schüttelten sich unter dem eiskalten Regen. Der Bauer schwang sich auf das Sattelpferd und half Lars auf das zur Hand gehende. „Vorwärts!" brüllte er, „Galopp!"

Der Weg zum Bootshaus unter der Düne stand handtief voll Wasser. Die Hufe patschten breit hinein. Vom Dorf her liefen schon Männer nach dem Strand

zu. „Was ist?" rief Lorenz über die Heide. Einer blieb stehen und gab Antwort. Nichts war davon zu hören. Der Sturm riß jedes Wort an sich und trug es nach seinem Willen fort in die Weite.

Das Bootshaus wurde von der Düne gedeckt und öffnete sich nach Osten. Es war fast still in dem kellerartigen Raume. Die beiden Männer hatten im Nu die Schlingen um die Ortscheite gelegt, danach aber ging es nur langsam vorwärts vor der schweren Last. Als das Gefährt aus der Deckung heraus war, schwankte einen Augenblick vor der Gewalt des Nordwests der ganze Wagen. Dann aber war der Dünenkamm überschritten, und es galt nur noch, den tiefen Sand des Hohlwegs nach dem Strand zu überwinden.

Inken und Sine machten sich gleichfalls auf. Sie griffen nach den großen Regentüchern und traten durch die Küchentür in das Wetter hinaus. Sofort hatte der Sturm den lässigen Händen der Frau das Tuch entführt und es gegen die kahlen Wetterzweige des alten Birnbaums am Wall geschleudert. Aber Sine knüpfte ihr das eigene um, nestelte das fortgewehte, das patschnaß geworden war, vom Baum los und trug es zusammengefaltet über dem Arm. „Was tut mir das bißchen Regen?" sagte sie. „Ich brauche so Zeugs nicht."

Drüben im Hof der Seemannsbraut gab es Lärm. Bertha Schmitt zankte mit der Magd, die ihr in den kleinen Handwagen helfen und sie so zum Strand fahren sollte. Der Vater widerriet ihr das Unternehmen. Aber sie maulte: „Ich habe noch nie einen Schiffbruch gesehen." Endlich war sie untergebracht. „Vater, wo bleibst du?" schrie sie nach dem Haus. „So komm doch!" Klas aber versetzte von der Tür aus: „Ich habe dort nichts zu schaffen. Fahr nur los!" —

Der Ballesand war in einer Entfernung von etwa fünfhundert Metern dem Strande vorgelagert. Bei dauerndem Ostwind und sehr tiefer Ebbe schaute zuweilen sein bräunlicher Rücken aus den Wellenköpfen hervor. Eine tiefe Rinne schied ihn von der Insel, aber noch weithin nach Westen war seichtes Wasser, so daß selbst ein flachgehendes Schiff nur bei der vom Sturm getürmten Hochflut bis zur Ballesanduntiefe gelangen konnte. Jetzt war ein alter, morscher schwedischer Holzschuner auf der Bank aufgelaufen. Die Wogen hatten bereits die Decksladung, auf der er eigentlich geschwommen war, über Bord gespült, und jeder neue Anprall drohte das lose Gefüge des Rumpfes auseinanderzuschlagen.

Boy Brahmsen war der Obmann der Bootsmannschaft. Im Grunde war er zu alt für den Posten, aber weil die Insel kaum mehr ernsthaft mit einer Strandung gerechnet hatte, war kein Jüngerer an seine Stelle gewählt worden. In seinen Holzschuhen war er zum Strande gesappt, nun schickte er sich an, in die langen Stiefeln, die im Boote bereit lagen, hineinzutreten. Die anderen Sieben waren schon damit angetan und schnallten sich die Korkwesten um.

„Boy," sagte einer von ihnen, „heut kannst Du nicht mit. Heut heißt es mächtig pullen". „Jawohl, Du bist zu alt," ein zweiter. Ein dritter: „Die Riemen sind zu toll schwer. Du ermachst es nicht, Boy!"

Der Alte bestand auf seinem Recht. Aber sie fragten ihn gar nicht mehr. Lorenz Lorenzen hatte die Pferde dem Knecht übergeben und trat herzu. „Ich gehe für Dich, Boy!" rief er atemlos und legte sich die Schwimmweste an. „Recht so," antwortete es im Kreise.

Boy schielte den Neffen von unten herauf an. Schließlich zuckte er die Achseln und befahl: „Denn man hinein mit dem Boot!" Mit Hoi und Ho drückte das Gespann den schweren Wagen rückwärts. Die Bootsleute wirkten in den Speichen der Räder und standen bald kniehoch im Wasser. Aber immer weiter hinein in die See mußte das Gefährt. Die Gäule bäumten sich wild, als ihnen die Ausläufer der Brandung bis an die Bäuche spritzten, aber der Knecht hing sich in die Zügel und drängte sie zurück, bis eine gewaltige Welle die Tiere fast überflutete. Da schrie Boy: „Halt!" und gleich darauf: „Los!"

Das schwere Boot glitt über die Rollen in die Flut. Einen Augenblick saß es noch fest auf dem Grund, aber schon die nächste Woge machte es wieder flott. Die acht Männer schwangen sich hinein und griffen zu den gewaltigen Rudern. Das Gespann aber jagte vor dem leeren Wagen in tollem Galopp dem festen Ufer zu.

Boy Brahmsen war nach ganz zuletzt mit einem ungefügen Satz ins Boot gesprungen. Wie selbstverständlich setzte er sich im Heck zurecht. Während die anderen mit den Korkwesten umgürtet waren und die Südwester mit den breiten Krempen tief über Stirn und Nacken gezogen hatten, flogen seine spärlichen weißen Haare im Wind und seine braune gestrickte Jacke war im Nu durchnäßt.

„Nanu, Boy?" fragte einer. „Was willst Du hier?"

„Wo mich Gott und die Obrigkeit hingestellt haben, da muß ich stehen," antwortete der Alte. „Und steuern kann ich ja wohl noch."

In der Tat suchte er mit einem der Ersatzruder dem Fahrzeug Richtung zu geben. Das konnte nichts schaden, und im übrigen war es bereits zu spät, den Greis wieder auszuschiffen.

Das Boot kam in der starken Brandung nur langsam vorwärts. Denen am Ufer wie den Rudernden schien es, als hafte es beständig am alten Flecke. Bald schwebte es hoch auf einem Wogenkamm, bald versank es in einem Tal der sich überstürzenden Wasser. Wenn es gar zu jählings den Blicken entschwand, schrillte am Strand ein erschreckter Schrei. Immerhin war es unterwegs, und allmählich merkte jedermann, daß es von der Stelle kam.

Die Rojenden kehrten dem Bug die Rücken zu. Boy allein saß mit vorwärts gerichtetem Antlitz im Boot. Dicht vor ihm hatte Lorenz seinen Platz. Der Bauer keuchte bereits mühsam und vermochte kaum mehr das schwere Ruder zu handhaben. Stromweis lief ihm der Schweiß über den Körper, es dunkelte ihm vor den Augen, aber immer wieder raffte er sich zusammen. Seine Hintermänner grollten, daß er nachließ und den mühsam gewonnenen Takt stets von neuem störte, da richtete er sich noch einmal gewaltsam empor und setzte seine letzte Kraft ein. Aber sogleich sank er wieder in sich zusammen. Boy Brahmsen sah, wie sein Gesicht

sich entfärbte, wie die Hände sich vom Ruder lösten und wie der Körper schwer von der Ruderbank herabglitt.

„Oha!" sagte er, weiter nichts. Er stand auf von seinem Sitz im Heck, tappte sich in dem schwankenden tanzenden Fahrzeug vorwärts und nahm den verwaisten Platz ein. Mit Mühe und Not erwischte er noch das schwimmende Ruder; er faßte es mit seinen beiden Händen, und es war, als ob die Bootsmannschaft erst jetzt in den richtigen Zug geriete, nachdem ihr verordneter Obmann die ihm zukommende Stelle eingenommen hatte. Eine halbe Stunde und mehr noch brauchte es, um zu dem Schuner vorzudringen, aber zuletzt lag doch das Boot an dem alten Kasten längsseits in Lee. Alle Schiffbrüchigen kamen glücklich von Bord; es waren ihrer sieben, und sie fanden gerade Raum im Boot. Sogar ein gelbes Hündchen wurde nicht vergessen.

Die Schweden hockten aufrecht zwischen den Ruderbänken und hatten frohe Augen. Wie eine schwere träge Masse aber war Lorenz Lorenzen auf dem Boden hingestreckt. Die Sturzseen, die sich in das Boot ergossen, hatten ihn bald wieder aus seiner Ohnmacht geweckt. Nun lief ihm das eiskalte Wasser allenthalben unter die Kleider und die Zähne schlugen ihm vor Frost. Er war nicht imstande, sich zu regen, und keiner hatte Zeit, ihm beizustehen. Vor sich sah er Boy Brahmsen, seinen greisen Ohm, rüstig am Werk, er aber lag da — es fuhr ihm durch den Sinn, — wie ein ausgespieener Priem Kautabak, zu nichts mehr nütze, ein verächtlicher Unflat, über den die Füße der Menschen hinwegschritten.

Als der Kiel des Bootes wieder den Sand des Ufers berührte, reckten sich viele willige Hände entgegen, um den Schiffbrüchigen an Land zu helfen und die wackeren Retter in ihrem schwerfälligen triefenden Zeug beim Bergen des Fahrzeugs zu unterstützen. Als letzter kletterte Lorenz Lorenzen aus dem Boot. Er wankte, aber niemand achtete seiner. Inken war es nicht geglückt, sich zu der Landungsstelle durchzudrängen. Er erblickte sie seitab und schlug einen Bogen, um sie zu meiden. Sine war nicht bei ihr. Die Augen starr auf den Boden heftend, ging er an den aufgeregten schreienden Leuten vorüber die Düne hinauf.

7.

Die Schiffbrüchigen wurden im Dorfkrug untergebracht. Hans Rasmussen gab her, was er an warmem Zeug, Betten und Decken besaß; was dann noch fehlte, schleppten die Nachbarn heran. Vor allem aber hieß er heißes Wasser herrichten.

Auch der Doktor war auf seinem Rappen vom Kirchdorf herübergeritten; die große Instrumententasche lag quer vorn auf dem Sattel. Gottlob war kein Bruch und keine Quetschung vorgekommen.

„Soll ich den Schweden Kaffee oder Grog geben, Herr Doktor?" fragte Rasmussen.

„Diesmal nicht ‚oder', " versetzte der Arzt, „Kaffee *und* Grog, Herr Rasmussen".

Als der Geruch des guten Rums das Haus durchzog, waren die Schweden nicht mehr in den Betten und Decken zu halten. Einer nach dem anderen schlich in die Schankstube und setzte sich an den großen Tisch, der ganz nahe zum Ofen gerückt war. Dem einen war die Jacke zu groß, des anderen Arme stachen weit und rot aus den Aermeln hervor. Aber allesamt steckten sie die Nasen tief in die Gläser und dampften ihren Tabak aus den kurzen Pfeifen, die sie alle glücklich aufs Trockene gerettet hatten.

In den gemütlichen Lärm und allen Dunst und Qualm hinein schrillte mit einem Male ein grauenhafter Ton. Dergleichen war nie vernommen worden. Es klang wie der Schrei eines Tieres, das erst in der höchsten Not seine Stummheit durchbricht. Hans Rasmussen rannte vor die Tür. Vom Süderende her sah er auf der Dorfstraße die unselige Mißgestalt der Bertha Schmitt daherwanken. Das Mädchen, das man gemeinhin an den Rollstuhl gebunden geglaubt hatte, lief gleichwohl ziemlich flink auf den verkrüppelten Beinen gegen den Sturm an. Es hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und stürzte blindlings vorwärts, indem es von Zeit zu Zeit jenes klägliche Heulen ausstieß, das die Wut des Unwetters übertönend bis in die Gaststube des Dorfkrugs gedrungen war. Rasmussen stellte sich ihm in den Weg und zog es in den Flur hinein. „Was ist, Bertha?" fragte er.

Aber die Verstörte riß sich jäh von ihm los. Sie sank auf die Kniee, hob die Arme zu ihm empor und wimmerte: „Nicht totschlagen! Nicht totschlagen!"

Rasmussen schüttelte den Kopf. „Donnerwetter ja! Gleich totschlagen?" erwiderte er munter. „Ich denke nicht dran. Da sei man ganz ruhig, Bertha!"

Die Verkrüppelte schaute ihn blöd von unten an. Dann schien sie zu begreifen, aber mit einem Male stieg ihr wieder das gräßliche Heulen die Kehle hinan. Diesmal hörte der Krugwirt heraus: „Der Vater! Der Vater!" Er vermutete sofort, da müsse irgend etwas Schreckliches geschehen sein. Geschwind übergab er Bertha seiner Frau, die bisher sehr ruhig in ihrem stummen Erstaunen und mit den behäbig über der Schürze gefalteten Händen dabeigestanden hatte, rief zwei von den Gästen heraus und machte sich nach dem Süderende auf den Weg.

Der Süderenderhof und das Anwesen des Zollwächters lugten mit hellen Fenstern in die Dunkelheit hinaus. Die Seemannsbraut aber lag finster da. Im Näherkommen sagte einer: „Es ist schon richtig, am Strande war Klas Schmitt nirgends."

Der andere brummte: „Ich frag' mich immer, warum ist Bertha zu Dir gelaufen, Hans, und nicht in die Nachbarschaft, wenn etwas passiert ist. Das ist doch merkwürdig."

Der behende Rasmussen aber hatte sich diesen Umstand längst überlegt. „Besinne Dich doch," versetzte er, „sie sind sich spinnefeind, mit Lorenz wegen des Schweins und mit Hermann Strack, weil er unter die Temperenzler gegangen ist."

Das war richtig.

Mit einem gelinden Gruseln traten die drei Männer in den Hof der Wirtschaft. Die Magd hatte sich in eine Ecke beim Stall geduckt; die Deichsel des Wagens, in dem sie Bertha vom Strand durch die Dünen heimgefahren hatte, schien ihr eben aus der Hand gefallen zu sein. Sie hatte das Gesicht im Rock vergraben und schluchzte krampfhaft in sich hinein. In der Küche glimmte noch Torf auf dem Herd und alles war an seiner Stelle, in der Schankstube aber lag Klas Schmitt auf der Diele, — steif, regungslos. Er schien beim Geldzählen überrascht worden zu sein. Münzen und Papiergeld waren auf dem Tisch und über den Boden verstreut.

Rasmussen lief hin und rührte die Hand des Liegenden an. „Tot, — leider, leider," flüsterte er, „nichts mehr zu machen."

Einer der Männer gedachte ein Goldstück aufzuheben, das ihm just zu Füßen blitzte. Da rief ihm der Krugwirt zu: „Mensch, um Gotteswillen rühr' nichts an! Alles muß bleiben, wie es war, bis das Gericht dagewesen ist. Höchstens ruf' einer den Doktor, er sitzt noch drüben, — vielleicht kann er doch noch was helfen."

Aber nein, der Arzt vermochte nur den Tod des Klas Schmitt festzustellen. Also wurde das Schenkzimmer zugesperrt und Strack, der Zollwächter, in die Küche als Wache gesetzt. Bertha Schmitt und die Magd fanden im Dorf Unterschlupf; sie weigerten sich hartnäckig, in der Seemannsbraut zu schlafen.

Die Kinder schlichen mit scheuen Augen um das Haus, und auch ein paar Weiber starrten trotz Sturm und Wetter nach den lichtlosen Fenstern.

Die unheimliche Tat verdrängte den Schiffbruch des Schuners fast gänzlich aus den Gedanken. Die Schweden merkten den Umschwung und zogen sich beizeiten in ihre Decken und Kissen zurück. Dafür sammelte sich allgemach die gesamte Bauernschaft im Krug, und selbst die Bootsleute, die von ihren Frauen schon längst mit einem heißen Teepunsch in die gewärmten Betten geschickt worden waren, fanden sich ein. Jedermann war wie benommen vor Schrecken, und nirgends tauchte auch nur die leiseste Vermutung aus dem Hin und Her der aufgeregten Rede auf, wer etwa der Täter sein könne. „Ein Ortsfremder," dahin waren bald alle übereingekommen. Denn schnell genug hatten sie ausgezählt, daß von den erwachsenen und halbwüchsigen Männern des Dorfes alle am Strande gegenwärtig gewesen waren. Sie fragten unter sich herum. „Boy Brahmsen war mit im Boot," hieß es, „wo ist er denn jetzt?"

„Oh!" erwiderte einer. „Den läßt Stine nicht wieder los. Sie sitzt bei ihm in der Kammer, und sie singen zusammen „Nun danket alle Gott!"

„Und Lorenz Lorenzen?"

„Den hat es bös erwischt. Er lag im Boot wie ein ausgerungener Lappen. Inken hat gleich den Doktor herübergeholt. Wer weiß, vielleicht geht es da aufs Letzte." — — —

Tags darauf in aller Frühe langte vom Festland her der Staatsanwalt des Bezirkes mit einem Referendar an, um dem Täter nachzuspüren. Er hatte die

Fahrt über das Wattenmeer in einem Segelboot unternommen. Der Beamte entstammte einer eingesessenen Familie der Provinz und glaubte als guter Nachbar die Verhältnisse des Eilands genau zu kennen. „Auf der Insel ist der Täter nicht geboren," sprach er sogleich zu dem Gemeindeältesten, als er auf der Reede die Stiege zum Bollwerk hinankletterte. „Der Wind flaute immer mehr ab, da hab' ich mir unterwegs alle Insulaner durchgenommen. Keiner von ihnen ist eines Mordes fähig."

Mit leichter Mühe waren die Tatsachen heranzuholen. Dem Anschein nach kam wohl nur ein Raubmord in Frage. Nämlich kurz bevor Hans Rasmussen sein Signal „Schiff in Gefahr" geblasen hatte, war der Bierverleger Geiken bei Klas Schmitt vorgekommen, um mit ihm die aufgelaufene Rechnung ins Reine zu bringen. Sie hatten schon die Endsumme gezogen, und Klas war bereits um das Geld gegangen, da schlug der Alarm ein. Geiken sah vom Süderenderhof Lorenz Lorenzen und den Knecht nach dem Bootshaus jagen, auch er für sein Teil strebte fort nach dem Strand. Aber der Wirt hielt ihn zurück und wollte erst seine Schuld bezahlen. In der Küche kam es noch zu einem Zank zwischen dem Vater und Bertha, die mitsamt der Magd gleichfalls zum Schauplatz des Schiffsbruchs begehrte. Schließlich riß dem Bierhändler die Geduld, und er machte sich mit Broder Matzen, einem kleinen Bauern, der just eine Speckseite an die Seemannsbraut verkauft und bei einem Glas Bier gesessen hatte, kurzerhand auf den Weg. Vor ihnen her kämpfte sich Inken Lorenzen durch den Sturm, und wenig später schlossen sich ihnen Sine, die Magd, und Mariechen Strack an. Der Zollwächter selbst hatte sich schon lange zuvor von Amts wegen als einer der ersten an den Strand begeben. Der Posten der Mamsell aber war wieder einmal frei.

Auf diese Art war das Süderende wohl drei oder vier Stunden lang von jeglicher Menschenseele verlassen gewesen, und in dieser Zeit mußte sich die Uebeltat abgespielt haben. Der Verbrecher hatte vollauf Muße gehabt und war ganz unbeobachtet gewesen. Freilich bestand kein Zweifel, daß Bertha Schmitt übertrieb, wenn sie bei ihrer Vernehmung jammerte, es seien ein ganzer Packen Hundertmarkscheine und ein praller Beutel Gold, die der Vater besessen habe, nirgends mehr zu finden, aber verwunderlich erschien es allerdings, daß der Täter einen Teil seiner Beute, insgesamt an zweihundert Mark, auf Tisch und Boden verstreut zurückgelassen hatte.

Der Staatsanwalt nahm an, Lorenz Lorenzen, der offenbar das Süderende als erster wieder betreten hatte, habe ihn verscheucht. Da war es denn im höchsten Maße zu bedauern, daß der Bauer noch in der Nacht von einer flammend heftigen Lungenentzündung befallen worden war und nicht verhört werden konnte. Die eiskalte See, die im Boot über seinen heißen schweißtriefenden Körper hinweggeströmt war, hatte ihm die Krankheit eingetragen. Nun lag er in hellem Fieberwahn und mühte sich unablässig, ein Ruder zu handhaben. Der Arzt redete der haltlos weinenden Inken gut zu und gab ihr Hoffnung; zu Sine aber, die bald

gefaßt die Pflege in ihre starken sicheren Hände genommen hatte, sprach er: „Zwei oder drei Tage noch, Sine, länger treibt er's nicht. Ja, wenn er nicht getrunken hätte!"

Die Magd stöhnte bei dieser Botschaft, leise zwar, aber so jammervoll, daß der Doktor hoch aufhorchte und bereits zu einer Frage ausholte. Da aber hatte sie schon wieder abwehrend die Achseln gezuckt und richtete schweigend dem Kranken die Kissen.

Am Spätnachmittag kam der Arzt noch einmal vor; der Staatsanwalt begleitete ihn und wartete in der Süderstube. Lorenz Lorenzen lag heiß und trocken, blaurot im Gesicht, auf seinem Lager und lallte unverständliche Worte vor sich hin.

„Es ist ganz unmöglich, den Kranken zu befragen," erklärte der Doktor. „Ich dürfte es nach pflichtmäßigem Ermessen nicht gestatten, und es würde nicht das Geringste erzielt werden. Patient deliriert im höchsten Grade."

Der Richter beobachtete den Bauern eine Zeitlang durch die offene Tür und beschied sich dann um so eher, als Bertha selbst bekundet hatte, die Feindschaft ihres Vaters mit Lorenzen, von der die Rede gewesen war, sei noch am Tage vor dem Schiffbruch förmlich beigelegt worden.

Der Tatbestand war aufgenommen und der Tatort photographisch festgehalten worden. Die Sektion hatte ergeben, daß Klas Schmitt offensichtlich überrascht und erwürgt worden war. Der Täter mußte über Riesenkräfte verfügt haben; mit einem einzigen eisernen Griff hatte er den schwerfälligen, schwächlich-schwammigen Wirt abgetan. Noch einmal stellte sich der Staatsanwalt im Gedächtnis die sämtlichen Inselbewohner prüfend vor. Der Gensdarm, der Gemeindeälteste und Boy Brahmsen, die von Kindesbeinen an jedermann kannten, saßen dabei und berieten mit ihm. Auch nicht einen durfte man des Verbrechens für fähig halten.

Der Beamte schob den Stuhl zurück und schlug unzufrieden mit der Hand auf den Tisch. „Dann ist es ein Wahnsinniger gewesen," sprach er. „Gibt es Wahnsinnige auf der Insel?"

„Ich weiß keinen," versetzte der Aelteste, und der Gensdarm antwortete: „Zu Befehl, Herr Staatsanwalt, Verrückte sind hierorts nicht gemeldet."

„Nun, Herr Brahmsen?"

Der Greis brummelte unzufrieden in sich hinein. Er hatte bei der Bootsfahrt einen Schnupfen erwischt, und die Augen tränten ihm. „Nein," erwiderte er, „Verrückte — da sind keine. Aber schlimmere — solche, die von Gott abgefallen sind."

Der Staatsanwalt kannte Boy und fürchtete eine Laienpredigt. „Na ja," meinte er, „wir sind ja allzumal Sünder." Dann schloß er das Protokoll. — —

Zwei Tage danach wurde Klas Schmitt zur Erde bestattet.

Das Wetter war von Grund aus umgeschlagen. An jenem Schiffbruchsnachmittage hatte der Sturm gleichsam sein Aeußerstes aufgeboten; seitdem war er abgeflaut und endlich ganz und gar eingeschlafen. Nun stieg ein wundervoller

herbstlicher Sonnentag empor. Eine weiche, milde Luft schwebte wie eine Liebkosung über der Insel. Die Windpfeile der Wetterstangen ruhten unbeweglich in ihren Lagern, und die halbmast gehißten Flaggen hingen schlaff herab. Die Sonne war in einem leichten Nebel aufgegangen; aber bald entschleierte sie sich, und das frei weidende Vieh ließ es sich unter den fast sommerlich warmen Strahlen köstlich behagen.

Und das Seltene ereignete sich in der feierlichen Gelassenheit dieses Morgens: man hörte vom Kirchdorfe her die Glocken läuten. Auf dem wellenumbrandeten, ewig vom Wind gezausten Eiland, auf dem kaum je ein Ton in sich selbst versinken und sterben konnte, schien der Glockenklang aus einer versunkenen Stadt emporzubringen.

Am Nachmittage kroch, einer langbeinigen Spinne gleich, der hochräderige Leichenwagen über die Heide auf die Seemannsbraut zu. Dahinter auf dem Sandweg holperte die Kalesche des Pastors.

Der Sarg war in der kleinen Kammer, in der Klas Schmitt zu schlafen gepflegt hatte, aufgebahrt. Nebenan aber, in der Wohnstube, in der Küche, im Schankzimmer und in der Extrastube, saßen sie rings an den Tischen hinter mächtigen Kaffeekannen und hochgetürmten Kuchentellern. So wollte es der Brauch. Bertha Schmitt krückte von einem zum andern und nötigte zum Zulangen.

Der Geistliche trat auf eine Weile zu ihr in ihre sauber aufgeräumte und geputzte Stube. Dann nahm auch er eine Tasse Kaffee an und aß ein paar Stück Kuchen. Schließlich aber stand er auf, schüttelte die Krümel von seinem Talar und strich sich den Alltag von der Stirn. Die Tassen hörten auf zu klirren, die Stühle wurden scharrend zurückgeschoben, und die Füße der Aufbrechenden polterten. Langsam schreitend trat der Pastor vor das Haus und stellte sich an der Gartenpforte auf, dort, wo der Körper des Dahingeschiedenen sein irdisches Besitztum verlassen sollte.

Die Nachbarn trugen den Sarg zum Wagen, das war uralte Sitte. So faßten denn zur Linken die drei nächsten Anlieger im Dorf zu, und zur Rechten trugen der Zollwächter Strack in seiner Paradeuniform und, da der Herr des Süderenderhofes auf Tod und Leben lag, Sine, die Magd, und Lars, der Knecht. Lars sah sauer zu seiner Verrichtung wie zu allem, was er anfaßte, aber er griff redlich zu. Sine dagegen schlich taumelnd zwischen den beiden Männern her. Es schien, als sei ihrem harten Wesen mit einem Male das Rückgrat gebrochen.

Schwerfällig schwankend setzte sich der Wagen in Bewegung. Erst in gemessenem Abstand folgte die Kalesche des Pastors. Man hatte Bertha hineingehoben; eine vom Festland gekommene Schwester des Wirts, eine dicke, plumpe Frau, fühlte sich dem Geistlichen gegenüber sehr unbehaglich. Der Troß des übrigen Grabgeleites reihte sich an, zuvorderst Inken, die die Pflege des Gatten wieder an Sine abgetreten hatte. Stine Brahmsen saß ihr zur Rechten und gegenüber der Ohm Boy Brahmsen in seinem altertümlichen Abendmahlsrock. Auf dem

Bock klemmte sich der Zollwächter neben Lars. Dann kam Hans Rasmussen mit seinem Rappengespann, hinter ihm der Gemeindeälteste und der Stellmacher Klasen auf Klasens kleinem Korbwägelchen. Geiken, der Bierverleger, sollte sich anschließen, aber er brannte sich erst eine dicke Zigarre an. Danach fuhr er im Trabe mit seinem stattlichen Braunen hinterdrein. Er schien einen Bann gebrochen zu haben: alsbald kamen allenthalben Zigarren und Pfeifen zum Vorschein, und wären nicht die beiden ersten ernsten Gefährte vorangefahren, der Wagenzug, der sich durch die Heide schlängelte, hätte einem Vereinsausflug ähnlicher gesehen als einem Leichengefolge.

Im Süderenderhof war Sine an das Krankenbett zurückgekehrt. Inken in ihrem Kirchgangsstaat hatte ihr beim Fortgehen zugeflüstert: „Ich glaube, er schläft. Er scheint ein wenig besser zu sein; der Doktor fand es auch. O Sine, wenn er gesund würde!"

Die Magd blickte nach dem Bett hin. Es war richtig, das Fieber war zurückgegangen. Lorenz tobte nicht mehr, aber er sah verfallen und genesungsunfähig aus, und ihr hatte der Arzt am Morgen vertraut: „Das Ende ist nicht mehr ferne."

Leise setzte sie sich in den Armstuhl dem Lager gegenüber. Seit zwei Tagen war kein Schlaf über ihre Augen gekommen, und trotzdem hatte ihr eiserner Wille nach wie vor die Last der gesamten Wirtschaft tätig auf sich genommen. Die Frau weinte meist, wußte nicht recht, wo sie beginnen sollte, und irrte zwecklos im Hause herum; so lag denn alles auf der Magd. Nun aber war auch sie müde.

Sobald sie zu sitzen gekommen war, lösten sich ihr die Glieder, und fast behaglich rückte sie sich im Stuhl zurecht. Sie verharrte regungslos; nur über die Stirn strich sie mehrmals mit der harten Hand, gleichsam um quälende Gedanken fortzuwischen. Es gelang ihr auch, sie zu verscheuchen, und eine kleine Weile versank sie in ein sanftes Dämmern, bald aber schreckte sie wieder aus der kurzen Ruhe auf.

Im Zimmer war es dumpf, die Luft stockte darin. Mit behutsamen Schritten ging sie zum Fenster und stieß es auf. Draußen auf dem Rasenfleck, wo noch der zersplitterte Windmast emporragte und wo sich vorhin die Wagen des Grabgeleits gesammelt hatten, war es jetzt ganz still geworden. Sie verweilte eine kurze Zeit und schöpfte tief Atem. Dann griff sie den Strickstrumpf vom Tisch und nahm wieder ihren Platz dem Bette gegenüber ein.

Von außen strömten Reinheit und Frische herein. Ein ganz leichtes Wehen fächelte auch dem Kranken die schon steil emporspringende Stirn und die eingefallenen Wangen. Er erwachte darüber noch einmal. Verwundert blickte er sich um, denn er war bereits in das unbekannte Land entrückt gewesen.

Gleichsam angezogen von seinem Blicke hob Sine die Augen von ihren Nadeln auf. Die beiden sahen sich groß und ernst an. Kein Wort tropfte in die strenge Stille hinein, nur die Augen redeten.

Lorenz schaute nicht mehr trübe und benommen; ganz klar und bewußt strahlte

es unter seinen Lidern herüber. Der Magd aber brannte eine Frage auf dem Herzen. Es war kein Drängen und Drohen, auch kein Verhören und Richten in ihren Augen, nur die Bestätigung einer Gewißheit heischten sie, als sie die stumme Frage an den Todgeweihten richteten: „Du bist es doch gewesen, der Klas Schmitt vom Leben zum Tode gebracht hat?"

Der Bauer wehrte sich einen Augenblick lang. Dann war es, als werfe er etwas Nebensächliches hinter sich. Er ergab sich und bejahte.

„Und Du?" fragte er leise zurück. „Was wolltest Du dort, als wir uns auf dem Hofe der Seemannsbraut begegneten?"

Sine strickte immerzu. Ganz kurz nur hatten die Nadeln gestockt, nun klapperten sie um so heftiger. Verdruß und Unwillen breiteten sich auf ihren Zügen aus, und schließlich antwortete sie halblaut in einem harten höhnischen Tone: „Was ich wollte? — Dasselbe, was Du getan hast. Es war meine Sache."

Der Kranke sah sie groß an, aber was sie sagte, dünkte ihm nicht weiter verwunderlich. Wie sie ihm gegenübersaß, verkörperte sie die gesammelte Kraft, die seit Jahren allein und immer bereit auf dem Hofe geschaffen und gewirkt hatte. Alle andern waren ihre Werkzeuge gewesen oder als fauler Ballast mitgeführt worden. Brahm Brahmsen lebte fort in ihr und war von je der Mann gewesen, sich gegen einen Angriff, geschweige denn gegen das seinem Werk drohende Verderben zu wehren mit welchen Mitteln es auch sein mochte.

Verloren grübelte Lorenz vor sich hin. Er wußte, daß er binnen kurzem sterben würde. Ganz genau wußte er es. Denn jetzt bereits sah er sein Leben und seine letzte grausige Tat, in der er aufgepeitscht von einer zähneknirschenden Wut und schon befangen in der Verwirrung des beginnenden Fiebers den kargen Rest seiner Daseinskraft erschöpft hatte, wie etwas Fremdes, Gleichgültiges hinter sich liegen.

Um eines höchstens war ihm noch zu tun. Er winkte Sine mit einem Blick zu seinem Mund. „Wenn Verdacht auf einen ist, mußt Du reden," flüsterte er.

Die Magd schüttelte den Kopf. „Nein," versetzte sie, „es ist kein Verdacht. Sie tappen im Dunkeln, als hätten sie einen Sack überm Kopf."

Der Bauer nickte und wandte die Augen nach dem Fenster, nach dem blauen, sonnigen Himmel draußen. Er lag unbeweglich und schien den Glocken zu lauschen, die vom Kirchdorf, von der Bestattung des Wirtes zur Seemannsbraut sich über die Heide herüberschwangen.

Am Abend verschied er nach einem furchtbaren Todeskampf.

Inken weinte und schrie und gebärdete sich so verzweifelt, daß selbst dem stumpfen Lars ein Rühren anflog. Sine aber behielt die Augen trocken. Ihrer Art zuwider ging sie ruhelos umher und hatte immerfort ein verzerrtes bitteres Lächeln auf den Lippen. Den Knecht grauste es unwillkürlich, wenn er sie ansah.

VIII.

Die Tat blieb unaufgeklärt und wurde umsomehr von allerhand Gemunkel und Geraun umsponnen, als sich herausgestellt hatte, daß es sich um einen Raubmord nicht handeln konnte. Die Hinterlassenschaft des Wirtes stimmte vielmehr auf Heller und Pfennig mit den sorgfältig geführten Büchern überein. Eine Zeitlang lastete das ungelüftete Geheimnis dumpf auf der Insel, aber der Druck löste sich von den Gemütern, als bekannt wurde, daß Klas Schmitt nebenbei ein ausgemachter Wucherer und Halsabschneider gewesen war. Wohlbedacht hatte er seine Opfer nicht auf der Insel, sondern am anderen Ende der Provinz, in der Großstadt, gesucht. Dort vermutete die Meinung des Volkes auch den unbekannten Täter. Bertha Schmitt stellte das Wirtshaus zum Verkauf, aber niemand wollte ihr das verfehmte Anwesen abnehmen. Da schloß sie kurzerhand die Türen, ließ die Fenster mit Brettern verschlagen und reiste mit ihren Siebensachen ab.

Inken Lorenzen gab den Süderenderhof dem Brudersohn Sines, einem tüchtigen, jungen Menschen, in Pacht und siedelte nach dem Kirchdorf über. Sie mietete sich zwei Stuben und eine Küche, war stets aufs Sauberste hergerichtet und sprach in ihren unzähligen Mußestunden gern bei allerhand Nachbarn und Verwandten ein. Sie hatte überlang geschwiegen und empfand nun das Bedürfnis zu reden. Ein ansehnlicher Witwer warb nach einigen Jahren um ihre Hand, aber sie lehnte das ehrende Anerbieten nach einem kleinen verlegenen Zögern ab.

Sine richtete den neuen Herrn auf dem Hofe ein. Sie hielt ihn und seine flinke, frische Frau in strenger liebevoller Zucht und ging den beiden allenthalben mit dem vortrefflichsten Beispiel voran.

Seitdem Lorenz Lorenzen gestorben war, sah sie nicht zum besten aus. Sie vertrocknete gewissermaßen von innen her. Es war, als zehre ein Feuer in ihr, bisweilen meinte man sein Lodern und Flackern in ihren Augen zu erblicken. Als die rechte Statthalterin Brahm Brahmsens trug sie wie früher die Pflichten, so jetzt die Schuld des Süderenderhofes. Aber ihre Schultern waren schwächer als die des Alten und brachen unter der Bürde zusammen. Sehr bald nach dem ereignisreichen Herbststurm, um die Ostern des darauffolgenden Jahres, kam sie auf eine klägliche Weise ums Leben.

Gründonnerstag, den dritten Tag nach einem Neumond, war es bei mattem Ostwind, der schon seit Wochen das Wasser vom Watt nach der See geblasen hatte, sommerlich heiß und schwül. Mit der Nachmittagsflut zog auch wirklich ein Aprilgewitter herauf, und zugleich ging der Wind nach Südwesten herum.

Nun tummelten sich die Schafe des Süderenderhofes gern auf dem Neuland, das sich allmählich vom Watt her anschlickte. Im Grunde fanden sie noch kein rechtes Futter darauf, aber in ihrer leckrigen Art naschten sie hier von einer Alge, dort vom Tang und gelangten so endlich, unterwegs ein paarmal die schmalen Priele überspringend, nach dem Bejlesand, einer erhabenen Stelle, die sich schon mit

Gras begrünt hatte und nur selten vom Meere überschäumt wurde. Fünf oder sechs der Tiere weideten auf dem Sand, als das Gewitter losbrach. Aber mit dem Blitz und Donner setzte jäh eine Springflut ein. In kürzester Frist war das Neuland von kleinen aufgeregten gelblichen Wellen überflutet, und die Priele verwandelten sich in reißende Bäche. Die Schafe auf Bejlesand drängten sich eng aneinander. Schon leckten die Wellen am Rande des Eilands, und die keckſten Ausläufer bespülten ihnen die Läufe.

Sine stand mit den jungen Leuten oben auf dem Kliff und schaute hinüber. „Wir müssen sie holen," sagte sie.

„Nein, es tut nicht not," versetzte der Bauer. „Bei der letzten Springflut — und die war viel toller — hat Bejlesand die ganze Zeit grün aus dem Wasser geguckt."

Da schritt die Alte wortlos in die Flut hinaus und der Neffe folgte ihr. Der Weg war zwar naß und kalt, aber nicht sehr gefährlich. Nur bei den Prielen hieß es achtgeben. Sechs Schafe waren draußen, und vier hatten die beiden bereits nach dem Kliff herübergetragen. Der Bauer watete voran, als sie zum dritten Male mit ihren zappelnden Lasten heimkehrten. Prustend stieg er aufs Trockene. Da schrie die Frau oben am Kliff hellauf: „Sine! Sine!"

Aber von der hochragenden dürren Gestalt war bereits nichts mehr zu erblicken. Das Schaf dagegen strebte halb laufend, halb schwimmend dem Ufer zu. „Sie hat es von sich geworfen und ist untergetaucht," weinte die junge Bäuerin.

Der Leichnam der Gesine Jensen wurde niemals gefunden; er war von der Strömung ins freie Meer hinausgetragen worden. Auf der Insel hieß es: Broder Brahmsen hat sich seine Braut geholt, nun endlich feiern sie Hochzeit. Und ein paar Wochen lang flossen noch einmal aller Lippen über davon, wie lieb die beiden sich gehabt hätten vor Jahren und wie schön sie gewesen wären.

Der Süderenderhof gedieh auch nach Sines Abscheiden aufs Erfreulichste. Inken erhielt stets auf den Tag die fällige Pachtsumme, und nach wenigen Ernten schon konnte der junge Bauer die benachbarte Seemannsbraut erwerben. Er bezahlte den Kaufschilling aus eigenen Ersparnissen und baute die verwahrlosten Gebäude zu einer großen stattlichen Scheuer um.

Ende.

Rundschau

Philosophische Rundschau.

Von Dr. Joh. Schubert.

Shaftesbury und das deutsche Geistesleben. Von Christian Friedrich Weiser. Verlag von B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1916. — 564 S. Mk. 10,—.

Wenn ein deutscher Verlag von Weltruf mitten in dieser Kriegszeit ein Werk über den englischen Philosophen Shaftesbury herausbringt, so kann man sicher sein, daß es damit etwas Besonderes auf sich hat. Diese Voraussetzung wird durch das Buch vollauf bestätigt. Der Verfasser ist kein beschaulicher deutscher Universitätsdozent, der nichts anderes will, als durch ein fleißiges Buch seine Wissenschaft fördern; er ist ein deutsch-amerikanischer Gelehrter, der drüben den Gegensatz von Deutschtum und Angelsachsentum aufs stärkste empfunden und seit Jahren die kriegerische Auseinandersetzung als unabwendbar erkannt hat, und zwar nicht allein aus äußeren politisch-wirtschaftlichen, sondern vor allem auch aus inneren kulturellen Gründen.

„An dem Gegensatz gegen das Angelsachsentum," — so heißt es in der Vorrede — „dessen Essenz zu kosten wir reichlich Gelegenheit haben, kommen uns die Eigentümlichkeit, das Weltrecht und der Weltberuf des deutschen Wesens deutlicher zum Bewußtsein, und zugleich ist darum auch unser Ingrimm stärker gegen die Anmaßung einer Zivilisation, deren Schein und Verderb wir zur Genüge kennen." In der Herausarbeitung dieses Gegensatzes war dem Verfasser der ethisch-praktische Gesichtspunkt gegeben, der dem an Gedankenfülle und Forscherfleiß überreichen Werke Leben, Farbe und unmittelbarstes Interesse verleiht. Wir begrüßen in dem Buch nichts Geringeres als eine Kulturphilosophie großen Stiles, eine Kulturphilosophie des deutschen Geistes, die für uns einen besonderen Reiz gerade dadurch erhält, daß sie an den Namen eines englischen Philosophen geknüpft ist. Denn dieser Lord Shaftesbury ist, wie der Verfasser überzeugend dartut, nichts weniger als ein Engländer von der Sinnes- und Wesensart des heutigen Angelsachsentums, sondern sein ausgesprochener Gegensatz. „Es könnte scheinen, als habe in Shaftesbury das englische Gewissen zum letzten Male geschlagen," heißt es im 10. Kapitel. Und weiter: „Der Philosoph glaubte das englische Volk durch den Weltgeist dazu erwählt, eine Gestalt des Wesens, der Freiheit und Gerechtigkeit zu begründen auf Erden; die Sonne einer neuen, großen Kultur sah er über England emporsteigen, aber wir wissen auch, daß sie für ihn in einem Meer von Enttäuschung unterging."

Der Philosoph Shaftesbury, geboren am 26. Februar 1671, entstammt einer angesehenen gräflichen Familie. Sein Großvater war Lordkanzler gewesen, hatte aber wegen seiner freiheitlichen Überzeugungen lange Zeit im Tower gesessen. Er ist der Urheber der berühmten Habeascorpusakte, die dem englischen Bürger die persönliche Freiheit dem Staat gegenüber gewährleistet. Der Enkel hatte die Geistesart des Großvaters geerbt; auch er wurde zu-

nächst Politiker und zwar eifriges Mitglied der liberalen Whigpartei und Anhänger des Königs Wilhelm aus dem Hause Oranien, dessen politische und kulturelle Ideale auch die seinen waren. Doch nach dessen Tode sieht er einen Geist in die englische Politik einziehen, der ihm fremd und unfaßbar ist. In seinen Briefen ruft er Schmach und Schande über Englands wortbrüchige, von allen Normen der Sittlichkeit grundsätzlich entbundene Politik, auf der das britische Imperium beruht. Shaftesbury erkennt, daß er, zumal bei geschwächter Gesundheit, auf diesem Boden nichts mehr zu wirken vermag, und so verläßt er sein Vaterland, um den Politiker mit dem Philosophen zu vertauschen. Dieser Weg führt ihn zunächst nach Innen, und so benennt denn auch Weiser das schöne Kapitel, in dem er die Grundlinien von Shaftesburys Geistesrichtung zieht, mit Recht „Verinnerlichung". Doch ist diese Verinnerlichung nicht etwa gleichbedeutend mit einem formverachtenden, nebelhaften und unklaren Mystizismus. Sie lehnt nur entschieden jenen inhaltlosen Formalismus, jenen Kultus des äußeren Scheines ab, wie ihn das Romanentum herausgebildet hatte. Wie Plotin die in Formalismus erstarrte Antike von innen heraus überwand, so will auch Shaftesbury das Romanentum überwinden, indem er den Lebensprozeß in jener Totalität erfaßt, die, ihren Weg von innen her nehmend, schließlich nichts mehr weiß von einem Gegensatz zwischen Inhalt und Form, zwischen Innen und Außen.

Die Platonisch-Plotinische Mystik mußte diesem Formsucher zum Erlebnis werden. Der Weltbegriff des Schönen und die metaphysische Einheit des Schönen und des Guten wird von Shaftesbury an der Hand dieser begeisterten Seher wieder neu entdeckt. Dem Romanismus ist das Schöne nur ein Mittel der Sinnenkultur, der Geschmacksbildung und -verfeinerung; das Höchste ist hier der „bon goût", die „delicatesse", das „raffinement". Daher droht dieser Kultur sowie allen, die sie nachahmen, die Gefahr der Entartung und der Fäulnis. Vor dieser Gefahr kann nur der echte Weltbegriff des Schönen retten, und er allein. Mit dem Begriff einer ästhetischen Erziehung hat Shaftesbury aufs stärkste eingewirkt auf die Dichter und Denker unserer klassischen Literatur, auf niemand stärker aber als auf Schiller. Unser Dichterphilosoph verhält sich zu Shaftesbury — und hier gehe ich mit meinem Urteil weit über den Verfasser hinaus — wie der Vollender zum Anreger, wie der Meister des philosophischen Begriffs zum schwärmenden Rhapsoden. Das macht: Schiller ist durch die strenge Zucht der Kantischen Philosophie gegangen; in ihr fand er die systematischen Richtlinien, die den überschäumenden Strom seiner Denkerphantasie klärten und eindämmten. Shaftesbury war dagegen ein Verächter systematischen Denkens, dem gegenüber er das genialische Gedankenspiel des philosophischen Virtuoso verfocht; und wenn sein Wiedererwecker ihm auch in diesem Punkte kräftig zur Seite tritt, also in dem Rhapsodischen gegenüber dem Systematischen das Höhere erblickt, so hätte ihn das Beispiel Schillers belehren können, wie strenge begriffliche Gliederung und systematisch geschlossene Durchführung durchaus nicht zu schulmeisterlicher Trockenheit zu führen braucht, sondern mit hinreißendem Gedankenschwung sehr wohl vereinbar ist.

In seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen", diesem viel zu wenig gewürdigten Juwel unserer philosophischen Literatur, leitet Schiller den Begriff der echten Kultur aus dem Begriff der Menschheit ab, unbekümmert um die ihm als Historiker wohbekannte Tatsache, daß in fast allen als hochkultiviert gerühm-

ten Zeitaltern bisher die Menschheit gesunken und entartet gewesen ist. Weit davon entfernt, gleich einer vor kurzem noch bei uns beliebten „geistreichen" Kulturphilosophie den unvermeidlichen Zusammenhang von Kultur und Entartung zu behaupten, läßt er sich als echter Idealist durch keine empirisch-zufälligen Begleiterscheinungen daran verhindern, die reine Idee der Kultur als in der Idee der Menschheit notwendig begründet nachzuweisen. Wahre Kultur ist kein oberflächlicher Firnis, kein entnervender und verweichlichender Luxus, kein feminines Ästhetentum, sondern die Krone und Vollendung der Idee der Menschheit selber.

Weiser vermißt nun (S. 469) bei dem Neuhumanismus unserer klassischen Epoche das Staatsideal. Wenn er Hegel in diese Epoche nicht hineinrechnet, so hat er freilich recht; doch es fragt sich, ob er damit der größten Blüte deutschen Geistes nicht die philosophische Spitze abbricht. Aber wie man es auch mit diesen Abgrenzungen halten mag: für den durch Schiller und Wilhelm v. Humboldts Geistesrichtung bezeichneten Abschnitt ist diese Behauptung jedenfalls zutreffend; die historische Staatsidee haben sogar beide mit vollem Bewußtsein abgelehnt. Humboldt verlangt, Schiller erwartet vom Staate keine Hilfe; nach Schillers eigenen Worten hat der historische Staat, d. h. der „Notstaat", der „Gewaltstaat", das Übel selber verschuldet, und der wahre Staat, der „Vernunftstaat", anstatt diese bessere Menschheit begründen zu können, müßte erst selber darauf gegründet werden.

Die **Persönlichkeit** mit ihrer von innen heraus entwickelten Kultur sollte Zwangsstaat und Zwangsmoral überflüssig machen. Brauchte doch diese „gesunde und schöne Natur" — wie es in Schillers großem Briefe an Goethe über den „Wilhelm Meister" heißt — keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik, ja keine Gottheit und Unsterblichkeit, um sich daran zu stützen und zu halten! Höher konnte die Idee der Persönlichkeitskultur nicht gut getrieben werden; aber die Geschichte erteilte ihr, wie allen extremen Ideen früher oder später, alsbald eine ernste Lektion in den von Schiller nicht mehr erlebten napoleonischen Kriegen, die die Erneuerung der Staatsidee und die strenge Unterordnung der Persönlichkeit unter ihre Forderungen notwendig machte. An die Stelle einer ästhetischen Erziehung des Menschen tritt Fichtes nationale Erziehung des Deutschen; an die Stelle von Humboldts Geringschätzung des Staates als des Unterdrückers der freien Persönlichkeit tritt Hegels große Lehre vom Staate als dem Begründer der wahren, der einzig möglichen Freiheit; und selbst Goethe, der in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" das Evangelium der ästhetischen Erziehung, der harmonischen Persönlichkeitskultur verkündet und in plastischen Gestalten hat lebendig werden lassen — selbst der alte Goethe tut in den „Wanderjahren" den Schritt von dem Individualismus des achtzehnten Jahrhunderts zum sozialen Geiste des neunzehnten voll Überzeugung mit.

Der Verfasser möge mir verzeihen, wenn ich seine Ausführungen über unseren Neuhumanismus hier durch ein paar eigene Bemerkungen zu ergänzen versucht habe. Aber ich hielt sie für notwendig, weil sie mit dazu dienen, seine Wertschätzung Shaftesburys auf das rechte Maß zurückzudämmen. Shaftesbury steht in der Geschichte der Philosophie da als der Schöpfer einer ästhetischen Geschmacksmoral; und wenn er durch sie höchst anregend und befruchtend auf das deutsche Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts gewirkt hat, so hat ihn doch der deutsche Geist an Kraft und Tiefe weit überflügelt und überwunden. Wohl hat auch Shaftesbury die Idee der Persönlichkeitskultur

zu ergänzen versucht, durch eine Staatslehre, die er im Kampf mit dem Absolutismus eines Hobbes gewonnen hat. Aber diese Lehre ist doch, was die innere Politik anlangt, eine spezifisch englische und darum auf andere Verhältnisse nicht ohne weiteres übertragbar. Dagegen sind seine Grundsätze in der äußeren Politik gerade in unseren Tagen wieder von höchstem Wert und Interesse; denn Shaftesbury war ein entschiedener Gegner des englischen Imperialismus. In dem Prozeß der imperialistischen Ausdehnung verläßt der Staat nach seiner Überzeugung seine natürliche Grundlage. In dem Imperium lockern sich die für den inneren Zusammenhang des Staates so wichtigen Gefühlsbande, an die Stelle des von innen her organisch Bindenden tritt ein zentralisierender, lebentötender Mechanismus, an die Stelle gesunden Maßes und kulturbringender Form ein sich selber zerstörendes Unmaß. Und wie sich in Shaftesburys Denken der griechische Logos- und der römische Nomosbegriff zu verschmelzen suchen, so weisen auch seine politischen Überlegungen auf einen Ausgleich zwischen dem griechischen Individualismus und dem römischen Imperialismus, dem griechischen Kulturgedanken und dem römischen Machtwillen hin. (S. 455.)

Die Geschichte hat einen andern Weg eingeschlagen, als Shaftesbury hoffte; England ist auf dem Weg skrupelloser Machtentfaltung ein Weltreich geworden. Und es fragt sich, ob für den philosophischen Denker mit einer moralisierenden Beurteilung vollendeter Tatsachen irgendetwas gewonnen ist. Denn wenn, wie Lorenz von Stein im Sinne Hegelscher Geschichtsauffassung sagt, nichts der strengen Schärfe der Gedanken vergleichbar ist, welche in den historischen Tatsachen zur Wirklichkeit werden, so muß zugegeben werden, daß eine solche moralisierend aburteilende Betrachtung sowohl theoretisch unbefriedigend, wie praktisch unfruchtbar bleibt. Zweifellos walten auch über dem geschichtlichen Handeln und Geschehen letzten Endes höchste sittliche Ideen; die Weltgeschichte ist das Weltgericht; aber sie enthüllen sich erst der rückschauenden Betrachtung. Die eisernen Notwendigkeiten der Politik werden nicht auf der Goldwage der Moral gewogen, und selbst ein Goethe behauptet, daß der Handelnde immer gewissenlos sei. Das Verhältnis von Recht und Macht theoretisch a priori zu bestimmen, ist unmöglich, und auch Shaftesbury wäre es schwer gefallen, die Grenze zwischen Macht- und Kulturwillen exakt zu ziehen. Daß eine Macht sich selbst beschränke, erklärt sogar ein Sozialist wie Louis Blanc für eine lächerliche Forderung. Macht kann nur durch Macht eingeschränkt werden, also der englische Imperialismus nur durch den Imperialismus anderer Völker. Verdammt man jenen, so muß man auch diesen verdammen oder im Prinzip beide als notwendig anerkennen, wobei man natürlich, je nach seiner Nationalität, dem einen oder dem anderen Sieg und Gedeihen wünschen wird.

Philosophisch wird dann die Geschichte begriffen als ein rastloses Ringen politischer Kräfte mit unvermeidlicher Verschiebung von Machtverhältnissen und Vernichtung überlebter, morsch und alt gewordener Rechte. Macht und Recht schließen sich darum eben so wenig aus, wie sie sich je gänzlich decken. Keine Macht kann bestehen ohne ein sittliches Fundament; aber jede Macht läuft auch Gefahr, ihre geschichtliche Aufgabe in Selbstüberschätzung zu verkennen, in Willkür auszuarten und sich damit selber das Grab zu graben.

Doch solche Gedankengänge sind dem ethischen Pathos des Verfassers wohl schon zu „objektiv". Eine philosophisch abschließende Lösung der Probleme

widerstrebt ja seiner ganzen Geistesrichtung; um so stärker ist seine Gabe, durch eine alle Willenskräfte aufrüttelnde Begeisterung zu erheben und mitzureißen. Es bedarf keiner Frage, daß ein solches Buch der Zeitstimmung ungleich mehr entgegenkommt, als eine kühl-objektiv gerichtete geschichtsphilosophische Erwägung es täte. Möge sich niemand durch den Namen eines halb in Vergessenheit geratenen Engländers abhalten lassen, ein Buch zu lesen, das unendlich viel mehr enthält, als sein Titel verspricht, und das, alles in allem betrachtet, als eine seltene Vereinigung gelehrten Forschens, phantasievollen Denkens und echt deutschen Empfindens bezeichnet werden muß. —

Rundschau der Kriegsliteratur XXIII.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Der bereits durch mehrere Kriegsschriften, die weit über das Durchschnittsmaß dieser Art Literatur hervorragten, bekannte Anton Fendrich hat bei der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart ein neues Buch erscheinen lassen, in dem er die Eindrücke wiedergibt, die er auf einer Reise durch Deutschland empfangen hat, auf der er einen genauen Einblick in die Rüstung Deutschlands für den Endkampf tun konnte. Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit schildert er dem Leser das, was er gesehen hat, als er in Stadt und Land, in Munitionsfabriken und an vielen anderen Plätzen Einkehr hielt und die eifrige Kriegsarbeit sah, die hinter der Front in der Heimat in mannigfachster Weise geleistet wird. Auch dieses neue Büchlein Fendrichs, das den Titel „Wir" trägt, und das der Verfasser als „Ein Hindenburgbuch" bezeichnet, wird vielen Lesern der früheren Schriften des Verfassers willkommen sein.

Ganz ausgezeichnet ist auch das Buch „Vom deutschen Wesen", das aus der Feder des bekannten norwegischen Schriftstellers Björn Björnson soeben im Verlage von Oesterheld & Co. (Berlin) erschienen ist. Mehrwöchige Reisen an der Ost- und Westfront, bei den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen, im besetzten Belgien und Polen haben es dem Verfasser ermöglicht, aus eigener Anschauung deutsches Wesen, deutsche Organisation und deutscher Männer und Frauen Arbeit kennen zu lernen, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß Björnson die Eindrücke und Empfindungen, die er während dieser Zeit an und hinter der Front gesammelt hat, der Öffentlichkeit übergeben hat; denn der Verfasser gibt in seinem Buche ein völlig objektives, wirklich neutrales und deshalb besonders wertvolles Bild von Deutschland und seinen Verbündeten im Kriege.

Das bereits vielbesprochene Thema „Mitteleuropa" behandelt Dr. Jacques Stern im 92. Heft der von Ernst Jäckh bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegebenen Schriftenreihe „Der deutsche Krieg". Der Verfasser will in diesem Heft keine ausführliche, abgeschlossene Geschichte des Mitteleuropagedankens geben, sondern „nur Bausteine und Grundlinien" dieser politischen Idee, wie sie sich von Leibniz über Friedrich List und Konstantin Frantz, Planck und Lagarde bis zu Friedrich Naumann entwickelt hat.

Einen interessanten „Blick in die Zukunft", wie es der Verfasser selbst nennt, tut Professor Dr. Julius Wolf in einer bei Ferdinand Enke (Stuttgart) erschienenen kleinen Schrift: „Nahrungsspielraum und Menschenzahl". Von besonderem Interesse ist das Ergebnis, zu dem Wolf in seinen Betrachtungen gelangt, daß nämlich die Bevölkerungsvermehrung sowohl in Deutschland als auch in den übrigen am Welt-

kriege beteiligten Staaten „in einem geschichtlich gesehen überaus nahe liegenden Zeitpunkt" zum Stillstand kommen wird. Allerdings mit zwei Ausnahmen: Rußland und die mongolischen Völker. „Die russische Vermehrungsrate ist trotz vereinzelter sinkender Geburtenfrequenz nicht im Rückgang, sondern, wenn nicht alles trügt, noch auf lange hinaus im Aufsteigen begriffen." Nicht anders ist es mit den noch weiter östlich wohnenden Mongolen. Diese Tatsache kann nicht oft genug hervorgehoben werden, und auf diesen Umstand wird jede Politik der Zukunft besondere Rücksicht nehmen müssen.

„Die deutsche Tagespresse und die Kritik" betitelt sich eine Rechtfertigungsschrift des Leipziger Nationalökonomen Professor Dr. Karl Bucher (Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen) gegen Angriffe, die zahlreiche Zeitungsleute gegen ihn wegen seiner im Jahre 1915 erschienenen Schrift „Unsere Sache und die Tagespresse" unternommen haben. Wir haben bereits früher auf diese kleine Schrift Buchers hingewiesen und die treffenden Gedanken, die in ihr zum Ausdruck gebracht sind, hervorgehoben. Wir können es uns daher ersparen, auf diese neue Veröffentlichung näher einzugehen. Sie wird jedoch sicherlich alle Leser der früheren Schrift interessieren.

*

Immer zahlreicher werden jetzt die Schriften über die „Kriegsziele", die Deutschland und seine Verbündeten verfolgen müssen. So gefährlich und schwer es ist, schon im jetzigen Augenblicke, wo noch auf allen Fronten die Kanonen das Wort haben und sich das Endresultat bei Beginn der Friedensverhandlungen noch gar nicht mit Bestimmtheit übersehen läßt, ein festes Programm für die Verhandlungen und bestimmte Forderungen aufzustellen, die dem Gegner auferlegt werden müssen, so ist es doch andererseits keinesfalls als falsch und völlig überflüssig zu bezeichnen, wenn schon jetzt Männer der Wissenschaft und Praxis zu den vielen Fragen Stellung nehmen, die beim kommenden Friedensschlusse von Bedeutung werden können. Es ist nicht zu leugnen, ein großer Teil von dem, was über „Kriegsziele" geschrieben wird, verlohnt sich nicht gelesen zu werden; aber es gibt doch einige Schriften, die hervorgehoben zu werden verdienen, mag man auch nicht mit allen ihren Ausführungen sich einverstanden erklären können. — Genannt sei zunächst eine Sammlung von Aufsätzen, die Dr. Alfred Jaffé im letzten Vierteljahre in der „Europäischen Staats- und Wirtschaftszeitung" veröffentlicht hat und die nunmehr unter dem Titel „Kriegsziele" in Buchform im Verlage obiger Zeitschrift erschienen sind. Wie der Verfasser selbst im Vorwort ausführt, predigen diese Aufsätze nicht „einen englischen oder russischen Frieden, sondern den möglichst langen Aufschub der Wahl zwischen beiden, um unsere Stellung für die Verhandlungen zu stärken". In dieser Tendenz kann man dem Verfasser voll und ganz beipflichten; denn nichts wäre verkehrter, als bereits heute sich auf bestimmte Forderungen festzulegen. Weniger befreunden können wir uns mit den Vorschlägen, wie Jaffé die beiden größten Probleme an unserer West- und Ostgrenze zu lösen gedenkt. Weder eine „Personalunion zwischen Preußen und Polen" noch die „Bildung eines holländisch-belgischen Gesamtstaates", wie der Verfasser vorschlägt, erscheint uns als die für uns günstigste und vorteilhafteste Lösung der polnischen und belgischen Frage. Wir werden vielleicht später noch einmal genauer auf diese höchst wichtigen Fragen zurückkommen; es ist leider nicht möglich, an dieser Stelle genauer auf die nichtsdestoweniger interessanten und lesenswerten Ausführungen Jaffés einzugehen.

„Klarheit über die Kriegsziele" verlangt Dr. Alfred Lanick in einer Schrift, die bei der Politischen Verlagsanstalt in Heidelberg erschienen ist. Im ersten Teil der Schrift behandelt der Verfasser das Thema, was wir beim Friedensschluß fordern müssen, wobei er zu dem Schluß gelangt, daß nur in einer Vergrößerung der strategischen, wirtschaftlichen und politischen Macht Deutschlands eine Sicherung gesehen werden kann gegen neue Überfälle seitens unserer Nachbarn und Gegner. Weit interessanter und dankenswerter ist der zweite Teil des Buches, in dem der Verfasser eine Zusammenstellung von wichtigen Kriegszieläußerungen und -denkschriften vereinigt hat und der die Stimmen der verschiedenen politischen Parteien, der politischen und wirtschaftlichen Verbände, sowie einiger hervorragender Personen enthält.

Ferner sei das 34. Heft der „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft" („Globus", Wissenschaftl. Verlagsanstalt, Dresden) kurz genannt, in dem Dr. A. Poulimenos unter dem Titel „Europas Frieden" eine geschichtliche Auffassung des kommenden Friedens zum Ausdruck zu bringen sucht. —

Im Anschluß hieran möchten wir auf ein bei Duncker & Humblot (München und Leipzig) erschienenes Buch von Professor Hans Prutz: „Die Friedensidee. Ihr Ursprung, anfänglicher Sinn und allmählicher Wandel" hinweisen. Prutz verfolgt hier die Friedensidee von ihrer angeblichen Begründung durch die Bibel durch das Mittelalter hindurch bis in das achtzehnte Jahrhundert, wobei dem angeblichen „großen Plan" Heinrichs IV. von Frankreich, der lediglich eine Erfindung seines Ministers Sully ist, besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Aber alle die Pläne und Gedanken von Staatsmännern, Rechtsgelehrten und Philosophen bis ins 18. Jahrhundert schwebten mehr oder weniger in der Luft, es waren Luftschlösser, die ihre Erfinder auf dem Boden einer idealen Welt aufbauen wollten. Als ersten, der den Boden der ihn umgebenden Wirklichkeit nicht verlassen hat, bezeichnet Prutz Kant, den er daher auch als „Vater der modernen Friedensidee" bezeichnet. Seit jenen Tagen ist jedoch — wie der Verfasser am Schluß kurz ausführt — der Gedanke des ewigen Friedens seiner Verwirklichung nicht näher gekommen, und die Aussichten, zu diesem idealen Zustande zu gelangen, sind besonders seit dem Weltkriege keineswegs gewachsen.

*

Ein Buch, das zweifellos viele Leser finden wird, ist im Verlage von Otto Thiele in Halle erschienen. Unter dem Titel „Für Freiheit und Recht" schildert Oberst Dr. Krumm-Heller seine Erlebnisse aus dem mexikanischen Bürgerkriege. Mag es auch manchmal den Anschein haben, als ob der Verfasser dies oder jenes zu sehr durch die Brille der „Carranzisten" sieht, so bieten seine Schilderungen doch eine recht wertvolle Bereicherung unserer nicht allzu reichlichen Literatur über Mexiko. Der flüssige Stil, in dem Krumm-Heller seine Erlebnisse geschrieben hat, und die interessanten und spannenden Schilderungen, die dieses Buch enthält, werden ihm viele Freunde gewinnen, und wenn man einen Wunsch aussprechen darf, — dem wohl alle Leser beistimmen werden —, so wäre es der, daß der Verfasser der 2. — möglichst noch vermehrten — Auflage eine Karte seines neuen Vaterlandes beifügt, da nur wenige deutsche Leser ganz taktfest in der Erdkunde von Mexiko sein dürften. —

Erwähnt seien ferner die Lebenserinnerungen von Professor Martin Mandt, die von Veronika Lühe im Verlage von Duncker & Humblot herausgegeben und von Professor Theodor Schiemann mit einer interessanten Einleitung versehen sind. Wir müssen uns

eine genaue Besprechung des Buches, das den Titel: „Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus' I. von Rußland" führt, für später aufsparen, wollen aber nicht verfehlen, schon an dieser Stelle auf diese Neuerscheinung hinzuweisen, die Schiemann mit Recht „als eine der intimsten und zuverlässigsten Quellen zur Geschichte Kaiser Nikolaus' für die zwanzig Jahre" bezeichnet, „die zwischen 1835 und dem zwanzig Jahre danach erfolgten Tode des Kaisers liegen". —

Eine Auswahl aus den Werken Leopold von Rankes hat Dr. Rudolf Schulze unter dem Titel „Männer und Zeiten der Weltgeschichte" im Verlage von J. P. Bachem in Cöln herausgegeben. Dieses dreibändige Werk, dem der Herausgeber eine lehrreiche Einleitung über Ranke und seine Werke vorausgeschickt hat, wird allen denen eine willkommene Gabe sein, denen es an Zeit oder Geld mangelt, die Werke unseres hervorragendsten Geschichtsforschers in ihren früheren umfangreichen und kostspieligen Ausgaben zu lesen. —

Zum Schluß sei noch „Die Geschichte der Schweiz" von Johannes Jegerlehner genannt, die im Verlage von Frobenius in Basel erschienen ist. Schlicht und doch lebendig, von tiefer Heimatliebe durchdrungen, ist die Sprache, in der Jegerlehner hier der Jugend und dem Volke die Schweizer Geschichte erzählt. Die fesselnde Art seiner Schilderung wird ihm sicherlich auch unter der deutschen heranwachsenden Jugend viele Freunde erwerben.

Theaterrundschau.

Von Assaf Ciffrin.

I.

Die Kammerspiele des „Deutschen Theaters" gaben „Fasching" von Molnar. Beim Anblick des Stückes fragt man sich zweierlei: Ist es so schal, weil es Fasching heißt? (Fasching dringt nicht in Tiefe des Erlebens) oder, weil es Molnar schrieb? In dieser Oberflächlichkeit auch nie etwas vom Blau des Elementes zu sehen! Die Stärke Molnars (die er anderwärts offenbart) liegt in der stilisierten Oberflächlichkeit. Hier täuscht er vor und scheut sich nicht vor der Mühe, Tiefe vorzuspiegeln.

Molnar wirkt in diesem Stück auch kaum durch seine Eigenart, durch schöne Oberflächlichkeit. Da laufen Menschen, die dem Faschingsauge so scheinen mögen, das selber nicht ein Bild vom anderen unterscheiden kann. Oberflächenschaum, der sich nie kristallisiert zu einem Gedanken, einem Wunsch, einem Gefühl — einer Gestalt; anders tut er es anderwärts und wird nie dort banal wirken.

Der Diamant der Prinzessin, ein Auge des heiligen Brahma (!), ging verloren, und alles sucht nach diesem Diamanten. Bei dieser Gelegenheit kommen Geheimpolizisten und Garderobièren auf die Bühne — weil es ziehen und packen könnte, trotz der Hohlheit. — Das Stück leidet an Verzettelung; trotz kurzer, knapper Redebindung, die eine Geschlossenheit vortäuscht. Es wird bei keinem Gegenstand geblieben: Diamant, Liebe, Diamantenliebe ... und hinter all diesen Vorgängen prustete ohne Unterlaß Zigeunerfiedel und Zigeunerbaß ... um die Stimmung bei Zuschauer und Schauspieler wachzuhalten.

Die Gestalten sind nur nach Frackabstufungen zu unterscheiden; alles ist im Frack — auch die Seelen sind befrackt. Figurinen, die auf der Bühne noch mehr verblassen.

Ist's Ausschnitt aus dem Salon?
Wesen des vorigen Jahrhunderts?
Der Zukunft einen Gran verpfändend? — ich glaube kaum.

Das Stück ist auf die Kunst Leopoldine Konstantins gestellt; und

so ist es erklärlich, daß viele Menschen und Neugierige sich in die Kammerspiele drängen, um sie zu sehen, die die heißblütige Ungarin spielt, fabelhaft sich selber gibt und mit ihrem anmutigen Wesen Auge und Ohr ergötzt. Die anderen Gestalten sind Puppen neben ihr, vom Dichter so gewollt. — Da denkt man immer an Molnars schönes Stück: „Das Märchen vom Wolf", das vor drei Jahren in Berlin auf die Bühne kam und merkt den großen Abstand zwischen jener fein zugespitzten Motivgestaltung und der heutigen Leere.

Dem reichen Grafen, dem Gatten der Heißblütigen, fließt das Geld beim Spiel in Bächen zu — indes er seine Frau verliert. Das wird zweimal gesagt, ungefähr: wer Pech in der Liebe hat, hat Glück im Spiel — oder: wer Pech im Spiel hat, hat Glück in der Liebe; das schimmert mehrmals sehr stark durch. — Den Vulkan, den in Liebe Entzündeten, gab mit eisiger Steifheit ein junger, schöner Mensch. Raoul Aslan ist sympathisch, hat ein prächtiges Organ, edles Profil, schönes echtes Haar (das konnte man alles nachmals bei der Aufführung von „Elga" in der Volksbühne feststellen), allein er ist ohne Glut — und bleibt ganz Äußerlichkeit. Ein Regisseur könnte manches beheben. Aslan kommt von einer Hofbühne in Süddeutschland . . . Holländers Regie schien zu sagen: man rette, was man kann, und entledigte sich mit Geschmack der spröden Aufgabe.

II.

Molières „G e i z i g e r" ist von Sternheim bearbeitet auf die Bühne des D e u t s c h e n T h e a t e r s gekommen. Der Erfolg war außerordentlich — und ein Verdienst M o l i è r e - P a l l e n b e r g s ; Sternheim hat so viel bearbeitet, daß Molière litt — und die Zuschauer mit. Jegliche Uebersetzung leidet; jegliche Bearbeitung kann, — ist sie von einem Dichter gleicher Natur wie der zu Übertragende —, die Übersetzungsmängel mildern. Die Mängel sind hier nicht gemildert — die Bearbeitung eine Entkräftung Molièrescher Art geblieben.

Heißt es im Französischen, als Harpagon seine Tochter ohne Mitgift verheiraten will: „sans dôt (t scharf ausgesprochen), sans doute . ." so ist die Übersetzung ins Deutsche: „ohne Mitgift — das versteht sich oder selbstverständlich" sehr matt; die Bearbeitung hat die Mängel nicht gemildert, hingegen durch unnötige Zutaten vergröbert.

Stammen manche Unzulänglichkeiten von Sternheim, der Molière zu viel nahm, oder von Molière, dem Sternheim zu viel ließ? — Molière bleibt ein Ewigjunger, trotz einzelner grauen Haare, die sich an seiner Perrücke zeigen; die konnte man entfernen — ohne Sternheims „Bearbeitung". Jenseits dieses Erdkreises blinkt so fabelhaft klar Molières Stern, den Sternheim in seine Morgenröte herabholen durfte. Er hat ihn zerzaust. Schade darum, weil die Aufführung des Geizigen und die Aufführung des „George Dandin" auf der gleichen Bühne Molièresche Dichtkunst selbständig und lebendig genug zeigte.

Die Typik, die etwas Starres an sich hat, ist von R e i n h a r d t mit genialem Zug in Fluß gebracht worden, so daß beiden: Reinhardt und Molière-Pallenberg, der große Erfolg zuzuschreiben ist. — Die vielen Einzelzüge bei Pallenberg ergeben sich aus seiner fabelhaften Sicherheit (die nicht Routine ist) und alle steigern sich zum Lebendigen eines Gesamtbildes, das unvergeßbar bleibt und — bleiben wird.

Die Kahlheit der Dekoration in Harpagons Wohn-, Empfangs-, Schlafzimmer (?), alles in einem, spricht die ganze Exposition, Tragikomödie und das Typische der Harpagonseele aus — kurz, treffend, umrahmend. Die gedrängte Überfülle in Cléanths Schlaf-

gemach läßt die Verschwendung ahnen. (Leider allzu sehr; das, dünkt mich, war ein Fehler der Bearbeitung, die nur den Gegensatz, nicht den absoluten Maßstab, den Molière besaß, unterstrich. Eléanth wäre dann auch nicht als Tugendbold zu zeichnen!) Reinhardt hat meisterhaft mitgedichtet — und man könnte eher sagen, daß er die Sternheimsche Bearbeitung gemildert hat und Molière vorzudrängen schien.

Der Abend bleibt unvergeßlich.

Reinhardt hat auch, in Gemeinschaft mit Ferdinand Gregori, Schönherrs „Volk in Not" (siehe Seite 90) in der Volksbühne zu beleben versucht. Das Stück ist zu sehr Bild und Zustand, um lebendig werden zu können. Er ließ es naturalistisch spielen und Kanonendonner und Gewehrgeknatter aufführen. Technisch wurde somit etwas geleistet — allein bei der Technik blieb es. Es lag am Stück; von den vielen Worten blieb keines haften.

Die Schauspieler, darunter Hartmann und Werner Krauß, hatten Mühe, etwas zu gestalten. Inhalt war spärlich, kaum über das Typisierende herausragend, gegeben. Es blieb alles bei Bildern.

Von einer anderen Aufführung in der Volksbühne, „Elga" von Gerhart Hauptmann, ist nur zu sagen, daß die Aufführung außerordentlich mäßig war. Das Stück ist bekannt; es hat viele Schönheiten — bildet aber keine geschlossene Schönheit. Es mag allerdings sein, daß eine gute Aufführung die Dichtung wirksam belebt hätte. Dieses Mal war sie mäßig — an eine Provinztheateraufführung gemahnend. — Gregori inszenierte und ganz gute Schauspieler, wie Jannings, der den Grafen zu geben sich bemühte, waren gar nicht am Platz. Eine Müdigkeit lagerte über dem Spiel, was selbst Wertvolles nicht aufkommen ließ.

*

An dieser Stelle war neulich gesagt, Reinhardt bekümmere sich mit Unrecht nicht der Jüngsten. Die verflossene Spielzeit bestätigt die latente Abneigung der Reinhardtbühnen gegen Junges und Jüngstes — das heute schon viel verheißt, und Reinhardt blieb der Konservator und konservative Künstler altklassischer und modernklassischer Dichtung. Dafür weiß man ihm heute Dank; tiefen, ehrlichen Dank. — Daß aber ein Jahr ums andere ins Land geht und er das jüngste Geschlecht ganz ignorierte, dafür wird die Zukunft ihm weniger Dank schulden.

Doch heute heißt's: Reinhardt plante für die Winterspielzeit die ständige Einrichtung einer Versuchsbühne. Die Flügel lösen sich — und mancher junge Künstler — Dichter und Regisseur — darf heute Frühlingsahnung atmen. Das Winterspiel wird sprechen ... und wie man hoffen möchte: wird das Winterspiel eine Frühlingssprache der Jüngsten und zwar dauernd sprechen ...

III.

Das Lessing-Theater hat durch die Aufführung von Heinrich Manns „Madame Legros" der Jugend einen großen Dienst getan (siehe Seite 88). Das Stück erwies sich als gesund, dramatisch naiv und schön.

Die Aufführung war abgerundet, klar und verhalf dem Stücke zum vollen Erfolg. Lina Lossen spielte die Madame Legros. Sie ist zu wenig Kleinbürgerin, als daß man sagen könnte, sie fülle Madame Legros aus. Aber Lossen ist so sehr Mensch, so tief naives Weib, daß sie die Revoltemacherin weit über das Maß der Unruhestifterin erhob — zu einem ethisch abgerundeten Ziel führte, wo man das weite Land des Menschentums sah, sich vertiefen wollte, die Augen festhaften ließ.

Die Naivität dieser Künstlerin, die jeder ihr glauben muß, umhüllt im vorhinein ihre Gestalten mit der Märtyrerreinheit, die in solchen Naturen

unerschöpflich ist. Ihr muß man alles glauben. Unbewußt, um einen Freund zu retten, würde sie auf einen elektrischen Kontakt drücken und eine Mine in die Luft springen lassen — und behielte dieses naive engelreine Antlitz, das so viel Entsagung, Selbstopferungswille, Güte bis zur Narrheit offenbart. Lossen hat etwas vom Ewigweiblichen in ihren Gestalten — und ihr nachzudichten wäre genau so viel Kunst, wie ihre Schöpfungen aus Dichters Mund.

Theodor Loos sprach in einigen Worten Ahnung und Zukunft voraus. Bruno Ziener als Mr. Legros war trefflicher Kleinbürger. Noch ist das Fräulein Unda zu nennen, das als Marie-Antoinette eine alte, längst gestorbene Welt lebendig wiedergab und ausgezeichnet den Gegensatz zur weit sie sittlich überragenden Mme. Legros hervorhob.

Die Aufführung war schön. Barnowski traf da den Kern der seinem Haus eigenen Kunst.

IV.

Das Residenz-Theater hat sich zur Aufgabe gemacht, slavische Literatur zu bringen. Die Bühne brachte Tschechows „Möwe".

Das Stück ist symbolisch offen, d. h. eigentlich schon unsymbolisch, weil alles dick unterstrichen ist. Vor lauter Fülle und Überladenheit wirkt es ermüdend und war kaum ein Genuß.

Die „Möwe" behandelt eine literarische Angelegenheit, die längst gestorben, ehe der Vorhang der Bühne aufgeht; und wirkt daher alt.

Will man diesem Stück beikommen, so zerschmilzt es von selbst, weil es nichts Sonderbares sagt und es auf keine sonderbare Weise sagt. Grübelei, vor Liebe zergähnend, ohne Aussicht, pessimistische Gedanken, optimistische Regungen, oft das Lächerliche streifend, sind Grundzüge (!) des Stückes. Man empfindet sofort: das Stück ist lose zusammengefügt, lose aneinander geleimt.

Es liegt zersetzende Natur darin, ein circulus vitiosus des Lebens, alle sind geprellt — alle sind enttäuscht, kaum einer weint, kaum einer lacht — aber im lachenden Halbweinen rinnt dieses Leben dort ab.

Es war ein Kunstversuch, der in Versuchskunst ertrank.

Auch das Spiel war ermüdet, ermüdend, schläfrig. Diese Bühne, die sonst ein gutes Zusammenspiel an den Tag brachte, versagte. Obgleich die einzelnen Spieler nicht schlecht waren (Carl Forest, Kaiser-Titz), so boten sie nichts Geschlossenes, was am Stück gelegen haben mag.

Der Schauspieler, der die Hauptrolle gab, heißt Szallit. Es schien früher, insbesondere in der Aufführung der „Warschauer Citadelle", als ob er etwas verspräche. — Gerade in diesem Stück hätte seine Natur der Hoffnung auf eine Entwicklung entgegenkommen dürfen — und können. Er hat versagt. Nie ist Ähnliches so weinerlich und uninteressant gespielt worden. . .

Berichtigung.

Im Juniheft muß es in dem Aufsatz: „Deutschland und die Deutschen in der russischen Literatur. 2. Dostojewski" von Dr. phil. Rosa Heine heißen:

auf Seite 312, Zeile 5: den Deutschen (statt: der Deutschen). Zeile 18: verehren (statt: verheren).

Seite 314, Zeile 17: der „geniale Bismarck" (statt: der geniale Bismarck). Zeile 21: dieses (statt: diese). Zeile 27: Leugner (statt: Verleugner).

Seite 314, Zeile 25 und Seite 315: Zeile 10: belletristischen (statt: bellestristischen).

Die Redaktion.

Goldene Hochzeit. Der Chefredakteur des „Karlsbader Tagblatt", k. u. k. Hofbuchhändler Hans Feller in Karlsbad und Frau Agnes, geb. Wagner begingen die Feier ihrer goldenen Hochzeit.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-uteza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.



Bildnis und eigenhändige Unterschrift
Sr. Exzellenz des Generalobersten von Kessel, Oberkommandierenden in den Marken.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig C. F. Steinacker. — München Berthold Sutter. — Berlin W. 10 — Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen Ersleo & Hasselbalch.

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. — Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. — Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

41. Jahrgang. Band 162. Heft 515. August 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein: Das politische Problem der Gegenwart.

Die russische Revolution ist ein Menetekel für politisch wache Augen. Wohin es führt, wenn ein Staatsgefüge sein soziales Gleichgewicht eingebüßt hat, dafür bietet der Hexenkessel — Rußland genannt — ein förmliches Schulbeispiel. Unser brennendstes Problem der Gegenwart ist die Aufrechterhaltung der staatlichen Gleichgewichtslage. Wenn erst die Besitzgier angestachelt ist und die Bande frommer Scheu gefallen sind, dann gibt es auf der schiefen Ebene kein Halten mehr. Wir müssen daher mit aller Kraft und Macht darauf bedacht sein, das gesellschaftliche Gleichgewicht nach der von uns vertretenen Auffassung des sozialen Optimismus nicht nur zu behaupten, sondern gerade nach den Lehren der russischen Revolution bei uns zu festigen. Wollen wir kein russisches Chaos wagen, dann müssen wir den deutschen Kosmos gegen alles Zersetzende von Rechts und Links zu schützen suchen. Nur die Wahrung des Bestehenden in Gesellschaft und Staat, nur Evolution statt Revolution kann das vom Fieber geschüttelte Europa vor dem sozialen Untergange bewahren.

Ist alles Bestehende in den gesellschaftlichen Einrichtungen, mit Hegel zu sprechen, an sich vernünftig, wofern es auf Gattungserfahrungen unserer Vorfahren gegründet ist, so läßt sich daraus, wie ich früher schon gezeigt hatte, eine biologisch-logische Theorie des Konservatismus ableiten, wie dies auch der rechte Flügel der Hegelschüler, obenan Stahl, der Begründer der „kleinen, aber mächtigen Partei" in Wirklichkeit getan hat.

Es wird indessen not tun, meine Theorie, die ich hier in einer geschlossenen Reihe von Aufsätzen verfochten habe, zu Ende zu denken, bevor man sie mit einem bequemen Etikett versieht und unter die landläufigen politischen Stichworte einreiht. Ich gebe zunächst ohne weiteres zu, daß ich in allem Konservatismus, dem politischen wie dem religiösen, dem wissenschaftlichen wie dem künstlerischen, nicht bloß eine mögliche, sondern eine

notwendige Vorrichtung der gesellschaftlichen Selbsterhaltung sehe. Gäbe es keine konservativen Parteien, so müßte man sie als Bremse direkt erfinden. Gegen die rasende Geschwindigkeit des Siebenmeilenstiefeltempos unserer vorgeschrittenen Weltverbesserer und Gesellschaftsretter ist der Schneckenschritt der Konservativen ein heilsames Gegengewicht. Ließe man nämlich die Staatslokomotive ohne die politische Bremse der Konservativen, wie in Rußland, mit Volldampf dahineilen, so wäre kein Halten mehr, und die düstere Prophezeiung des englischen Denkers Spencer behielte recht: „Ich glaube, daß der Sozialismus unvermeidlich ist, ich befürchte indes, daß er das größte Unglück sein wird, das die Welt je erlebt hat, und daß er in einen Militärdespotismus der schärfsten Form einmünden wird."

Der von mir vertretene soziale Optimismus hingegen verwirft, wie alle ungesunden Schreckbilder, so besonders jedes soziale Vaticinium. Wir sind keine willenlos grasende Schafherde mehr, die dem Rufe des Hirten blindlings folgt, sondern zielbewußte, willensstarke, energiebelebte Menschen, die ihre Schicksale nicht von außen her an sich herankommen lassen, sondern dieses Schicksal selbst packen und in die eigene, eisenfeste Hand nehmen. Unser Geschlecht besitzt gesund funktionierende Hemmungsapparate, welche die Selbsterhaltung der Gesellschaft regeln, indem sie zwischen dem wilden Galoppmarsch unserer Utopisten des Vorwärts und zwischen dem allzu behutsamen Krebsgang unserer Utopisten des Rückwärts ein richtig balanzierendes Gleichgewicht herzustellen versuchen. Daß dieser Versuch nicht immer und nicht auf den ersten Wurf gelingt, darf uns nicht irre machen. Je größer und komplizierter der Raum ist, dessen Lufterneuerung der Ventilator zu besorgen hat, desto schwieriger gestaltet sich das Experiment.

Man halte uns vor allem nicht entgegen: die Macht der Vorurteile, die nicht zu unterschätzende Macht der politisch hemmenden Parteien, der sogenannten Reaktionäre. Einer unserer vorgeschrittensten Denker und Forscher, der Wiener Physiker und Philosoph Ernst Mach, sagt einmal treffend: Zu große Nachgiebigkeit gegen jede neue Tatsache läßt gar keine feste Denkgewohnheit aufkommen. Zu starre Denkgewohnheiten werden der freien Beobachtung hinderlich. Im Kampfe, im Kompromiß des Urteils mit dem Vorurteil wächst unsere Einsicht. Ein gewohntes Urteil, ohne vorausgegangene Prüfung auf einen neuen Fall angewandt, nennen wir Vorurteil. Wer kennt nicht dessen furchtbare Gewalt! Seltener denken wir daran, wie wichtig und nützlich das Vorurteil sein kann. So wie niemand physisch bestehen könnte, wenn er die Blutbewegung, die Atmung, die Verdauung seines Körpers durch willkürliche, vorbedachte Handlungen einleiten und im Stande halten müßte, so könnte auch niemand intellektuell bestehen, wenn er genötigt wäre, alles, was ihm vorkommt, zu beurteilen,

anstatt sich vielfach durch sein Vorurteil leiten zu lassen. Das Vorurteil ist eine Art Reflexbewegung im Gebiete der Intelligenz.

Jedes festgeronnene Dogma ist, in dieser Beleuchtung gesehen, eine logische Hemmungsvorrichtung. In unseren Trieben besitzen wir ganz analoge Erscheinungen. So ist z. B. der Geiz eine Hemmungsvorrichtung gegen Verschwendung, Demut und Bescheidenheit sind Hemmungsvorrichtungen gegen Hoffart und Hochmut. Überall dort, wo wir Gefahr laufen, uns ins Unendliche oder Uferlose zu verlieren, errichtet unser Selbsterhaltungstrieb solche Hemmungsvorrichtungen. In der Religion ist es das Dogma, in der Welt der wirtschaftlichen Werte die Sparsamkeit, in der Welt der Gefühle die Antipathien als Gegengewicht gegen allzuweit gehende Sympathien, in den politischen und kirchlichen Einrichtungen endlich die konservativen oder orthodoxen Parteien. Sie alle wollen dem Unbegrenzten eine Grenzmark entgegenstellen, welche die Aufschrift trägt: Bis hierher und nicht weiter!

Nicht über das Prinzip, sondern nur über Maß und Grad dieser sozialen Hemmungsvorrichtungen wird sich ernstlich rechten lassen. Daß der Konservatismus auf allen Lebensgebieten als Vertreter und Befürworter der sozialen Hemmungsvorrichtungen soziologische Daseinsberechtigung hat, werden nur noch politische Wickelkinder und Ammenmärchenliebhaber zu leugnen im Stande sein. Wer nicht politisch va banque spielen und die gesamte kulturliche Errungenschaft unserer Vorfahren frevlerisch auf die eine Karte des Anarchismus setzen will, der wird die grundsätzliche Berechtigung der Befürworter des Bestehenden nicht verkennen dürfen.

Wohl aber müssen wir dem konservativen Denken starrer Observanz folgende Erwägung anheimgeben. Es sei richtig, daß wir zur Regulierung unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens Bleigewichte und Bremsen brauchen. Aber werden wir einer Dampfmaschine oder Lokomotive die Hemmschuhe eines bäuerlichen Leiterwagens anhängen? Natürlich müssen auch die jeweiligen Hemmungsvorrichtungen einer Gesellschaft ihrem augenblicklichen Kulturzustand angepaßt sein. Mit Verordnungen und Verfügungen, mit Legenden und Mythologien, mit Gesetzen und Verfassungen, die aus völlig anders gearteten Gattungserfahrungen hervorgegangen sind, als die unsrigen sind, konnten wohl unsere Vorfahren geleitet werden, weil sie *ihrer* Erfahrung entsprachen, nicht aber können sie uns gegenüber bindende Gültigkeit beanspruchen, die wir im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität leben, also völlig andere Erfahrungen angesammelt und aufgespeichert haben.

So nützlich Hemmungsapparate zur Herstellung des Gleichgewichts sein mögen, so schädlich wirken sie, wenn sie einrosten, Patina ansetzen, und nicht mehr regulieren, sondern *nur* noch hemmen. Nach dem Kräfteparallelogramm soll zwischen den beschleunigenden und hemmenden Elementen der

Gesellschaft wie zwischen beschleunigenden und hemmenden Fasern im menschlichen Organismus ein festes Maßverhältnis, eine regelrechte Proportion stattfinden. Schon die Akustik liefert uns das Modell dazu. Schwingungen ohne feste Zahlproportionen lösen ein unangenehmes Geräusch, mit solchen hingegen einen wohltuenden Klang aus. Wie Ideen und Ideale den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft beschleunigen, so übt das Gewissen der Gesellschaft die erforderliche hemmende Gegenwirkung aus. Die vorgeschrittenen Parteien repräsentieren, in dieser Beleuchtung gesehen, die Ideale des Kommenden, von ihnen Herbeigesehnten, die Konservativen hingegen das Gewissen des Bestehenden, geschichtlich Gültigen, der Gattungserfahrung unserer unmittelbaren Vorfahren Entsprungenen und Entsprechenden.

Es fragt sich nun, ob die Bremsvorrichtung zur Regelung des gesellschaftlichen Gleichgewichts, wie sie die rückschrittlichen Parteien befürworten, dem sozialen Kräfteparallelogramm der Gegenwart angemessen sind. Die staatserhaltenden Parteien werden vielleicht zu erwägen haben, ob und inwieweit veraltete Einrichtungen, die schon Schimmel und Rost angesetzt haben, als Hemmungsapparate unserer modernen Gesellschaft noch verwendbar sind.

Unter der politisch brennendsten Frage der Gegenwart verstehe ich nämlich das Problem, wie man Millionen von Menschen Hemmungsmotive ansuggerieren kann, die nicht mehr Sklaven, sondern selbständige Männer, nicht mehr Untertanen, sondern freie Bürger, nicht mehr bloß Gehorchende, sondern durch ihren Stimmzettel Befehlende sind. Der Wort- und Vorstellungsschatz unserer Vorfahren ging nur in die Tausende, während heute unser deutscher Wortschatz schon 200000 Worte überschritten hat. Durch den erleichterten Verkehr sind Tausende neuer Vorstellungen entstanden, die unseren Vorfahren völlig fremd waren. Je reicher aber unser Vorstellungsgehalt ist, desto mehr Kombinationen und Permutationen sind unter ihnen möglich, desto schwieriger und verwickelter gestaltet sich also unser Handeln, das ja nichts anderes ist, als die Resultante des stärksten Motivs. Und hier steckt das Grundproblem der Sozialpsychologie der Gegenwart. Wie suggerieren wir entwickelten, gereiften, denkfähigen, kritisch reflektierenden Menschen jene Hemmungsvorrichtungen und Hemmungsmotive an, die wir zur Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Gleichgewichts unabwendbar brauchen? Wir wissen jetzt, daß der Attraktion und Repulsion in der Physik, der Affinität und dem Verbindungswiderstand in der Chemie, den beschleunigenden und hemmenden Fasern des lebenden Organismus in der Biologie fortschreitende und hemmende Parteien in der Politik durchaus notwendig entsprechen. Wir kennen das soziologische Gesetz, aber wir tasten im Dunkeln, wenn es gilt, es in die Praxis umzusetzen, d. h. auf die bestehenden politischen Verhältnisse zu übertragen. Wo liegt der Schnittpunkt zwischen

Konservatismus und Radikalismus, zwischen sozialem Ideal und sozialem Gewissen, zwischen den treibenden und hemmenden Faktoren unseres Gesellschaftslebens? Das Parallelogramm der Kräfte sagt uns nur, daß wir im Interesse unserer Selbsterhaltung die Diagonale zwischen beiden Extremen ziehen müssen, nicht aber, wo diese liegt. Die Ermittlung der Diagonale zwischen Fortschritt und Hemmung, zwischen sozialem Ideal und sozialem Gewissen ist das politische Problem der Gegenwart.

Professor Dr. Marte, München: Hinter den Kulissen der amerikanischen Politik.

Wer sich dem Newyorker Hafen nähert, voll Erwartung die neue Welt des amerikanischen Kontinents zu betreten, dem fällt zuerst die Statue der Freiheit als Symbol des Landes in die Augen. Sie ist mit der Absicht dorthin gestellt, daß sie mit großer Gebärde dem ankommenden Europäer verkünde: Hier trittst du ins gelobte, glückliche Land der politischen Freiheit.

In der Tat ist von Anfang an der Grundgedanke des politischen Systems der Vereinigten Staaten der gewesen, daß diejenige Regierung die beste sei, die am wenigsten regiert. Völlig freie Entfaltung des Individuums, Zwang nur da, wo die Abwesenheit staatlicher Gewalt merkliche Schäden hervorgerufen hat. Dann erst, aus den Bedürfnissen und Notwendigkeiten des Tages heraus, hat der Gesetzgeber bessernde Hand anzulegen.

Wer die Blüte wirtschaftlichen Lebens in Amerika sieht, wer bedenkt, daß all diese Fülle des Lebens und der Kultur in anderthalb Jahrhunderten aus dem Nichts, aus der Wildnis herausgewachsen ist, wird staunend und bewundernd vor solcher Arbeitsleistung den Hut ziehen. Er wird geneigt sein, ein gut Teil des Verdienstes der freien demokratischen Verfassung zuzuschreiben.

Daß aber diese vorhanden ist und von Anfang an dem Lande gegeben wurde, hat seine Ursache in ganz natürlichen Vorbedingungen. Diese liegen sowohl in den Menschen, welche zuerst das Land besiedelten und weiter unablässig zuströmten, als auch in den geographischen Verhältnissen des Landes.

Die Einwanderer waren zumeist Leute, die ihre Heimat verlassen hatten, um einem unerträglichen Druck zu entgehen, einem religiösen, einem politischen oder einem wirtschaftlichen. Sie konnten im neuen Lande beides finden, wonach sie sich sehnten: freie Luft zum Atmen, und freien Boden, um ihn zu bebauen. Keine unduldsame Kirche verfolgte sie, kein Bürokrat

schikanierte sie, keine wirtschaftliche Stickluft hemmte ihr Schaffen. Das Land war so groß und menschenleer, daß sogar der, welcher Lust hatte ein Einsiedler zu sein, ungeniert ein solcher werden konnte.

Die Regierung war nichts Gegebenes, sondern etwas erst sich Entwickelndes, vergleichbar der Quelle, deren erquickendes, freiwillig hervorsprudelndes Naß erst in Steine gefaßt und zum schmucken Brunnen verwandelt wird, wenn die Anzahl der umgebenden Siedelungen gewachsen, wenn das Dorf entstanden ist.

So war es Natürlichkeit und Notwendigkeit, daß in all der Zeit, in der es galt Pionierarbeit in der Wildnis nach Westen hin zu leisten, die Staatsgewalt schwach blieb, die Persönlichkeit aber stark sein mußte. Aus der Selbsthilfe in allen Dingen erwuchs die Selbstverwaltung in der Folgezeit als etwas Selbstverständliches, die bis zum First des Daches, zur Präsidentschaft des Bundes, in logischer Weise weiter entwickelt wurde.

In der Selbstverwaltung liegt aber nach alter Erfahrung etwas eminent Erzieherisches zum Politischen. Aus der Praxis der kleineren und immer größer werdenden Arbeitskreise bildet sich Verständnis für die großen Fragen der Allgemeinheit heraus. Zu dieser Schule des Lebens, der Weitung des Blickes durch die Erfahrung, kommt bei den nachfolgenden Generationen das Beispiel des Vaters, die starke Betonung der politischen Erziehung in der Schule. Denn der Freistaat muß mehr wie jeder andere darauf sehen, urteilsfähige, politisch wohl unterrichtete Bürger zu bekommen. Und jeder Vater hat an sich selbst erfahren, daß in der Republik für denjenigen, der zu Einfluß, Geltung und Ansehen kommen will, das politische Verständnis so notwendig ist, wie Schreiben, Lesen und das Einmaleins. Denn in Amerika flutet verfassungsgemäß das politische Leben nicht oberschlächtig, nicht von der Regierung her, sondern unterschlächtig von der Masse des Volkes, durch die vielen Kanäle der Selbstverwaltung her, und deshalb muß dieser ganze Strom, der alle Mühlen treibt, breit und starktreibend sein.

Ein solches System, das alle Kräfte ausnutzt und ins Interesse des Ganzen zieht, hat ohne Zweifel etwas Großzügiges, Vorteilhaftes, weil es allen Begabungen Entfaltung und Spielraum gewährt.

Aber die Kehrseite soll nicht übersehen werden. In dem uneingeschränkten Individualismus liegt ein Keim, der im Verlauf der Entwicklung zur Verneinung der demokratischen Grundidee führt.

Denn die völlige wirtschaftliche Freiheit führt zum erbarmungslosen Kampfe aller gegen alle. Und die Menschen sind nicht gleich. Sie sind auch nicht gut, wenn man sie frei schalten läßt. Gerade die wertvolleren, die ideal gesinnten, die rücksichtsvollen werden von den nackten Egoisten, den rücksichtslosen Gewaltmenschen niedergetrampelt. Der Ehrliche, der Treue, der Charakterstarke bleibt zurück; der Skrupellose, der Ungerechte, der Ellen-

bogenstarke kommt oben auf, wird reich. Dann schließen sich die Reichen zusammen, um erst recht unter der wirtschaftlichen Form der Kapitalszusammenlegung, der Trusts, die Arbeitskraft der Mitmenschen auszuquetschen und die Ermatteten dann herzlos beiseite zu werfen. Und sie verlangen dann noch die gesetzliche Anerkennung dieser Wirtschaftsform als einer notwendigen Entwicklung, sie, die Starken, verlangen den Schutz der Regierung gegen ausländische Konkurrenz und gegen das Widerstreben der Abhängigen, die sie immer enger in das Netz der wirtschaftlichen Freiheitsberaubung verstricken.

Dies ist, auf die kürzeste Formel gebracht, die Geschichte der amerikanischen Entwicklung. Es ist gut, daß sich die Göttin der Freiheit, die in so erhabener Pose im Hafen von Newyork den Ankommenden begrüßt, nicht umdrehen kann, sonst würde sie die zahllosen Opfer sehen, die in ihrem Namen, erbarmungslos erwürgt, am Wegrande des sausenden wirtschaftlichen Vorwärtsstürmens liegen blieben und im Straßengraben verkommen.

Der entfesselte Individualismus kann nicht das letzte Ideal des Völkerlebens sein. Er trifft keine gute Auslese. Er schafft ein Volk von Geldmachern, Heuchlern, Hochmütigen ohne innere Schwere und Gehalt. Er tötet sogar seinen Vater, den demokratischen Gedanken, er artet, statt Gleichheit und Achtung vor dem Menschentum zu bringen, in unleidliche Herrschaft der Reichen, der Frechen, der Rücksichtslosen aus.

Schon die erste große Krisis, die der Musterfreistaat durchzumachen hatte, der Sezessionskrieg anfangs der sechziger Jahre, war eine Folge der Inkonsequenz seiner Gründer, der Verbeugung vor dem Mammon. Jene viel gepriesenen Freiheitshelden hatten nicht gewagt, die in den Südstaaten bestehende Sklaverei abzuschaffen. Durch diese Rücksichtnahme gegen die Interessen der reichen Pflanzer hatten sie Regierung und Volk zu hundertjähriger Heuchelei mit dem Worte Freiheit gezwungen. Erst als das deutsche Element, das 1860 auf dem Höhepunkt seines Einflusses stand und mit den Idealen ernst gemacht wissen wollte, die Agitation zur Abschaffung der Sklaverei verstärkte, wurde zur Entfernung jenes beschämenden Schönheitsfehlers durch die schmerzliche Operation eines Krieges geschritten.

Jede Selbstverwaltung erfordert viel Opfer an Zeit und Geld. Da aber im Lande des Dollars noch mehr wie anderswo diese beiden Begriffe gleichgesetzt werden und niemand gern etwas umsonst tut, konnte das ideale Prinzip der ehrenamtlichen Geschäftsführung nicht aufkommen. Deshalb wurden alle öffentlichen Ämter kurzfristig, aber gut bezahlt. Das schlimmere war jedoch die weitere Konsequenz, daß auch im Dienste der Partei niemand mehr etwas umsonst tun wollte. So kam es schon 1829 zur Einführung des sog. Spoilsystems, der schlimmen Gepflogenheit, daß der obsiegende Präsident alle Beamtenstellen an seine Parteigenossen vergibt zur Belohnung für

geleistete Agitationsarbeit während der Wahl. Alle Bestrebungen, die in der Folgezeit namentlich von den Deutschen ausgingen, dieses schamlose und alles politische Leben verderbende System wieder abzuschaffen oder einzudämmen, scheiterten an dem ideallosen Sinne der Amerikaner. Eine ganze Reihe von Mißständen haben darin ihren Grund: die Geringschätzung der Beamten, ihre kurzfristige Amtsdauer, die vielfache Bestechlichkeit und Gewissenlosigkeit derselben.

Des weiteren war dieser Zustand gerade kein Ansporn für die Tüchtigsten, sich im politischen Leben zu betätigen, wo die Parteimaschinen im Laufe der Zeit immer mehr von solchen Strebern und Stellenjägern bedient wurden. Auch das Volk selbst, in die Werkeltagsarbeit des Geldverdienens bis über die Ohren verstrickt, versank mehr und mehr in politische Erstarrung und beruhigte sich bei allen Mißständen, wenn nicht gerade ganz himmelschreiende Ungehörigkeiten zu Tage traten.

Je mehr sich die Wandlung vom Agrarstaat zum Industriestaat vollzog, desto mehr vermochte das Großkapital sich in den Händen weniger anzuhäufen, die nicht säumten, ihre wirtschaftliche Übermacht rücksichtslos zur Geltung zu bringen. Riefen die Verarmten, Gepeinigten, Bedrohten dann schließlich die Hilfe des Staates an, dann kam die Regierung gewöhnlich zu spät.

Diese neue Zeit war schon unter Mc. Kinley im Heranziehen. Unter Präsident Roosevelt wurde sie bereits krisenhafte Wirklichkeit. Seine schwachen Versuche, die Übelstände zu bekämpfen, blieben ohne Erfolg. Er neigte dazu, die Entwicklung der Monopole und Trusts als eine wirtschaftliche Notwendigkeit anzusehen und sich mit der Rolle eines Präsidenten der Geldmagnaten, der in Wirklichkeit ihr Geschäftsführer ist, abzufinden.

Unter Taft trat die Ohnmacht der Regierung noch stärker hervor. Das Volk, das bisher des Glaubens gewesen war, es sei alles in bester Ordnung, wenn es nur alle 4 Jahre seinen Präsidenten gewählt habe, sah mit Schrecken, daß dieser Mann nur ein Spielball in den Händen der Millionäre geworden sei. Ihm gingen plötzlich die Augen darüber auf, daß die alte demokratische Freiheit, der Herrgott, an den sie bisher alle geglaubt, gar nicht mehr existiere.

Früher war der unverwüstliche Optimismus durch das Volk gegangen, alles durch sich selbst zu können. War etwas im öffentlichen Leben nicht in Ordnung oder empfand man ein schon vorhandenes Gesetz als schlecht, so hieß es einfach, wir machen ein neues Gesetz und nach diesem muß alles besser werden. Jetzt sah man, daß sich eine Schmarotzerpflanze an dem stolzen Lebensbaum der Demokratie emporgerankt hatte, der Epheu der großen Interessenverbände den einst saftstrotzenden Baum überwuchert habe und ihn zu ersticken drohe.

Je mehr man die Lage erkannte, um so mehr mußte man zweifeln, ob man sich mit den zu Gebote stehenden Mitteln des Ungetüms wieder zu entledigen vermochte.

So geartet waren die Zustände, als Wilson die politische Bühne betrat. Er verstand es, beim Volke den Glauben zu erwecken, daß er der Retter des Vaterlandes werde.

Wer sich Wilson als weltfremden Professor vorstellt, geht völlig irr. Er ist ohne Zweifel ein gedankentiefer Staatsmann, ein gewiegter Politiker. Die Lage klar erkennend, sprach er als glänzender Redner das aus, was das ganze Volk fühlte, und überzeugte die Massen, daß er ein Rezept habe, um über die Plutokratie Herr zu werden.

Sein politisches Ideal blieb nach wie vor die Demokratie. Er wollte kein Blutvergießen, keinen Kampf auf Leben und Tod zwischen arm und reich, besonnene Evolution, keine Revolution.

Ich lasse ihn selbst mit einigen charakteristischen Sätzen zu Worte kommen, die er vor dem Volke sprach und die ich dem Buche über „die neue Freiheit" entnehme, das er 1914 veröffentlicht hat.

Der Leser mag sich daraus selbst ein Urteil über Wilson bilden und über die ganze politische Atmosphäre, die vor Ausbruch des Krieges über Amerika lag.

„Es gab eine Zeit, da Amerika mit Selbstvertrauen gesegnet war. Es rühmte sich, allein die Formen einer Volksregierung zu besitzen; heute sieht es seinen Himmel verdunkelt und es erkennt, daß Kräfte am Werke sind, von denen es sich in seiner hoffnungsreichen Jugend nichts träumen ließ."

„Über Amerika sind ganz unamerikanische Zustände gekommen, die eine kleine Anzahl von Männern, welche die Regierung beherrschen, in den Stand setzen, Vergünstigungen von der Regierung zu erlangen. Dadurch schließen sie ihre Mitbürger von den gleichen Geschäftsmöglichkeiten aus und üben einen Zwang, der bald jede Industrie beherrschen wird."

„Die ganze Organisation ist für die zugeschnitten, die an der Spitze stehen, ist dazu entworfen, Anfänger auszuschließen, neuen Zugang zu verhindern und Konkurrenzunternehmen, die den von den großen Trusts errichteten Monopolen in den Weg treten können, nicht aufkommen zu lassen."

„Der Grund, daß Amerika begründet wurde, war die Absicht, daß es sich von allen anderen Nationen dadurch unterscheiden sollte, daß der Starke den Schwachen nicht an die Wand drücken, daß er nicht verhindern soll am Wettkampf teilzunehmen. Amerika will freie Möglichkeiten, Amerika will freie Bahn für alle und duldet keine Begünstigungen, Amerika will eine Regierung, die für die Interessen aller verantwortlich ist. *Und ehe Amerika alle diese Ideale nicht in die Praxis umsetzt, hat es kein Recht, sein Haupt inmitten der Völker so hoch zu tragen, wie es das zu tun gewohnt war.*

„Wir stehen am Scheidewege. Wir haben nicht etwa ein oder zwei oder drei, sondern viele gefährliche Monopole in den Vereinigten Staaten

errichtet. Wir haben nicht ein oder zwei, sondern viele Arbeitsfelder, auf denen eine Betätigung für den unabhängigen Mann schwer, ja fast unmöglich ist. Wir haben Beschränkung des Kredits, beschränkte Erwerbsmöglichkeit, behinderte Entfaltung und wir sind zu einer der schlechtest geleiteten und äußerem Zwang unterworfenen Regierung der ganzen zivilisierten Welt gelangt, unter der nicht mehr die freie Meinung und Überzeugung der Majorität entscheiden, sondern die Meinung und der Wille einzelner herrschender Männer."

„Die Regierung muß von der Herrschaft besonderer Klassen befreit werden; nicht etwa, weil diese Klassen naturnotwendig schlecht wären, sondern weil keine Sonderklasse die Interessen einer großen Gemeinschaft zu beurteilen vermag . . . Das Wesen einer demokratischen Gemeinschaft beruht auf der Tatsache, daß jedes Interesse jedermanns Interesse ist."

„In erster Linie ist es notwendig, alle politischen Vorgänge der Öffentlichkeit zugänglich zu machen . . . Wir müssen die Auswahl der Kandidaten für die Beamtenstellen einer kleinen Gruppe von Leuten abnehmen; denn bislang lag diese Auswahl in den Händen kleiner Koterien, lag ausschließlich in der Gewalt der hinter verschlossenen Türen waltenden politischen Maschinen."

„Darum hat sich das Volk der Vereinigten Staaten entschlossen etwas zu tun, was der Politik und den großen Trusts sehr gesund sein wird. Man gestatte mir ein paar Gleichnisse: man wird die Türen öffnen, die Fensterläden zurückschlagen und alles Kranke hinaus in die frische Luft und ins Sonnenlicht bringen. Man wird eine große Jagd organisieren und gewisse Tiere ausräuchern. Man wird die Bestie in seinem Jagdreviere aufstöbern, wo man bisher, wenn man jagte, von der Bestie gefangen wurde, statt sie zu fangen. Darum hat sich das Volk entschlossen, Axt und Säge zu ergreifen, das Dickicht niederzulegen und dann zu sehen, wo das Tier seinen Unterschlupf hat. Ich für meine Person kann das Volk nur antreiben. Denn das Dickicht birgt nur Ansteckungsgefahren und beherbergt nur Feinde der Menschen. Und niemand wird dabei gefangen werden außer den Raubtieren. Nichts sollte niedergelegt und zerstört werden, was jeder erhalten zu sehen wünschen muß."

„Ich glaube nicht, daß je eine Zeit sich ihrer Aufgabe tiefer bewußt war und einmütiger nach einer gründlichen und umfassenden Veränderung ihrer wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse verlangte. Einer Revolution stehen wir gegenüber; nicht einer blutigen Revolution, denn Amerika ist nicht zum Blutvergießen geschaffen, aber einer stillen Revolution, bei der Amerika darauf beharren wird, die Ideale, zu denen es sich von jeher bekannte, zu verwirklichen."

„Wir müssen an die gefahrvolle Aufgabe sehr langsam und sehr vorsichtig herantreten, vor allem uns die Frage vorlegen, ob das Denken unseres Landes dazu neigt, etwas zu tun, durch das wir den zurückgelegten Weg zurückgehen oder die ganze Richtung unserer Entwicklung ändern. Ich glaube, daß man eine alte Wurzel nicht ausreißen und den Baum der Freiheit nicht in einen neuen Boden verpflanzen kann, aus dem er nicht gewachsen ist. Ich glaube, daß die alten Traditionen eines Volkes sein Ballast sind; man kann keine **tabula rasa** machen, um auf ihr ein politisches Programm niederzuschreiben. . . . Wenn Fortschritt nicht die Absicht in sich schlösse, die Grundlagen unserer Institutionen zu bewahren, könnte ich nicht fortschrittlich sein."

„Ich gebe zu, daß dies, was wir als Nation jetzt unternehmen wollen, zu den schwierigsten Regierungsaufgaben gehört, die es gibt . . . An uns ist es jetzt zu bestimmen, welcher Art die Tätigkeit der Regierung sein soll, ob sie von der Regierung direkt ausgehen soll oder ob sie indirekt von den Mächten ausgehen soll, die schon bereit stehen, diese Regierung zu unterjochen."

„Wir bedürfen wieder eines Mannes, der nicht mit den herrschenden Klassen und mit den herrschenden Einflüssen verknüpft ist und der aufsteht und für uns spricht. Wir wollen eine Stimme hören, die das amerikanische Volk dazu aufruft, seine Rechte und Prärogativen bei der Ausübung seiner eigenen Regierung geltend zu machen."

So steht Wilson als Volksmann vor uns, der ausziehen will, den Drachen zu erlegen, der die Leute schreckt. Er kennt aufs genaueste sein Wesen, seine Lebensgewohnheiten und seine Schlupfwinkel. Das Volk vertraut auf ihn und wählt ihn zu seinem Sachwalter, zum Präsidenten.

Aber er wird kein zweiter Siegfried. Er tötet den Drachen nicht, sondern er vermehrt seinen Schatz, um ihn zu versöhnen.

Der Krieg kam. Keine Industrie der Welt ist so fähig, so mit allen Mitteln des Kapitals und des Umfangs, der Rohmaterialien und der technischen Hilfsmittel ausgerüstet, die plötzlichen und ungeheuren Bedürfnisse des Krieges zu befriedigen. Ein gegenseitiges Einverständnis zwischen den Regierungen von England, Frankreich und den Vereinigten Staaten bestand wahrscheinlich schon seit Sommer 1897. So nimmt Karl Hennig in seinem 1915 erschienenen Buche „Die Wahrheit über Amerika" an. Diese Neigung zur Entente beruht ganz abgesehen von der Interessengemeinschaft der angelsächsischen Rasse auf der Tatsache, daß die Vereinigten Staaten gänzlich von der englischen Handelsmarine abhängig sind und durch die von Deutschland drohende Vernichtung derselben in starke Mitleidenschaft gezogen werden.

So konnte Wilson noch weniger wie seine Vorgänger die Bestie fangen. Der ungeheure Goldstrom, der lockend in Sicht kam, verzehnfachte die Kräfte derselben und hätte den Zwerg beiseite geworfen. Da wurde er dem Volke

ein Wortbrüchiger, ließ sich von der Bestie fangen und wurde ihr Diener. Er öffnete weit die Tore, daß der ganze Goldstrom herein konnte. Er wollte nur, daß sich der Segen über viele ergieße. Die Hunderttausende, die mangels der deutschen Farbstoffe in der Spinnerei-Industrie brotlos wurden, kümmerten ihn nicht. In vollendeter Heuchelei spielt er bis nach seiner Wiederwahl, die mit Hilfe des Goldstroms erfolgt, den Friedensapostel weiter. Die Mißerfolge Englands zwingen ihn, auch diese Maske zu lüften. Er bricht alle alten Traditionen des Landes, verletzt die Vorbedingungen der Monroedoktrin und erklärt uns den Krieg.

So weit haben ihn die Verhältnisse, vielleicht gegen seinen Willen, geführt. Die amerikanische Frage ist aber damit nicht gelöst. Sie ist nur unendlich komplizierter geworden, der Staat ist noch tiefer in die Sackgasse gestoßen worden.

Kann das amerikanische Volk überhaupt noch zur alten Freiheit zurückgeführt werden?

E. Pistor:
Von der österreichischen Volkswirtschaft.

In welch engem Zusammenhange und in welch weitgehender Wechselwirkung politische Macht und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit stehen, hat der Weltkrieg in seinen Ursachen und in seinem Verlaufe mit voller Deutlichkeit bewiesen. Die höchste Blüte in der Kultur mag der Vor- oder Nachläufer der höchsten Entfaltung politischer Macht sein: die höchste Spannkraft in wirtschaftlicher Beziehung ist von jener in politischer nicht zu trennen.

Das Habsburgerreich ist eigentlich seit den Tagen der weitschauenden, mächtigen Kaiserin Maria Theresia, noch mehr seit den napoleonischen Kriegen in einen Zeitabschnitt der ungewollten Ralliierung auf eine immer enger gezogene Linie politischen Einflusses nach außen und ganz übereinstimmend damit auch der Volkswirtschaft eingetreten.

War es unter Karl VI., gestützt auf die deutsche Kaiserkrone, neben Frankreich der maßgebende Staat in Europa, hat es zuerst seine mitteleuropäische Stellung, dann aber auch sonstige Stützen seiner politischen und wirtschaftlichen Macht, so besonders die Lombardei, verloren oder hat es nicht über sich gebracht, neue Stützpunkte, so in Polen, in der Walachei, in Montenegro und Serbien zu gewinnen.

Die politische Konzentration auf eine stets engere Linie, die im Vergleich zur früheren, großen Macht verringerte Außenbedeutung beschleunigte

dafür eine andere, mit dem Jahre 1848 beginnende Entwicklung, die der inneren Kräfte, also neben dem von Nord-, aber auch von Süddeutschland getrennten Deutschtum die Entwicklung der nichtdeutschen Völker.

Auch wirtschaftlich stellt sich die Donaumonarchie auf sich selbst, das heißt sie wird genötigt, sich auf sich selbst zu stellen. Hier aber ist die Sachlage nach verschiedenen Richtungen hin keine günstige gewesen.

Das hochkulturelle Element war bis in die 70er und 80er Jahre fast nur das Deutschtum. Nur dieses war befähigt, organisatorisch, technisch und nach der Tradition führend die Fortentwicklung der Volkswirtschaft zu betreiben. Es war aber mit seinen rund 10 bis 12 Millionen Seelen gegenüber der Gesamtbevölkerung von erst 40 und heute rund 52 Millionen numerisch doch nicht zahlreich genug, um das gane Wirtschaftsgebiet gleichmäßig in der Entwicklung vorwärtszubringen.

Aber auch die geographische Lage war für diese Epoche der Entwicklung der Donaumonarchie aus sich selbst heraus nicht günstig. Fällt doch in diese Zeit die Industrialisierung der Volkswirtschaft, die wieder großes bewegliches Kapital, eine hochstehende Arbeiterschaft, eine weitreichende städtische Entwicklung, lebhaften und billigen Verkehr, sowie die Möglichkeit der Ausgestaltung von Weltbeziehungen voraussetzt. England, Frankreich, vor allem aber Deutschland*) mit seinen zahlreichen Städten, mit seinen verkehrstechnisch leistungsfähigen Flußläufen, mit seinen Reichtümern an Kohle und Erz in unmittelbarer Nähe dieser Flußläufe, mit dem Aufschwung des Glaubens an seine völkisch geeinte, politische Macht und Mission in der Welt waren ungleich günstiger gestellt als die Donaumonarchie, die zu weit östlich von diesen führenden Fabrikations-Komplexen und Austauschgebieten lag.

Was zunächst die kulturellen Verhältnisse im Innern betrifft, so möchte man fast sagen, daß hier Jahrhunderte alter Schutt ungenügender Entwicklung, die Hemmnisse ungenügender Homogenität wegzuräumen waren. Wenn auch in den letzten 60 Jahren eine Kulturarbeit von geradezu fabelhafter Intensität geleistet wurde, die sich leider wie bei allen forcierten Entwicklungen besonders im Osten noch mehr in politischer als wirtschaftlicher Beziehung ausdrückt, so ist z. B. bekannt, daß neben der mustergültigen Volksbildung in den deutschen Teilen Oesterreichs im Jahre 1910 Galizien 40, die Bukowina 53 und Dalmatien 62 % Analphabeten aufwies.

Die Donaumonarchie war eben vorwiegend ein Staat des Ostens geworden und die Vorteile dieser Zugehörigkeit zum Osten wie seine Nachteile machten sich voll geltend.

---

*) Deutschland besaß nach der Volkszählung von 1910 48 Städte mit Einwohnern über 100.000, darunter 13 mit über 200.000, Österreich nur 7, nur 2 mit mehr als 200.000 Einwohnern.

In dieselbe Richtung fällt, daß auch die Nachbarn im Osten lange Zeit überhaupt das Gegenteil von Abnehmern im Stile des unmittelbaren und lebhaften Warenaustausches der Kulturstaaten des Westens darstellten, Rußland mit inbegriffen, und daß die Balkanstaaten doch selbst Kinder neuester Entwicklung in politischer und wirtschaftlicher Beziehung waren.

Nun ist bekanntlich in moderner Zeit alles Massenwirkung und, wenn wirtschaftliche und politische Erfolge erzielt werden sollen, noch dazu wohl organisierte, tunlichst sparsam arbeitende Massenwirkung. Es bildet aber das westliche und nordwestliche Österreich, also die hochstehenden deutschen Gebiete und Tschechien, keine genügende Basis für eine große Massenwirkung im Sinne westeuropäischer und hochmoderner Entwicklung. Das naturgemäß so notwendige Streben nach Spezialisierung der Industrie, Herausarbeitung nach Subbranchen und Typen, Abstoßung der Mehrerzeugung möglichst zu Weltmarktpreisen fand ein Gegengewicht von ausschlaggebender Bedeutung in dem tiefgreifenden, in den religiösen, kulturellen und nationalen Anschauungen fußenden Gegengewicht des Blockes der Ostvölker, die fast $^3/_4$ des Donaureiches bewohnen.

Es ist angesichts dieser bis auf die Völkerwanderung zurückreichenden Schichtung der Donaumonarchie, der Rückständigkeit von ungefähr drei Vierteilen der Bevölkerung und in den letzten Jahrzehnten noch mehr des Zurückbleibens eines Großteiles der Bevölkerung hinter der allgemeinen nivellierenden Kulturentwicklung im Westen das Ausmaß der Leistungen der österreichischen Industrie ein geradezu überraschendes. Denn trotz dieser auf die Entwicklung wie Blei wirkenden Hindernisse hat diese österreichische Industrie der Sudetenländer und Nieder-Österreichs blühende Tochterbezirke im ganzen Raum der Donaumonarchie geschaffen, hat sich wie in der Zucker-, Bier- und Mühlenindustrie, ferner in der Baumwollspinnerei, in der Schwereisenindustrie und Stahlerzeugung mustergültig organisiert und entwickelt, hat sich auf dem Gebiete der mannigfaltigen Zweige der Textilindustrie dank der nimmer rastenden Erfindungsgabe, sowie in einer Reihe anderer Industrien, so der Holzverarbeitung, auf dem Weltmarkte eine achtunggebietende Stellung zu behaupten gewußt.*)

Im Jahre 1913 stand Österreich-Ungarn mit einer Ein- und Ausfuhr von über 5 Milliarden Kronen,**) wenn man die Durchfuhrgebiete der Niederlande und Belgien außer acht läßt, unter den großen Weltstaaten nach Großbritannien, Deutschland, den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Frankreich und Rußland an sechster Stelle.

---

*) Weitere Einzelheiten sehe man nach in: Pistor „Die Volkswirtschaft Österreich-Ungarns."

**) Mit einem Veredlungsverkehr von 6.4 Millionen, dann 2.9 Milliarden Ausfuhr.

Da bei Beurteilung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Europas die Stoßkraft der verschiedenen Industriebranchen im Vordergrunde steht, so war zunächst von der Industrie die Rede. Bekanntlich hängt aber überhaupt jede wirtschaftliche Leistungsfähigkeit nicht nur von der politischen Macht ab, die den Träger der Wirtschaftlichkeit bildet, sondern auch vom Kulturstandard der Bewohner.

Wie sich die guten und schlechten Seiten des Kulturstandard in industrieller Beziehung äußern, so machen sie sich ganz analog in der Landwirtschaft geltend. Hier stehen die Sudetenländer und Nieder-Österreich in der Leistungsfähigkeit weitaus an erster Stelle, wobei die herrlichen Alpenländer zwar für die Zucht von Jungvieh und die Waldwirtschaft, aber für den Körnerbau so gut wie gar nicht in Betracht kommen. Aber selbst Galizien, das doch teilweise in den Bereich der fruchtbaren russischen schwarzen Erde hineinragt, oder Ungarn mit seinen weiten, fruchtbaren Ebenen kommen nur wenig den westlichen Gebieten an landwirtschaftlichem Ertrag gleich.

Die letzteren stehen eben im Zeichen und im Kreise westlicher Entwicklung, der durchgreifenden, die Massen erfassenden Hochkultur, und liefern ungefähr das gleiche Ergebnis wie die hochstehende, intensive Landwirtschaft Deutschlands. So erzielt z. B. Böhmen im guten Erntejahre 1912 für Weizen 22, für Roggen 19, für Gerste 22.8 Zentner für den Hektar, während die Durchschnittsziffer für Weizen in ganz Österreich im genannten Jahre auf 15 Zentner und in Ungarn gar auf nur 13 herabsinkt.

In den Weizengebieten bietet wieder der Grad der Intensität der Wirtschaft und ihres Ertrages einen Anhaltspunkt für die Beurteilung der Konsumfähigkeit der Bevölkerung, und man gelangt schließlich zu dem bedenklichen **circulus vitiosus**, daß, weil die Bevölkerung zu wenig Kultur besitzt, sie deshalb so wenig produziert, und weil sie so wenig produziert, so wenig zu verbrauchen im Stande ist.

Diese die wirtschaftliche Entwicklung der Donaumonarchie hindernde und bedauerliche Erscheinung wird allerdings in den letzten 10 und 15 Jahren bedeutend durch den weitreichenden Aufschwung gemildert, der sich vor allem darin äußert, daß trotz erfreulicher Zunahme an Intensität in der Landwirtschaft die vermehrte Erzeugung nicht genügt, sondern Österreich ungefähr um die Wende der Handelsvertragsperiode von 1906 aus einem Agrar-Exportstaat sogar zum steigenden Import von landwirtschaftlichen Erzeugnissen übergeht.

Die Entwicklung der Industrie, die Durchsetzung auch landwirtschaftlicher Gebiete mit Industrie haben den Mehraufwand an Geld für die Bezahlung dieser steigenden Agrar-Importe geliefert.

Wer tiefer blickt, muß dieses Einstehen des Westens für den Osten, diese erfolgreiche wirtschaftliche Kulturtätigkeit der westlichen Teile im Osten

genau so bewundern wie die Riesenleistung, daß die Monarchie, gestützt auf seinen mächtigen Verbündeten, nunmehr den dreijährigen, durch die Macht der Gegner wie durch die Absperrung schrecklichen Weltkrieg erfolgreich bestanden hat.

Diese Erkenntnis lehrt uns bei allen Schwierigkeiten, die der Osten-Charakter der Monarchie mit sich bringt, eines voll schätzen, was wieder mit dieser Eigenart verbunden ist, nämlich den Reichtum an Menschen und noch dazu an solchen Menschen, die der Naturkraft der Erde näherzustehen scheinen, als irgendwo die Bevölkerung im Westen, weil eben diese Bewohner zumeist Naturkinder bis zum heutigen Tage geblieben sind. Man möchte sagen, daß all diesen anscheinend in der Mehrheit oder zum großen Teile noch ungelenken Völkern zwar der Erdgeruch anhängt, daß aber dieser Erdgeruch eine unverwüstliche Kraft darstellt, einen Schatz, millionenfach größer als jener, den die Alpen an Wasserkraft auch heute noch ungenützt in sich bergen. Mag auch [der Maschinentechnik in Zukunft beschieden sein, das Problem der Sparsamkeit mit menschlicher Kraft zu noch größerer Vollkommenheit zu bringen, braucht doch der stets wachsende Bedarf nicht nur noch weitere und noch ökonomischer arbeitende Maschinen, sondern zu den Meisterstücken der Maschinentechnik immer größere Armeen von Menschen, die sie bedienen.

Unverbraucht und frisch, gelehrig und vielfach nach Kultur und Schule dürstend steht trotz der Kriegsleiden, ja vielleicht gerade vermehrt durch die Kriegserfahrungen diese Masse an Bevölkerung der verschiedensten Nationen da und harrt der Verwertung.

Grundlage aller modernen Wirtschaft und ganz analog aller modernen Politik, wie König Eduards Einkreisungspolitik bewiesen, ist die Organisation im großen und die dadurch bewirkte Massenwirkung. Die Massenwirkung der belagerten Vierbundsmächte hat erfolgreich dem Massendruck der Entente und ihrer Gefolgsstaaten standgehalten. Es wird sich darum zeigen, ob in den verbündeten Staaten und Völkern, wenn der Frieden eintritt, die große Zukunft der Zusammengehörigkeit in politischer und wirtschaftlicher Beziehung weiter bestehen wird oder ob Neid, Krämergeist und die Engherzigkeit eines falschen Individualismus, kurz das Kleinbürgertum über den großen Gedanken der Zusammengehörigkeit auch in wirtschaftlicher Beziehung siegen wird.

Kommt es zur Schaffung des großen Wirtschaftskomplexes auf Grund militärischer und politischer Abmachungen, zu einem wirklich brauchbar organisierten Mitteleuropa, dann würde auch für die Donaumonarchie statt der bisherigen rückschreitenden Konzentrierung auf immer engere Linien die Möglichkeit der Wirkung ins Große in politischer und wirtschaftlicher Beziehung auch ohne alle Annexionen einsetzen und es würde dem blühenden, industriell so rasch fortschreitenden Deutschen Reiche zwei wichtige Geschenke

mit in diesen Bund bringen: die Vergrößerung des Organisationsgebietes und damit der politischen und wirtschaftlichen Wirkungsfähigkeit, ferner Millionen von Menschen, die umso rascher zur modernen vollen Kulturfähigkeit gebracht werden können, je mehr in einem großen Ganzen die westliche Kultur als Schaffensmoment überwiegt. Dann wird auch beim Österreicher zu dem, was ihn so sehr charakterisiert, zur Güte*) das bisher fehlende Selbstbewußtsein treten, dann wird er im Gespräch mit dem Ausländer und speziell mit dem Norddeutschen nicht immer nur von den Schwierigkeiten und den Schwächen seiner Heimat reden, sondern von den ungeheuren Möglichkeiten, die der Donaumonarchie durch die noch unausgebeuteten, brachliegenden, aber so vielversprechenden Kräfte in Aussicht stehen.

Dann wird auch wie im Kriege die Bedrücktheit von uns weichen, die uns vor dem Kriege erfüllte, und dann wird das österreichische Talent, das in so reichem Maße seit Jahrhunderten in der Kunst, besonders in der Musik, im Kunstgewerbe und der Mode, in der Technik, in der Lebensauffassung aber möchte man fast sagen des letzten Taglöhners zur Geltung kam, — die norddeutsche Strenge, den Ordnungssinn und die bis zur Starrheit reichende Pflichterfüllung wie eine naturnotwendige Ergänzung aus dem Süden unterstützen.

Nur die Großwirtschaft und nur die große Idee, nur der Aufbau der Donaumonarchie auf der Hegemonie des Deutschtums im Westen und des die Slawen trennenden Magyarentums im Osten kann die Donaumonarchie einerseits vor fortschreitendem Partikularismus bewahren, andererseits den Völkern im großen Rahmen die von ihnen dringend gewünschte und die ihnen so sehr zu wünschende kulturelle und wirtschaftliche, ja auch politische Entwicklung, Ausgestaltung und Durchdringung bringen.

Die Hoffnung auf eine neue große Zeit, der von Lebenskraft getragene Zug, der sich wie in Deutschland auch in Österreich-Ungarn in einer Vorahnung und begründeten Hoffnung auf die erhöhte Betätigung der breiten Volksmassen, auf beschleunigten Fortschritt geltend macht, dieses moderne Österreicher-Ungartum hat auch in dem jungen Kaiserpaare Verkörperung gefunden und in der Auffassung seines schweren Berufes, die es an den Tag legt.

Von Kaiser Karl geht die Kunde durch das Volk, daß er die Wahrheit über alles liebe und daß er nichts so sehr besorge, wie auf Grund falscher Nachrichten von Höflingen und infolge unrichtiger Kenntnis der Sachlage dem Leben, der Wirklichkeit fernzustehen.

Wo es ihm darauf ankommt, erscheint er selber, um die Wahrheit zu hören und die Wirklichkeit zu sehen. Ist etwas faul, dann gibt es keine

*) Vgl. das in diesem Punkte interessante Buch Dr. E. Hanslik's „Österreich“, Seite 126.

noch so tief eingewurzelte Clique, keinen noch so sehr auf Stellung und Verbindungen pochenden Mann, der nicht mit der größtmöglichen Plötzlichkeit einem Besseren den Platz zu räumen hat.

Nehmen wir dazu die fast mädchenhafte Gestalt der Kaiserin, die in rührender Einfachheit, frei von aller Pose, aufopfernd ihren Beruf als oberste vertraute Beraterin des Herrschers zu erfüllen trachtet und eine treffsichere Frauenklugheit besitzt, so versteht man, warum der Kreis der maßgebenden Persönlichkeiten in Österreich in wenigen Monaten einen neuen Ausdruck und Charakter bekommen hat.

Die Spitzen im Staate scheinen den Erlösungsdrang der blutenden Volksmassen, die im Felde das fabelhafte Meisterstück glücklicher Abwehr zustande brachten, im Innern des Reiches aber den tiefen Verlust, den es durch 30 Jahre Stillstand in mannigfachen Belangen erlitt, wettzumachen, eben nunmehr voll zu würdigen und zu schlagfertiger Tat führen zu wollen. Ist Österreich-Ungarn bisher nicht gestorben, nicht in 20 Stücke zersprungen, hat es diese Staats- und Völkerkrise überdauert, und findet es jetzt endlich, aber sicher den Weg zu seiner Modernisierung, durch Wiederanschluß an den Westen, zur richtigen Massenwirkung, zur vollen Erkenntnis seiner kulturellen, ethischen und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, — dann, aber auch nur dann wird sich der Segensspruch vom A. E. I. O. U.*) bewahrheiten, den man sich wie folgt übersetzen möchte: Mögen alle anderen Gemeinwesen der Welt vergehen, das wahre Österreich kann nicht vergehen!

G. Buetz, Dessau:
Die Haltung der englischen Arbeiterschaft im Weltkriege.

Die moderne englische Arbeiterbewegung wurde durch zwei Hauptmerkmale gekennzeichnet: man verfügte über die festeste Organisation und verschmähte es dennoch, den politisch-sozialen Klassenkampf zu proklamieren. Der Staatshilfe setzte man ferner die Selbsthilfe entgegen. Dieser wesentliche Unterschied zwischen den Tendenzen des englischen und des deutschen Proletariates ist darauf zurückzuführen, daß England seinem Manchestertume wirtschaftlich, politisch und geistig treu blieb, Deutschland aber gezwungen war, seine junge Macht in jeder Form zu konzentrieren und zu schützen. — Als

*) Austria erit in orbe ultima.

der Weltkrieg ausbrach, war das britische Manchestertum bereits längst überlebt und mit dem Untergange des subjektiven Freiheitsideales hatte sich auch Ausbau und Kampfziel der englischen Trade Unions merkbarst geändert. Von dem: „hilf Dir selbst", von dem „Mitleiden" der Konjunkturschwankungen war man zu einem krassen System des Forderns von Seiten der Regierung übergegangen. Das Parlamentarsystem, der Prestigekampf hatte begonnen. Der unverfälschte Sozialismus hatte mit der Gründung der Labour-Party seinen festen Platz in England erhalten, 70% aller Gewerkschaftler waren 1912 bereits der Labour-Party angeschlossen. Seit man 30 Mandate für die Parlamentsvertretung gewonnen hatte — es war dies 1906 der Fall — war man eine unverkennbare, äußere politische Macht geworden. Das Ministerium Campbell-Bannermann und H. H. Asquith hat in einer Dauer von neun Jahren mit der Unterstützung der im Parlamente vertretenen Arbeiterpartei zu rechnen gehabt! Gegen die Konservativen und die Iren ausgespielt, hat man seine Lage benützt und sein Schäfchen in das Trockene gebracht. Nicht weniger als sieben entscheidende Gesetze lediglich zu Gunsten der Arbeiter hatte die Zeitspanne 1906—1914 den Gewerkschaftlern gebracht. Auf dem Wege des Zwangs-Staatsschutzes war man zur führenden Weltarbeiterpartei geworden, der intensiven Arbeit der Labour-Party war es gelungen, die Stimmung so herzurichten, daß der Sozialismus in England keine Abstraktion mehr, sondern lebendigstes Prinzip geworden. Im Jahre 1911 hatte man durch die Verkündung des Generalstreiks seine Stärke erprobt. Man war sich seiner Macht bewußt, und man war gewillt, diese seine Macht zu gebrauchen. Da — kam der Weltkrieg. —

Der Weltkrieg traf die englische Arbeiterschaft unvorbereitet. Er traf sie in einem Augenblicke, da die politische Konstellation infolge der Irenfrage für sie ungemein günstig und jede Störung nur nachteilig sein konnte. Er brach über ein Volk herein, das sich in seinen Arbeiterschichten in starker Erregung befand. Ein Neues sollte sich bilden. Bessere Löhne, kürzere Arbeitszeit, mehr politischen Einfluß wollte man erringen. Und da war Krieg! Wozu Krieg? Die breiten Massenschichten konnten keinen Vorteil, nur Schaden davon haben. Das war ein großes Geldgeschäft für die von oben und eine Niete für die von unten. Bei Gott — da machte man nicht mit! Am Tage der Kriegserklärung berief die Labour-Party eine stürmische Protestversammlung, der Vorsitzende der Arbeiterpartei des Unterhauses, Herr Ramsay Mac Donald erhob einen flammenden Protest gegen den Weltkrieg, der Arbeiterminister Burns demissionierte. Angesichts dieser Überraschungen begann die Regierung ihre Aufklärungsarbeiten, die amtlichen Pressebüros brachten die Nachrichten von dem deutsch-belgischen Räubereinfall und der englischen Wohltat der Kriegserklärung zum Schutze der Kultur und der kleinen Staaten. Eine amtliche Heranziehung der Arbeitervertreter wurde in die Wege geleitet. Die

Arbeitervertreter, einsichtig genug, daß augenblicklich das Spiel zu ihren Ungunsten verloren, daß nur eine intensive Unterstützung der Regierung, welche jene für die Friedenszeit den Arbeitern gegenüber verpflichtete, ratsam sei, gingen in das Lager der Regierung über, Henderson trat dem Rekrutierungsbüro bei, Ben Tillet hielt öffentliche Werbereden. Der erste Kriegskongreß der Trade Unions erklärte sich, wie seine Nachfolger, bereit an der „Vernichtung" Deutschlands mitzuwirken.

Da ergab sich das seltsame und erregende Schauspiel, daß die vielgerühmte, vielumworbene und in der ganzen Welt heimlich beneidete Organisation der britischen Arbeiterwelt — versagte. Die Arbeiter kündigten ihrer Leitung die Gefolgschaft! Ende des Jahres 1914 und zum Beginn des Jahres 1915 begannen jene Streikerhebungen, welche der Regierung so bittere Schwierigkeiten bereiten sollten. — Es kann hier nicht auf alle Streikerhebungen eingegangen werden, denen England im Laufe des Krieges anheimfiel, einige wenige Stichproben müssen genügen, aber aus jenen geht hervor, wie tief der Widerstand der Arbeiter gegen die geschaffene Lage, wie schwer die Stellung der Regierung.

Man erinnert sich vielleicht der über Monate hin ausgedehnten Bergarbeiterbewegungen. Es waren Streiks, in denen 50 000 Arbeiter an 250 Gruben teilnahmen. Gemeinsame Streiks fanden zur gleichen Zeit innerhalb der Organisationen der Dockarbeiter statt. 5000, 8000 und 4000 Arbeiter feierten hier. Dazu gerieten die Textilarbeiter in Unruhe; am übelsten aber wurde die Lage, als der mächtige Transportarbeiterverband mit seinen Forderungen kam. 5000 Lokomotivarbeiter und 150 000 Postangestellte verkündeten den Ausstand. Die industrielle Revolution war da.

Die Regierung fand hierbei nur ein Mittel: Gewalt. Die Kriegsbetriebe wurden verstaatlicht — bis zum August 1915 hatte man bereits 379 Betriebe unter Staatsaufsicht gestellt — die Arbeiter wurden einer Reihe von Munitionsgesetzen unterworfen, welche an Härte nichts zu wünschen übrig ließen. Die Munitionsgesetze stellten die Arbeiterschaft unter Kriegsrecht, sie nahmen ihnen die Handlungsfreiheit und die Bewegungsfreiheit. Auf jede Arbeitsweigerung folgen Strafgelder, auf Streikerhebungen gerichtliche Verurteilung. Eine Organisation gleich der heutigen deutschen Arbeitspflicht männlicher Personen in den Munitionsfabriken begann. Ein Streik von 60 000 war die Antwort. Man verhandelte, bildete Schiedsgerichte und bewilligte Lohnerhöhungen. Da man mit den Arbeitern nicht fertig wurde, kam man mit einem Zwangsdrucke gegen die Unternehmer. Als man auch hier die Grenzen des Erreichbaren erlangt, ging man dazu über, den Belagerungszustand über die Hauptindustriezentren zu verhängen.

Woher diese grenzenlose Unruhe der Arbeiter? War das alles wirklich nur Opposition gegen den Krieg, weil man den Krieg nicht gewollt hatte?

Die mächtigen Bergarbeiterverbände wollten die Zwangslage der Regierung ausnutzen. Unzufrieden mit ihren Löhnen, — seit 1900 haben sich die Löhne den gesteigerten Lebensmitteln und dem gesamten Lebensaufwande nicht mehr anzupassen vermocht — wollte man seinen Vorteil einheimsen.

Es gelang. Der gleiche Vorgang zeigt sich bei den Textilarbeitern und bei den von ihnen organisierten Landarbeiterunruhen. Die Transportarbeiter aber fürchteten den neuen Staatssozialismus, den sie mit einer politischen Entrechtung ihrer Gruppe herannahen sahen. Ihr Führer Thomas fand Ende 1915 die Formel: „Die englische Arbeiterschaft läßt sich den alten Freibrief der Arbeiter nicht zerreißen." —

Die Lohnforderungen wurden dadurch vermehrt, daß England bei seinem Freiwerbesystem nicht daran denken konnte, Kriegsunterstützungen in das Leben zu rufen. Nur die Soldatenfamilien wurden reich bedacht. Die Umformung der Produktion von der Friedens- zur Kriegswirtschaft aber brachte eine ausgedehnte Arbeitslosigkeit. Machinationen der Regierung, die Arbeitslosigkeit zu verstärktem Anwerben zum Heeresdienste zu nützen, hatten eine starke Erbitterung hervorgerufen. Ist doch ein Krieg seit Generationen in England als Etwas empfunden, das von dem Lande selbst nicht getragen zu werden braucht. Nicht das Volk, geworbene Soldaten mochten den Krieg führen.

Als man seine Löhne verbessert, dazu die eingearbeitete Kriegswirtschaft ihre unerhofft hohen Verdienste für die Arbeiterschaft abwarf, kam eine kurze Ruhepause, doch es war nur die Ruhe vor neuem Sturm. Die Regierung kam mit ihrem Wehrpflichtgesetz. Das Kriegsjahr 1916 fand die englische Arbeiterschaft auf das Höchste erregt. Die Eisenbahner brachten das Wort: Generalstreik. Generalstreik — im Kriege. Am 30. Dezember brachte Labour Leader in dicken Lettern die Worte: „Auf den britischen Inseln leben tausende von jungen Männern, die sich gebunden haben, der Dienstpflicht Widerstand zu leisten." Thomas aber wurde noch deutlicher und verkündete, „jede Form von Wehrdienst kann in einer einzigen Stunde durch Gewerkschaften des Landes zunichte gemacht werden."

Das Wehrpflichtgesetz ist dann gekommen und der Generalstreik blieb aus. War es ein Sieg der Regierung? Wohl nur ein Teilerfolg, denn wie es gelang, das Gesetz zur Annahme zu bringen, war es nur noch ein Schein dessen, was man gewollt. Die Ausnahmen bildeten die Regel. Die Arbeiterschaft hatte sich die industrielle Dienstpflicht gesichert. Mit unendlicher Vorsicht kämpfend Schritt für Schritt, hat sich die britische Regierung ihr Rekrutenprogramm ausarbeiten können. Nicht die Intellektuellen, nicht die Kaufmannswelt, nicht das konservative Land brachten die fast nicht zu überwindenden Hemmungen, es waren die Arbeiter. Sie wollten nicht!

Inzwischen ist auch in England dieser Krieg, den man drüben fast

anderthalb Jahre als ein Geschäft der Reichen und spekulativen Geister angesehen hat, ein Volkskrieg geworden. Die Luftangriffe haben hierzu ihr gutes Teil beigetragen. Man hat die Deutschen drüben im Volke nie geliebt, man verachtete sie, man fand sich bei weitem entwickelter. Die Deutschen waren dumm und grausam dazu. Sie verdienten Prügel; je mehr, je besser. Seit den Luftangriffen hat man hassen gelernt. Verbissen hassen. Aber sein Recht aufgeben. Nein! — Ein englischer Arbeiter gibt kein Recht auf, er ist nicht so dumm, er weiß: nach dem Krieg kommt der Frieden, dann haben die Herren Unternehmer ihre Kriegsgewinne in der Tasche und sie haben ihre mühevoll erkauften Vorteile hergegeben. Man wettet viel drübeu. Auch über den Krieg, wenn diese deutsche Bande genug haben wird; so aber wettet man nicht. — Da hebt denn jener interessante Kampf an, der das Jahr 1916 ausfüllt.

Naturgemäß brachten die Einziehungen einen Mangel an männlichen Arbeitskräften. Man wünschte diese Lücken durch die in jedem Lande vorhandene industrielle Reservearmee, durch eine Heranziehung von Frauen und Jugendlichen, durch Gefangenenarbeit und eine Verwendung von farbigen Arbeitern aufzufüllen. Soweit diese Kräfte vorhanden sind, gelang das in Frankreich und selbst in Italien. In England gelang es nicht. Die farbigen Arbeiter durften nicht erscheinen, die Gefangenen wünschte man nicht, gegen die Frauen- und Kinderarbeit befindet man sich in ständiger Opposition; die Alten, die Verbrauchten, sollen nicht eingestellt werden. Kam die Regierung mit Zwangseinstellungen, streikten die Arbeiter. Ihre Tarifverträge wünschten sie unangetastet zu erhalten, die Einstellung fremder Arbeitskraft, die Arbeit von Frauen und Kindern drückte den Lohn herab und veränderte die Arbeitszeit sowie die Arbeitsleistung. Frauen-, Kinderarbeit und die Tätigkeit verbrauchter Arbeiter kann auch heute nur mit einer Reihe von Zugeständnissen von Seiten der Regierungsausschüsse und von Seiten der Unternehmer durchgeführt werden. Und trotzdem die Munitionsschiedsgerichte ihre volle Beschäftigung haben, geben die Arbeiter nicht nach.

All diese Zustände sind nicht geeignet, die Lage Großbritanniens günstiger zu gestalten. Ein wie schwerwiegender Faktor die Haltung der englischen Arbeiterschaft ist, geht deutlichst aus dem Umstande hervor, daß man im Parlamente nicht mehr umhin konnte auszusprechen, daß, wenn es England nicht möglich wäre, diesen Krieg zu einem für sich günstigen Ende zu führen, neben den Lebensmittelschwierigkeiten infolge der Unterseebootversenkungen, die Stimmung innerhalb der Arbeiterschaft hier mit entscheidend sei!

Gerade jetzt hat eine neue Periode der Streikerhebungen eingesetzt, und zwar handelt es sich um Streikerhebungen in den Munitionsfabriken! Alle Gesetze haben hier nicht helfen können. Man weiß innerhalb der Arbeiter-

schaft zu gut, daß diese Bestimmungen letzten Endes nur auf dem Papier stehen können, denn Tausende können nicht abgeurteilt werden. Nimmt man sich aber die Führer heraus und verhaftet sie — wie das jetzt geschehen — dann streiken die Arbeiter, bis man, weil die Munition hergestellt werden muß, den Führern ihre Freiheit zurück gibt. In Newcastle, Barrow und North Shield streikten bis 500 000 Metallarbeiter im März, in der Munitionsfabrik in Woolwich bei London streiken heute noch Tausende, ebenso streiken zur Zeit rund 30 000 Arbeiter in den Munitionswerken von South Lancashire. Teils handelt es sich um Lohnbewegungen, die Löhne reichen gegenüber den enorm gestiegenen Lebens- und Verbrauchsmitteln nicht aus — teils handelt es sich um Fragen der Qualitätsarbeiterschaft; welche Arbeitergruppen werden ihnen folgen, fragt man sich erregt in England.*) — Ein Mittel, die Arbeiterschaft zu beruhigen, gibt es nicht mehr. Es sei denn der geglückte Durchbruch in Frankreich. Nationale Eitelkeit, die Aussicht auf baldigen Frieden, daneben geeignete Zugeständnisse, würden die Arbeiterschaft beruhigen. Aber die Möglichkeit eines Durchbruches im Westen hat man, wie offiziell schon verlautbart wurde, für dieses Jahr ja bereits aufgegeben. Guter Rat ist heute drüben sehr teuer geworden.

Es kann nur empfohlen werden, die Haltung der englischen Arbeiter zu verfolgen. Die Schwierigkeiten, welche sich hier ergeben und dauernd ergeben haben, sind tief schwerwiegender Natur.

Dr. W. Stein: Der imperialistische Zusammenschluß des britischen Weltreiches.

Die britische Reichskonferenz ist zu Ende. Ihr Ergebnis gipfelt in folgender Entschließung, die wie alle übrigen Beschlüsse einstimmig angenommen sind:

„Die Zeit ist gekommen, um die Entwicklung der Hilfsquellen des Reichs so weit wie möglich zu fördern, damit das Reich von allen andern Ländern in der Versorgung mit Lebensmitteln, Rohstoffen und wichtigen Fabrikationserzeugnissen unabhängig gemacht wird. Mit diesem Ziel vor Augen spricht sich die Konferenz zur Entwicklung des Prinzips aus, daß jeder Teil des Reichs den Gütern und Fabrikaten aus andern Teilen des Reichs Vorzugstarife und Vorzugsbehandlung gewähren soll."

Damit ist nach dem Antrage des Vorsitzenden der Londoner Handelskammer

*) Während der Drucklegung sind die Streikbewegungen auch auf die Textilarbeiterschaft, die Hafenarbeiter und im Schiffsbau tätigen Arbeiter im weiten Umfange übergegangen.

Lord Denborough das System der Vorzugszölle für die englischen Kolonieen amtlich als Richtschnur für die künftige britische Handelspolitik festgelegt und die Neugestaltung der englischen Wirtschaftspolitik angebahnt. Auch das Reichskriegskabinett hat sich, wie Bonar Law dem Unterhause mitteilte, einstimmig zu dem Grundsatz der Vorzugszölle bekannt. Auf die wirtschaftliche und politische Schaubühne der Erde tritt nunmehr der neubritische Imperialismus schwer gerüstet und gewappnet und gewillt, die militärische Niederlage Englands im Weltkriege, die es nicht mehr verhehlen und ableugnen kann, wirtschaftspolitisch einigermaßen wett zu machen.

Es handelt sich, das soll nicht verkannt werden, zunächst nur um einen Plan, der allerdings seit einer Reihe von Jahren viel umstritten ist, der nicht neu ist, und der jetzt, da das Gefüge des britischen Weltreichs in seinen Grundfesten wankt, im ewigen Kreislauf der Ereignisse neue Gestaltung gewinnt. Nachdem jetzt der Kampf um die Einheit des britischen Weltreichs damit zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, lohnt sich ein kurzer geschichtlicher Rückblick.

Schon die Navigationsakte vom Jahre 1651, die bekanntlich eine Monopolstellung der englischen Schiffahrt schaffen wollte, enthielt in ihrem Keime die britische Reichsidee, die dann niemals ganz geschwunden ist, obwohl die Freihändler noch Jahrhunderte hindurch die Oberhand behielten. Der Gedanke des britischen Zollvereins gewann aber erst feste Gestalt, als im Jahre 1874 die Bestrebungen des entschieden schutzzöllnerisch gesinnten Disraeli des Earl of Beaconsfield, auf militärischen und handelspolitischen Zusammenschluß des britischen Reichs einsetzten und zielbewußt gefördert wurden. Im September des Jahres 1874 erfolgte die Einverleibung der Fidschiinseln, 1875 der Ankauf der Suezkanal-Aktien und 1876 die Krönung des Werks durch die Annahme des Titels Kaiserin von Indien durch die Königin. So sehen wir in Disraeli den Schöpfer des imperialistischen Kuppelbaus des britischen Reichs. Damals scheiterten die stolzen Pläne, aber unter seinem Nachfolger Lord Salesbury wurde in den Kolonieen eifrig weiter gearbeitet. 56 abhängige Staaten bildeten das british empire als 1887 die erste von der britischen Regierung einberufene Kolonialkonferenz zusammentrat, um gemeinsame Verteidigungsmaßregeln für das Reich zu beraten. Vier Jahre später, im Jahre 1891, stellte der liberale Freihändler Goschen die Gründung des britischen Zollvereins zur öffentlichen Erörterung. Der Gedanke des „Größer Britannien" lebte, und mit stolzer Zuversicht sagte beim 60 jährigen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria am 26. November 1893 der Historiker Hartpole Lecky: „Welches Schicksal diesen Inseln auch aufgespart sein mag, so viel dürfen wir zuversichtlich prophezeien, daß keine Umwälzung der menschlichen Dinge mehr die künftige Machtstellung der englischen Sprache und der britischen Rasse vernichten kann." Der Kongreß vom Jahre 1894 in Ottawa empfahl auf Betreiben Kanadas, das sogar zu dem Mittel des Drucks gegenüber dem Mutterlande griff, den Abschluß eines internationalen Abkommens, falls das

Mutterland sich gegen die Wünsche der Dominions sperren sollte, die, wie auch dieses Mal, auf Schutzzölle, beziehungsweise Vorzugszölle gingen. 1896 griff der Schraubenfabrikant aus Birmingham, M. Chamberlain, den Gedanken auf einem Festessen des Kanadaklubs wieder auf, und von diesem Augenblick an war es nur eine Frage der Zeit, daß England sich endgültig darüber entscheiden mußte, ob es den Freihandel bei loser Angliederung der Kolonien aufrechterhalten wollte oder die Gründung eines Zollverbandes als Vorstufe zu einem Reichszollverein wählen würde. Die Kolonialkonferenzen vom Jahre 1902 und 1907 sprachen sich unter Leitung Chamberlains unbedingt für einen möglichst engen Zusammenschluß aller britischen Kolonieen zu einem Reichszollverein aus; die Ideen des Imperialismus hatten den Vortritt vor denen des Nationalismus erlangt. Die Freihändler verteidigten ihren Standpunkt mit dem Hinweis, daß England noch immer das erste Industrie- und Schiffahrtsland der Erde sei; die Schutzzöllner dagegen betonten, daß die wankende Monopolstellung Englands nicht auf die Güte der Erzeugnisse der Wettbewerber, sondern auf deren Zollsystem zurückzuführen sei. Jetzt ist das Freihandelsargument der Altliberalen an die Wand gedrückt, und die wirtschaftliche Neuaufteilung der Erde im allbritischen Sinne im Zuge. Der Gedanke Chamberlains von der wirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit des Reichs ist aus der Versenkung aufgetaucht. Die Kolonieen sollen ihren sicheren Markt für die Rohstoffe haben. Die englischen Industrieerzeugnisse sollen in allen Ländern, über denen der Union-Jack weht, — und das ist etwa ein Fünftel des ganzen Erdballs, — die verhaßte Konkurrenz der deutschen Waren nicht mehr in dem Maße wie früher zu fürchten haben. Der lange gehegte Wunsch der Dominions ist erfüllt, und es ist müßig, sich heute den Kopf darüber zu zerbrechen, ob bei dem Beschluß der britischen Reichskonferenz die Kolonieen oder das Mutterland die treibende Kraft war. An uns ist es zu sehen, wie wir diesem Schlag begegnen. Denn nunmehr beginnen auch die Beschlüsse der Pariser Konferenzen größere Bedeutung zu gewinnen, ganz besonders, wenn es gelingen sollte, die nordamerikanische Union in den Bannkreis des britischen imperialistischen Gedankens hineinzuziehen. Daß die von England so meisterhaft beherrschte Presse nicht müßig sein wird, den Nordamerikanern die Idee von der Alleinherrschaft der angelsächsischen Rasse schmackhaft zu machen, ist ohne Zweifel. Alsbald taucht auch bei uns wiederum der Plan der mitteleuropäischen Staatengemeinschaft, der wirtschaftliches Selbstgenügen verbürgen soll, auf: ein starkes Mitteleuropa mit sicheren Verbindungsstraßen nach den afrikanischen Kolonieen als wirksames Gegenstück zu der zollpolitischen Abschließung des größeren Britanniens. Leider verbürgt diese Idee unser wirtschaftliches Selbstgenügen eben nicht. Weder als Rohstofferzeuger noch als Abnehmer unserer Industrieerzeugnisse reichen Mitteleuropa und Afrika zusammen für uns aus. Wenn das die einzige Abwehr wäre, mit der wir den britischen Hieb parieren können, wäre es schlimm für uns bestellt. Dann hätte England das Ziel, das es

sich in diesem Kriege gesteckt, den es von Anfang an als kosmopolitischen führte, erreicht. Denn es hat bislang als einziges Land nur Vorteile aus dem Kriege gezogen. Auch finanziell ist es längst nicht in dem Maße getroffen, wie mannigfach angenommen wird. Man hat gesagt, das Geld der Westmächte, vor allem Englands, sei nach den Vereinigten Staaten abgeflossen, unser Geld aber sei im Lande geblieben und zirkuliere dort. Für Italien, Frankreich und Rußland trifft dies zu; für England aber nicht, denn die Aktien der Kriegsbedarf liefernden amerikanischen Werke befinden sich überwiegend in britischen Händen. Das Geld Englands und nicht zu vergessen das seiner Gefolgschaftsstaaten fließt, ganz abgesehen von den riesigen Gewinnen aus dem Frachtengeschäft, nach England zurück. England wird nach dem Krieg ungeschwächt dastehen. Nein, mit dem mitteleuropäischen Wirtschaftsbündnis ist es nicht getan, und die Rolle des genügsamen Robinson unter den Völkern müßte der Welt den Vergleich mit dem Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind, aufnötigen. Indessen trägt die Idee des imperialistischen Zusammenschlusses des britischen Weltreiches, so großzügig sie anmutet, den Keim inneren Zerfalls bereits in sich. Die englische Herrenkaste ist ziffernmäßig nicht stark genug, um sich für die Dauer zu behaupten. Die Gleichstellung der Kolonieen, die in dem Gedanken des allbritischen Reiches ruht, und die als Folgeerscheinung einer politischen und wirtschaftlichen gemeinsamen Organisation kommen muß, birgt die Gefahr, daß die Kolonieen über den Kopf des Mutterlandes hinauswachsen, daß das Reichszentrum sich verschiebt. Die Furcht hiervor war sicherlich auch die Triebfeder, daß man in dem Plan zur Reichskonferenz anstatt der Vorzugszölle die Gewährung von Subsidien an die Kolonieen andeutete. Die inneren Gegensätze zwischen all den verschiedenen unter britischem Szepter vereinten Menschenrassen sind zu groß, die Interessen gehen zu weit auseinander, als daß sie durch Vorzugszölle überbrückt werden könnten, und der große Räuber jenseits des Kanals wird eines Tages bei aller Klugheit und Geschicklichkeit und brutalster Ichsucht nicht mehr die Macht haben, seine Herrschaft über seine Satelliten zu behaupten, da auch bei ihm die Geburtenziffer von Jahr zu Jahr sinkt. Sodann aber ist der britische Reichsgedanke zunächst nur ein Plan, der noch der Verwirklichung harrt. Noch ist Krieg, der Friede ist noch nicht geschlossen, und das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wir werfen unser Schwert in die Wagschale und zerschneiden die allbritischen Reichspläne und die Gelüste nach der Alleinherrschaft über die Welt. Was uns angesichts des wirtschaftspolitischen Vorstoßes Englands zu tun bleibt, ist, den Krieg nicht eher zu beenden, als bis das gefährlichste Raubvolk der Erde am Boden liegt. Mehr denn je dürfen wir uns nicht mit dem status quo ante — er würde es für uns nicht sein — genügen lassen, sondern müssen, komme es, wie es wolle, unter allen Umständen beim Friedensschluß die unbedingte Gleichberechtigung auf der ganzen Erde durchsetzen.

S. B. Unseburg:
Ein Beitrag zur Erörterung der Friedensziele.

Die Lehre, „daß sich ein jeder um den Krieg kümmern sollte, und daß das Nachher sich von allein finden würde", die von so vielen gepredigt wird, kann in ihrer Anwendung mehr als verhängnisvoll sein. Es ist selbstverständlich, daß jeder vor allem sein Möglichstes zur Erreichung des Sieges und somit zur Herbeiführung des Friedens in jeder möglichen Richtung tun muß, ehe er ein Recht hat, seine Kräfte zur Ergründung des Friedens und seiner Bedingungen zu verwenden. Auch darf nicht vergessen werden, daß die Friedensprobleme durch die Art und Weise, in welcher der Krieg seinen Abschluß finden wird, in so hohem Maße modifiziert sein werden, daß sicherlich eine unendliche Vergeudung von Kraft und Zeit in der Erörterung häufig phantastischer Ideen stattfindet, ehe ein brauchbares Programm aufgestellt oder auf endgültige Friedensziele auch nur geschlossen werden kann. Auf der anderen Hand ist es jedoch unvernünftig, eine sachgemäße, öffentliche, freie Besprechung der Probleme zu verhindern oder zu unterdrücken, denn es ist stets gefährlich, sozusagen auf dem Sicherheitsventil einer Nation zu sitzen.

Der unerhörte und wahrscheinlich noch geraume Zeit andauernde Aufwand militärischer, industrieller und finanzieller Kräfte, welcher der endgültigen Entscheidung noch vorausgehen muß, sollte sicherlich eines der Hauptmomente sein, welche die Erwägung der Friedensziele leiten muß. Es ist von Bedeutung, daß eben dieser Aufwand und die andauernde Spannung die Gefühle und Nerven aller schon jetzt in so hohem Maße angegriffen und mitgenommen hat, um die Gefahr hervorzurufen, daß ein gesundes, zur klaren Erörterung aktueller Ziele so notwendiges Urteil in bedenklicher Weise beeinträchtigt wird.

So sind die von England und seinen Verbündeten wiederholt aufgestellten Friedensbedingungen wohl im großen Ganzen unter dem Drucke eben dieses Einflusses häufiger in großem Umfange besprochen als eingehend durchdacht worden. Dieses Programm nun, das unter Englands Leitung mit Hilfe französischer Phantasie geschaffen und der Welt verkündet wurde, stellt Bedingungen auf, die vorerst und angesichts der gegenwärtigen Kriegslage jeden Gedanken an Verhandlungen ausschließen. Ehrgeizige, ja, mehr als ehrgeizige Pläne und leider auch phantastische, ganz unmögliche Ideen sind auch in Deutschland entwickelt worden, doch sind sie im großen Ganzen in vernünftigeren Grenzen geblieben mit Ausnahme vielleicht der selbstmörderischen Scheidemann'schen Idee.

Immerhin muß wohl als sicher hingestellt werden, daß bei einem unentschiedenen Ausgange des Krieges die endgültigen Friedensbedingungen zum besten nur einen Kompromiß zwischen den beiderseits angestrebten Mindestforderungen bilden können. Da Deutschland jedoch bei seiner militärisch günstigen Lage in Ost und West tief in Feindesland steht und jede berechtigte Aussicht hat, den entschiedenen Sieg davonzutragen, so können auch die deutschen Bedingungen in Ruhe erörtert werden. Abgesehen von gewissen idealistischen und mitunter überspannten Ideen in der Richtung des Höchst- und Mindestmaßes kann nunmehr einige Klarheit geschaffen werden.

Soweit sich die Lage der Dinge zurzeit überblicken läßt, können die Friedensbedingungen Deutschlands im allgemeinen wohl kurz in folgendem zusammengefaßt werden:

1. Eine Regelung zur besseren Sicherung der Reichsgrenzen im Osten und Westen unter Beibehaltung gewisser der besetzten Gebiete.

2. Eine wahrscheinlich ziemlich hohe Kriegsentschädigung.

3. Eine Regelung des kolonialen Besitzes bei bedeutender Erweiterung der vor dem Kriege gehaltenen Gebiete in Afrika.

4. Der Wiederaufbau der wirtschaftlichen und Handelsbeziehungen zum Auslande unter sicherer Garantie, daß deutsche Interessen gegenüber anderen zum mindesten gleichberechtigt bleiben und keineswegs einer Benachteiligung ausgesetzt sind.

1. Die Regelung der Grenzen im Westen und Osten ist im Februarheft von „Nord und Süd" in einem Aufsatz unter dem Titel „Kriegs- und Friedensziele" besprochen*), der schon seiner Urheberschaft halber besondere Aufmerksamkeit verdient. Hier ist der Plan der Teilung Belgiens zwischen Deutschland und Frankreich ausgesprochen, der in vielen Beziehungen manches für sich hat. Daß er aber in der ausgesprochenen Form großen Anklang in Deutschland finden wird, ist sehr zu bezweifeln. Wenn Frankreich die wallonischen Provinzen Hennegau, Namur, Lüttich und Luxemburg erhalten und ein Zugang zu den flandrischen Provinzen im östlichen Teil der Provinz Lüttich geschaffen werden soll, so dürfte wohl hier kaum von einer besseren Sicherung der Reichsgrenze die Rede sein. Wollen wir uns einen neuen Kaprivizipfel in Europa schaffen, um nach Flandern zu kommen?

Es will auch nicht ganz einleuchten, warum Deutschland Frankreich neue Provinzen verschaffen sollte, um seinen zugegebenermaßen unvermeidlichen Niedergang noch eine Zeit lang aufzuhalten. Frankreichs Freundschaft, welsche Freundschaft, wird Deutschland kaum ein annehmbares Entgelt für die Opfer bieten, die es an Gut und Blut in Belgien gebracht hat. Wenn

*) Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat Freiherr v. Rechenberg: „Kriegs- und Friedensziele."

erwartet wird, daß Frankreich zu einer dauernden, freundschaftlichen Anlehnung an Deutschland bewogen oder gezwungen werden kann, weil es durch seine Einwilligung in eine Teilung Belgiens sich England gegenüber gewissermaßen zum Mitschuldigen Deutschlands macht und somit Englands Feindschaft auf sich zieht, so ist dies ein sehr problematisches Ergebnis. Frankreich wird immer noch nach Elsaß-Lothringen schielen, und England wird geeignete Mittel und die geeignete Zeit finden, Frankreich mit den flandrischen Provinzen oder in anderer Weise zu ködern, damit es zu seiner alten Liebe zurückkehrt.

Die Art der Erwähnung von Elsaß-Lothringen in dem Aufsatz in „Nord und Süd" ist unglücklich, wenn sie auch nur, was wir hoffen wollen, zu Vergleichszwecken herangezogen ist. Sie macht den Leser stutzig, wie gesagt, die Art der Erwähnung ist unglücklich gewählt. Daß Frankreich durch die wallonischen Provinzen einen ungeheuren Vorteil erhält, ist ganz klar gemacht, der Vorteil, den Deutschland aber zieht, ist recht unklar gelassen. Wir haben doch wahrlich keinen Anlaß, auf Frankreich besondere Rücksichten zu nehmen und seinen Vorteil zu studieren.

Exzellenz Rechenberg führt später in seinem Aufsatz ein englisches Sprichwort an „Charity commences at home." Sehr richtig, wir wollen es auch hier und recht nachdrücklich anwenden, wir täten besser, zu Hause anzufangen und unsere eigenen Vorteile vorerst ins Auge zu fassen, mögen die Welschen sich um ihren eigenen Vorteil bekümmern. Es ist in großem Maße die ewige Rücksichtnahme auf andere Nationen, die Deutschland in die schiefe Lage gebracht hat, in der es sich am heutigen Tage in der Welt findet. Etwas mehr Rücksichtslosigkeit anderen gegenüber wird unseren Ansprüchen mehr Achtung verschaffen. Im übrigen gibt es auch noch Vlamen in Frankreich und Wallonen in Deutschland. Ebenso gut wie diese Völker „verwelscht" werden, können sie auch „verdeutscht" werden. Die Wallonen, die nicht deutsch werden wollen, mögen nach Frankreich wandern und dort dem Bevölkerungsmangel abhelfen, wenn sie eine Neigung dazu haben.

Wenn Deutsche die Mittel betrachten, die ihre Gegner ringsum gegen Deutsche anwenden, dann ist es nur zu verwundern, daß drastische Mittel in Betreff der zu erwerbenden Gebiete nicht schon lange anempfohlen worden sind. In Gegenden, wo die Bevölkerung sich als direkt feindlich erweist und zu erwarten steht, daß sie diese Haltung auch nach dem Kriege beibehalten wird, da würde es gar kein so furchtbares Verbrechen sein, wie häufig behauptet wird, diese Bevölkerung einfach abzuschieben. Es würde dann beiden Teilen geholfen sein. Deutschland wird eine Bevölkerung los, die nicht deutsch sein oder werden will und nur einen Anlaß zu endlosen Reibereien bietet, und den betroffenen Leuten steht es frei, sich im Lande ihrer Wahl niederzulassen. Die Entschädigungsfrage könnte in Verbindung mit der Kriegs-

entschädigung geregelt werden. Deutsches Land hat mehr Wert für das Deutsche Reich und Volk als all die potentialen Milliarden französischen Geldes. Ohnehin werden Frankreichs Finanzen nach dem Kriege nicht allzu glänzend stehen, sodaß eine Entschädigung in der Hauptsache wohl von England mit Hilfe der Vereinigten Staaten aufgebracht werden muß. Bei dieser Gelegenheit sei auf die Enteignung und Abschiebung der Deutschen in Afrika seitens der Engländer und Franzosen hingewiesen und auf die Enteignung und Verschleppung der deutschen Bauern in Rußland, von welchen viele seit Generationen in Rußland ansäßig gewesen sind. Durch Zugeständnisse an seine Gegner wird Deutschland sich nicht die gewünschte Achtung nnd Sicherheit seiner Weltstellung schaffen, ebensowenig wie es sich einen Platz an der Sonne erbetteln kann. Nur die volle Entfaltung seiner Macht und eine rücksichtslose Anwendung derselben wird die Erfüllung seiner Wünsche näher bringen.

Niemals darf vergessen werden, daß England der Hauptfeind ist, gegen den Deutschland kämpft. Seit der denkwürdigen Reise des Prinzen Heinrich von Preußen nach dem fernen Osten hat England Vorwände und Gelegenheiten zur Verhöhnung und zum Lächerlichmachen der „gewappneten Faust" sozusagen bei den Haaren herbeigezogen. Ehe England nicht die volle Wucht eben dieser „gewappneten Faust" bis ins Mark gefühlt hat, ehe nicht der Griff der gepanzerten Finger blutigen Schweiß aus seiner Krämerseele gepreßt hat, wird eben dieses England seine Gelüste zur Zertrümmerung der deutschen Macht nicht aufgeben. Es heißt da fest und furchtlos zugreifen nicht nur in der Kriegführung, sondern auch beim Friedenschließen. Die Sicherung, die Deutschland in Flandern braucht, ist in der Hauptsache eine Sicherung gegen England, und mit der Erwerbung von Belgisch-Flandern ist die Hauptbedingung, der freie Zutritt zum offenen Meere, noch nicht erreicht, obwohl näher gerückt. Die Grundlage der deutschen Weltmachtstellung ist erst fest gefügt, wenn die deutsche Grenze an der flandrischen Küste so weit vorgeschoben ist, daß die englische alleinige Beherrschung der Straße von Dover nicht mehr möglich ist. Die Straße von Dover ist für Deutschland sozusagen das Eingangstor zum offenen Ozean. Einen Fußhalt an diesem Eingangstor muß Deutschland haben zum Schutze seines Außenhandels und für die freie Entwicklung seiner Kolonialpolitik. Auch alles dieses sind Gesichtspunkte, die zur Erwägung herangezogen werden müssen, wenn die belgische Frage zur Erörterung kommt. Denn wie Exzellenz von Rechenberg uns gesagt hat, „**Charity commences at home**", und Deutschland sollte diesen ausgezeichneten Rat beherzigen. Neben der belgischen Frage darf aber nicht vergessen werden, daß auch im Südwesten die Grenze der Berichtigung bedürftig ist. Hier kommen jedoch in der Hauptsache rein militärische Gesichtspunkte in Betracht, deren Wahrung in ausgezeichnet fähigen Händen liegt.

Im Osten hat sich die deutsche Politik durch die teilweise Lösung der polnischen Frage soviel Arbeit gemacht, daß ein endgültiges Ergebnis überhaupt nicht abzusehen und die eingehende Erörterung zurzeit besser nicht in Hand zu nehmen ist. Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß diese teilweise Regelung unter absichtlicher und vorbedachter Ausschaltung der öffentlichen Meinung und der Volksvertretung unternommen wurde und das trotz der Versicherung, daß die Öffentlichkeit reichliche Gelegenheit haben sollte, derartige Angelegenheiten zu erörtern. Das Deutsche Reich ist zur Errichtung eines Königreichs Polens verpflichtet. Es kann nur die Hoffnung ausgesprochen werden, daß der „polnische Reichstag" nicht seinen alten sprichwörtlichen Charakter entwickeln wird. Es ist jedoch zu befürchten, daß hier neue und ernstliche Schwierigkeiten geschaffen worden sind. Bemerkenswert ist, daß in dem schon erwähnten Aufsatze in „Nord und Süd" von einem „Anschluß", nicht einer bloßen Anlehnung an Österreich-Ungarn gesprochen wird. Die weitere Entwicklung der eingeleiteten Schritte sollte hier mit großer Aufmerksamkeit verfolgt werden. Am Ende wird aus der Doppelmonarchie noch eine Dreifaltigkeit.

Trotz der schroffen Abweisung des Gedankens der Erwerbung von Kurland und Litauen in dem Aufsatze in „Nord und Süd" dürfte noch viel zugunsten einer solchen gesagt werden. Die feindselige Gesinnung der Grundbevölkerung ist wohl keineswegs ein so schwerwiegender Faktor, wie im Falle der Wallonen in Belgien, und kann vielleicht sogar in großem Maße abgestritten werden. Auch ist die Bevölkerung verhältnismäßig nur eine spärliche. Was die Balten anbetrifft, so ist eine bedeutende Anzahl gar nicht so stark geneigt, die russische Herrschaft vorzuziehen, wie angegeben wird. Es ist auch recht zweifelhaft, ob bei den neuen Verhältnissen Rußlands, die doch kaum am Anfang ihrer Entwicklung stehen, die erwähnte Vorzugsstellung der Balten auch bleiben wird, bei der gegenwärtig zutage tretenden Tendenz ist dies vielleicht sogar direkt zu verneinen. Auch waren die baltischen Privilegien schon vor dem Kriege arg zusammengeschrumpft und im großen Ganzen nicht mehr viel wert. Die gegenwärtigen Verhältnisse sind aber vielen Wandlungen ausgesetzt. Die Sicherheit deutscher Leute unter deutscher Herrschaft ist doch wohl der unabsehbaren Unsicherheit der russischen Verhältnisse vorzuziehen, selbst vom Standpunkte verwöhnter Balten. Eine annehmbare Regelung der Grenzen liegt im Bereiche der Möglichkeit.

Die umfangreichen Kron- und Privatdomänen der baltischen Provinzen bieten großartiges Siedelungsland. Trotz der enormen Entwicklung der deutschen Industrien und des Zuges der Landbevölkerung nach den Industriezentren und Großstädten braucht Deutschland ausgedehntes Siedelungsgebiet. Im Reiche gibt es viele Distrikte, wo die ackerbauende Bevölkerung zur Gewinnung des Lebensunterhaltes einen Nebenverdienst nötig hat. Viel Land ist als

Feld bestellt, das besser zu anderen Zwecken geeignet ist und nur mäßige Ernten und geringen Gewinn abwirft. Eine große Anzahl von Leuten fließt aus der Landbevölkerung den Großstädten und Industrien zu, weil ihnen die Gelegenheit zur Gründung des eigenen Hofes fehlt. Es fehlt vor allem das Land dazu. Wie bekannt ist, sind die inneren Siedlungspläne bisher in der Hauptsache an dem Widerstande des Großgrundbesitzes gescheitert. Auch kann nicht ohne weiteres behauptet werden, daß die Entwicklung nach dem Kriege sich auf denselben oder ähnlichen Linien fortsetzen wird. Ein so radikales Eingreifen in alle Lebensverhältnisse, wie es dieser Krieg mit sich gebracht hat, muß auch viele Wandlungen der Ideen in seinem Gefolge bringen. Wenn das nötige Land vorhanden ist, dann werden sich auch die Leute finden, um das Land aufzunehmen. Die Notwendigkeit der Ausdehnung und einer gesteigerten Produktion der Landwirtschaft als eine Lebensbedingung für das deutsche Reich und Volk ist im Verlaufe des Krieges zur Genüge erwiesen worden.

Es wird fortwährend darauf hingewiesen, daß Deutschland den Krieg nicht gewollt hat und nicht einen Eroberungskrieg führt. Die Geschichte wird zeigen, wer den Krieg gewollt und warum. Die Tatsache, vor der wir stehen, ist die, daß Deutschland feindliche Gebiete im Laufe des Krieges erobert und besetzt hat. Es handelt sich jetzt darum, festzustellen, wieviel und welche Teile davon es behalten soll, um seine Stellung zu sichern und seine Macht auszubauen. Der Gefühlsdusel muß aufhören, oder das deutsche Volk geht noch trotz seiner Errungenschaften auf allen Gebieten an eben diesem Gefühlsdusel zugrunde.

Die allgemeine Tendenz der Entwicklung der Staaten ist in der Richtung der Großstaaten. Diese politische Tendenz besteht seit der Entdeckung der neuen Welt in größerem Maße und ausgesprochener als zuvor. Wenn Deutschland neben Rußland, England und den Vereinigten Staaten als gleichberechtigte Großmacht dastehen will, dann muß es seine gegenwärtige unvergleichliche Gelegenheit wahrnehmen und seine Gebiete ausdehnen oder allmählich zur Stellung eines Staates niederen Ranges herabsinken. Jetzt oder nie ist Deutschlands Gelegenheit. Seine militärischen Leiter führen es täglich der Erreichung der Kriegsziele, nämlich der Niederwerfung seiner Gegner, näher. Das deutsche Volk muß zusehen, daß seine Staatsmänner das Gleiche für die Friedensziele tun und es nicht der Früchte seiner militärischen Errungenschaften berauben.

Seien wir ganz offen und ehrlich, und heucheln wir nicht wie die Engländer oder der salbungsvolle Präsident der Vereinigten Staaten. Trotzdem Deutschland den Krieg nicht gewollt, kämpft es für seine Weltmachtstellung. Diese Weltmachtstellung hat es seit Jahrzehnten angestrebt, und seine Entwicklung in dieser Richtung hat andere Nationen dazu bewogen,

ihm sein gutes Recht streitig zu machen. Es ist ihm dadurch die Gelegenheit geboten, der Verwirklichung seines Großstaates näher zu rücken, und es muß nun die nötigen Schritte nehmen, um dem gesteckten Ziele näher zu kommen. Deutschland gebraucht Gebietserweiterungen, es hat feindliche Länder besetzt und muß nun auch davon nehmen, was es braucht. Das ist keine Eroberungssucht, es ist die Sicherung der angestrebten Weltstellung.

Alles angelsächsische Gerede von Menschlichkeit und Menschenrechten und den Rechten der kleinen Staaten ist heuchlerischer Unfug, um die Gelüste nach der Alleinherrschaft der angelsächsischen Staaten zu verbergen. Da darf sich das deutsche Volk von idealistischen Ideen und Sentimentalitäten nicht irreführen lassen. Deutschland hat gewiß nicht die Absicht, eine Vorherrschaft in der Welt anzustreben, aber es hat das Recht, den Willen und die Fähigkeit, sich eine gleichberechtigte Stellung neben den größten Großstaaten zu schaffen. Seine Gegner haben ihm die beste Gelegenheit gegeben, einen bedeutenden Schritt in dieser Richtung vorwärts zu kommen. Es ist daher seine Pflicht und Schuldigkeit, diese Gelegenheit auszunutzen. Das deutsche Volk hat wahrlich der Opfer genug gebracht, um verlangen zu können, daß seine Interessen voll und ganz gewahrt und die jetzt gebotenen Gelegenheiten voll und ganz ausgenutzt werden. Die ungenügende Sicherung der Reichsgrenzen infolge von Rücksichtnahme auf andere Nationen im Friedensschluß von 1871 sind dem Reiche in diesem Kriege teuer genug zu stehen gekommen. Es sei nur auf die Grenzen des Elsaß hingewiesen, wo das Einfalltor von Belfort fast verhängnisvoll geworden wäre. Aber Exzellenz von Rechenberg weist nur auf die Teilung Belgiens hin, und seine Erwähnung von Elsaß-Lothringen ist, wie schon gesagt, unglücklich gewählt.

2) Eine Erörterung der Kriegsentschädigung ist hier nicht beabsichtigt. Die finanziellen Verhältnisse der betreffenden Staaten werden vor Ablauf des Krieges noch bedeutend modifiziert werden, sodaß der Stand ihrer Zahlungsfähigkeit oder die Aussichten auf eine solche sich nicht vorhersehen lassen. Eine Besprechung scheint daher zurzeit kaum angebracht zu sein. Den unverantwortlichen Schreiern und Idealisten aber, die einen Frieden ohne Gebietserweiterung oder Entschädigung haben wollen, sei es anheimgestellt, die Kriegskosten aus eigenen Mitteln zu bestreiten oder den Dingen ihren ungehemmten Lauf zu lassen. Wenn auch das deutsche Volk in seiner Gutmütigkeit derartige Auswüchse duldet, so ist es doch notwendig, daß diese Herren endlich energisch von verantwortlicher Seite abgeschüttelt werden.

3) Was sind nun die kolonialen Friedensziele Deutschlands? Von verantwortlichen Stellen sind nur wenig Anhaltspunkte in dieser Richtung gegeben worden. Wiederholt ist öffentlich verkündet worden, daß Deutschland alle seine Kolonien zurückerhalten muß, wie dies aber erreicht werden soll, ist nicht klar. Was nützt auch ein Kolonialreich, das bei der nächsten Kriegs-

gelegenheit, die wahrscheinlich nicht allzu lange auf sich warten lassen wird, dem Gegner zum Einfall ebenso offen liegt, wie dies im August 1914 der Fall war? Werden deutsche Handels- und Schiffahrtsgesellschaften von neuem große Summen den Kolonien zuwenden, wenn nicht bessere Garantien für die Sicherheit derselben bestehen als zu jener Zeit? Wohl kaum.

Die deutschen Friedensziele fordern in Europa mit keiner unsicheren Stimme eine bessere Sicherung der Reichsgrenzen. Ohne Zweifel muß dieselbe Forderung auch für die Kolonien gelten. Ebenso bestimmt wie für die Grenzen des eigentlichen Deutschland ist auch für die Grenzen der Kolonien und für deren Verbindungen mit dem Mutterlande eine bessere Sicherung gefordert.

Der Gedanke eines mittelafrikanischen Reiches *) ist schon genügend besprochen worden, um allgemein bekannt zu sein. Was sein Umfang sein soll, ist bisher noch nicht bekannt, doch wissen wir, daß gewisse Vorarbeiten in dieser Richtung im Reichs-Kolonialamte gemacht worden sind. Wenn auch ein mittelafrikanisches Reich die deutschen Kolonien im schwarzen Kontinent zu einem festen Ganzen mit gewissen Sicherheiten nach außen hin zusammenschließen kann, so bleiben immer noch die Besitzungen im fernen Osten. Wie schon anderwärts ausgesprochen, muß Deutschland zum mindesten zur gegenwärtigen Zeit und wahrscheinlich auf geraume Zeit hinaus im Interesse der angemessenen Sicherung seines kolonialen Besitzes auf Kolonien in der Südsee und im fernen Osten verzichten, und in der Zwischenzeit andere Maßnahmen zum Schutze seiner Handelsbeziehungen in jenen Gegenden treffen. In dem schon erwähnten Aufsatz in „Nord und Süd" ist der Gedanke des Aufgebens der Südseekolonien zum Ausdruck gebracht, wie auch im Februarheft der Zeitschrift der deutschen weltwirtschaftlichen Gesellschaft in dem Aufsatze „das Tor des fernen Ostens" darauf hingewiesen ist.

In „Nord und Süd" haben wir nun die Äußerung eines früheren Gouverneurs von Ostafrika, der wohl einigermaßen mit den Ideen der maßgebenden Kreise unserer Kolonialpolitik vertraut sein könnte, und dieser spricht den Gedanken des Aufgebens der Südseekolonien zugunsten eines mittelafrikanischen, geschlossenen Reiches unumwunden aus. Wir können daher wohl sagen, daß wir hier ein Programm für unsere zukünftige Kolonialpolitik haben, und an dieses Programm soll hier weiter angeknüpft werden. Es muß einleuchten, daß eine Konzentration der kolonialen Bestrebungen auf Mittelafrika unter gleichzeitigem Verzicht auf ferngelegene geringere Besitzungen eine gesunde, lebenskräftige Basis zur weiteren Entwicklung schafft. Die Widerstandskraft im Kriege ist bedeutend gestärkt und das mögliche Angriffs-

*) Siehe u. a. Dr. Paul Leutwein „Mitteleuropa-Mittelafrika". (Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft.)

feld verringert. Daß die nötigen Verbindungen mit dem Mutterlande für den Kriegsfall angemessen gesichert werden müssen, ist wohl bei den Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges selbstverständlich. Die bloße Verteidigungsfähigkeit der Kolonien, auf die hingewiesen ist, genügt keineswegs. Gerade in Kriegszeiten braucht Deutschland die Erzeugnisse seiner Kolonien im besonderen und muß in der Lage sein, diese sicher heranzuführen.

Es wird gesagt, daß Deutschland eine starke Kriegsflotte nötig hätte, wenn es auch keine Kolonien besäße, für das Kolonialreich ist aber diese Flotte eine unumgänglich notwendige Vorbedingung. Das Rechenberg'sche Programm ist geschlossen genug an sich, doch will es nicht einleuchten, warum in jedem Falle England ein **quid pro quo** für seine Abtretungen erhalten soll. Es soll die deutschen Südseebesitzungen erhalten und einen Teil der portugiesischen Besitzungen in Afrika, warum? Vielleicht als Dank, weil es die Welt in diesen Krieg gestürzt hat. Ist nicht die Niederwerfung der englischen Macht, unseres Hauptgegners, unser Kriegsziel? Warum soll dann seine Stärkung unser Friedensziel sein? Im übrigen ist zu bemerken, daß die portugiesischen Kolonien die berechtigte Beute des Siegers sind. Welches Anrecht kann England geltend machen?

Ein äußerst strittiger Punkt ist auch die Aufgabe Togos, die vorgeschlagen ist. In Betracht der Rohstoffe der deutschen Industrie ist gerade Westafrika von äußerster Wichtigkeit. Nigerien z. B., das an Kamerun anschließt, ist eine der wertvollsten afrikanischen Besitzungen, der größte Erzeuger von Palmkernen, es hat ausgedehnte Zinnfelder und kürzlich aufgedeckte Kohlenlager. Im Innern hat es ideales Land für eine ausgedehnte Baumwollkultur, wie es Mittelafrika nicht bietet. Und zwischen Nigerien und Togo liegt nur der lange Streifen des französischen Dahomey. Die westafrikanischen Besitzungen Englands und Frankreichs sind wertvoller als der belgische Kongo, wenigstens mit Rücksicht auf die gegenwärtige Erzeugung von Rohstoffen. Die Kongogebiete sind dagegen fast gänzlich unentwickelt. Deutschland muß seine westafrikanischen Besitzungen bis zur Grenze der Möglichkeit erweitern, aber nicht abtreten, um England zu bereichern oder zu versöhnen. Es ist genügend, wenn Deutschland vorerst auf Besitzungen im fernen Osten verzichtet. Togo ist unser Nestei in Westafrika.

Ein wichtiger Faktor für die Entwicklung der Kolonien ist die Beherrschung der anliegenden Meere, wie ja die englische Kolonialgeschichte und auch die Entwicklung der ostindischen Gesellschaft zeigt. Bei der festen Gründung des deutschen Kolonialreiches sollte dieser Faktor, der auch für die sonstige Entwicklung des Handels so bedeutend ist, im Auge behalten werden.

Gegenüber dem eben besprochenen Programm ist ein anderes aufgestellt, das den Südatlantik zur deutschen Interessensphäre macht. An dessen östlichen Gestaden in Afrika können sich die deutschen Kolonien entwickeln, während

der deutsche Handel zu gleicher Zeit an der Westseite im Verkehr mit den südamerikanischen Republiken sich entfaltet und ausdehnt. Es würde somit gewissermaßen ein Gebiet geschaffen werden, in dem die äußersten Wünsche und Bestrebungen Deutschlands jede Gelegenheit für eine volle Entfaltung bis zur Grenze der anspruchsvollsten Hoffnungen finden könnten. Wenn jedoch zugleich auf ostafrikanische Interessen verzichtet werden soll, so wird diese Idee wohl auf sehr energischen Widerstand in kolonialen Kreisen und anderwärts stoßen. Dies würde ein Überlassen Ostafrikas an England bedeuten und ein Verzicht auf alle Gebiete, die an den indischen Ozean grenzen, um England freie Hand zu lassen für die volle Entwicklung seiner „Kap bis Kairo"-Pläne und die unbedingte Beherrschung des indischen Ozeans.

Dies deutsche mittelafrikanische Reich würde dann mit einer Grenze längs des Tanganyika- und Nyassasees und der ostafrikanischen Höhenzüge im Osten abschließen. Es leuchtet nicht ein, warum das mittelafrikanische Reich einschließlich der Ostküste Afrikas und Zanzibars die englische Herrschaft im Indischen Ozean stören sollte. Ganz abgesehen von sentimentalen Ideen, die hier nicht in Betracht kommen, dürfte ein Aufgeben Ostafrikas auch mit dem Besitze des gesamten westafrikanischen Kolonialkomplexes für Deutschland wohl kaum aufzuwiegen sein. Es wäre besser, an Ostafrika festzuhalten und den englischen Teil davon zu erwerben, wie Exzellenz Rechenberg ausführt.

Die Südafrikanische Union wird über kurz oder lang doch mit der Oberhoheit Englands brechen, sodaß dann direkte englische Interessen in Mittel- und Südafrika gänzlich ausgeschaltet werden. Es darf nicht vergessen werden, daß England deutsche Interessen in Afrika überhaupt auszuschalten beabsichtigt hat. Warum sollte dann Deutschland zögern, die gebotene Gelegenheit zu nehmen, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Besonders, wenn ein derartiges Handeln einen so ungeheuren Vorteil mit sich bringt.

Das Programm des mittelafrikanischen Reiches von der Westküste bis zur Ostküste vom Zambesi bis zum Sudan zusammen mit einer größtmöglichen Ausdehnung in Westafrika sollte für ein deutsches Kolonialreich angestrebt werden. Ob das nun alles in den Friedensbedingungen dieses gegenwärtigen Krieges erreicht werden kann, ist aber eine andere Frage. Sehr wohl könnten dies die Ziele sein, auf die eine deutsche Kolonialpolitik hinwirken sollte. Hier zum wenigsten ist ein Programm für die zukünftige koloniale Entwicklung Deutschlands niederlegt. Wenn jetzt zum wenigsten die feste Grundlage dieser Kolonialherrschaft gelegt wird, dann sind hier auch sehr wirkliche Ziele und Aussichten in einer bestimmten Richtung und innerhalb bestimmter Grenzen für die Zukunft vorgezeichnet und einer ziellosen Zersplitterung, die Kraftverschwendung im Gefolge trägt, vorgebeugt. Wenn Deutschland auf Ausdehnung im fernen Osten verzichtet und somit seinen Einfluß und seine Interessen vom Stillen Ozean zurückzieht, dann muß es

sich als Entgelt eine möglichst breite Grundlage für eine weite Interessensphäre in Afrika und im Südatlantik schaffen.

4) Der wichtige Faktor des Wiederaufbaues der wirtschaftlichen und und Handelsbeziehungen zum Auslande unter sicherer Garantie, daß deutsche Interessen gegenüber anderen zum mindesten gleichberechtigt bleiben und keineswegs einer Benachteiligung ausgesetzt sind, ist vielleicht das Friedensziel, das auf die größten Schwierigkeiten stoßen wird. Dieser Weltkrieg ist in großem Maße ein Wirtschaftskrieg, vielleicht der intensivste wie auch umfangreichste Wirtschaftskrieg der Weltgeschichte. Unsere Gegner haben uns die Fortsetzung dieses Wirtschaftskrieges nach dem Weltkriege aber und abermals offen und bündig angekündigt. Sie haben feierliche Zusammenkünfte abgehalten, um zu beraten, wie Deutschland am besten vom Welthandel und Weltverkehr ausgeschlossen werden kann. Es soll also sozusagen ein „verkappter Krieg" gegen Deutschland weiter geführt werden.

Nun wohl, wer gewarnt ist, sollte auch gewappnet sein, der Gefahr vorzubeugen. Rußland ist in so vielen Beziehungen wirtschaftlich von Deutschland abhängig gewesen, daß trotz aller englischer und französischer Verhetzung die alten Beziehungen hier vielleicht am leichtesten wieder anzuknüpfen und aufzunehmen sind, besonders angesichts der neuen Verhältnisse in diesem Lande, die sich ja jetzt erst zu entwickeln anfangen. Auch bei Frankreich werden trotz aller Schreierei die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sein.

Anders, leider ganz anders stehen die Aussichten bei dem Überseeverkehr. Hier ist Deutschland seit August 1914 von jeder Berührung gänzlich abgeschnitten. Der deutsche Seeverkehr ist zum gänzlichen Stillstand gekommen, und England hat dafür gesorgt, daß innerhalb der Grenzen seines weltumfassenden Reiches alle deutschen Handels- und Geschäftsbeziehungen fast gänzlich vernichtet und ausgerottet worden sind. Sogar die Bücher der zwangsweise aufgelösten Geschäfte sind vielfach vernichtet worden. Die Amerikaner haben sich redlich bemüht, in den Vereinigten Staaten deutsche Beziehungen zu untergraben und besonders in Südamerika den deutschen Handel an sich zu reißen. Wo nur möglich, besonders in Argentinien haben sie in den Engländern treue Helfershelfer gefunden. In Indien und Ostasien haben die Japaner die deutschen Märkte absorbiert und nebenbei aus Bundesgenossen-Treue einen Teil der englischen. Es besteht auch nicht die geringste Hoffnung, hier auch nur annähernd da anzuknüpfen, wo vor fast drei Jahren der Verkehr abgebrochen wurde. Es gilt, mit allen Kräften die Beziehungen fast **de novo** aufzubauen.

Unter diesen Umständen muß bei den Friedensbedingungen auch besondere Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gerichtet werden. Wenn auch trotz aller Übereinkommen unsere Gegner Mittel und Wege finden werden, dem

deutschen Handel und seiner Entwicklung entgegenzuarbeiten, so müssen eben deswegen besonders vorsichtige Abkommen getroffen werden, um diese Gefahr so weit wie möglich herabzusetzen. Verbürgte Verträge müssen eingegangen werden, um dem deutschen Handel und Verkehr die gleichen Gelegenheiten und Privilegien zuzusichern, die anderen Nationen gewährt werden. Gerade hier steht zu erwarten, daß England mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln den deutschen Bestrebungen entgegenarbeiten wird, und eben deswegen muß hier besonderer Nachdruck auf die Notwendigkeit der vollsten und ausreichendsten Garantien gelegt werden.

Hierher gehören auch die in dem Aufsatz in „Nord und Süd" erwähnten Vereinbarungen über den Verkehr zur See. Der Ansicht, daß diese nicht zu den Friedenszielen im eigentlichen Sinne gehören, kann hier keineswegs beigepflichtet werden. Die kurz angedeuteten Verhältnisse weisen klar und deutlich darauf hin, wie nötig es ist, im deutschen eigensten Interesse auf diesem Gebiete Klarheit und Sicherheit zu schaffen. Es wäre selbstmörderischer Wahnsinn, hier auf internationale Vereinbarungen zu warten. Den Wert, den derartige Abkommen haben, hat der Verlauf dieses Krieges reichlich dargelgt. Im übrigen könnte Deutschland zugrunde gehen, ehe in dieser Richtung ein internationales Übereinkommen zustande gebracht wird. England würde sicherlich dafür sorgen, daß die Verhandlungen bis ins Unendliche verlängert werden. Viel vernünftiger wäre es, wenn die Regelung, die Deutschland unter genügenden Bürgschaften mit seinen Gegnern bei Friedensschluß vereinbart, zur Grundlage weiterer internationaler Verständigungen dient.

Auch die Meinung über die Unmöglichkeit, die englische Vorherrschaft zur See zu beseitigen, kann hier nicht geteilt werden. Wenn England endgültig durch die Lage der Kriegsverhältnisse und durch den Druck der öffentlichen Meinung im eigenen Lande dazu gezwungen werden kann, das zu tun, wogegen es sich zurzeit noch mit aller seiner Macht sträubt, nämlich seine Flotte herauszubringen und den Hazard des entscheidenden offenen Kampfes zur See anzunehmen, ein Ereignis, daß wir alle und vor allem unsere Kriegsmarine zu erleben hoffen, dann wird es sich zeigen, was die englische Vorherrschaft zur See wert ist.

Jede Bescheidenheit England gegenüber ist unziemlich, wir haben mehr Vertrauen zu der deutschen Flotte, dem deutschen Heere und dem deutschen Volke. Wir können und müssen mehr, viel mehr erreichen als die in „Nord und Süd" gesteckten Friedensziele. Wir haben keinen Raum und keine Zeit für Kleinmut und Englanddienerei. Mit der Erringung des Endsieges wird Deutschland der Welt seine Tüchtigkeit im Kampffelde gezeigt haben. Nachher wollen wir unser gutes deutsches Recht in einem deutschen Frieden haben. Wenn die englische Macht im Wege der deutschen

Ziele steht, dann muß sie zum Nachgeben gezwungen werden. Wenn deutsche Staatsmänner zu furchtsam und kleinmütig sind, um deutsche Ziele und Interessen zu vertreten, dann müssen sie Anderen Platz machen, hat doch der Reichskanzler gesagt, „wehe dem Staatsmann, der die Zeichen der Zeit nicht erkennt".

Deutschland braucht einen Hindenburg auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, um deutsche Friedensziele zu stecken. Die Losung für die Friedensziele sollte lauten auf eine starke, unerschrockene auswärtige Politik in den Händen eines starken, unerschrockenen Staatsmannes, der, wenn nötig, das Ränkespiel der angelsächsischen Diplomatie und Heuchelei mit gewappneter Faust niederschlägt!!

Dr. Paul Ostwald: Japan und wir.

Der Weltkrieg hat durch seine völlige Fesselung der europäischen Großmächte und der Vereinigten Staaten von Nordamerika Japan zu den schon immer ja von ihm ersehnten Grundlagen einer Vormachtstellung in Ostasien verholfen. Ohne den Willen Japans kann gegenwärtig in Ostasien nichts mehr geschehen. Mit diesen so völlig veränderten Verhältnissen haben wir zu rechnen jetzt und in der Zukunft, ihnen haben wir uns anzupassen, und zwar nicht nur hinsichtlich unserer ostasiatischen Pläne und Absichten, sondern auch in bezug auf unsere Weltpolitik überhaupt. Hier sind jetzt Bedingungen geschaffen, die uns ein in Schachhalten des uns feindlichen anglo-amerikanischen Bündnisses und zugleich Rußlands ermöglichen; ich meine damit ein Bündnis Deutschlands mit Japan.

Um in dieser Frage zu einem richtigen und objektiven Urteil zu kommen, müssen wir zunächst einmal das Gefühl ausschalten, die Tatsachen selbst zu uns sprechen lassen und aus ihnen rein verstandesmäßig unsere Folgerungen ziehen.

Noch im Sommer 1914, also kurz vor Kriegsausbruch konnte ich an anderer Stelle*) darauf hinweisen, daß in Japan sich die Stimmung zu gunsten Deutschlands immer mehr wandelte. Die Macht der englischen Hetze, die seit unserm wenig glücklichen Schritte in Schimonoseki an der Seite Rußlands und Frankreichs über ein Jahrzehnt mit Erfolg tätig ge-

*) „Das größere Deutschland." 1. Jahrg. 1915 — Nr. 15.

wesen war, hatte durch die Erfahrungen Japans mit England und mit Amerika an Wirkung verloren. In dem im Jahre 1911 zum dritten Male erneuerten Bündnisvertrage hatte England durch den bekannten Paragraphen 4 dem Bundesgenossen seine Hilfe gegen den einzigen gefährlichen Feind, gegen Amerika versagt. Das Bündnis war damit für Japan in der Hauptsache wertlos geworden. Auch Vorteile anderer Art, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht, auf die Japan gehofft hatte, sollte das Bündnis mit England nicht einbringen; auch hier kam es zu schweren Enttäuschungen für die Regierung in Tokio. Als Okuma im Frühjahr 1914 in London den Vorschlag gemeinsamer Bergbauunternehmungen in China machen ließ, bei denen England das Geld, Japan die Fachleute stellen sollte, wies man ihn in wenig verbindlicher Form zurück. In der japanischen Presse wurde denn auch in dieser Art der Haltung Englands seinem Bundesgenossen gegenüber scharf Stellung genommen. „Die englischen Kaufleute in Schanghai," so schrieb z. B. in voller klarer Erkenntnis der Sachlage die Niwka am 19. 5. 14, „blicken mit Argwohn auf die Entwicklung der japanischen Industrie und des japanischen Handels." England hat lediglich die wohlerworbenen Rechte Japans in der Mandschurei und der Mongolei anerkannt. Im ganzen übrigen China aber betrachtet es Japan als Eindringling und sucht es zurückzudrängen. Ferner hält England Japan für seinen gefährlichsten Gegner im Jangtsegebiet, das England für seine Domäne erklärt. Zu dem allen kam dann noch die Verstimmung, die man in Japan dem englischen Bundesgenossen gegenüber deshalb hatte, weil er für alle Bitten auf Öffnung seiner Dominien und Kolonien für die japanische Einwanderung taub blieb. Im Gegenteil, gerade die Rede, die der Generalinspektor der Truppen, Sir Jan Hamilton, im März 1914 in Auckland gehalten und in der dieser zum Kampf gegen die gelbe Rasse aufgefordert hatte, fand in London bei der Regierung den größten Beifall. So war es denn nur das Geld, was Tokio noch an London band.

Welch bittere Folgen aber ein solches Bündnis haben muß, das der gemeinsamen Interessen der Beteiligten entbehrt, das erfuhr Japan kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges in seiner Stellung zu Amerika. Konnte es sich doch nicht der Hemdärmelpolitik Wilsons in der kalifornischen Einwanderungsfrage erwehren. Es war ihm unmöglich, der Nichtbeachtung, welche die Washingtoner Regierung allen japanischen Beschwerden zuteil werden ließ, die einzig richtige Antwort zu geben, nämlich den Krieg zu erklären. Japan durfte diesen Schritt nicht wagen. Wohl hätten sich sein Heer und seine Flotte zunächst den amerikanischen Streitkräften überlegen gezeigt, doch würde das Geld gefehlt haben, um auf die Dauer durchzuhalten. So mußte sich denn Japan mit der Veröffentlichung der diplomatischen Verhandlungen begnügen.

Trotz des Bündnisses mit England war Japan politisch also isoliert, und das gab der japanischen Regierung vor dem Kriege ein Gefühl der Unsicherheit. Der Kampf mit Amerika, auf dessen Seite man vielleicht sogar England traf, stand drohend vor der Tür. Nur durch ein Zurückweichen Japans, durch das Eingestehen einer diplomatischen Niederlage war es vermieden. Ein zweites Mal aber durfte es nicht dahin kommen, das ließ der Ehrgeiz des japanischen Volkes nicht zu. Wo aber war eine Möglichkeit, aus der gefährlichen Isolierung herauszukommen? Wo gab es eine Grundlage, auf der man mit größerer Hoffnung dem gefährlichen Amerika und auch England gegenüberzutreten wagen durfte? Einsichtige Männer in Japan wiesen damals auf Deutschland hin und forderten eine Annäherung beider Staaten.

Diese ruhige Weiterentwicklung der Dinge wurde jäh durch den Ausbruch des Weltkrieges unterbrochen. Der gefährliche Augenblick der Isolierung Japans war damit zunächst vorüber. Das Bündnis mit England erwies sich jetzt insofern als ein Vorteil, als es Japan zur Handhabe wurde, um auf Kosten Deutschlands in China und dem Süden seine Macht zu stärken. So sehr uns die japanische Note und das japanische Ultimatum wegen der darin angeschlagenen Tonart verletzen mußte, so müssen wir doch immer festhalten, daß man in Tokio nicht daran dachte, mit dem Vorgehen gegen uns England einen Dienst zu erweisen, sondern nur die Förderung der japanischen Interessen im Auge hatte. Der Fall Tsingtaus wurde auch England zum Verhängnis in China. Denn auf Grund seines dadurch verstärkten Einflusses in Peking gelang es Japan, die Vormachtstellung Englands in China zu brechen und sich zum Herrn in Ostasien zu machen. Die Kluft, die zwischen Japan und England vor dem Kriege bestand, wurde damit nur noch größer, und da die Munitionslieferungen an die Entente gleichzeitig dem ostasiatischen Inselreiche ungeheure Einnahmen brachten, so hat auch die Rücksicht auf das Geld Japan jetzt unabhängiger von England gemacht.

Daß bei einer solchen Veränderung der Dinge ein Bündnis zwischen England und Japan noch weiter möglich ist, hält man deshalb in Tokio für mehr als zweifelhaft. Denn weder wird England die Vormachtstellung Japans in China anerkennen, noch auf das Jangtsetal verzichten wollen. Noch viel weniger wird es sich zu einer Unterstützung im Kampfe Japans mit Amerika bereit erklären. Die Ereignisse des Weltkrieges haben vielmehr ein deutliches Zusammenstimmen und Zusammengehen der beiden englischen Großmächte ergeben. Wie sie jetzt gegen Deutschland gemeinsam vorgehen, so werden sie auch in der Zukunft dem Japaner gemeinsam gegenübertreten.

Für Japan ist darum wieder die Frage brennend geworden, seine Isolierung in politischer Beziehung zu beseitigen. In diesem Sinne haben wir auch uns seine Annäherung an Rußland durch den Staatsvertrag vom

16. Juli 1916 zu deuten. Aber zu einem Bundesgenossen, auf den Verlaß ist, eignet sich für Japan auch Rußland nicht. Denn einmal hat auch Rußland in Ostasien große politische Pläne; sie sind für den Augenblick nur zurückgesteckt, dort droht jederzeit für Japan die Gefahr, daß man sie in Petersburg wieder hervorholt. Außerdem hat England auf dieses Reich einen zu starken Einfluß erhalten, und ob der jemals wieder ganz verschwindet, ob er nicht gerade dann wieder sich mächtig zeigt, wenn es heißt, Japans Vormachtstellung in Ostasien zu brechen, das ist doch für die Tokioer Regierung sehr zu bedenken. Man wird es deshalb verstehen, wenn in der japanischen Presse schon seit dem Beginne 1916 sich die Stimmen mehren, die für ein Bündnis mit Deutschland sind und hierin für Japan die einzig sichere Grundlage für die Zukunft sehen. Ein deutliches Zeichen für uns, daß man in Japan fühlt, wie sehr man uns braucht.

Wie sollen wir uns nun solchen Stimmen gegenüber verhalten, die ja aus einem Lande kommen, das noch auf den Seiten unserer Feinde steht und das mitgeholfen hat, unsere Stellung in China zu vernichten. Auch hier dürfen wir nur nach den Vorteilen oder Nachteilen fragen und müssen das Gefühl ausschalten. Da ergibt sich denn, daß Japan einmal uns ein wertvoller Bundesgenosse gegen England-Amerika sein kann. Die englische, wie die amerikanische Flotte wären im Atlantischen und Stillen Ozean gebunden. Dann aber würde Japan für uns von Bedeutung Rußland gegenüber. Rußland, von Deutschland und Japan in die Mitte genommen, sähe sich zu einem freundlichen Verhalten nach beiden Seiten hin genötigt. Schon die Unmöglichkeit für dieses Reich, sich weiterhin den englischen Einflüssen so hinzugeben, wie es jetzt der Fall ist, wäre für uns wie auch für Japan ein Vorteil von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Wahrscheinlich aber wäre Rußland gezwungen, noch einige Schritte weiter auf diesem Wege zu gehen. Es würde sich dann bequemen müssen, seine mit Japan abgeschlossenen Verträge wirklich zu halten und auch uns mit einer größeren Freundschaft zu begegnen. Ein engeres Zusammengehen und Zusammenhalten der drei Mächte: Deutschland, Rußland und Japan wäre die Folge, und das wäre ein starkes Bollwerk. Verkehrt wäre es daher, wenn unser Volk sich auftauchenden Plänen einer deutsch-japanischen Verständigung gegenüber ablehnend verhalten würde, aus Gründen des Gefühls, des beleidigten Stolzes. Die Politik wird niemals mit dem Herzen zu machen sein. Vergessen wir nicht, daß auch wir 1895 es in Schimonoseki Japan gegenüber nicht viel besser gemacht haben, und außerdem wollen und sollen wir uns garnichts vergeben; um ein Nachlaufen unsrerseits kann es sich garnicht handeln. Denn so sehr die Bedingungen, die für uns und Japan ein Bündnis geraten sein lassen, in Hinsicht auf die Gemeinsamkeit der Feinde übereinstimmen, so sind sie doch dem Grad ihrer Notwendigkeit nach für

beide Mächte verschieden. Für Japan ist ein Bündnis mit uns eine Lebensfrage. Die Rückendeckung durch Rußland, wie sie bisher besteht, ist zu unzuverlässig; diese gewinnt vielmehr erst durch uns für Japan an wirklichem Wert. Will Japan uns gegenüber in Feindseligkeit weiter verharren, so läuft es Gefahr, isoliert zu werden, und es droht ihm dann eine unsichere Zukunft. Ob bei einem Angriff Englands und Amerikas auch Rußland sich still verhalten würde, ist, wie wir oben schon sagten, billig zu bezweifeln. Einem Zweifrontenkrieg wäre Japan aber wohl kaum gewachsen, es würde durch einen konzentrischen Angriff dieser drei Reiche trotz seiner in China verstärkten Stellung zerrieben werden. Für uns dagegen trifft ein gleicher Fall nicht zu. Der Weltkrieg beweist das zur Genüge. Durch unser Bündnis mit Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei sind wir vor einer Isolierung sicher und sind mit diesen Bundesgenossen stark genug, der ganzen Welt zu trotzen. So kommt Japan für uns nur als ein Bundesgenosse in betracht, der uns gute und nicht zu unterschätzende Dienste leisten könnte. Wir sind es also, die bei dem Abschluß eines Bündnisses mehr zu bieten hätten, es läge also auch bei uns, die Bedingungen zu stellen.

Dr. jur. R. Strahl: Die Presse und der innere Frieden.

In seiner Reichstagsrede vom 12. Mai 1917 ist Herr von Batocki für ein besseres gegenseitiges Verständnis der Parteien eingetreten und hat dabei ausgeführt, daß es gut sein würde, wenn einmal eine Zeitlang die Blätter Veröffentlichungen brächten, wie sie die Leser sonst nicht gewohnt wären, wenn z. B. das „Berliner Tageblatt" gelegentlich Artikel der „Deutschen Tageszeitung" und die „Deutsche Tageszeitung" Artikel des „Berliner Tageblattes" wiedergäbe. Wenn man nur das läse, was den eigenen Ansichten entspräche, so käme man leicht zu einseitigen Anschauungen.

Die Anspielung auf die nicht gerade freundlichen Beziehungen zwischen Tageszeitung und Tageblatt sind im Reichstage mit Heiterkeit aufgenommen worden und das Tageblatt hat sich veranlaßt gesehen, umgehend die Bemerkung Batockis als einen unsachlichen Scherz zu bezeichnen und seinen Vorschlag dankend abzulehnen.

Trotzdem scheint die Bemerkung Batockis wert zu sein, nicht so kurzer Hand abgetan zu werden.

Wenn man die Reden der führenden Staatsmänner von deutscher und feindlicher Seite, noch mehr, wenn man die Ausführungen namhafter Histo-

riker aus beiden Lagern insbesondere über die politischen Ereignisse vor dem Kriege und über die Kriegsursachen vergleicht, so ist man geradezu erstaunt, welch' gegensätzliche Schlußfolgerungen an dieselben Tatsachen geknüpft werden können. Und selbst wenn man die vom jeweiligen Interessenstandpunkte veranlaßte mehr oder weniger absichtliche Färbung dabei in Abzug bringt, so bleibt immer noch ein großer Teil von Äußerungen, die bei offenbarer Gutgläubigkeit ihrer Urheber erkennen lassen, daß die gleichen Vorfälle, von verschiedener Seite und unter abweichenden Voraussetzungen betrachtet, sich in völlig anderem Lichte darstellen können.

Diese Beobachtung scheint auch für das Gebiet der inneren Politik nicht unwichtig zu sein. Daß widerstreitende Interessen, zumal in wirtschaftlichen Dingen, zu gegensätzlichen Standpunkten führen, ist nicht weiter befremdlich. Da aber das staatliche Zusammenleben stets aufs neue einen Ausgleich der auseinandergehenden Einzelinteressen erfordert, so ist es wünschenswert, daß sich die auf diese gegründeten Auffassungen nicht so weit von einander entfernen, daß das Verständnis der verschiedenen Gruppen für die Lebensbedingungen der anderen ernstlich bedroht wird. Doppelt folgenschwer wird diese Gefahr für unsere innere Politik dadurch, daß die Programme unserer Parteien wirtschaftliche Forderungen mit ideellen Gesichtspunkten in Verbindung bringen, wodurch wirtschaftliche Gegensätze nur allzu leicht zu solchen der Welt- und Staatsauffassung verschärft werden.

Während des Krieges sind Anregungen von allen Seiten ausgegangen, daß die unter dem Drucke von außen geoffenbarte Einmütigkeit der Nation nach dem Kriege nicht wieder innerlicher Entfremdung und fruchtlosem Parteigezänk weichen möge. Kämpfe wirtschaftlicher und parteipolitischer Art werden und müssen auch nach dem Kriege wieder kommen, aber daran sollten wir festhalten, daß das Staatsgefühl und der Wille zu staatlicher Selbsterhaltung und zum Fortschreiten über dem Tagesstreit steht und daß selbst bei gegensätzlichen Ansichten der Deutsche auch in dem politischen Gegner stets den Deutschen und Volksgenossen achtet.

Für die Formung der politischen Ansichten des Volkes ist die Presse von ausschlaggebender Bedeutung. Wie stark ihr Einfluß ist, beweist die unbestreitbare Erfahrung, daß sogar auf Urteilsfähige die längere regelmäßige Lektüre, politisch besonders, selbst ihren ursprünglichen Anschauungen widersprechend gerichteter Zeitungen nicht ohne Wirkung bleibt.

Die Masse der Durchschnittsleser aber, die jahrein, jahraus ihre politischen Ansichten nur aus ein und demselben Blatte entnimmt, dessen ursprüngliche Auswahl dazu noch oft von rein äußerlichen Gründen abhängt, muß dabei nur allzu leicht den Maßstab für die gerechte Beurteilung anders gearteter Anschauungen verlieren. Gerade jetzt, in einer Zeit, in der eine bedeutende Erweiterung der staatlichen Rechte des Volkes eintreten soll, er-

scheint die Einseitigkeit der politischen Schulung und die Beschränkung des Gesichtskreises besonders bedenklich.

Diesen Gefahren, die sich für Viele aus der Zeitungslektüre ergeben, kann wirksam nur wieder durch die Presse entgegengearbeitet werden.

Bei der außerordentlichen Bedeutung der ganzen Frage müßte zu diesem Zwecke jedes gangbare Mittel, letzten Endes selbst die Gesetzgebung, herangezogen werden. Es ist nicht zu bestreiten, daß der berühmte § 11 des Reichspreßgesetzes sogar auf dem beschränkten Gebiet der Richtigstellung unrichtiger Veröffentlichungen eine mangelhafte Wirkung erzielt hat. Sein geringer Einfluß erklärt sich schon daraus, daß er stets einen Berichtigenden voraussetzt, wodurch die sachliche Wirkung in der Hauptsache an persönliches Interesse geknüpft wird. Außerdem lassen sich in diesem Wege natürlich nur falsch wiedergegebene Tatsachen richtigstellen, nicht aber die damit verbundenen parteiischen Auslegungen in das rechte Licht rücken. Zensur und Belagerungszustand sind durch den Krieg bedingte Übel, deren Fortfall sobald als möglich allgemein erwünscht erscheint.

Da könnte die Andeutung Batockis einen anderen, vielleicht aussichtsreicheren Weg weisen. Weshalb sollten Zeitungen von bestimmter Parteirichtung nicht dadurch zur politischen Schulung ihrer Leser beitragen, daß sie ihnen gelegentlich auch Artikel von Andersdenkenden zugänglich machten? Und je besser begründet ihre eigenen Ansichten wären, umso unbedenklicher wären sie dazu in der Lage. In England, von dem wir nicht durch mechanische Nachahmung öffentlicher Einrichtungen, sondern lieber bezüglich der besseren politischen Durchbildung weiter Bevölkerungsschichten lernen sollten, war man vor dem Kriege in dieser Hinsicht viel weitherziger. Obgleich dort die Einseitigkeit durch regelmäßige Lektüre der gleichen Zeitung bereits dadurch gemildert wurde, daß der Straßenkauf das Abonnement überwog, so druckten außerdem die großen Parteiblätter häufig auch Aufsätze andersgerichteter Zeitungen ab. Billige weitverbreitete Wochenschriften machten es sich geradezu zum Grundsatze, die Tagesfragen von den verschiedensten Gesichtspunkten besprechen zu lassen. Nun fehlt es auch in Deutschland nicht an solchen Versuchen, aber die weite Verbreitung von Wochen- und Monatsschriften scheitert vielfach schon an ihrem Preise, ganz abgesehen davon, daß ihre Artikel meist einen höheren Bildungsgrad der Leser voraussetzen und nicht auf Massenwirkung ausgehen. Auch der rote „Tag", der in seiner Art gewiß ein mustergültiges Unternehmen ist, wird doch nur von einem nicht sehr großen Kreis politisch besonders Interessierter gelesen. Die große Menge der tatsächlich unmittelbare Massenwirkung erreichenden Tageszeitungen aber sieht als Ziel nicht die Vertiefung staatsbürgerlichen Verständnisses, sondern die ausschließliche Vertretung von Parteistandpunkten an: von anderen Meinungen werden im allgemeinen den Lesern nur gelegentlich solche

zugänglich gemacht, die durch Übertreibungen eine Handhabe zu umso vernichtenderer Kritik bieten.

Es bliebe also als einzig möglicher Weg zur inneren Annäherung in der Presse der, daß man den einzelnen Blättern zur Pflicht machte, beispielsweise allwöchentlich einmal an einem bestimmten Tage einen Leitartikel aus anderem Lager zu bringen. Natürlich unter offener Bezeichnung der Herkunft zur Wahrung des eigenen Standpunktes. Und, um die Wirkung nicht durch eine sofortige Kritik abzuschwächen, sondern dem Leser wenigstens eine gewisse Zeit zu eigenem Nachdenken zu sichern, dürfte der Austausch-Artikel wenigstens an demselben Tage nicht einer Besprechung unterzogen werden.

Was die Auswahl der für den Austausch geeigneten Artikel anlangt, so wäre dabei zu berücksichtigen, daß mit Aussicht auf Erfolg nur gearbeitet werden könnte, wenn die Durchführung von einer zentralen Organisation in die Hand genommen würde. In anderer Hinsicht, zur Förderung des deutschen Außenhandels ist bereits in der Presse der Vorschlag gemacht worden, den Nachrichtendienst aus dem Auslande zu zentralisieren (vgl. den Artikel „Die Förderung des deutschen Außenhandels" von Schuchart in der Frankfurter Zeitung vom 29. März 1917). Schon jetzt besteht eine große Anzahl von Stellen, bei denen einerseits Nachrichten aus der Presse gesammelt werden und andererseits in mehr oder weniger erfolgloser Weise versucht wird, solche zumal den ausländischen Zeitungen zu übermitteln. Man denke z. B. an das Kriegspresseamt, die Nachrichtenstelle des Auswärtigen Amts, die Zentralstelle für Auslandsdienst bei der gleichen Behörde, das Büro der Nachrichten für Handel, Industrie und Landwirtschaft beim Reichsamt des Innern. Ferner die kriegswirtschaftlichen Nachrichten des Kieler Instituts für Handel- und Seeverkehr, endlich die Nachrichtensammlungen der verschiedenen Wirtschaftsvereine und die bei fast allen Ministerien und Zentralstellen gebildeten Presseabteilungen, denen die Bearbeitung der das betreffende Ressort angehenden Veröffentlichungen unterliegt. Vielleicht sind auch die Zensurstellen in diesem Zusammenhange zu erwähnen. Jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß jetzt bereits eine Fülle von Arbeitskräften vorhanden ist, die sich mit Pressesachen befassen und die nötigen technischen Vorkenntnisse für eine Austauschstelle für die Inlandspresse mitbrächten.

So sehr es wünschenswert erscheint, daß bei einer solchen Neuerung auch die kleinsten Zeitungen mitberücksichtigt würden — denn der Mann in der Provinz schöpft eben seine politischen Ansichten aus seinem kleinen Provinzblatte — so würde sich ein Eingehen auf lokale Fragen bei dem Austausch natürlich verbieten, wenn man nicht überall kleine Presseämter schaffen wollte. Als Austauschartikel kämen lediglich solche in Betracht, welche die großen Tagesfragen behandeln. Und auch hier müßte mit sehr viel Takt vorgegangen und die Wiedergabe scharfmacherischer oder verletzender Artikel unter allen Umständen vermieden werden: das Kennwort dürfte nicht Polemik, sondern Aufklärung

sein. So könnten z. B. in den sozialdemokratischen Zeitungen Leitartikel der Kölnischen Zeitung oder gemäßigter rechtsstehender Blätter, in den fortschrittlichen Organen gelegentlich sachliche Ausführungen der konservativen oder der Zentrums-Presse und umgekehrt zum Abdrucke gelangen. Stadt und Land, Industrie und Landwirtschaft, Preußen und Süddeutschland könnten bei dem Austausche berücksichtigt werden. Auch kurze Ausführungen aus Wochen- und Monatsschriften wären heranzuziehen. Sicher würde auch das Bestehen einer solchen Einrichtung schon von selbst die Abfassung geeigneter Artikel zur Folge haben und außerdem würde die Zentralstelle selbst über Kräfte verfügen, die eigene zweckdienliche Artikel schreiben könnten. Der leitende Gedanke wäre immer die Förderung gegenseitigen Verstehens im vaterländischen Interesse.

Sollten sich übrigens Bedenken gerade dagegen erheben, daß sich geeignete Artikel in der Tagespresse finden ließen, so bliebe immer noch der wesentlich einfachere Weg, daß man unter Berücksichtigung der bezeichneten Einzelheiten etwa allwöchentlich einen von der Zentralpressestelle selbst abzufassenden objektiven, gewissermaßen historisch berichtenden Aufsatz über Tagesfragen und die von den verschiedenen Seiten geäußerten Für und Wider zur Veröffentlichung brächte.

Es ist zuzugeben, daß der Verwirklichung des Vorschlages nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten im Wege stehen — der Gedanke mutet zunächst zu ungewohnt und neuartig an — aber zweifellos erscheint, daß, wenn er überhaupt ernsthafte Beachtung fände, die praktischen Hemmnisse wohl zu beseitigen wären und sich ein gangbarer Weg zur Durchführung finden ließ. Der Nutzen, der unserer inneren Politik dadurch erwüchse, daß mancher billig Denkende zur Nachprüfung seiner Ansichten angeregt würde, ist gewiß kein kleiner. Manche Vorurteile würden dadurch erschüttert werden, daß dem Urteilenden auch die Gründe und Interessen Anderer vor Augen geführt würden. Wieviel Vergiftendes ließe sich der Diskussion dadurch nehmen, daß man die künstlichen Scheuklappen einseitiger Pressebearbeitung herabrisse. Und um den inneren Frieden des deutschen Volkes zu fördern, sollte uns wahrhaftig kein Weg zu mühsam erscheinen.

In der Weihnachtsnummer des „Berliner Tageblatts" von 1916 hat Theodor Wolff durch eine Rundfrage bei den großen neutralen Zeitungen den Gedanken angeregt, nach dem Kriege der internationalen Preßverhetzung durch ein Schiedsgericht entgegenzuarbeiten. Eine Frage, deren Schwierigkeit die der hier gemachten Vorschläge offensichtlich ganz ungeheuer übersteigt. Sollten wir da nicht lieber erst im Innenlande beginnen und den Versuch machen, die innere Einmütigkeit des deutschen Volkes mit voller Kraft, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu erhalten und zu vertiefen? Und dazu erscheint der beste Weg die Verwirklichung der alten Gerechtigkeitsforderung **„Audiatur et altera pars"** in der deutschen Presse.

Christian Boeck: Luther.

Woher kommt es, daß Luther, diese höchst lebendige Persönlichkeit, so wenig als lebendiges Bild in dem Bewußtsein der Zeitgenossen lebt? Gewiß ist er darin vorhanden, ja er bildet, wie es nur wenigen Helden beschieden ist, einen festen Bestandteil des Vorstellungsstoffes selbst der einfachsten Seelen; aber im wesentlichen steht er doch da als etwas Totes und Starres, wie eine Figur, kenntlich an der Doktorschaube und der sonstigen Tracht, dem starkknochigen Gesicht und der massigen Gestalt. Wo sind die leuchtenden Augen? Wo ist die rastlose, stürmende Regung des Geistes, der diese Behausung sich baute und der das Triebrad war, eine ganze Welt in Bewegung zu setzen? Wir können weit wandern durch das Reich der Seelen von unten nach oben, ehe wir einige finden, in denen seine Gestalt lebendig geworden ist. Bis weit in die Kreise der Gebildeten müssen wir vordringen, ehe wir den lebendigen Luther antreffen.

Vor allem liegt es wohl daran, daß die Wirkung, die von Luther ausgegangen ist, so ungeheuerlich war, daß seine Gestalt wie eine ausgehöhlte Schale gleichsam leer zurückgeblieben ist. Seine Seele, sein Geist hat sich in die weite Welt ergossen und ein eigenständiges Leben in ihr entfaltet. So geht es oft den großen Menschen: von ihnen und durch sie leben Tausende und Millionen, und in demselben Grade, wie ihr Wesen die Welt durchdringt, geht ihre Eigenpersönlichkeit verloren. Was von den großen Männern ein Bestandteil unseres Innenlebens geworden ist, wir wissen und spüren es nicht mehr im einzelnen, weil es uns ganz und unmittelbar angehört; so haben wir sie und ihr Wesen aufgesogen. Was einst in ihnen allein vorhanden war, das ist jetzt Allgemeingut geworden, ist gleichsam aus ihrer Gestalt herausgewandert, und sie selbst, das Individuelle ihres Daseins, tritt darüber in den Schatten. Wir können auch sagen, daß es sich in der Allgemeinheit verliert. Ein leuchtender Tropfen roter Farbe fällt in ein Gefäß mit Wasser, er färbt das ganze Wasser, aber sein Eigendasein hat er aufgegeben, und es gehört eine gewisse Kraft innerer Anschauung dazu, sich die ursprüngliche Gestalt des Tropfens wieder zu vergegenwärtigen. So ist es Luther ergangen, so wird es einst auch Goethe ergehen. Heute erscheint uns dieser als Persönlichkeit lebendiger denn je. Das ist ein Zeichen dafür, daß er sich in unserer geistigen Welt noch immer durchsetzen muß, der Vorgang, durch den er ganz uns zu eigen gemacht werden soll, ist noch nicht abgeschlossen, sondern erst in der Entwicklung begriffen. Wenn Goethe erst ganz eingegangen ist in das geistige Dasein der Menschheit, dann wird auch seine Einzelpersönlichkeit dem naiven Auge lebloser erscheinen als heute, da wir uns noch so unmittelbar mit ihm auseinandersetzen, und seine heut so lebendige Gestalt wird dann im Bewußtsein der Allgemeinheit mehr und mehr erstarren.

Schafft die innere Entwicklung, in der wir den Wesensgehalt einer historischen Persönlichkeit in uns aufnehmen, eine Auflösung der Individualität des Helden, so wirkt eine entgegengesetzte Bewegung, die äußere Entfernung von der historischen Gestalt, in derselben Richtung. Die Zeitumstände, das Zeitkostüm wird uns fremder und fremder, die lebendige Anschaulichkeit des Gegenwärtigen fehlt schließlich ganz und gar. Schopenhauer weist einmal darauf hin, daß uns historische Romane meist so kalt lassen, und erklärt diese Erscheinung daraus, daß unsere Phantasie nicht imstande ist, die Einzelheiten und Details der ganzen Umwelt sich zu vergegenwärtigen, so daß das Ganze zu wenig anschaulich wird. Ebenso geht es uns mit einer Gestalt wie Luther, von der uns nun schon so viele Jahrhunderte trennen. Wie uns die geistige Welt des Mittelalters, aus der er erwachsen ist, allzu fremd und ferne erscheint, so nicht minder die äußeren Formen, unter denen sich sein Leben abspielte. Wir haben keine Anschauung davon, wir können uns so schwer ein Bild davon machen, die Handhaben fehlen unserer Phantasie, mit der wir seine Gestalt in eine uns bekannte Wirklichkeit hinein rücken möchten. Losgelöst von einem beziehungsreichen Hintergrunde, der mit der Zeit versunken ist, steht der Held vor uns wie der Torso einer Statue, die zu ergänzen es einer nicht gewöhnlichen Vorstellungskraft bedarf. Auch aus diesem Grunde erklärt es sich, daß Luthers Gestalt so wenig lebendig in den Menschen von heute ist.

Und kommt bei ihm nicht noch etwas Besonderes hinzu, ihn der Anschaulichkeit des unmittelbaren Lebens zu entrücken? Es sind nicht nur die Einflüsse der Zeit, die ihn vielen fremd machen, nicht minder ist es auch die Verkirchlichung, die seine Gestalt gewandelt und stilisiert hat. Die meisten Menschen sehen in ihm doch nur ein Kirchenlicht, das ganz aus der Ferne leuchtet, eine Kirchengestalt, die man so oft in Stein und Erz gesehen hat, daß man sie sich lebendig nicht mehr vorstellen kann. Gewiß, so erscheint jede historische Persönlichkeit in einem bestimmten Bilde, das uns aus der Vergangenheit von der vor uns lebenden Generation überliefert wird, und immer ist es unsere Aufgabe, aus diesem Bilde, das zum Typus geworden ist, den lebendigen Menschen zurückzuentwickeln, bis wir vielleicht ein neues Bild entwerfen, das wir unsern Nachfahren als Typus überliefern. Aber was nun gar im Dunkel der Kirche steht, das erscheint uns besonders fern, und was dort feste Formen angenommen hat, das lösen wir noch schwerer aus seiner Verkrustung. So kommt es, daß Luther, dieser lebensprühende Mensch, diese webende Feuerflamme, als ein totes Gehäuse seiner selbst im Bewußtsein der Menschen dasteht.

Wir können Luther aber nur richtig verstehen, wenn wir in ihm das Schöpferische und Geniale sehen, das die Menschen, in denen es aufflammt, zu Werkzeugen dieser Naturkräfte macht. Etwas Unbewußtes, etwas Dämonisches haftet allen an, die so die Gefäße schöpferischer Mächte sind. Ein Leben lebt in ihnen, das unwiderstehlich ist, das sie selbst vorwärts treibt an Abgründen vorbei und über Höhen hin, die sie nur wie nachtwandelnd passieren können. Anschaulich ist

uns dieses Dämonische und Geniale in Goethe geworden, nicht minder in Bismarck. Es ist das Zeichen aller ganz großen Männer, in denen etwas Neues aus dem Dunkel der Schöpfung hervorbricht. Wie klar glauben wir es bei Goethe zu sehen! Das Unbewußte in seinem dichterischen Schaffen — „es dichtet in mir" — das Unbewußte in seiner ganzen Lebenslage, die das größte Kunstwerk ist, das er geschaffen hat: er hat es selbst deutlich genug empfunden, und wir stoßen immer wieder darauf, je weiter wir in das Geheimnis seiner Persönlichkeit eindringen. Und wenn wir Bismarcks Werk und Person als Ganzes beschauen und versuchen, in das innerste Triebwerk seines Wesens hineinzudringen, dann spüren wir als letzten Untergrund gleichfalls ähnliche Gewalten am Werke, die das Tun des Menschen bestimmen und sein Leben in unbewußter Folgerichtigkeit an allen Klippen vorbeiführen. Es ist wahrscheinlich, daß wir heute Zeitgenossen eines ähnlichen Genies sind, das in Hindenburg zu Tage getreten ist. Hier können wir aber bisher nur noch ahnen, einer späteren Zeit wird es vorbehalten sein, deutlicher zu erkennen, wenn es erst möglich sein wird, die treibenden Grundkräfte zu erblicken, die für uns hinter seinen einzelnen Taten noch verborgen sind.

In diese Linie gehört Luther. Ihn führte sein Dämon aus der Stille des Klosters in den Kampf der Welt und läßt ihn unter Verhältnissen, auf die er keineswegs vorbereitet war, mit instinktartiger Sicherheit, stets das Rechte treffen. Das Neue, das er in sich erlebte, wurde das Bestimmende seines ganzen Daseins, das trieb ihn und führte ihn, sodaß er stets das Bewußtsein hatte, ein Werkzeug seines Gottes zu sein. Nicht er hatte sich gemacht, es war etwas in ihm, das ihn gestaltete und formte. Sein Lebenswerk war nicht im geringsten gewollt, sondern wuchs ihm aus den Tiefen der Schöpfung selber zu. Kräfte waren in ihm entfesselt, die er selbst nicht kannte und ahnte, das Dämonische besaß ihn ganz und gar und trieb ihn vorwärts auf einer Bahn, deren Fortgang und Ende er nicht übersehen konnte. Es ist eine einzigartige Erscheinung, wie Luther, ohne daß er es wollte und merkte, ja, man kann sagen, gegen seinen Willen zur Ausführung seines Werkes fortgestoßen wurde. Der Anschlag der 95 Sätze war nach seiner Auffassung nur ein Stück seines regelmäßigen Tagewerkes, er selbst erstaunte am meisten über die ungeheure Wirkung, die daraus entstand. Von Punkt zu Punkt wurde er weiter geschleudert, ohne daß er irgend welche Folgen bedenken konnte. Plötzlich sah er sich im Mittelpunkt einer sich neu gestaltenden Welt, und wunderbar ist es ihm immer erschienen, wie es ihm möglich war, allen Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, gerecht zu werden. Ein Neues hatte sich in ihm entfaltet, dessen Vorhandensein ihm vorher selber unbekannt war.

Dieser Unbewußtheit der treibenden Kräfte in Luther entspricht es, daß er stets nur um der Sache willen lebte. Wenn deutsch sein heißt, etwas um der Sache willen tun, so hat sich Luther als einer der größten Deutschen bewährt. Der Konfirmationsspruch, den Schleiermacher Bismarck mitgegeben hat und der so merkwürdig gut für ihn paßt: „Alles was ihr tut, das tut

von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen," enthält auch das Gesetz, nach dem Luther handelte. Wenn kleine Menschen durch tausend Rücksichten sich leiten lassen, wenn sie kreuzen und lavieren, um vorwärts zu kommen, so ging Luther mit unbeirrbarer Sicherheit weiter auf der Linie, die ihm vorgeschrieben war. Es ist ein großartiger Anblick, diesen Menschen seinen Weg gehen zu sehen, mit unbezähmbarer Energie und harmlos wie ein Kind, nichts kann ihn aus seiner Bahn bringen, kein Gedanke der Opportunität und keine Drohung, der Glanz der höchsten Autorität blendet ihn nicht, Vorteile, die seiner Sache angeboten werden, verlocken ihn nicht. Wenn je ein Mensch sich in seinem Verhalten von dem Zwang innerer Notwendigkeit hat bestimmen lassen und nur dadurch, so ist es Luther gewesen. Für sich selbst wollte er garnichts, an sich selbst dachte er garnicht, und wenn er schelten und donnern konnte gegen seine Widersacher wie nur je einer, es war die Sache, die ihn fortriß und sein Blut in Wallung brachte, persönliche Beleidigungen verzieh und vergaß er gerne. Daß er nichts beabsichtigte, ausklügelte, bewußt wollte, das erklärt allein sein Auftreten und seinen Erfolg. Daß er nur für die Sache lebte, machte ihn so groß und so einflußreich, so furchtbar und so mit sich fortreißend alle Menschen.

Auch die Folgerichtigkeit seines Handelns fließt aus dieser Quelle. Es ist unglaublich, vor was für Aufgaben und Fragen dieser Bauernsohn gestellt wurde. Religiöse und weltliche, politische und wirtschaftliche Angelegenheiten drängten sich an ihn zur Entscheidung. In der ungeheuren Sache, die ihm aufgegangen war und ihn erfüllte, besaß er gleichzeitig den Schlüssel zur Lösung all dieser Probleme. Wohl haben die Ereignisse auf ihn gewirkt und die Erfahrungen des Lebens seine Anschauungen in manchem Punkte verändert, das Schwergewicht mitunter von der einen zur andern Seite verschoben, so daß manche einen tiefgreifenden Unterschied zwischen dem jungen und dem alten Luther, dem Luther vor und nach dem Bauernkrieg betonen zu müssen glauben. Im Grunde ist er sich aber immer gleich geblieben, das Prinzip seines Lebens war am Anfang und am Ende seiner Wirksamkeit dasselbe, wenn auch seine Rückwirkungen im Laufe der Zeiten sich so und so gestalteten. Immer wird es der ursprünglich Schaffende erfahren, daß er mißverstanden wird gerade von denen, die zuerst seine Anhänger waren. Denn diese richten sich nach den ersten Äußerungen des Genies und halten diese für maßgebend und wollen den Schaffenden selber nach seinen einzelnen Schöpfungen beurteilen und diese für ihn zum Gesetz machen, während er selbst nur dem lebendigen Gesetz in ihm gehorchen kann. So ging es Goethe nach der italienischen Reise, so Bismarck nach mehreren Wendepunkten seiner inneren Politik. Wenn die Außenstehenden erst in der Lage sind, das Ganze des Lebenswerkes zu überschauen und an

den innerlich wirkenden Kräften abzuschätzen, dann erst enthüllt sich ihrem Blick die innere Gesetzmäßigkeit und Folgerichtigkeit des mannigfachen Handelns, in dem das Genie sich äußert. So kann man auch in Luther die feste gerade Linie entdecken, die alle seine Äußerungen verbindet und zu einer Einheitlichkeit gestaltet.

Man hat Luther oft den Vorwurf der Einseitigkeit gemacht, und dieser Gedanke liegt ja schon an und für sich nahe, wenn man bedenkt, wie sein ganzes Dasein von einer einzigen großen Sache getragen wurde. Und in der Tat, die Fähigkeit, sich in jeden Standpunkt zu versetzen, die Gewandtheit, von möglichst vielen Punkten aus die Welt zu erfassen, die Geschicklichkeit, einem jeden Dinge auch die andere Seite abzugewinnen, ist immer nur den kleineren beweglichen und flatterhaften Geistern gegeben, denen es dann versagt ist, in die Tiefe zu dringen, und die schließlich den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Einseitigkeit kann etwas unendlich Beschränktes und Trockenes sein. Aber jene geniale Einseitigkeit, von der man bei Luther sprechen kann, ist das Mittel, in das Wesen der Dinge einzudringen. Diese Einseitigkeit erfaßt einen Teil der Welt bis zum Innersten, dringt hier bis zum Mittelpunkt vor und erhält von da aus einen Überblick, den die Vielseitigkeit niemals erreichen kann. Schon bei kleineren Geistern kann man es oft bemerken, wie ein bestimmtes Talent, eine durchaus einseitige Anlage einen eigentümlichen Weltblick eröffnet und eine merkwürdig reiche Bildung ermöglicht. Da wird die besondere Gabe, die den Menschen auszeichnet und einseitig macht, der gerade Weg zu einer umfassenden Übersicht über die Dinge, die andere durch Wanderungen kreuz und quer sich erwerben müssen. Wenn nun ein großer Geist auf diese Weise in das Wesen der Dinge eindringt, dann fließt ihm die Kenntnis aller Außensachen von selber zu, dann weiß er intuitiv, was andere sich erst mühsam aneignen müssen, und es wäre Torheit, da noch von Einseitigkeit in gewöhnlichem Sinne sprechen zu wollen. Luther ist nichts weiter als ein Mensch, der seines Gottes auf neue Weise gewiß geworden ist, mehr wollte er und konnte er nicht sein, aber zugleich schuf er mit seiner Bibelübersetzung die Grundlagen einer neuen deutschen Literatur, gab er dem Schulwesen eine neue Entwicklung, beeinflußte er die politischen Verhältnisse und entwickelte eine Kulturbewegung, in der wir alle, Protestanten und Katholiken, heute noch stehen.

Wenn man Luther recht verstehen und sich lebendig machen will, muß man sich in seine Schriften versenken, von ihrem Reichtum sich umbrausen und von ihren weitgespannten Rhythmen sich wiegen lassen. Da hat man den ganzen Menschen, da sieht man deutlich, wie der Lebensstrom sich in seinen Adern regt. Wie mannigfaltig sind die Töne, die da erklingen, Liebe und Zorn, Vertrauen und Kampfesfreude, Trotz und Humor, alles,

was aus einem reichen, guten, glühenden Herzen herauskommen kann. Nur das Bittere nnd Zersetzende fehlt, weil es zu diesem Herzen nicht paßt. Sie sind keine Dichtungen im strengen Sinne des Wortes, aber über sie ausgestreut sind lauter Kristalle, die angeschlossen sind in dem Herzblut eines Dichters. Treffsicher sind seine Worte und packen die Sache, auf die sie zielen, mit unbedingter Klarheit und spielen überlegen mit dem Gegner, gegen den sie sich kehren. Sie erschüttern die Gewissen und richten die Trostbedürftigen auf. Und wunderbar ist ihr Rhythmus, nicht kurz und bizarr wie bei unruhigem und erregtem Atemholen, sondern lang und wiegend, wie die Dünung auf offenem Ozean. Es ist ein großes Herz, dessen Schlag hier zu spüren ist und unser eignes Herz in größere Schwingungen zu setzen vermag.

Die ganze Größe Luthers geht daraus hervor, daß, wo er doch so ganz für seine Sache lebte, ein Kindergemüt dem Helden alles Sonnige und Beglückende mitgab, womit nur die Auserwählten Gottes ausgezeichnet werden. Ja, weil er nur für die Sache lebte, konnte dies Kindliche sich ruhig und ungebrochen in ihm entfalten trotz all der schweren inneren Kämpfe gegen die finsteren Mächte, gegen den Teufel, die ihn bis ins Alter begleitet haben. Die ungeheuren Spannungen und Erschütterungen seines Inneren sind der dunkle Hintergrund, auf dem sich sein inneres Leben aufbaut. Wunderbar strahlt darüber die Sonne eines reinen Gemüts, die mitunter durch Wolken düsterer Schwermut wohl verdunkelt wird, aber nachher desto heiterer leuchtet. Zu diesem Gemüt sprach die Natur in allen ihren Gestaltungen, die Pflanzen- und die Tierwelt, vor ihm erschloß sich die Welt der kleinen Menschen, der Kinder. Seine Briefe und Gespräche, diese unmittelbarsten Zeugnisse seines Menschentums, geben in manch köstlichen Proben lebhafte Beweise davon. Familie und Freundschaftsverhältnisse mußten davon durchstrahlt und durchwärmt werden. Die Kunst, die nach Schopenhauer am unmittelbarsten dem Weltuntergrund entsteigt, die Musik, klang am nachhaltigsten in ihm wieder. Aber seine ganze Lebensführung war von diesem Zug des Kindlichen, Ursprünglichen und Überschwenglichen durchwaltet. Er lebte stets unbefangen und aus dem Vollen, geistig und ökonomisch. Er hätte, wenn er gewollt, einer der reichsten Menschen seiner Zeit sein können, aber wie er seine hunderte von Schriften grundsätzlich ohne Honorar weggab, so verschenkte er aus der Fülle seines Herzens alles, was er hatte, und wenn er kein Geld mehr besaß, gab er seine silbernen Becher, die man ihm verehrt hatte. Die neuen Erfahrungen und Erkenntnisse, die er auf seinem Lebensweg fand, waren das Ergebnis seiner Art, die Welt unmittelbar und wie neu anzuschauen, sein ganzes Leben in allen Äußerungen war in gleicher Weise ursprünglich und aus erster Hand geschöpft.

Er war alles in allem in Erkenntnis und Leben ein Genie, herange-

wachsen aus dem Boden des deutschen Volkstums, und darum empfinden wir ihn als das, was er ist, als einen der großen Deutschen, die, selbst ein Teil unseres Volkes, unser Volk zu dem gemacht haben, was es ist. Diese Großen, deren Lebensertrag uns unbewußt zu Gute kommt, nun auch bewußt in das eigne Leben aufzunehmen, das ist unendlicher Gewinn und bedeutet eine Bereicherung des Daseins. Auch Luther kann so, wenn wir ihn recht kennen lernen, unser Leben erhöhen. Das Reformationsjubiläum des Jahres 1917 wird ohne Zweifel dazu dienen, Luthers Gestalt, die dabei ganz von selbst kraft ihrer inneren Gewalt in den Mittelpunkt treten wird, uns lebendiger zu machen und ihn uns innerlich näher zu bringen.

Professor Paul Sickel: Der Philister.

Eine psychologisch-charakterologische Studie.

Die geistige Eigenart des Künstlers und des genialen Menschen ist oft genug Gegenstand der Betrachtung gewesen. Seltener hat man sich mit demjenigen Charaktertypus beschäftigt, der in mancher Hinsicht das gerade Gegenteil dazu darstellt, mit dem des Philisters. Wenn im folgenden versucht wird, die wesentlichen Züge solcher Geistesgestaltung zu entwickeln, so soll damit gewissermaßen ein Idealtypus des Philisters gezeichnet werden, wie er so in der Wirklichkeit nicht vorzukommen braucht, vielmehr nur annähernd bei verschiedenen Menschen anzutreffen ist, an dem aber vielleicht fast alle durch irgend eine Seite ihres Wesens teilhaben.

Unser seelisches Leben gründet sich auf die Eindrücke, die wir von der Außenwelt empfangen. Die Art und Weise, wie jeder einzelne Mensch diese Sinneseindrücke und die auf ihnen beruhenden Vorstellungen verarbeitet, ist nach der individuellen Anlage sehr verschieden. Drei geistige Betätigungsweisen sind hierbei wirksam: Gedächtnis, Phantasie und Denken. Im Gedächtnis werden Vorstellungen, die wir einmal gehabt haben, gewissermaßen aufbewahrt und können — wenn auch wohl nie ganz unverändert — von neuem erzeugt werden. Die Phantasie bildet aus den vorhandenen Vorstellungselementen andersartige Zusammensetzungen, die oft den Schein des Neuen annehmen. Das Denken endlich sucht die Beziehungen zu erfassen, die zwischen der Bedeutung der Vorstellungen obwalten, schafft daher feste Begriffe und bringt sie in geordneten Zusammenhang. Zweifellos sind bei jedem Menschen neben dem Gedächtnis auch Phantasie und Denken ent-

wickelt, gehen alle drei doch sogar ohne bestimmte Grenzen ineinander über. Aber meist wird eines überwiegen und dadurch dem Charakter seine besondere Färbung verleihen.

Man kann demnach drei intellektuelle Typen aufstellen: den Gedächtnismenschen, den Phantasiemenschen, den Denker. Dabei kann es sich immer nur um ein Mehr oder Minder handeln. Denn auch derjenige, dessen Denken besonders scharf ausgebildet ist, bedarf der Phantasie und des Gedächtnisses. Offenbar ist nun das Gedächtnis die Vorbedingung, die erst die höheren Stufen ermöglicht. — Während Phantasie und Denken durchweg aktive Tätigkeiten sind, verhält sich das Gedächtnis mehr passiv: es wiederholt nur Vorstellungen, die ihm früher einmal gegeben sind. Dadurch tritt der Gedächtnismensch in scharfen Gegensatz zum Phantasiemenschen, der gerade auf Neubildungen in seiner Vorstellungsmasse ausgeht. Da nun die Menge der neuen Eindrücke, die uns die Außenwelt bietet, im Laufe des Lebens immer mehr abnimmt und auch die Aufnahmefähigkeit langsam nachläßt, so wird der einseitige Gedächtnismensch mehr und mehr auf einen bestimmten Vorrat von Vorstellungen angewiesen sein, der sich nur wenig mehr bereichert. Auch die Verknüpfung der Vorstellungen beruht bei ihm wesentlich auf der Erinnerung an frühere Assoziationen: Das Denken wird mechanisiert, paßt sich nicht den jeweils veränderten Verhältnissen an, sondern verläuft am liebsten in den gewohnten Bahnen.

Es kann kein Zweifel sein, daß hiermit wesentliche Eigenschaften des Philisters bezeichnet sind: auch er ist geistig unschöpferisch, phantasiearm, und sein Innenleben steht unter der Herrschaft der Gewohnheit. Doch ist der Begriff damit noch nicht hinreichend bestimmt. Denn es gibt sicher viele Menschen, bei denen selbständiges Denken und Phantasie recht schwach entwickelt sind, und die wir doch nicht zu den Philistern rechnen, wie etwa die Mehrzahl der Frauen.

Wollen wir die Eigentümlichkeit des geistigen Geschehens im Unterschiede von Naturvorgängen angeben, so bietet sich uns der Begriff der schöpferischen Entwicklung. Das geistige Leben ist seinem Wesen nach darauf gerichtet, über seinen jeweiligen Zustand hinauszugehen, nicht bloß ihn in anderer Form zu wiederholen, sondern ein wirklich Neues zu bilden. Das Leben der Menschheit wie des einzelnen zeigt — trotz mannigfacher Ausnahmen — im ganzen, daß es keinen dauernden Stillstand gibt, sondern nur vorwärtsbringendes Streben und Gestalten. Jedoch fordert solche Höherentwicklung eine gewisse geistige Anstrengung, die auf ein bewußt erfaßtes Ziel gerichtet ist und entgegenstehende Hemmungen zu überwinden hat. Es ist also die Entwicklung ein natürlicher Trieb, der aber beim Menschen zur bewußten Aufgabe werden muß.

Beim Philister nun gerät diese natürliche Entwicklung früh ins Stocken. An Stelle des Strebens tritt bei ihm der Trieb nach Beharrung und Ruhe; eine Art geistiges Trägheitsgesetz macht sich bald nach dem kurzen Aufschwung der Jugendzeit geltend. Und gerade in dieser Hemmung einer im geistigen Wesen angelegten Höhenbewegung, in der Erstarrung von Elementen, denen größte Beweglichkeit eigen sein sollte, in der Abstumpfung von Kräften, die zu hoher Wirkung berufen schienen, liegt das Unnatürliche, Ungeistige und daher so Unerfreuliche des Philistertypus.

In jedem Kinde sind eine große Anzahl von Fähigkeiten und Anlagen vorhanden, von denen durch den Einfluß der äußeren Lebensumstände meist nur wenige zur Entwicklung gelangen. Welcher Vergeudung jugendlicher Kräfte sich Erziehung und Unterricht durch ihre Einseitigkeit schuldig machen, ist unausdenkbar. Der Fachberuf tut sein übriges. Er lenkt den Menschen in eine enge Bahn; naheliegende Ziele, oft materieller Art, nehmen sein ganzes Sinnen in Anspruch; er ist „Fachmensch" geworden. So ist es begreiflich, daß die Einordnung in die bürgerlichen Stellungen, die meist nur „Dienst," „Amt" und nicht „Beruf" aus innerster Neigung sind, viel zur Heranbildung von Philistern beiträgt. Und doch fordert eine wahrhaft menschliche Entwicklung, daß wir, über unser Fach hinausblickend, uns zum Kulturmenschen und schließlich zum Menschen schlechthin erheben. Auf diesem Wege ist der Philister stecken geblieben; und gerade dieses Steckenbleiben gibt seinem Wesen das besondere Gepräge. Wie viele sind nicht in ihrer Jugend von Idealen beseelt und voller Sehnsucht, Welt und Leben in ihrer ganzen Daseinsfülle zu ergreifen. Aber gar bald erlahmt das Aufwärtsstreben. Das Schwergewicht materieller Behaglichkeit zieht den Geist hinab. Das Bedürfnis des Beharrens, der selbstgenügsamen Ruhe hat den natürlichen Drang nach Veränderung und Wechsel ertötet oder doch stark zurückgedrängt. Eine starre Rhythmik beherrscht nun das Leben, und jede Abweichung vom gewohnheitsmäßigen Gange wird als unangenehm empfunden. Was dem geistig beweglichen Menschen willkommene Anregung bietet, erscheint dem Philister als Störung seines Gleichgewichts. So kann er nach außen den Eindruck eines geschlossenen, ja starken Charakters machen. Aber diese Geschlossenheit beruht auf Einengung und Erstarrung der geistigen Elemente, nicht auf harmonischer Durchbildung. Sie ist nicht Ergebnis eines Kampfes, der die Dissonanzen überwunden hat, sondern eine Abfindung mit den Anforderungen des äußeren Lebens, denen man sich möglichst bequem anzupassen sucht. Der Philister ist der früh fertige Charakter.

Er ist auch der Tatsachenmensch. Er kennt weder höhere Werte, nach denen das wirkliche Leben zu beurteilen ist, noch ahnt er etwas von dem Recht und der Pflicht des Menschen, sich über die Wirklichkeit zu erheben. „Der Philister weiß nichts von der Autonomie des menschlichen Geistes",

ist ein Wort Hebbels. Daher ist ihm der Zweifel im höchsten Grade peinlich. Denn er erschüttert die Festigkeit seiner Ansichten. Dem Fremden, Neuen, Ungewohnten gegenüber verhält er sich von vornherein ablehnend; und durch solche Abstoßung wird wie durch Gegendruck die eigene Vorstellungsmasse sich nur noch fester zusammenballen und immer mehr verhärten. Sehr kennzeichnend ist es, wie der Philister sich mannigfach wechselnden Lagen und Eindrücken gegenüber immer als derselbe sich Gleichbleibende zu behaupten weiß. Er liebt die formelhaften, zur Gewohnheit gewordenen Ausdrücke, seien es solche eigener Erfindung oder Sprichwörter, und sucht dadurch das Neue, Fremde in den gewöhnlichen Gang des Lebens einzuordnen. In Ibsens Hedda Gabler bringt der gelehrte Philister Jörgen Tesman die vornehme, stolze Hedda durch die beständige Wiederholung der Phrase: „Denk' mal!", mit der er jeden neuen Eindruck aufnimmt, fast zur Verzweiflung. Die Anwendung feststehender Formeln bedeutet überhaupt die Unterordnung der Ereignisse unter eine oft recht flache volkstümliche Weltweisheit, wodurch dem Neuen der Charakter des Unbekannten, Ungewohnten genommen werden soll. Es liegt darin eine naive Rationalisierung des Lebens, wie der Philister, der den gesunden Menschenverstand anbetet, sie liebt.

Die äußerliche Selbständigkeit und Festigkeit solcher Charaktere ruht nicht in sich selbst, sondern auf Autorität. Diese überhebt des Zweifels, des eigenen Denkens und bildet für den erschlafften Geist ein behagliches Ruhekissen. Da das Denken hauptsächlich auf Erhaltung der eigenen Gleichgewichtslage gerichtet ist, so steht der Nützlichkeitsstandpunkt im Vordergrund, und daraus ergibt sich meist ein naiver, harmloser Egoismus. Wie sollte der, dessen Leben sich immer mehr in sich selbst zusammenrollt, wahre Teilnahme an dem Wohle anderer haben! Wenigstens beschränkt diese sich auf seinen engsten Kreis. Er kennt vielleicht die Nächsten-, nicht aber die Fernstenliebe. Von selbstsüchtigen Regungen wird auch das Gefühlsleben allmählich überwuchert und mit ängstlicher Sorge alles betrachtet, was den gleichmäßigen Lebensgang stören könnte. Auf die Frage „Was ist ein Philister?" antwortet Goethe:

„Ein hohler Darm,
Mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
Daß Gott erbarm!"

Dagegen fehlen ihm die Gefühle, die über das eigene Ich und seinen gegenwärtigen Zustand in die Ferne weisen: Die suchende, allumfassende Liebe, vor allem die Sehnsucht, die eigentlich den besten Teil des menschlichen Seelenlebens bildet, weil sie uns über uns selbst hinaushebt. Der Philister hat daher auch kein Reisebedürfnis. Der Zug in die Fremde, zum

Fernen, Ungekannten widerstrebt seinem Wesen. Natürlich gibt es genug reisende Philister. Aber nur aus Gewohnheit oder, weil es Mode ist, versetzen sie sich in eine Lage, die ihrem Beharrungstriebe eigentlich zuwider sein muß.

Daß das Entscheidende für die Art des Philisters in der hemmenden, negativ wirkenden Kraft liegt, wodurch eine naturgemäße Entwicklung zum Stillstande kommt, zeigt sich, wenn man das weibliche Geschlecht zum Vergleiche heranzieht. Wir sprechen nicht von weiblichen Philistern; und doch findet sich bei der Durchschnittsfrau jene Enge und Umgrenzung, jener Mangel an Schwungkraft, an Sehnsucht und Höherstreben viel häufiger als beim Manne. Aber bei der Frau ist dieser Zustand eben der normale. Die Frau hat im allgemeinen keine Entwicklung, wie ihr im Grunde auch das Bedürfnis nach Unendlichkeit fehlt. Ihre physiologische und physische Eigenart heftet sie mit stärkeren Banden an die Natur und an die Endlichkeit als den Mann, dessen geistiger Beruf gerade die Überwindung des Naturhaften, Vergänglichen ist. Wenn demnach beim Manne das Einschrumpfen der höher gerichteten Lebensziele als das Unnatürliche erscheint, so im Gegenteil bei der Frau das Hinauswachsen aus dem normalen Lebenskreise, wie es die gelehrte Frau oft in unerfreulicher Weise zeigt. Daß es so viel mehr Philister als Blaustrümpfe gibt, liegt daran, daß der Mann, um Philister zu werden, nur der Wucht des geistigen Trägheitsgesetzes nachzugeben braucht, während die gelehrte Frau immerhin geistiger Anstrengung bedarf, um sich auch nur ein bescheidenes Wissen anzueignen.

Auch das Verhältnis der verschiedenen Volkscharaktere zum Philistertypus läßt sich nun leicht erklären. Der auf Sinnlichkeit beruhende und durch klare Verstandesmäßigkeit fest umschlossene Charakter der Franzosen ist von vornherein vor einer überschwenglichen, idealistischen Richtung bewahrt, und daher wirkt die sichere, enge Umgrenzung eines kleinbürgerlichen Daseins, wie es in Frankreich fast noch häufiger ist als bei uns, nicht eigentlich philisterhaft. Viel eher wird man das vom Leben der Engländer sagen. Denn hier hat ganz allgemein die germanische Geistesanlage eine Abstumpfung und Umbiegung zum Platt-Nützlichen, Behaglichen erfahren, was sich besonders auf geistigem, moralischem und religiösem Gebiete geltend macht. Dem hat allerdings die früh errungene politische Freiheit und die erdumfassende Herrschaft der englischen Nation entgegengewirkt, da hierdurch der Blick auf Fernes und auf weltweite Ziele gerichtet wurde.

Gerade diese Vorzüge haben dem Deutschen infolge seiner politischen Geschichte gefehlt. Freilich nur in der neueren Zeit. Die großartige Kolonisationsarbeit, die der Deutsche im Mittelalter geleistet hat, ferner die Römerzüge mit ihrem idealen Ziele, das römische Kaisertum und Weltreich

zu erneuern — sie entsprachen durchaus einem hochgespannten Idealismus. Seit den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges aber beginnt eine gewisse Verkrüppelung des deutschen Geistes. Und die engen politischen und sozialen Zustände des Bürgertums, wie sie sich infolge der Kleinstaaterei im 18. Jahrhundert entwickelten, wurden zur Wiege des deutschen Philistertums. Die Beschränkung auf kleinliche Verhältnisse, die doch für sich Wichtigkeit und Würde beanspruchten, hat damals dem gesamten deutschen Leben einen Zug ins Philisterhafte gegeben. Und wenn daneben das Geistesstreben in Kant, Schiller, Goethe und den Romantikern zu erhabener Höhe emporstieg, ja sich im Unendlichen verlor, so mußte dagegen das kleinbürgerliche Gebaren der Masse des Volkes umso wunderlicher erscheinen. Erst die politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts haben allmählich auch die mittleren Volkskreise aus diesem sanften Schlummer aufgerüttelt.

Bemerkenswert ist es übrigens, daß das deutsche Philisterwesen während seiner Blütezeit sich sogar in einem philosophischen System widerspiegelt, in der Gedankenwelt Herbarts. Nach ihm sind nämlich die Grundelemente alles Seins die sog. Realen, die nicht, wie etwa die Monaden Leibniz', von einem inneren Streben erfüllt sind, sondern nur darnach trachten, sich in ihrem Sein zu erhalten und fremde Störung abzuweisen. Herbarts Realen könnte man demnach als Urtypus des philisterhaften Daseins bezeichnen, wie überhaupt die ganze Weltanschauung dieses Denkers allem Radikalen und Schwärmerischen abhold ist und etwa die Ansichten des gebildeten Mittelstandes der damaligen Zeit philosophisch zum Ausdruck bringt.

Wenn die ganze Anschauungsweise eines Menschen geistig eingeengt ist, so wird sich dies auch bei seiner Berufstätigkeit geltend machen, ja hier oft in höherem Maße als im sonstigen Leben, da ja die täglich wiederholte, gleichmäßige Beschäftigung leicht zu einem gewohnheitsmäßigen, mechanischen Verfahren führt. Aber auch hier sprechen wir von philisterhafter, pedantischer Art vornehmlich dort, wo die Tätigkeit an sich auf höhere Ziele gerichtet ist. Nicht also beim Handwerker, wohl aber bei den mehr geistigen Berufen. Wenn der Lehrer oder der Gelehrte die eigentliche ideale Aufgabe der Wissenschaft aus den Augen verliert, in dem Kleinkram des Einzelwissens aufgeht und diesem eine übertriebene Wichtigkeit zuschreibt, so wird er zum Pedanten. Und dem Beamtenwesen droht jederzeit die Gefahr, in Bürokratismus zu verfallen. Der ungeheuer verwickelte Verwaltungsapparat mit seinem umständlichen Schreibwerke hat seine Berechtigung nur als Mittel zu dem Zwecke, geordnete staatliche und gesellschaftliche Verhältnisse durchzuführen. Aber im Laufe der Zeit ist er zu mechanisch und schematisch ausgeübten Verfahrungsweisen entartet, die nun leicht als Selbstzweck angesehen werden, ohne daß man ihre Notwendigkeit für den einzelnen Fall prüft. Selbst der Künstler,

dessen Wesen an sich im schärfsten Gegensatz zum Philistertume steht, kann der Gefahr mechanischer Gewohnheit erliegen; er wird dann Manierist. Etwas anderes ist es natürlich, wenn Maler wie Ludwig Richter oder Spitzweg das kleinbürgerliche und altfränkische Leben mit Innigkeit und überlegenem Humor schildern. Hier wird das Beengende, das dem Inhalt anhaftet, durch die Freiheit und Harmonie der künstlerischen Darstellung aufgehoben. Wir empfinden solche Künstler als besonders deutsch, und Wilhelm Raabe hat vielleicht nicht unrecht, wenn er meint, daß der deutsche Genius überall ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum ziehe. Aber auch eine Schwäche liegt darin, die sich auf künstlerischem Gebiete ebenso nachteilig zeigt wie auch sonst. Wir verehren in Hans Thoma einen Künstler, der in seinen traulichen Bildern aus dem Schwarzwalde uns so recht zum Herzen spricht. Aber das Gemütvolle, Biedere, das in seinem Wesen liegt, wirkt leicht philisterhaft, wenn er das Hohe und Erhabene, sei es nun religiös oder mythologisch, darzustellen unternimmt. Thomas Göttinnen haben etwas von derben Bauernmägden an sich, und seine Christusgestalten im Karlsruher Museum zeigen etwas gesucht Treuherzig-Schlichtes, das unserer Vorstellung von der Persönlichkeit Jesu nicht voll gerecht wird.

Die Beispiele für eine philisterhafte Einschrumpfung höherer geistiger Tätigkeiten ließen sich leicht vermehren. Ibsen, der in seinen Dramen alle beschränkte Gesinnung, eingerostete Vorurteile und äußerlichen Lebensschematismus bekämpft, zeichnet eine Reihe derartiger Charaktere. Dem himmelstürmenden Idealisten Brand, der jeden Ausgleich mit den Forderungen der Wirklichkeit schroff ablehnt, stellt er zwei Alltagsmenschen gegenüber, den Vogt und den Probst, die die Menschen gern zu unterwürfigen, mechanisierten Gliedern des Staates und der Kirche machen möchten. Am gefährlichsten erscheinen ihnen die selbständigen Persönlichkeiten, und dem Probst entschlüpft das kostbare Wort:

„Wen Gott vernichten will, den macht er
Zum Individuum, und dann lacht er."

In der Komödie der Liebe sehen wir den Pfarrer als Philister. Ganz in dem Kleinkram des Tages aufgehend klagt er: „Wann hätt' ich Zeit, für die Idee zu leben?" Dasselbe Stück führt uns sogar den Liebenden und Bräutigam vor, der philiströs geworden ist. Und doch bringt bekanntlich gerade die Zeit der Liebe auch bei prosaischen Naturen einen inneren Aufschwung und eine Erweiterung des an sich engen und schwachen Gemütslebens hervor.

Welche Stellung nimmt nun die philisterhafte Geisteshaltung in der Gesamtheit des Lebens ein? Nach dem Gesagten ist die Antwort gegeben:

der Philister setzt allem Fortschritt die Hemmung einer selbstzufriedenen Ruhe, aller Weitung des Lebens die Enge eines festumschlossenen Anschauungskreises entgegen. „Der Philister negiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise existieren sollen." (Goethe zu Riemer). Mit diesem naiven Egoismus hängt es auch zusammen, daß er kein Verständnis für anders geartete Geistesverfassung hat und besondere Abneigung gegen idealistische und fortschrittliche Richtungen empfindet. Die Kindheit und Jugend versteht er nicht, auch die eigene ist ihm fremd geworden. Ebenso unbegreiflich ist ihm alles Hochstreben; es erscheint töricht, widersinnig und nutzlos. Im schärfsten Gegensatz fühlt er sich daher zum Künstler. Die rastlose Beweglichkeit der Künstlerseele, ihr Trachten, dem Leben immer neue Seiten abzugewinnen, das Dasein von der Stufe bloßer Bedürfnisbefriedigung auf einen höheren Standpunkt zu erheben, alles das muß ihm fremd und unbehaglich erscheinen. Dem Großen und Erhabenen gegenüber sucht er sein eigenes Wesen dadurch zu retten, daß er es zu sich herabzieht. Goethe sagt: „Es gibt Menschen genug, die alles, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorstellungsart erst möglichst verkleinern müssen, um es mit ihrem kümmerlichen Wesen nur einigermaßen verbinden zu können." Jeden Gefühlsüberschwang meidet der Philister wie ein „Vergehen gegen die Hygiene". Dabei hält er sich selbst für den normalen und vernünftigen Menschen, den Gelehrten und Künstler dagegen für überspannt und abnorm. Bekanntlich sah Nietzsche im „Bildungsphilister" den „Gegensatz des Musensohnes, des Künstlers, des echten Kulturmenschen."

Über den Begriff der „Philistermoral" bedarf es nach dem Vorhergehenden keiner längeren Ausführungen mehr. Sie hängt mit Zähigkeit an dem Herkömmlichen und erklärt jede Abweichung davon für ein Verbrechen. Sitte verwechselt sie mit Sittlichkeit und vertritt daher gern einen moralischen Standpunkt, der eigentlich schon überwunden ist. Mit diesem Festhalten an dem einmal Üblichen verbindet sich oft selbstgefälliger Dünkel. Das Freisein von heftigen Leidenschaften und aufwühlenden seelischen Erlebnissen hält der Philister für sein moralisches Verdienst. Und da er starke innere Umwandlungen an sich selbst nicht erlebt, so versteht er sie auch bei anderen nicht; daher ist er geneigt, bei jedem Gesinnungs- oder Parteiwechsel unlautere Beweggründe oder doch Untreue gegen sich selbst anzunehmen. Die Gefahr solcher gerade in der „Gesellschaft" herrschenden Philistermoral besteht nun darin, daß bei freieren Geistern die Einsicht in ihre Unechtheit sehr leicht zum Widerwillen gegen jede Moral wird. Überhaupt ist die Verknöcherung der sittlichen Anschauungen wohl die dunkelste Seite des Philistertums; und es ließe sich durch die Kulturgeschichte der Menschheit ein langes Sündenregister aufstellen, wo philisterhafte Engherzigkeit und Beschränktheit das Große und Edle vernichtet hat, nur weil es aus den Niederungen des

Gewöhnlichen emporragte. Von den unendlich zahlreicheren Fällen aber, wo hohes Streben schon im Keime erstickt und frühzeitig auf den Weg öden Mittelmaßes getrieben wurde, berichtet die Geschichte nichts.

Aber über alledem dürfen wir die liebenswürdige Seite des Philistertums nicht ganz vergessen. Mit der Enge und Umgrenztheit der Lebensverhältnisse und der physischen Behaglichkeit kann sich doch auch ein Gefühl stillen Glückes, ein inniges Wohlwollen und rührige Fürsorge für den eigenen kleinen Kreis verbinden, wie denn in dem Worte „gemütlich" noch der Grundbegriff des „Gemütes" anklingt. Wer sich nicht zu Zeiten in die trauliche Welt Wilhelm Raabes oder die Kleinstadtromantik Spitzwegs vertiefen kann, dem dürfte wohl ein Teil echt deutscher Gesinnungsart fehlen. Ja selbst ein so kühner und weiter Geist wie Gottfried Keller hatte nicht nur in seiner Lebensführung etwas vom Philister; auch seine dichterischen Schöpfungen atmen den Geist begnügsamen Kleinlebens, freilich von befreiendem Humor vergoldet. Und daß sich eine gewisse Neigung zum Engumschlossenen, Behaglichen sogar mit der höchsten Genialität vereinigen kann, zeigt Goethe, der von einer Familie, die er auf seiner Harzreise besuchte, an Frau von Stein schrieb: „Es ist eine schöne Philisterei im Hause, es wird einem ganz wohl." Im übrigen hatte er doch mehr vom Faust, vom Wagner so gut wie nichts.

Schließlich aber läßt sich sogar von einer gewissen Berechtigung und selbst Notwendigkeit des Philistertums für die Gesamtheit des menschlichen Lebens sprechen. Dem allzu eiligen Vorwärtsstreben der Dränger und Stürmer setzt es die hemmende Beharrungskraft entgegen. Die schwer bewegliche Masse der Durchschnittsmenschen sorgt dafür, daß die Menschheit das Gleichgewicht nicht verliert. In diesem schlafenden Heere, das sich plötzlich zur Wehr setzt, wenn es aus seiner Ruhe aufgescheucht wird, bilden die Philister eine besonders widerstandsfähige Kerntruppe. Auch sie gehören zu den besorgten Hütern des Überlieferten, an das sie sich mit zäher Hartnäckigkeit anklammern, und dienen dadurch dem Schutze gegen überstürzende Umwälzungen in Staat, Gesellschaft und Kultur.

Curt Wigand: Hüben und drüben.

Eine friedliche Betrachtung.

> . . . for there is nothing either good or bad, but thinking makes it so.
>
> Hamlet.

Für die, die ihren kühlen Blick in der gerechten Beurteilung anderer Nationen auch während des Krieges gewahrt haben, bleibt es nach wie vor unumstößliche Wahrheit, daß nur ein langer Aufenthalt unter fremden Völkern die Fähigkeit verleiht, sich zur Höhe der Wertung ihrer wirklichen Eigenschaften emporzuarbeiten. Voraussetzung ist selbstverständlich, daß man gewohnt ist, Augen und Ohren offen zu halten, und daß man über Intelligenz und Urteilskraft verfügt. Wo das nicht der Fall, d. h., wo Fähigkeit und Wille, sich gegenüber fremder Denk- und Empfindungsart zu objektivieren, garnicht oder nur in geringem Grade vorhanden ist, da bedeutet der Aufenthalt in anderen Ländern für das betreffende Individuum keine Bereicherung an Weltklugheit.

Uns Deutschen wird mit Recht der Vorwurf gemacht, daß wir im Lande der Franzosen und Engländer entweder auf alles furchtbar schimpfen, was von unseren heimischen Sitten abweicht, oder aber alles Fremde wahllos hochstellen und annehmeu, um dann alles Heimische nur noch lächerlich zu machen, als minderwertig zu brandmarken und abzulehnen. Diese Sorte Radikalismus hat uns in den Augen des Auslandes — darüber sollten wir uns gerade jetzt mehr als je klar werden — unendlich geschadet.

Als ich mich in Paris aufhielt, habe ich oft mit ansehen müssen, wie sich Deutsche glatt verleugneten, sich als Österreicher, Schweizer oder Luxemburger ausgaben und sich scheuten, an öffentlichen Orten deutsch zu sprechen. Dagegen konnte man erleben, daß andere Landsleute es zur Betonung ihrer Abstammung für nötig hielten, in offener Droschke über die Pariser Boulevards zu fahren und die „Wacht am Rhein" zu singen oder sich durch Schreien und Randalieren höchst unangenehm bemerkbar zu machen. Diejenigen, die der goldenen Mittelstraße folgten, also sich weder als Deutsche versteckten, noch provokatorisches Benehmen zur Schau trugen, waren immer in der Minderzahl. Solche Beobachtung konnte man auch in Kopenhagen, Brüssel, Amsterdam, Mailand usw. machen. Dieses Nichtmaßhaltenkönnen gehört zu denjenigen deutschen Eigentümlichkeiten, die tief zu beklagen sind. Ich selbst habe mich nie darum gekümmert, wenn ich in meiner französischen Nachbarschaft, bei einer Unterhaltung mit Landsleuten plötzlich vernahm, „qu'il n'est pas poli, de parler une langue étrangère". Das gehörte damals zum eisernen Bestand nationalistischer Zwangsvorstellungen der

Pariser. Jetzt im Kriege werden sie sich wohl daran haben gewöhnen müssen, sogar die musikalischen Laute und Schnalzer schwarzer Franzosen und Engländer über sich ergehen zu lassen. Ich habe mir damals auch erlaubt, die blinden Chauvins herzhaft auszulachen, wenn, bei wohlberechtigter Kritik französischer Mißstände von Seiten eines in Frankreich lebenden Ausländers, mit schöner Geste behauptet wurde, „**qu'il avait abusé de l'hospitalité de Paris.**" — Dadurch, daß ich mich immer ohne Scheu neben Franzosen und Engländer stellte, nicht über sie und nicht unter sie, gewann ich doch eher die Achtung solcher, deren Empfinden noch nicht hoffnungslos chauvinistisch verseucht war, und ebnete den Weg zu ruhiger Aussprache. Dabei durfte man vernünftiger Weise nie außer Acht lassen, daß man sich in einem fremden Land befand, unter Menschen mit anderen Begriffen und Vorstellungen, anderem Temperament. Es ist, wenn man sich unter anderen Völkern mit Nutzen aufzuhalten gedenkt, selbstverständlich ein erstes Gebot, daß man sich bemüht, in die Empfindungen der anderen einzudringen, daß man ihr Handeln zu verstehen sucht, indem man in die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse zu kommen, die verschiedenartigsten Menschen kennen zu lernen trachtet. Nur so hat man Aussicht, seinen Aufenthalt in Paris und London ersprießlich zu gestalten. Das ist aber nicht möglich, wenn man täglich nur mit den deutschen Landsleuten Bier trinkt und Skat spielt. Diese Seßhaften habe ich oft gefragt, zu welchem Zweck sie überhaupt nach London und Paris gewandert sind, ohne je eine vernünftige Antwort zu bekommen. Einer — ein junger Buchhändler — ist mir unvergeßlich: er saß Abend für Abend zu Haus und las — Marlitt'sche Romane. Ich konnte nur feststellen, daß die Skatbrüder genau so unwissend das Land verließen, wie sie gekommen, und weit davon entfernt waren, die Landessprache wirklich erlernt zu haben. Auf der anderen Seite gab es natürlich auch viele, die den richtigen Weg einschlugen, um ihren auf Monate oder Jahre bemessenen Aufenthalt im Auslande kräftig zu nutzen, indem sie Umgang gebildeter Eingeborener suchten und keine Mühe scheuten, zu erleben und immer wieder zu erleben, Erschautes abzuwägen, Gutes aufzunehmen, Schlechtes liegen zu lassen.

Es ist selbstverständlich für den Deutschen schwieriger, sich bei den romanisch-weiblichen Völkern einzugewöhnen, als bei den germanisch-männlichen, und es wäre überflüssig (da tausendfach gesagt), im einzelnen darauf hinzuweisen, wie Vieles im französischen Charakter und in der geistigen Verfassung der Franzosen uns von Grund aus fremd anmutet. Das Objektivieren gegenüber dem französischen Pathos, der überwältigenden Pose, dem politischen Indianertum und anderen Dingen ist gewiß nicht immer leicht. Hier hat das historische, das entwicklungsgeschichtliche Denken einzusetzen, um alles zu verstehen, wenn man's auch gewiß nicht immer als letzte Stufe wünschenswerter Menschheitsentwicklung ansieht. Alles verstehen heißt hier nicht: alles billigen, sondern als notwendig Gewordenes hinnehmen, als Resultat von Rasse, Klima, Geschichte. Nur der wissenschaftlich

Denkende, beileibe nicht etwa die triebhaft urteilende, temparamentvolle Künstlernatur kann hier auf dem schmalen Grat gerechtester Erkenntnis schwindelfrei schreiten.

Es hört sich das alles so furchtbar einfach, so kindlich einfach an, daß ich im Geiste das überlegene Lächeln sehe, mit dem weltkluge und „gefestigte" Charaktere solche Dinge als an den Schuhsohlen abgelaufen bezeichnen und es nicht der Mühe wert halten, sich weiter mit der Frage zu beschäftigen. Es ist nur merkwürdig, daß selbst die gebildete Menschheit sich oft grade über die einleuchtendsten Dinge „völlig klar" ist und sie verstandesgemäß analysiert, um im konkreten Falle zu versagen und ganz und gar nicht so zu handeln, wie es vorangegangener, vernünftiger Überlegnng und Feststellung entsprochen hätte. Der nur halb bewußte Zwang jahrtausendalter Tradition bringt das zu Wege.

Amüsant ist es zu sehen, wie bei einer so femininen Nation, wie die Franzosen, auch die ausgesprochenen weiblichen Defekte zu Tage treten. Ich denke z. B. an das minimale Verständnis für Geographie, das bekanntlich nicht nur den meisten Frauen eignet, sondern auch der Franzosen schwächste Seite ist. Als ich in Paris lebte, waren alle Ausländer verpflichtet, sich auf der préfecture anzumelden. Ein Bekannter von mir aus Brüx wurde von dem diensttuenden Beamten gefragt, wo dieser Ort läge. Antwort: in Böhmen. Darauf der Schriftgelehrte: „La Bohême? (Pause) Ah, j'y suis, j'y suis: la Bohême ça touche la Chine!" Das ist nicht etwa ein schlechter Witz, sondern die Sache trug sich wörtlich so zu. Es mag ein besonders krasser Fall sein, aber ähnliche Dinge habe ich während meiner Pariser Jahre zu Dutzenden erlebt.

Der Gedanke, daß der letzte Grund dieses furchtbaren Krieges in der gänzlichen Verständnislosigkeit, die die Völker voneinander trennt, zu suchen sei, hat etwas ungemein bestechendes und für den Völkerpsychologen plausibeles. Es hat da keine Nation vor der anderen etwas voraus, und der unkritische Blödsinn blüht in gewissen Kreisen genau so duftig an der Spree, wie an der Seine, Themse oder am Hudson. Viele, die mal in ein Land hineingerochen haben, um dann mit dem patentierten Urteil über Land und Leute in der Tasche heimzukommen, beschränken sich darauf, ihre Wahrnehmungen über Äußerlichkeiten und nicht schwer wiegende Gepflogenheiten des anderen Volkes zum Besten zu geben, wobei sie fröhlich auf der Oberfläche plätschern. Aus der Tiefe zu schöpfen vermögen sie nicht. Sie sehen nicht die psychologischen Zusammenhänge des Geschehens, haben keine Ahnung, wie weit die Physis der betreffenden Rasse bei Beurteilung ihres Kulturzustandes in Frage kommt, und wie z. B., aus vielen Faktoren zusammengesetzt, sich beim Franzosen die Gloire-Idee, beim Engländer der „Cant" ꝛc. ꝛc. herausbilden konnte, resp. mußte. Die zuletzt genannte Heuchelei, die grade in den Kriegsjahren oft genannt wurde, stößt uns Deutsche ganz besonders ab. Bei einigem Nachdenken wird man auch diesem Manko mit ebensoviel ethischem Widerwillen, wie Verständnis

gegenübertreten können. Der Deutsche gilt mit Recht als ehrlich. Wir brauchen uns da gewiß nicht jedes Individuum deutscher Herkunft als Ausbund von Offenherzigkeit vorzustellen, aber die allgemeine ethisch-völkische Schätzung geht dahin, daß Wahrheit als stärkstes Sittlichkeitsprinzip anzusehen ist, wobei man höchstens eine Notlage als Grund zur Unwahrheit gelten läßt. In England haben sich nun, unter dem Einfluß merkantiler Moral, in dieser Beziehung von den unsrigen gänzlich abweichende Anschauungen herangebildet. Man erkennt dem Anderen nicht ohne Weiteres ein Recht auf Wahrheit zu, wenn auch das Wahrheitsprinzip natürlich in der Öffentlichkeit ebenso **pro forma** aufrecht gehalten wird, wie in anderen Ländern. Das ist des Landes der Brauch, kommt natürlich in erster Linie auch in der Politik zum Ausdruck, und kein Mensch verzieht deshalb auch nur eine Miene. Man kann da gradezu von einem Recht auf Unwahrheit sprechen. Nach unseren Begriffen ist das verwerflich, aber unsere Vorstellungen sind schließlich nicht maßgebend für ein Volk, aus dessen Organismus heraus sich diejenigen Ideen und Anschauungen bilden mußten, die es hat und die durch keine wie immer geartete Kritik aus der Welt zu schaffen sind. Gradesowenig wie ich Physis und Psyche eines Einzelindividuums nach Gefallen umformen kann.

Ein beliebtes Kapitel während des Weltkrieges bildet die Entrüstung über mangelhafte Leistungen unserer Diplomatie vor dem Kriege. Nach dem oben Gesagten dürfte es nicht schwer fallen, den Grund dafür, daß viele von diesen „Staatskünstlern" versagten, nicht immer nur in deren geistiger Unfähigkeit zu sehen, sondern in den allzuoffenen Karten, mit denen sie spielten, in dem Mangel an Verschlagenheit, der allzeit zu großen Naivität und unbewußten Wahrheitsliebe. Ohne Zweifel muß zugegeben werden, daß die Angehörigkeit zur Adelskaste nicht an und für sich intellektuell befähigt, schwierigen Ämtern, wie es die der Diplomaten sind, gewachsen zu sein, und es sind gewiß viele Dinge vorgekommen, von denen sich die Herren, selbst unter Berücksichtigung ihrer nationalen Eigenart, nie werden weiß waschen können. Aber: es kann jemand klug sein, dabei aber garnicht schlau. Das ist des Pudels Kern. Wir hätten also, um das Problem auf eine einfache Formel zu bringen, festzustellen, daß das Diplomatenhandwerk dem Deutschen nicht so liegt, wie rein merkantilen Völkern, daß seine Gradheit ihm bei dessen Ausübung oft einen Strich durch die Rechnung machen, ihn nicht diplomatisch handeln läßt.

Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, die an sich sittlich aufs höchste zu wertende Eigenschaft der Ehrlichkeit irgendwie zu unterschätzen. Aber (und da kommen wir zu dem praktischen Denkfehler des Deutschen) alles, was sittlich ist, ist nicht diplomatisch. Wir müssen mit den politischen Verhältnissen rechnen, wie sie jetzt sind, und nicht, wie eine sittliche Weltanschauung sie vielleicht einmal gestalten könnte. Man sagt, bei einem Vertrag ist einer immer der Betrogene. Der Begriff Handel kann ebensowenig je mit ethischen Vorstellungen in Einklang gebracht werden, und wenn ein Volk (teils wegen seiner geographischen Lage, teils

aus anthropologischen Gründen) homogen-kommerziell empfindet, wie die Angelsachsen, so kann seine praktische Sittlichkeit als Produkt seiner Wirtschaft garnicht anders aussehen, als die englische Heuchelei, die rein sittlich abstößt und rein praktisch doch so große Erfolge erzielt hat. Der Unterschied zwischen kaufmännischem Denken und intellektuell-abstrakter Arbeit wird uns ja schon im eigenen Lande klar genug, wenn wir den Hamburger Großkaufmann (dessen Empfinden wahrlich nicht so erheblich abweicht von dem eines Londoner Cityman) mit dem Denker einer kleineren Universitätsstadt oder einem Beamten vergleichen.

Wie himmelweit sind andererseits unsere Nachbarn, namentlich die romanischen Völker vom Verständnis unseres deutschen Wesens entfernt. Eine Kluft des Empfindens trennt uns, die überhaupt bei allen Rassefragen in allererster Linie in Betracht kommt. Die deutsche Herzenswärme wird uns erst recht klar, wenn wir die kühl-rationalistische Natur des Franzosen und die gutmütige, aber jenseits aller Emotion liegende rechnerische Seele des Angelsachsen analysiert haben, um uns bewußt zu werden, daß demgegenüber etwas unser ureigenstes Besitztum ist, was sicher nicht in West- oder Süd-Europa seines Gleichen hat; und was uns auch in Kunst und Schrifttum weit hinaushebt über die Grenzen des Begreifens von Seiten anderer Völker: die deutsche Seelengröße! Man soll sich gewiß angesichts dieser Seite der Überlegenheit deutschen Wesens sehr hüten, in völkischen Größenwahn zu verfallen. Aber all das, was wir mit Innerlichkeit, Vertiefung, tiefe Empfindung, Herzlichkeit, inneres Lachen und Weinen, Begeisterung, ehrliche Überzeugung, Kraft seelischen Erfassens 2c. 2c. zu bezeichnen suchen, weckt leider weder beim Franzosen, noch beim Engländer ein Echo. Es bleibt ein fremder und für die Anderen unsichtbarer Faktor. Hierin liegt ein gut Teil der Tragik unseres Nichtverstandenseins und des Hasses gegen alles, was deutsch ist. Dasselbe Verhältnis wie zwischen zwei Einzelmenschen, von denen der eine starke Entwicklung des Gefühlslebens, der andere schlau-berechnende Überlegung aufweist. Derartiges in präziseste Worte fassen zu wollen, ist immer gefahrvoll. Es werden einem leicht allerlei Verallgemeinerungen untergeschoben, an die man nie gedacht hat. Diese Vorwürfe sind so billig, und es widerstrebt einem fast, auch hier auf die Selbstverständlichkeit hinzuweisen, daß man vom Nichtvorhandensein dieser besonders deutschen Innerlichkeit bei einer Unzahl Deutscher felsenfest überzeugt ist. Das kann ja angesichts der durch die Jahrhunderte dauernden Rassenmischungen garnicht anders sein. Aber die über deutschem Land schwebende heimliche Musik, ein sich kaum an die rauhe Oberfläche wagender unversiegbarer Strom innerer Leuchtkraft, die ehrliche und tiefe Glut seelischen Schauens — — das ist für die anderen Völker Schall und Rauch, und es wäre eine Torheit ohne Gleichen, diesen letzten, vorläufig überhaupt nicht überbrückbaren, Unterschied wohlmeinend anderen zu „erklären“. Es wird zunächst wieder nur die kleine Zahl reicher universeller Geister sein, die freudig-ahnend mitwandert, deren Herz in der oberen Oktave neuen und herrlichen Erlebens sympathetisch mitschwingt.

Nur eines der uns jetzt bekämpfenden Völker: die Russen, sind unseren Empfindungen annähernd wahlverwandt, und dies kommt durch Blut- und Pulverdampf immer wieder dunkel auch denen zum Bewußtsein, die sich mit dem Problem sonst gewiß noch nicht eingehend beschäftigten. Wer weiß, ob dereinst hierin nicht eine größere Garantie zukünftigen Weltfriedens zu sehen ist, als in allen Diplomaten-Künsten und Rüstungen?! —

Constantin Brunner: Zum fünfundfünfzigsten Geburtstage.

Constantin Brunner hat manche an- und sich nachgezogen wie Gutes; andere abgestoßen, als wäre er Böses in der Welt. Nun wird er fünfundfünfzig Jahre, und dürfte an der Zeit sein für ein ernstes Wort über eine Tätigkeit, die so entschieden entgegengesetzte Wirkungen hervorgerufen hat. Und da zweifelhaft, ob ein andrer damit kommt, so kommt er selbst und will denn vor allem sagen, was doch ein andrer nicht sagen könnte: wie er in sich sich merkt und sieht und wie es mit seinem Schaffen hergegangen.

Von der Kindheit muß ich beginnen, von zwei Träumen, eigentlich einem Traum, der das ungeheure, das einzig eine Erlebnis meiner Kinderseele gewesen und in welchem die ganze heilige Menschheit dem zuhörte, der jetzt nur eine gar winzige Gemeinde besitzt und auch für alle Menschen zu reden, als er wirklich redete, in seinem Gewissen so außer Stande sich fand. So außer Stande, daß er vielmehr das Buch von den zweierlei wesentlich verschiedenen Menschen schreiben mußte und, der Mann Eines Buches, nichts schrieb als dieses Eine Buch. Die alles von mir Geschriebene kennen, die wissen es so, daß alles, was ich geschrieben habe, das Eine Buch ist: die Lehre von den Geistigen und vom Volke.

Und mein Traum — viel mehr doch als ein Kindertraum. Vielleicht sogar, trotz des anscheinenden Gegensinnes zu meiner späteren Überzeugung, mein Gedanke? Denn jeder Mensch hat seinen besonderen Lebensgedanken, und den hat er schon als Kind; den hat das Kind im Herzen. So war mein Traum.

Doch ich muß vorher noch sagen, wo ich ihn träumte. In der Hauptkirche meiner Vaterstadt Altona. Diese Kirche schien mir als Kind das Schönste und Bedeutendste der Welt. Sie war mir den ganzen Tag vor Augen, denn wir wohnten am Kirchplatz, und ich hatte sie sehr lieb. Ansehen war nicht genug, sie mußte immer wieder gemalt werden, was in

manchen Zeiten tagtäglich geschah, gelegentlich auf riesengroßen Bogen Papier — zu Geschenken. Malen, das hieß: zeichnen und antuschen. Ich bin ohne Begabung zum Zeichnen und ohne Trieb dazu, aber als Kind zeichnete ich immerwährend Schiffe, Schiffe, Schiffe auf dem Wasser und meine Kirche mit dem Turm, dem spitzen Turm so freundlich kupfergrün und obendrauf die Pracht der goldenen Kugel und Fahne, wie Sterne des Tages an der blauen Himmelspracht. In dieser Kirche also saß ich; es war an einem drückend heißen Sommertage. Ein näselnder Prediger sprach, die Gemeinde war stumpf und schläfrig, über mich aber kam es wunderbar; da alles sich verwandelte. Auf der Kanzel stand nicht mehr dieser Prediger, auf der Kanzel stand ich und predigte der Gemeinde, die in trunkener Begeisterung sich erhoben hatte und größer und größer anwuchs — die Mauern der Kirche rückten weiter, immer weiter hinaus — unabsehbar stand die Menschenmasse in der unabsehbaren Kirche, und ich sah und umfaßte sie doch ganz — es waren alle Menschen der Welt, kein einziger Mensch fehlte. Über ihnen allen war Feuer, das aus meinem Munde ging, und dieses Feuer war Gott. Die Liebe war so unaushaltbar süß und furchtbar, daß ich wie starb; bis mein Herz im Weinen sich löste. Ich mag noch nicht dreizehn Jahre gewesen sein, als ich diesen Traum oder diese Ekstase hatte; und ganz ähnlich wiederholte sich's einige Jahre später im Theater, wo ich plötzlich auf der Bühne stand, gewaltig redend, und abermals die Zuschauer zur ganzen Menschheit wurden, Eines mit Gott.

Eigentlich aber ging ich meine ganze Jugendzeit im Träumen hin und in einer stillen, inneren Heiligung, immer ganz gewiß, daß mir vorbehalten sei, die Menschheit bis auf ihr allerletztes Glied selig in Gott zu machen. Denn ich wußte, es gab unfromme und gottlose Menschen. Ich aber würde dereinst so reden, daß sie alle umkehren müßten. An meiner Berufung zweifelte ich keinen Augenblick; doch niemand braucht darum zu glauben, daß ich ein verwegener Knabe war, stolz und überheblich. Es träumt wohl auch einem Bettler, er sei ein König, und er wird deswegen noch nicht anmaßend gescholten. Findet man dennoch mein *beständiges* Träumen von so goldenen Dingen einer ganz ungemeinen Wirksamkeit bedenklich und hochfahrend, so soll man noch wissen, daß daran das Gegenteil gehängt war: äußerste Bescheidenheit, womit ich beständig in das Niedrige fuhr. Ich bin das anspruchsloseste, schüchternste, verschämteste, „blödeste" Kind gewesen, ehrfürchtig vor *jedem* Menschen (wahrhaft überirdisch erschienen mir Geistliche und Polizisten), mit ungeheuren Vorstellungen von der Schwierigkeit des Erwachsenseins und überzeugt in einem Lebensvorgefühl von meiner Unfähigkeit zu allem und jeglichem, und daß auch nicht ein Fleckchen Tauglichkeit in mir sein würde zu Solchem, was der schwächste und geringste Mensch zu leisten vermochte; ja ich hielt mich im wörtlichen Sinne für unwürdig der

menschlichen Gesellschaft, so daß ich verwundert war und meinen Ohren nicht glaubte, wenn man mich als dazu gehörig betrachtete und so einmal von meiner Zukunft sprach. Das konnte nicht ernstlich gemeint sein, ich hatte keine Zukunft, im Grunde wußten sie, daß ich „ein Schlemihl" sei zu allem. Schlemihl — das war das fürchterlichste der Wörter, obwohl man es nur selten zu mir sagte. Aber man hatte es doch zu mir gesagt, und wem und über wen es nun gesagt wurde, es galt nur mir, es war nur meinetwegen da. Als mein Vater einmal Chamissos tiefsinnige Geschichte vom Peter Schlemihl las, während dieser Tage hätte ich mich verkriechen mögen; und nun wurde immerwährend dieses Wort im Munde geführt, und alle im Hause lasen die Geschichte. Aber mich hätten keine zehn Pferde an das grauenhafte Buch bekommen. — Lob und Auszeichnung m e r k t e i c h n i c h t; die rührende Fürsorge meines ebenso gelehrten und weisen wie zärtlichen Vaters, die Freundschaft, die Achtung, die er dem Kinde erwies, und die Liebe meiner selber kindlichen (bis an ihren Tod mit neunundsiebzig Jahren kindlich gebliebenen) Mutter — das waren meine Eltern, die Engel meiner Jugend, die mir alles überblümten; aber es wurde von mir nicht weiter mit in Rechnung gebracht als in das Debet, mein Credit wurde nicht stärker davon; und ich fühlte mich, trotzdem ich darin so gehegt war, doch oft genug aus dem Nest gefallen. Zumal ich aufs Äußerste empfindlich war gegen Tadel; bei dem ich aber, zu dem Schmerz, die Wollust der Wahrheit kostete. Ich hatte einen vortrefflichen Lehrer (Dr. Breuning), dessen Liebling ich war, den ich in seiner Wohnung besuchte und auf Spaziergängen begleitete, und der einmal in der Schulklasse zu mir sagte: Ja du mit deiner schwarzen Seele! Ich hätte, schon aus der Gelegenheit und den Umständen, wissen müssen, daß er das Gegenteil meinte, aber „die schwarze Seele" hat mich Jahre lang Tag und Nacht gequält, und ich will nur bekennen, daß ich noch jetzt manchmal aus dem Schlaf aufschrecke mit dem Wort von der schwarzen Seele. Jeder Tadel war mir absolut, meine ganze Existenz verneinend und vernichtend. Niemals verteidigte ich mich; auch mit einem irrigen Vorwurf hatte man recht und ergriff nur die Gelegenheit zur Klage über meine garstigen und lächerlichen Mängel, meine Unbrauchbarkeit, meine Überflüssigkeit in der Welt, meine Nichtigkeit und Schlechtigkeit. Mit jedem Tadel wollte man mir zeigen, daß man meine schwarze Seele gar wohl kenne; jeder Tadel i s o l i e r t e m i c h v o n d e n M e n s c h e n a l l e n und bedeutete die Vorhersage, an die ich als an Selbstverständliches glaubte, daß ich mein Leben lang nichts erlaufen und nichts erhinken könnte, alles pimpelich verpassen und versäumen und jeder mich für einen Taugenichts halten müßte; kein Hund würde ein Stück Brot von mir nehmen. Alle Menschen waren richtig und dachten gerecht, indem sie dachten, daß ich allein nicht richtig war. Und trotz all dem auch war mir meine Berufung selbstverständlich — der Mensch, und

also auch das Kind, verträgt in sich Einem gar Vieles nebeneinander; mir lag noch obendrein eine bedeutende weltliche Tätigkeit ob, die viel Zeit erforderte: ich habe Armeen kommandiert und die größten Schlachten der Weltgeschichte geschlagen — mit Papiersoldaten und einer Erbsenkanone —, in der heißesten Begeisterung die Friedrichs des Großen, meines noch heute innig geliebten Helden, der auch meines Vaters Held gewesen; es verging kaum ein Tag, wo nicht wir Beide, mein Vater und ich, Friedrich den Großen miteinander hochpriesen. Bei Allem aber und hoch über Allem stand das Eine: meine geistige Berufung für die Menschheit. Sie war selbstverständlich, ebenso wie über sie zu schweigen; und gar nicht störte mich weder das geschilderte gegenteilige Bewußtsein der gänzlichen Aussichtslosigkeit zu irgend welcher Leistung noch die Enge und Prosa meiner Umstände und meines Lebensganges, und daß, so viel ich voraussah, nirgendwo eine Brücke sich zeigen wollte zur Verwirklichung eines so großen Ideals. In meinem Traum waren, wie so oft in Träumen, alle Schwierigkeiten überwunden. Mein Ideal empfand ich nicht als mein Ideal, meinen Traum nicht als Traum. Mein Traum war mein eigentliches Etwas, mein Etwas und mein Alles, mein Leben hingegen war das Nichts, welches ich träumte als Lust und Schmerz, oft mit deutlichem Bewußtsein des Träumens (so daß zu meinen unmittelbaren Gefühlen oft noch ein andres, widersprechendes, sie leugnendes Gefühl sich regte und ich tatsächlich bei manchem meiner Erlebnisse gar nicht dabei war); und wie wenig wir die Träume der Nacht in unsren Tag bringen, so wenig ging der Traum da eines Lebens meine Wirklichkeit an.

Dieses mein wahres inneres Wirklichsein aber trat, je mehr ich heranwuchs und aus dem Jünglingsalter in die Jahre kam, die bei andern die reifen genannt werden, immer mehr hinter das Leben und in die Tiefe der Seele hinunter. Von außen angesehen mußte mein Leben (bis auf das Einzige, daß ich eifrig meine Kenntnisse zu mehren strebte) ganz in Äußerlichkeiten aufgegangen scheinen, ohne daß ich doch in Wahrheit ein Verhältnis zum gewöhnlichen Leben und Treiben finden konnte noch auch zu einem außerordentlichen Tun mich emporbrachte. Ich war — wegen dieser Schwebe zwischen dem Innen und dem Außen — noch lange Jahre der ersten Mannheit unreif, mehr im Blühen als eine Frucht, im Zwitterzustande unentschiedenen Wesens und ohne jedes Wollen, ohne jedes Suchen nach Mitteln zu irgendwelchem Ziel. Bei völliger Seelenzufriedenheit. Denn wirklich in der Schwebe fand sich die Seele zwischen Innen und Außen, nicht hin und hergeschickt vom einen zum andern. Daher sie ungeduldig war so wenig wie geduldig und kannte kein Wünschen und Sehnen und kein Verzagtsein, keine Selbstquälerei, keine Zerrissenheit, keine Anklage weder meiner noch der andern; die mir allesamt recht und gleich vorkamen ohne Unterschied der Stände und des Bildungsgrades (zum Entsetzen mancher!), die mir alle mehr

oder weniger lieb waren, und die ihrerseits mich liebenswert fanden, dazu unterhaltsam, anregend, wohl auch versprechend für die Zukunft — ein Philosophieprofessor würde ich werden, und manche verhießen noch den Zuschuß: obendrein in den Reichstag kommen! Ich muß fast lachen; wie ich damals sehr lachen mußte, aber ich kann versichern (und darum wurde mir dieses Lachen nicht zum Feinde und von keinem übel gedeutet): ich lachte auf die unschuldigste Weise, nur weil es mir unbeschreiblich seltsam und so gänzlich fremd vorkam, mich hineinzudenken in die allgemeine Ordnung, und weil ich immer noch erstaunt war, daß man mich wach hielt im wirklichen Leben. Konnte das möglich sein, merkten sie nicht mein Träumen, und ist denn nicht wahr, daß, wer an seine Träume glaubt, sein ganzes Leben schläft und dämmert? —

Auf naive, ganz mich einschränkende Weise habe ich niemals, so weit ich zurückdenken kann, an meine dingliche Existenz g e g l a u b t; ich kam mir wohl vor wie ein Tröpfchen im Ozean, wußte aber dabei auch immer, daß das nicht eigentliche Wahrheit sei und g e g e n d i e s e die Vorstellung von meiner verschwindenden Kleinheit wie gar keine Vorstellung. Lange bevor ich in strengerer, reflektierender Art zu denken vermochte, war mir jener eben berührte Hauptgedanke des Denkens (von der Relativität der Existenz) in allem Bewußtsein, wenigstens gefühlt und unsichtbar, der Grund des Bewußtseins — ganz stark so schon in Kindertagen während der Unterhaltungen mit meinem Freunde, dem Schuster Knoop, unten im Schusterkeller in der Grünen Straße. Dieser Schusterkeller war der Philosophierkeller, und der liebe Philosoph Knoop bedeutete eigentlich das erste Lichtzeichen auf meinem Wege. Der Philosoph Knoop war ein kleiner, finster freundlicher Mann, der aus breitem, schlohbleichem Gesicht so eigenartig sprach, wenn er im Zusammenhang das eigentlich Seinige sprach. Was für ein Philosoph er gewesen — ob ein kleiner Jakob Böhme oder ein großer Simon Skytotomos — das kann ich heute nicht mehr sagen: auf jeden Fall war er ein ungewöhnlicher Mann; d e n n e r w u ß t e s e i n e n B e r u f z u i d e a l i s i e r e n, u n d w o v o n s e i n e R e d e b e g a n n, s i e e r h o b s i c h s t e t s i n d a s A l l g e m e i n e u n d B e g e i s t e r n d e. Wenn er nun so sprach, hielt er oft inne mit Hämmern, Klopfen, Nähen und reckte den Kopf vor wie zum Anrennen damit, und dann kamen die Worte so weich, als kämen sie nicht aus dem Munde, nur durch den Mund, und heraufgebracht in Verschleierungen, mystisch schwer und fanatisch; daß man erschrak, erstaunte und, gebannt, nur immer mehr hören wollte. Der Philosoph Knoop war der einzige Erwachsene, der so und Solches sprechen konnte, mit einem Worte: der einzige, der philosophierte; der mit mir philosophierte und mit dem ich philosophierte, als ich noch nicht wußte, daß wir philosophierten; und er wußte es auch nicht. So wie ihm habe ich später keinem Philo-

sophieprofessor zugehört, und kein Philosophieprofessor hat bis jetzt mir zugehört wie damals der Schuster Knoop, obwohl wir beide keineswegs immer die Philosophie über denselben Leisten schlugen. Aber es war uns beiden frommer, sachlicher Ernst, und wir hatten uns lieb mit Freuden in sonderlicher Freundschaft — der Flickschuster Knoop war der einzige Mensch, der mir nicht in solcher Entfernung erschien wie die andern alle und dem ich mich manchmal fast ebenbürtig hielt, so daß vor ihm ich Mut fühlte, aus eigener Kraft und Freiheit zu flattern und eine abweichende Meinung gegen ihn zu bestehen. Unvergleichliche Stunden, aufregend und beglückseligend, lebte ich in der Schusterstube, die aussah wie eine Alchimistenwerkstatt, vor der Schusterkugel, dem leuchtenden Symbol der Wahrheit; das geheimnisreich Bedeutendste aber war, daß man durch das Kellerfenster von den oben auf der Straße vorübergehenden Menschen nur die Beine und Füße sah und dazu entweder nur Tritte oder abgebrochen verständliche und ganz unverständliche Reden ans Ohr drangen. Ich habe später bei Platons genialem Mythos von der Höhle und den Schatten der oben sich hinbewegenden Menschen immer an den Kindesblick auf diese vorüberziehenden Beine und Füße denken müssen und wie ich dabei dasselbe Gefühl und die gleiche Seelenstimmung gehabt hatte, welche nun der Höhlenmythos in mir erweckte.

Diese Seelenstimmung des Erkennens war jederzeit gegenwärtig in mir auch in den Jünglings- und ersten Mannesjahren, aber sie überwog damals die reflektierenden Einzelgedanken; mein Denken ging hin wie ein Fluß ohne Wellen, oder die Gestalten der Wellen verschlangen eine die andre. Ich hatte das Ganze, aber nicht in den Einzelheiten mit Unterschieden und Zwischenräumen, und darum hatte ich auch das Ganze nicht. Das Ganze des Denkens drehte als Ganzes sich in sich selber herum, war noch nicht herausgetreten in besondere Gedanken, die Verhältnis untereinander gewinnen und aneinander sich halten können, wodurch erst das Ganze als Einheit bewußt wird. Ich dachte im Grunde des Lebens immerwährend an den Grund meines Lebens, aber in der geschilderten Art, daß es war, als wenn ich auch daran nicht dachte und überhaupt nicht dachte; und es fehlte Verbindung dieser Gedanken mit meinem Tun und Lassen, welches mir ebenso neutral und außerhalb in der Entfernung vorkam, wie die Ordnung der Gesellschaft, daran ich keinen Anschluß hatte und keinen Hang noch Verlangen des Anschließens und zu ihr weder Ja noch Nein sagte. Denn auch auf diese Ordnung und die Zustände der gesellschaftlichen Allgemeinheit wendete ich meine Gedanken nicht an; und doch war die theoretische und praktische Anwendung mein ganzer Sinn, und ich wußte nichts andres zu wollen. Nie sprach ich davon, nachdem ich ein oder zwei Mal erfahren hatte, daß es mit dem Sprechen davon mir nicht von den Lippen wollte, daß die so oft und bereits so klar gedachten Gedanken vor den Andern zu

Nebeln auseinandergingen, daß ich alsdann das Eigenste reproduzierte wie das Fremdeste, mir nicht Faßliche, mir nicht Gehörige, mir nicht Natürliche, — ich kam mir damit vor wie mit einer Perücke von Haaren, die freilich meinem eigenen Kopfe ausgefallen waren. Seitdem wandelte mich's kein einziges Mal wieder an zum Versuch einer Äußerung; und ich hatte nicht nötig, einen Stein in den Mund zu nehmen, um zu schweigen. Die Andern konnten sich nicht und ich konnte sie nicht träumen lassen, was ich träumte — wie quälend war mein Versuch des Redens gewesen: ein Reden in die absolute Stille, in das Nichts. Nur nicht dieses Nichts, diese Stille, — da war lieber ich still als die Stille, ob nun auch die mich nicht kannten, die mich zu kennen glaubten; denn wenn ich dir bekannter bin als meine Gedanken, dann bin ich dir nicht bekannt .... Von einem Unterschied aber zwischen meinem Denken und ihrem Denken — davon wußte ich nichts, trotzdem er immer vor mir war; ich dachte tatsächlich nicht über das, was ich doch wußte, und dachte hinweg über den jetzt freilich ganz offenbar bestehenden Unterschied und vorhandene Scheidewand zwischen meinem Denken und ihrem Denken. Daß dies Alles so war, lag an der Art meines damaligen Denkens oder Nichtdenkens: es war das Denken ohne Gedanken, die Theorie war noch nicht hell und bündig genug, oder ich weiß nicht, wo sie mir saß, daß ich von ihr so rein gar nichts hinübertrug in die Praxis. Meine Theorie vom Leben, meine Wahrheit des Lebens war in mir wie etwas Zukünftiges — ja, darum war es, daß mir das ganze Leben der Menschen wie nicht Gegenwärtiges erschien, wie etwas in weiter Entfernung Vorhandenes, wie etwas mich von sich Entfernendes. Und trotzdem. Das Einssein mit den Menschen allen war mir trotzdem felsengewiß, und so auch das Einswerden mit ihnen allen, sobald ich nur erst die Krafttat der Rede würde vollbringen können. Ich verstand noch nichts von Natur, Bedeutung und Gebrauch der Sprache, so grundverschieden bei den zweierlei Menschen von innerlich verschiedener Art; ich gewahrte noch gar nicht den Mißbrauch der Sprache durch die Volksliteraten, Literatur der Zeit genannt, und daß, wer neben diesem Sprachmißbrauch noch Herz und Natur, Gewissen und Gedanken äußert, völlig ausgesperrt ist aus der Zeit; ich glaubte noch an die Allmacht des Wortes, des klaren. Wenn ich das hätte, damit wäre ich der Menschenfischer, der sie alle fangen müßte in die Herrlichkeit. Es war ganz gehörig, daß jetzt ich von jedem für wahnsinnig müßte gehalten werden, dem ich mich hätte eröffnen wollen, aber dereinst würde ich ihre Herzen in meiner Gewalt haben, sie waren mir alle gewiß, mein Stern war mir gewiß und treu; ich brauchte nichts dazu zu tun, und was könnte ich denn tun — ich? Es war ja gar nicht dieses Ich! Dieses Ich (dieses empirische Ich meiner relativen Existenz) war mein Traum. Ich hätte damals schon ihn austräumen, ich hätte ruhig sterben können damals wie heute, ohne mein Buch geschrieben zu haben —

mein Buch war mein Leben, mein lebendiges, ich wäre nicht als ein Toter gestorben sondern in der Ewigkeit, im inbrünstigen Bewußtsein der Ewigkeit, und kein Gedanke hätte dem Sterbenden weh getan: Du hast nicht gemacht, was du solltest und wolltest! Nicht gemacht so gut wie gemacht — ich war jubelglücklich und merkte gar nicht, daß ich nie machte, was ich doch immer machen wollte; so wie ich später — trotz Anstrengung und Mühen dabei — nicht merkte, daß ich es machte.

Glücklich war ich, und nichts tat mir weh als Eines auf besondere Art: Ich ging ja um, mehr als mit den Menschen meines Umgangs, meiner Freundschaft, meiner Neigung, so lieb und köstlich die mir waren, so sehr ich ihnen und ihrem Dienste mich hingab — mehr als das Liebste und Köstlichste galten mir und lebendiger als die lebendigen Menschen meines Umgangs waren mir Sokrates, Christus und Spinoza. Aber zu keiner Zeit in den damaligen Tagen konnte ihr Wort mir erquicklich werden, ohne daß zugleich von ihrem Schicksal mein Blut mir wehe tat — heimlich und seltsam tat mein Blut mir wehe nach ihrem Schicksal, als wäre ich um ihretwillen verpflichtet, es ebenso zu erleben; und ich schämte mich meines Friedens mit den Menschen, die an den Geliebten und Gesegneten so getan hatten. In diesen Stunden ging immer ein Schatten, nicht zwar über meine Liebe zu den Menschen allen, aber über meinen Glauben an sie und an mich, und ein Schaudern überkam mich vor der Nähe der Wahrheit.

Über den weiteren Lauf und endlichen entschiedenen Durchbruch könnte nun ein Brief sprechen, den ich vor einigen Jahren, auf sein Ersuchen um Nachrichten über Persönliches, einem ausgezeichneten Manne schrieb, der mir mit Wärme entgegengekommen war. Ich will versuchen, diesen Brief zurückzubekommen und muß so lang mit Weiterschreiben aussetzen. — Ich habe ihn bekommen (er ist vom März 1910) und sehe, daß manches darin lautet, einige Ausdrücke sogar wörtlich, wie hier von mir niedergeschrieben wurde. Erst recht lasse ich stehen, was stand, und teile aus dem Brief das Hergehörige mit:

„Wie klingt in Ihren Zeilen ein so warmer Ton des Herzens, und Ihre „aufdringliche Frage" ist gar lieb. Doch läßt sich so in der Kürze über meinen Lebensgang nicht sprechen. Was soll's auch Ihnen, der lesen kann? Ich bitte, lesen Sie. Sind Sie bis ans Ende mit dem, was Sie da jetzt in Händen halten, so wissen Sie mehr über mich, als biographische Daten Ihnen vertraut machen könnten. Oder muß ich doch? Soll ich — Soll ich nicht? Ich weiß ja aber gar keine Biographie, höchstens eine Ideographie! Doch mögen Sie hören, daß ich in jungen Jahren es ungewöhnlich ernst mit der Religion nahm, bis zur letzten, äußerlichsten Zeremonie; bis zu

den störendsten und quälendsten Übungen, für deren lächerlichste ich mich hätte schlachten lassen. Meine Religion war die jüdische, doch lernte ich früh (im ungestörtesten und herzlichsten Verkehr mit Andersgläubigen), daß auch noch andere Religionen waren, sie achten, beachten, und begann verhältnismäßig früh, wie ich es für Gerechtigkeit und Pflicht hielt, mit Vergleichung der Religionen. In der Absicht, „die wahre Religion" anzunehmen, sei es auch die der Feuerländer oder wenn es eine wäre, die vor zehntausend Jahren in Geltung gestanden. Dieser wahren Religion des Einen Gottes sollte mein Leben geweiht sein; denn dem Einen Gott gehörte ich. (Soweit ich meine Kindertage zurückdenken kann, habe ich so gedacht; wozu wohl die oft angehörte, sehr lebendige Erzählung meiner Mutter beitrug von meiner schweren Krankheit mit anderthalb Jahren, wo ich von zwei Ärzten aufgegeben war und in der schreckensvollen Nacht der Entscheidung sie selber in die Apotheke lief, unterwegs, vor Schwäche, fiel sie auf die Steine und lag hin und weinte und gelobte Gott, er müsse mich retten, und ich sollte Geistlicher werden). Ich gehörte Gott und wollte ihm helfen sein Wort verkünden, und suchte „was vielen frommt, daß sie selig werden." Ohne Geschichte und Philosophie kam ich nicht aus und darum studierte ich — an und trotz Universitäten — Geschichte und Philosophie, immer dabei auf die Religionen und die Religion gerichtet; und je mehr ich einsah, daß mit meiner ursprünglichen Absicht nichts werden könnte, desto klarer stieg vor mir auf, wie nun meine Lebensaufgabe in anderem nicht bestehen könne als darin, eine Geschichtsphilosophie zu leisten. Es muß gerade Ihnen . . . . doppelt interessant sein, dies nun zu gewahren, wie das Ganze der „Lehre" hervorgegangen ist aus einer Geschichtsphilosophie, die bereits in meinen Studentenjahren in den Grundzügen da war, und gleich von Anfang war auch da — im Gegensatz zu einseitiger Konstruktion in die Tiefe der Vergangenheit und Zukunft — das auf die Breite der realen Gegenwärtigkeit und vor allem das auf die innerlichen Gedanken, auf das durch alle Zeiten sich gleichbleibende Erkenntnistheoretische und Psychologische der menschlichen Naturen Gestellte; und sofort war da, als Tatsache wie andre Tatsachen, die Zweiung in der Menschheit. Freilich alles dunkel, und ich eilte nicht mit Lichthineinbringen; ich hatte in langen Jahren noch das Vertrauen wie auf meinen alten Gott — ein Vertrauen auf meinen Stern: ohne daß ich um Zeit mich kümmerte, die Zeit würde schon kommen. Ich fühlte nämlich ganz wohl, daß es noch nicht genug klar in mir sei und alles noch äußerlich; und ich lebte auch äußerlich. Schrieb auch schließlich für die Öffentlichkeit Dies und Das, was nicht allzuviel Wert besitzt, dabei aber stets für mich, in endlos neuen Umgießungen, meine Geschichtsphilosophie; wovon ich niemandem zeigte und auch niemandem sprach. Ich fühlte, Das war es noch nicht, dachte eigentlich gar nicht darüber nach, wüßte aber auch nicht, daß ich mich un-

geduldig gefühlt hätte oder verunruhigt über meinen Zustand und über das, was denn endlich werden sollte. Da fügte der Zufall — es mag Ende des Jahres 1894 gewesen sein — daß ich in London war, zum Besuch einer ausgezeichneten und mir über alles teuren Freundin, und mit ihr durch das Britische Museum ging. Aber ich ging nur mit den Füßen hindurch; ich war damals noch ein Kunstbarbar. Plötzlich fand ich mich vor den „Thauschwestern" — ja, hier f a n d i c h m i c h im innerlichen Erleben eines erschütternden Augenblicks, worin ich alle verborgene Wahrheit wunderbar zu schauen vermeinte. Dies war nun der Beginn meiner innerlichen Umkehrung, meiner Umkehr ins Innerliche. Die Seelenbewegung, die ich erfahren hatte (nur noch ein einziges Mal erfuhr ich sie auf gleiche Art wie damals vor dem Kunstwerke: sechs, sieben Jahre später beim Blick von der Stahlheimsklef ins Närötal), war von anderer Art wie jede frühere, ihr ähnliche. Denn freilich war Ähnliches, und jedesmal übermächtig und unwiderstehlich, auch schon früher über mich gekommen, hatte aber religiöses Gepräge gehabt. Dieses nun aber war davon grundverschieden wie Himmel von Hölle oder — in meiner jetzigen Terminologie zu reden — wie Geist von Aberglauben; war klares Schauen in die Tiefe ohne Aberglauben u n d o h n e M y s t i k. Auch war damit nun etwas von nachhaltiger Wirkung in mir erstanden, und zwar so, daß mein Wille entflammt war, nur wußte ich nicht, wozu? Denn es ging noch nicht auf Bestimmtes und Einzelheiten, und ich glich dem aus Blindheit eben sehend Gewordenen, der nur erst Licht und Farben, noch nicht Formen unterscheidet . . . . und damit war zum ersten Mal Unruhe in meinem Leben, tief irgendwo eine Sorge in meinem Bewußtsein wie um etwas, was ich aus der Erinneruug verloren hatte und suchen mußte. Nach ungefähr einem halben Jahre kam mir plötzlich, als fertig in mir Vorhandenes, die Konzeption meiner Lehre von den drei Fakultäten des Denkens und damit stand sogleich, bis ins Einzelne ausgeführt, der ganze Bau (danach ich wieder in meine Ruhe gelangte). Von damals erst fing auch an eine Wirkung von mir auszugehen auf andre, die für tiefere Regung empfänglich sind; und obwohl ich mich damals in meine Wüste zurückzog, in die Wüste Berlin, fanden sich doch (ich suchte nicht, stieß eher von mir) einige hinzu, besonders in der letzten Zeit vor der Veröffentlichung. Ehe 1908, nach vierzehn Jahren Wüste, jene zwei Bände herausgingen, hatte ich eine sehr kleine Gemeinde, die sich — nun, S i e wissen, es ist nicht so, daß gleich bei der Geburt die Könige kommen, anzubeten — die sich seitdem etwas vergrößert hat: von Zeit zu Zeit ein Zeichen, ein Brief der Ergriffenheit und Liebe, einige Besprechungen und Aufsätze — von eigentlicher Wirkung ins Ganze natürlich noch so wie nichts." (Schluß folgt.)

Dr. Maria Grunewald: Was ist uns die Gottheit?

Die Gottesvorstellung des gläubigen Menschen ist, im Sinne der Logik betrachtet, nicht ohne innere Widersprüche. Einmal ist uns Gott die letzte Ursache aller Dinge, der Schöpfer und Erhalter des Weltalles, ohne den nichts geschehen kann. In einer solchen Auffassung Gottes muß auch das Übel seinen Platz haben, und zwar sowohl das sittlich Minderwertige, als auch alles uns verkehrt und widersinnig Erscheinende überhaupt, das wir als Übel bezeichnen. Diese Gottheit steht jenseits jeden Werturteiles, hat etwas Indifferentes und ist vielleicht nicht nur als Urheber zu betrachten, sondern überhaupt mit dem Weltall gleichzusetzen, und wir selber, wie wir nun einmal sind, sind auch ein Teil von ihr.

Die andere Vorstellung faßt Gott als den sittlich Vollkommenen und den das Sittliche Wollenden auf und stellt ihm Sünde und Welt als etwas Unterschiedenes gegenüber. Wer diese Gottheit als lebendige Kraft fühlt und mit ihr durch das Gebet in lebendige Verbindung tritt, der spürt sich von ihr emporgehoben aus niederen, unvollkommenen Zuständen zu einem reinen, überirdischen Leben.

Obwohl nun die beiden Auffassungen zwiespältig gegeneinanderstehen, so sind sie doch beide für das religiöse Leben notwendig. Und was dem Verstande widerspruchsvoll erscheint, kann dennoch durch eine andere Geisteskraft, eine unmittelbare, vom logischen Erwägen unabhängige Einsicht erfaßt werden.

Vor allen Dingen ist gewiß Gott für uns der Heilige, die sittliche Kraft, welche uns erhöht. Sehen wir aber nur in einer solchen Kraft die Gottheit, so fehlt der Allumfasser des Weltalles, und wir müssen dem sittlichen Gott einen amoralischen Weltenschöpfer gegenüberstellen. Doch ist der gläubige Mensch wohl mit Recht überzeugt, daß der heilige Gott zugleich auch der Herr der Welt ist. Nur aus einer solchen Erkenntnis erwächst das vollkommene Vertrauen und die vollkommene Hingabe, welche das Kennzeichen lebendigen religiösen Lebens sind. Der gläubige Mensch nimmt ja alles aus Gottes Vaterhänden und ist sicher, daß auch alles Übel irgendwie ihm untertan ist. Aber der gläubige Mensch ist auch sicher, daß Gottes Wille ein guter und heiliger ist und daß er selber um so näher zu Gott hingelangt, je mehr er sich von jener lebendigen sittlichen Kraft heiligen läßt.

So ist das Erlebnis des gläubigen Menschen. Wie gestaltet sich nun für ihn die Auffassung der Welt, wenn er von der naturwissenschaftlichen Betrachtung des Weltalles als eines Kräftesystemes ausgeht? Da wird einmal die Gottheit die Gesamtheit aller im Weltall überhaupt wirksamen Kräfte

sein oder etwa der Urheber und Beherrscher derselben. Im Sinne religiösen Lebens erscheint mir der letztere Unterschied unwichtig; das Wesentliche ist die Vorstellung des Weltumfassers. Das andere Mal ist die Gottheit eine sittliche Kraft, welche den Menschen durchdringt und heiligt, aber im tatsächlichen Sinne des Wortes als Kraft gefaßt wie jede andere Naturkraft, nicht nur als Gedanke oder Vorstellung. Einmal also das Weltganze, das andere Mal nur ein Teil desselben. Es ist derselbe Widerspruch vorhanden, den wir schon gefunden haben, und auch hier müssen wir uns begnügen. Das Sittliche wird als die höchste und mächtigste Kraft empfunden, gegen welche nichts aufkommen kann und welche letzten Endes alles durchdringt und leitet.

Auf einer niederen Stufe der Entwicklung empfindet der Mensch das noch nicht. Er fühlt sich nur abhängig. Er bemerkt nur Kräfte, welche wirksam sind und sich für oder wider ihn stellen und welche er sich günstig zu stimmen sucht. Allmählich, im Laufe der geschichtlichen Entwicklung, enthüllt sich ihm das Sittliche als das durch jene Kräfte und Gesetzmäßigkeiten letzten Endes Gewollte. Als ein vom bloßen menschlichen Verstande Geleiteter erkennt er nun das Sittengesetz als oberste Verbindlichkeit für seine Handlungen an, als religiöser fühlt er sich von einer sittlichen Kraft durchdrungen und zu einem reineren Leben, das er willig ergreift, hinaufgehoben. Sein sittliches Verhalten gründet sich weniger auf logische Überlegung, als auf unmittelbare himmlische Eingebungen, welche er von einer höheren Macht empfängt. Meister Eckehart sagt darüber: „Du sollst handeln ohne ein Warum". Die versittlichende Kraft wird ihm nun zu dem eigentlich Göttlichen, während allerdings die umfassendere Vorstellung, das Begreifen des ganzen Weltalles als Gott gehörig, nicht ausgeschaltet werden kann.

Ein anderer Widerspruch im religiösen Erleben ist die Auffassung Gottes einerseits als eines willkürlich Handelnden, andererseits als eines gesetzmäßig Wirkenden. Das Gebet, welches einen wesentlichen und unausschaltbaren Bestand des gläubigen Lebens bildet, scheint die Gottheit als willkürlich handelnde und durch Zureden zu bestimmende Person aufzufassen. Und doch ist es nicht nötig anzunehmen, daß eine solche Auffassung zwingend aus der Anerkennung der Möglichkeit des Gebetes sich ergeben muß. Wir können zwar nicht anders verfahren, als uns an eine gleichsam anthropomorphe Gottheit wenden; unsere Sprache, unsere Begriffsbildung, unsere ganze seelische Veranlagung läßt ein anderes Verhalten nicht zu. Aber wer das Gebet und seine Wirkungen selbst erlebt hat, der wird wissen, daß die Worte etwas Äußerliches sind, in ähnlicher Weise nur notwendiges Hilfsmittel wie ja auch bei jeder Denkarbeit. Das Wesentliche ist das Verlangen und das Streben, sich mit jener heimlichen Kraft, die wir Gottheit nennen, in lebendige Verbindung zu setzen. Daher hört, wie Meister Eckehart sagt, das

Gebet bei jener letzten Vereinigung auf. Es hört aber auch das logische, menschlich vernünftige Denken auf. Dennoch ist, was übrig bleibt, nicht ein Nichts, sondern das Stärkste, Gewissseste, Tatsächlichste, das man überhaupt erleben kann. Man ist erfüllt vom heiligen Geiste, wie die christliche Kirche sagt, oder, wie man wohl entsprechender sich ausdrücken kann, von der Gottheit selbst.

In diesem höchsten Erleben nun erscheint Gott doch nicht eigentlich als willkürliche Persönlichkeit, sondern als gesetzmäßig wirkende Kraft, welche uns durchdringt.

Der Vergleich mit anderen Naturkräften liegt nahe. Auch sie wirken gesetzmäßig und auch ihre Gesetzmäßigkeiten kann der Mensch durch willkürliche Maßregeln sich untertan machen. Aber die Gleichung ist nicht vollkommen. Wir machen uns Gott nicht durch die willkürliche Maßregel des Gebetes untertan. Würden wir so denken, so wäre es vergebens, nach Gott zu verlangen; er würde sich nicht zu uns wenden. Nur die äußerste Demut, nur die vollständige Entblößung von menschlicher Macht, menschlichem Wissen und Können, die Ergebung in einen unfaßbaren höheren Willen macht die Seele fähig, Gott zu empfangen. Aber eine solche Seelenverfassung ist eine wohl sichere Vorbereitung für das Nahen Gottes, und so scheint wiederum ein gesetzmäßiges Wirken vorhanden.

Wem das logische Denken als das Wertvollste am Menschen erscheint, der wird auf die so widerspruchsvolle Auffassung der Gottheit durch den gläubigen Menschen herabsehen. Man spricht von einem, niedrige menschliche Zustände kennzeichnenden „mythischen" Denken, welches, der logischen Zucht ungewohnt, willkürliche Sprünge auf Grund zufälliger Gedankenverknüpfungen macht. Auch das religiöse Auffassen hat man geglaubt mit dieser anfängerhaften Denkgewohnheit auf eine Stufe stellen zu können. Indes erscheint es mir als sicher, daß es sich bei entwickeltem religiösen Leben denn doch um eine andere Geisteskraft handelt. Nicht um zufällig zusammengeworfene Gedanken, sondern um eine Einsicht, die höher ist als „alle menschliche Vernunft". Nicht um einen menschlichen Geist, welcher noch nicht zum logischen Erkennen hinaufgelangt ist, sondern um einen, welcher sich darüber hinaus erhebt und Zusammenhänge schauen kann, welche dem logischen Denken verschlossen bleiben. Auch William James urteilt in seinem Buche „Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit" (Dtsch. Ausg. Leipzig 1907. 1914), ähnlich über den Wert des religiösen Erlebens. Es handelt sich meiner Meinung nach um eine Einsicht, ein Gefühl des Weltzusammenhanges, des Eingeordnetseins des eigenen Ich in das All. Aber in diesem Weltall wird ein Richtung nehmender Drang gespürt, welcher als das eigentlich Göttliche unser ganzes Wesen zu einem Ziele hinleitet.

Fritz Alfred Zimmer:
Das Vermächtnis der Toten.

Und noch immer steht die Welt in Krieg und Brand.
Unverwandt
Und nur tief verhalten geht ein Witwenwimmern
Und ein Waisenweinen weit im Land.
Unsichtbare harte Hände zimmern
Särge auf Särge
Für die Männer und Knaben,
Graben
Pferche auf Pferche. — —

Ich glaube, in sternstiller Nacht
Sind draußen schon oft die toten Helden erwacht:
Sie lauschen. Und schauen sich an und staunen dabei,
Daß immer noch Feindnot und Blutgeschrei
Auf der vertierten Erde sei.
Dann sitzen, als müßt' es so sein,
Die toten Helden in endlosen Reih'n
Auf ihren Gräbern im Mondenschein.
Es zaudert leise ein Stimmlein hervor;
Dem eins sich verschwistert. Und bald wächst ein Chor
Erstarkt über die nächtliche Erde empor:
„Schwer ist der Tod. Doch im Kampfe zu fallen
Fürs Vaterland ist noch der beste von allen.
Was kühn die stürmende Seele vollbracht,
Träumt jauchzend sie weiter durch ewige Nacht
In heldischem Schlummer zu siegreifer Pracht!
Deutschland bleib einig! Deutschland halt durch!
Bau kampftreu und stolz deine herrliche Burg
Und laß uns, die sternstillen Schläfer, nur immer
Noch träumen von völkischem Glanz und von Schimmer!
Du Schwertvolk der Wahrheit: Grimm und Krieg!
Denn deine Helden starben für den Sieg!"

So klingt es.
Und dringt es
In Steinstadt und Scholle, in Welle und Wind.
Und jeder fühlt und sinnt.
Und trägt mit gesteigerter Kraft
Die gewaltige heilige Hinterlassenschaft.

Leo Erichsen: Der Überläufer.

Erzählung.

Das Fahlgelbe des frühen Nachmittags ging langsam in das Grau des Abends über; die Schatten hatten bereits ihre Kraft eingebüßt und die Konturen der Bäume und des fernen Waldes verschwanden fast in der Dämmerung. Die Vorposten von S. mußten ihre Aufmerksamkeit verdoppeln; man wußte, daß bei den Russen gegenüber in den Vormittagstunden besondere Bewegungen stattgefunden hatten und man konnte daher jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt sein. Unaufhörlich schweifte der Blick über die hügelige Schneedecke vor ihnen. Plötzlich schob sich aus dem kleinen Wäldchen, das die Monotonie der Ebene unterbrach, ein dunkler Punkt; durch das Glas konnte man einen einzelnen Mann erkennen, der, in den tiefen Schnee stets von Neuem einsinkend, sich langsam der Vorpostenkette näherte. Jetzt mußte er einen der Soldaten bemerkt haben, denn er hob beide Arme, fast wie bittend, in die Höhe, blieb in dieser Stellung bald eine Minute stehen und lief dann mit erhobenen Händen die letzten hundert Meter gegen die deutschen Soldaten, um wenige Schritte vor ihnen zusammenzubrechen. Noch ehe der eine der beiden Posten seine Feldflasche gelöst hatte, kam der Russe wieder zu sich:

„Führen Sie mich sofort zu Ihrem Oberst."

„Nanu, ich denke, Du bringst mindestens ein paar Dutzend mit, wegen Dir allein lohnt sich die Mühe nicht erst."

„Ich bringe niemanden mit, ich komme ganz allein."

„Donnerwetter, Mensch, wenn Du solche Courage vor der Front auch hättest, dann hätten wir es noch schwerer mit Euch, wenn es viel solche Kerle wie Du gäbe."

„Ich bin nicht aus Feigheit vor Euren Kugeln desertiert, es handelt sich um Euer aller Wohl, ich muß Eurem Oberst sofort eine Mitteilung machen, es ist hohe Gefahr."

Den beiden Soldaten kam es in diesem Augenblick erst zum Bewußtsein, daß dieser Russe ja ein vollkommen reines Deutsch sprach; der Gefreite lief ans Telephon und kam nach einer Minute mit dem Bescheid zurück: eine Patrouille wäre herausgeschickt, um den Russen zu holen.

— Der Saal der Heeresgruppe von S. war fieberhaft beschäftigt, als der Gefangene hereingeführt wurde, trotzdem hielt fast jeder Einzelne in seiner Arbeit inne, als jetzt der russische Soldat, entgegen allen Vorschriften, an den Tischen der Schreibenden vorbei auf den Oberst hinstürmte und mit fast flehender Gebärde rief: „Ihnen allen droht Gefahr: die Russen machen

Punkt acht Uhr einen Scheinangriff beim Wäldchen links Ihrer vierten Postenreihe, die Hauptmacht bricht zu gleicher Zeit zwei Kilometer ostwärts durch G. in Ihre Flanken. Sappeure haben in ein paar Stunden Ihre große Ausweichstelle erreicht!"

Einen Augenblick sah der deutsche Führer den Russen durchdringend an, dann warf er schweigend einige kurze Befehle auf die Meldezettel, die sofort weitergegeben wurden, der Telegraphenapparat tickte heftiger denn je; im Telephonraum wurden sämtliche Hörer in Anspruch genommen, wenige Minuten später hörte man das Surren eines aufsteigenden Fliegers, der blendende Strahl der in Tätigkeit gesetzten Scheinwerfer zuckte vorübergehend durch das mäßig erleuchtete Zimmer, und die abendliche Stille wurde durch das Knattern der Maschinengeschütze und das ungleichmäßige Schießen der einzelnen Gewehre unterbrochen.

Wenige Stunden später saß in dem kleinen Zimmer, das durch den schweren Kachelofen übermäßig erhitzt war, der Oberst dem Russen gegenüber: „Sie haben durch Ihre rechtzeitige Mitteilung sicher einem Teil meiner braven Soldaten das Leben gerettet. Sie sind ein wackerer Mann. Hier meine Hand." Dem Gefangenen traten die Tränen in die Augen: „Wie glücklich bin ich. Seit dem ersten Augenblick, da ich in den Soldatenrock gesteckt wurde, habe ich ja nur den einen Gedanken gehabt, den Deutschen zu nützen, wenn ich nicht vorher durch eine Kugel dahingerafft werde."

Der Überläufer zitterte, sein Gesicht war gerötet, auf seiner Stirn trat ein Netz kleiner Äderchen hervor. Er war ein Mann wohl schon in den reiferen Jahren, auf dessen schmales Gesicht das Leben seine scharfen Spuren aufgedrückt hatte.

Lange sah ihn der Oberst an: „Sie waren Deutscher — warum sind Sie Russe geworden?"

„Aus Liebe, Herr Oberst, aus Liebe. Ich bin Artist; von Beruf eigentlich Kunstmaler, habe in Hannover und in Breslau die Kunstschule besucht, aber mit der Malerei war nicht viel Geld zu verdienen. So verwertete ich mein Talent anfangs in den Kabaretts und kleinen Varietees Deutschlands und wurde endlich als Schnellmaler das, was man in unserem Fach eine gute Nummer nennt. Ich nahm jetzt Engagement ins Ausland an, kam über Amerika nach Rußland und fand hier wohl das meiste Glück. Von Wladiwostock bis Moskau, von Petersburg bis nach Odessa und Baku bereiste ich wohl alle größeren und mittleren Plätze des russischen Reiches.

In Wladikawkas nun, während des großen Marktes, der hier im Oktober den halben Kaukasus vereinigt, sah ich zum ersten Male meine spätere Frau. Sie trat in dem gleichen Etablissement, wo ich als Maler wirkte, als Sängerin auf und trug hier zur Balalaika die schwermütigen Lieder ihrer Heimat vor. Das kleine Varietee war ihretwegen täglich ausverkauft.

Sie aber hatte für alle Huldigungen keinen Sinn, denn sie liebte mich. Ich glaube, wir liebten uns von dem ersten Augenblick des Sehens mit der gleichen Heftigkeit und wir verlobten uns schon am vierten Tage, im Stillen natürlich. Dem Agenten, der eigens aus Rostow herübergekommen war, um im Auftrage seiner großen Moskauer Firma Feodora einen glänzenden Jahresantrag zu unterbreiten, erklärte sie, nur unter der Bedingung anzunehmen, wenn auch ich in sämtliche Engagements mit eintrete. Der Agent, der meine Nummer kannte, willigte gern ein, und so hatte ich eine gesicherte Zukunft vor mir; und durch Feodora auch eine glückliche.

In der folgenden Nacht, da uns der Postwagen über den Kaukasus nach Tiflis führte, besprachen wir Alles für die nächste Zeit; wir wollten in Tiflis noch das eine Engagement absolvieren und dann nach Moskau reisen, wo Feodoras Mutter lebte, um uns dort trauen zu lassen. Wenn ich sie liebe, und sie wisse, daß ich das tue, dann werde ich sicher auch ihren Glauben annehmen.

Damals wußte ich noch nicht, daß mit dem orthodoxen Glauben auch die russische Staatsangehörigkeit erworben wird; als ich in Moskau darauf aufmerksam gemacht wurde, war es zu spät, mich anders zu besinnen; ich war Feodora schon zu sehr verpflichtet. Und dann, Herr Oberst: jeder Andere an meiner Stelle hätte das Gleiche getan; für mich handelte es sich darum, das größte Glück meines Lebens zu gewinnen. Und Feodora war Rußland; sie, die kaum ein Wort Deutsch verstand, verkörperte das Empfinden und Denken des russischen Volkes derart, daß sie sich nie in einem anderen Lande, als dem unermeßlichen ihrer Heimat, zurecht gefunden hätte. So mußte ich mit dem Gedanken rechnen, auch für die Zunkunft dauernd in Rußland zn bleiben.

Nach den ersten seligen Flitterwochen, die wir ohne Engagement in Moskau verbrachten, folgten furchtbare Monate. Feodora hatte gewiß eine Art, all die Zudringlichen, die Varietees nur der Weiber wegen besuchen, zurückzuweisen, daß diese gar nicht wagten, sich ihr überhaupt erst zu nähern. Leider aber nicht alle. Das Logenpublikum war durch ihre abweisende Art ganz besonders gereizt. Logenpublikum, Herr Oberst, ist bei uns in Rußland ein ganz bestimmter Begriff, er bezeichnet eine bestimmte Kaste, eine bestimmte Gesellschaft. Es sind alle die Leute, die sich bei uns ungestraft über die Gesetze hinwegsetzen dürfen. Der Pristaw, der Polizeigewaltige, die höheren Offiziere, die höheren Beamten, alle, die ihre Stellung und ihr Amt mißbrauchen, um die breite Masse des unglücklichen Volkes zu quälen, und mit den Abgaben, Steuern, Erpressungen ihre eigene Tasche füllen, alle, die Rußland langsam an den Rand des Verderbens führen, sind das Logenpublikum. Sie sehen es als selbstverständlich an, daß jede auftretende

weibliche Person, sobald sie einigermaßen hübsch ist, ihnen als sichere Beute zufällt.

Oh, Herr Oberst! was habe ich in diesen Monaten gelitten, da ich mein Weib immer und immer wieder vor diesen gierigen Lüstlingen verteidigen mußte. Mehr wie einmal brachen wir unser Engagement vorzeitig ab, indem wir unsere Gage einfach im Stiche ließen. Im Übrigen war mein Weib unerschöpflich im Erfinden von kleinen Listen, um all die ungestümen Freier immer von neuem wieder hinzuhalten, bis endlich die Stunde unserer Abreise kam. Dann ereigneten sich oft noch auf dem Bahnhof Szenen, die jeder Beschreibung spotten, wenn sich dieser Abschaum Rußlands wie eine gierige Meute, der im letzten Augenblick das Wild entgangen ist, gebärdete.

Da kam der Tag, da wir unser Engagement in R. antraten."

Der Erzähler schwieg einen Augenblick, man sah, daß er einen inneren Kampf kämpfte; dann fuhr er fort: „Eine eigenartige Ahnung erfaßte meine Frau, die sonst harmlos wie ein Kind war, als wir an einem trüben November-Nachmittage im Schlitten nach der fernen Stadt fuhren. Ganz dick und schwer hingen die Wolken am Himmel, eine Menge Raben umkreisten mit heiserem Gekrächz unser Gefährt. Entschuldigen Sie, Herr Oberst, wenn ich so ausführlich werde, aber tausende von Malen habe ich jene Augenblicke von unserer Ankunft am Bahnhof bis zu dem, was ich noch jetzt erzählen will, durchlebt, sodaß man unwillkürlich in Einzelheiten sich verliert.

„Weißt Du, mein Täubchen," sagte sie zu mir, „mir ist hier so unheimlich zu Mute, ich werde froh sein, wenn wir in vierzehn Tagen wieder abreisen." Aber ihre Besorgnis schwand bald, als wir in dem warmen Zimmer unseres Varietees beim Samowar saßen. Bald schickte der Wirt herauf, wir möchten uns fertig machen, um mit ihm zum Pristaw zu gehen, da die Pässe vorgelegt werden müßten.

Der Pristaw war ein hagerer Mann mit häßlichen Falten im Gesicht, der die Pässe kaum flüchtig durchsah, Feodora aber mit seinen gemeinen Blicken förmlich entkleidete, als er sich nach ihrem letzten Engagement erkundigte. Endlich entließ er uns mit gnädigem Kopfnicken und äußerte zu dem Direktor, der sich tiefbuckelnd vor ihm verabschiedete: „Der Herr Oberst wird erfreut sein, was für eine famose Neuerwerbung er wieder einmal gemacht hat! Nun, meine Schöne, ich werde ja heute Abend Gelegenheit haben, Euch zu bewundern," wandte er sich zum Abschied an meine Frau, während er mich kaum eines Blickes würdigte.

Mit Bangen hatte ich dem Abend entgegengesehen. Durch das Loch des Vorhanges beobachtete ich jetzt vor der Vorstellung das Logenpublikum. Es waren die gleichen Gesichter, denen man immer wieder begegnet: geist-

los, stupide, frech, lüstern — der typische Ausdruck der Degeneration, wie er der oberen Schicht Rußlands eigen ist.

Der dienernde Polizeibeamte saß in der Loge eines hochgewachsenen Offiziers mit ganz kahlem Kopf. Auf meine Frage teilte mir ein Theater-Arbeiter fast scheu und unterwürfig mit, daß das der gefürchtete Oberst Sergi sei, der die ganze Stadt beherrschte und dem alle Frauen, namentlich die des Varietees gehören. Als meine Frau auftrat, beobachtete ich durch das Guckloch des Hintergrundes den Oberst; er ließ keinen Blick von ihrer Gestalt, die er durch das Opernglas betrachtete, machte mehrfach Bemerkungen, zu dem neben ihm sitzenden Pristaw, die offenbar eine besondere Anerkennung bedeuteten, denn dieser verbeugte sich mehreremale dankend, und er gab als erster das Zeichen zum Applaus, als der Vorhang niederging. Wenige Minuten später brachte der Kellner eine Visitenkarte mit seinem Namen: er bäte die schöne Künstlerin, ihm bei einer Flasche Sekt etwas Gesellschaft zu leisten. Meine Frau lehnte ab, starke Kopfschmerzen vorschützend. Gleich darauf stürzte der Direktor in die Garderobe: das ginge nicht, das sei unerhört, die bedeutendste Persönlichkeit der Stadt derart vor den Kopf zu stoßen, der Oberst sei sehr verstimmt, er verliere seine Gäste, er müsse darauf bestehen, daß die Einladung angenommen wird. Meine Frau beruhigte den keifenden Direktor, indem sie versprach, morgen die Einladung anzunehmen.

Am nächsten Abend litt ich Höllenqualen. Stunde auf Stunde verging. Ich hatte zuerst im Restaurant mit einigen Kollegen zusammengesessen, aber ihre bezeichnenden Blicke, als der Kellner immer von neuem Sekt in das **chambre séparée** schleppte, aus dem die trunkenen Stimmen der Offiziere und das helle Lachen meiner Frau klang, wurden unerträglich. Dann ging ich stundenlang in meinem Zimmer auf und ab. Endlich kam meine Frau. Sie flog an meinen Hals, ein Weinkrampf durchschütterte sie. „Oh, Liebling, laß uns von hier fort, laß uns fort von hier. Das ist ein entsetzlicher Mann. Ich weiß nicht, was ich morgen Abend tun soll, um ihm zu entgehen."

Wir beschlossen, unser Engagement sofort wieder aufzugeben und so schnell wie möglich abzureisen. Als ich am Morgen meine Bitte um Entlassung vortrug, lachte mich der Direktor höhnisch aus. Meine Frau hat freiwillig in der Gesellschaft von Offizieren eine halbe Nacht verbracht und eine ganze Menge Sekt gekneipt; wenn ich eifersüchtig sei, dann wäre das eine reine private Angelegenheit zwischen uns beiden, für ihn sei die Sache erledigt, und damit drehte er mir den Rücken.

So waren wir denn gezwungen, an diesem entsetzlichen Ort zu bleiben; ich beschloß, meine Frau bis zum Äußersten zu verteidigen. Mit Bangen sahen wir dem zweiten Tag unseres Auftretens entgegen. Das Varietee war ausverkauft, die Logen waren vorzugsweise mit Offizieren gefüllt. Ich hatte

die dritte Nummer im ersten Teil, meine Frau trat erst nach der Pause auf. Da — in der Stille, die sich stets einzustellen pflegt, wenn ich die ersten Striche auf die Leinwand hinwerfe und das Publikum unwillkürlich zu raten beginnt, was daraus wohl werden könnte, in dieser Stille höre ich plötzlich einen leisen Schrei; der Schrei wiederholte sich, ich erkenne die Stimme Feodoras. Von sinnloser Angst getrieben, werfe ich Palette und Stifte hin und stürze von der hellerleuchteten Bühne nach den Garderoben.

Die Tür zum Zimmer meiner Frau war von innen verschlossen; einen Augenblick stehe ich lauschend, ich höre ein heißes Keuchen und ein dumpfes Wimmern, da trete ich mit einem Stoß die Türe auf; in dem engen Raum hat Oberst Sergi meine halbentblößte Frau umschlungen; während eine Hand den Mund zuhält, drückt die andere sich krampfhaft in das weiche Fleisch. Ich schlage dem Hund mit der Faust ins Gesicht. Vergeblich. Erst, als ich ihm die Kehle zudrücke, lösen sich seine Arme von dem Leibe meiner Frau; ich werfe den Kraftlosgewordenen mit einem Stoß zur Tür hinaus. In diesem Augenblick kommt der Direktor hereingestürmt. Er befiehlt, sofort alle Garderobentüren zu schließen, — man hört ihn draußen mit Sergi flüstern, Schritte entfernen sich, dann herrscht eine Zeitlang eine beklemmende Stille, bis der Direktor zurückkommt. — Er hatte dem Publikum sagen lassen, daß meine Frau hinter den Kulissen einen Ohnmachtsanfall erlitten habe, deshalb sei ich aufgesprungen. Feodora brauche heute nicht auftreten, das andere werde sich finden.

Mühsam schleppte sich meine Frau nach unserem Zimmer, das ja im gleichen Hause lag; dort oben kam ihr offenbar erst zu Bewußtsein, was geschehen war. „Nun bist Du verloren, in Rußland einen Offizier beleidigen, ist das Schlimmste." Ich versuchte sie zu beruhigen: „wenn ich dem Richter erklären werde, daß ich meine Frau vor Schändung bewahrt habe, kann man mich nicht verurteilen." „Richter! Gericht! Du wirst vor kein Gericht kommen, er wird niemand etwas sagen, daß er von Dir geschlagen wurde. Niemand in der ganzen Stadt wird davon etwas wissen wollen, aber er wird sich an Dir rächen, denn er ist als Kosakenoberst allmächtig. Er kann Alles, Alles. Du kennst Rußland immer noch nicht."

So ging es stundenlang, dann überfiel uns eine bleierne Müdigkeit, wir schliefen in unseren Kleidern ein. Plötzlich wurden wir durch harte Schläge an die Tür geweckt. Der Akatitschny, Polizeileutnant, stand mit zwei Beamten auf dem Korridor: „Ich sollte sofort zum Herrn Pristaw kommen". — „Jetzt in der Nacht um drei Uhr?" — „Jawohl, jetzt sofort." Meine Frau begleitete mich, es war eine bitterkalte Nacht; vor der Tür des Polizeigebäudes wurde sie zurückgewiesen, alles Bitten und Beschwören half nichts. „Geh mein Täubchen geh, ich komme bald zurück". — Ich wußte nicht, daß ich sie nie mehr wiedersehen würde.

Neben dem Pristaw saß ein älterer Mann, eine Art Protokollführer: diesem diktirte der Polizeigewaltige, ohne mich nur eines Wortes, eines Blickes zu würdigen: „Schreiben Sie: Anton Stephanowitsch, Maler, in Deutschland geboren, seit einem Jahre rechtgläubiger Russe, nach seiner Angabe Artist, ist überführt werden, seine Reise durch Rußland nihilistischen Umtrieben dienstbar gemacht zu haben. Er bildet daher eine Gefahr für unser geheiligtes Vaterland und wird auf sechs Jahre administrativ verbannt. Nach, nach“ und er begann in einer Liste zu suchen; jetzt erst hatte ich mich von meinem tötlichen Schrecken erholt und konnte die ersten Worte finden: „Herr Pristaw, hier liegt eine entsetzliche Verwechselung vor. Ich habe mich nie in meinem Leben um Politik gekümmert, ich kenne keinen einzigen Nihilisten.“ — „Schweige! Wir haben genügend Beweise“. „Wo sind die?“ „Ich brauche sie Dir nicht vorzulegen. Mehr als belastend ist allein die Tatsache, daß Du dem Chef der Sicherheitsabteilung, Oberst Sergi, tätlichen Widerstand entgegengesetzt hast, als er in Eurer Garderobe eine Durchsuchung Deines Gepäcks vornehmen wollte. Genug — Du kommst nach P.“ Und damit stand er auf. In mir kam nun die Empörung zum Ausdruck. Ich sprang ihm entgegen: „Sie haben kein Recht, mich in dieser unerhörten Form zu behandeln.“ — „Du willst mich russisches Recht lehren? Ich mache Dich darauf aufmerksam, daß Du jetzt Deportierter bist; ich kann bei jeder Widersetzlichkeit die Knute gegen Dich anwenden lassen.“

Ich kann nicht mehr viel erzählen, Herr Oberst; noch in derselben Nacht wurde ich zur Bahn gebracht und kam nach einer Woche in P. an — ein Opfer der fluchwürdigsten Einrichtung, die die Welt kennt, ein Opfer der administrativen Verbannung, die es jedem Verwaltungsbeamten ermöglicht, einen ihm mißliebigen Menschen unschädlich zu machen. Nach einem halben Jahre erfuhr ich, daß Feodora, die in jener bitterkalten Nacht stundenlang vor dem Polizeihaus gewartet hatte, ein paar Tage später einer Lungenentzündung erlegen war. Ein Jahr verbrachte ich in P. Der dortige Gouverneur nahm sich meiner an und versuchte, ein neues Verfahren einzuleiten. Da die administrative Verbannung nur durch einen Gnadenakt des Zaren aufgehoben werden kann, dauerten die Verhandlungen viele Monate. Inzwischen brach der Krieg aus. Ein Teil von uns wurde für das Militär ausgehoben. Nach kaum einmonatlicher Ausbildung kam ich zuerst nach Odessa, wo wir den Pöbel in Schach halten mußten, der die Stadt plünderte; dann wurde ich dem Regiment zuerteilt, dem Sie, Herr Oberst, zur Zeit gegenüberstehen. Vorgestern Vormittag sah ich zum ersten Mal unseren Oberst und erkannte in ihm jenen Halunken, der mein Leben vernichtet hat. Irgend ein guter Geist muß meine Hände festgehalten haben, daß ich ihm nicht an den Hals gesprungen bin. Was hätte ich auch erreicht — ein paar Minuten später wäre ich erschossen worden! So aber konnte ich meine deutschen Brüder

retten. — Aber, Herr Oberst, Sie sagten vorhin, daß Sie mir zu Dank verpflichtet seien, um eines bitte ich Sie: lassen Sie mich Oberst Sergi gegenübertreten, falls er sich in Ihrer Hand befinden sollte, ich werde ihn nicht anrühren, das verspreche ich, nur ihm ins Gesicht schreien will ich seine Schuld, nur einmal ihm ins Auge sagen, welch erbärmlicher Lump er ist, nur einmal —"

„— Oberst Sergi wird Sie nicht mehr hören, er fiel als Erster bei der überraschenden Gegenwehr, zu der er durch den vorzeitigen Alarm unserer Truppen gezwungen wurde," sagte der Oberst mit kurzer Stimme, indem er aufstand, „Rußland hat schwer auf Ihnen gelastet, Gott gebe, daß nach diesem Kriege die deutsche Erde Sie Ihr Unglück vergessen läßt. — Ich werde im Übrigen anordnen, daß Sie im Gefangenenlager mit der Masse der übrigen Russen nicht zusammenzusein brauchen. Gute Nacht!"

R. Robert Steiner:

Ernte im Felde.

Als die Nacht sich schon mit blauen Schwingen
Auf die blutgedüngte Flur gesenkt,
Hört' ich's aus dem Dunkel seltsam klingen.

Eine Schar von Kriegern, dicht gedrängt,
Blanke Sensen auf den Schultern, ihre Schritte
Zu dem nahen Kornfeld langsam lenkt.

Wo vor Stunden noch mit rauhem Schnitte
Sich der kalte Tod die Mahd erkor, —
Ernten sie fürs Leben. Und als glitte

Von den Sinnen wie ein trüber Flor —
Seh' ich friedlich Volk und friedlich Streben,
Hör' im Sensenklingen Friedenschor.

Auf den Garben spielt des Mondlichts Weben.
Fern schon zieht die Schar im Silberschein,
Traumgestalten gleich, die still entschweben. —

Bringen sie die Ernte heute ein,
Selbst zur Mahd dem Morgen schon gesät?
Und ich fleh' in brünstigem Gebet:
„Herr, laß sie auch morgen Schnitter sein!"

Ilse Reicke:
Karl von Rochows letzte Verzückung.

Erzählung aus dem Leben eines deutschen Gelehrten.

Langsam gingen die Glocken im Lande. Über den braunen Flächen frisch umgebrochener Felder standen die drei Kirchen der Stadt, klein, rot und blitzend vor dem weißwolkigen Himmel. Ihre Stimmen mischten sich von fern in die Glockenklänge aus stillen entlegenen Dörfern, kamen und gingen im raunenden Hauche des Windes. Die Luft war kühl und klar; sie verriet, daß irgendwo in der Nähe, unsichtbar, das Meer stand. Ganz blaß noch und zart lagen die jungen Schatten der Bäume auf der weißen Landstraße, auf der Er dahinschritt, den linken verkürzten Fuß ein wenig nachziehend. Er trug die Hände in den Taschen des engen Mantels vergraben, war barhaupt und hatte einen blauwollenen Schal um den Hals geschlungen, so daß ein Ende auf der Brust, das andere im Rücken herab hing. Der Wanderer hielt den Blick grübelnd zu Boden gerichtet, nur manchmal erhob er ihn, suchte und durchforschte die Ferne. Ein plötzlicher Windstoß kam und warf beide Enden des Schals empor, und nun stand der lange hagere Mann einige Sekunden wie ein dunkler Wegweiser in dem flachen eintönigen Lande unter dem bewegten Himmel. Dann fiel der Schal schnell zusammen, und Carl von Rochow ließ sich auf einem Steinhaufen auf der Landstraße nieder. Ein Wolkenschatten lief über das Land . . .

Noch pochte in seinem Blute die Melodie, die ihn gestern in später Nachtstunde verzückt hatte und der er nachging den ganzen Morgen:

„Laßt uns singen und fröhlich sein
In den Rosen,
Mit Jesus und den Freunden sein.
Wer weiß, wie lang wir hie sollen sein
In den Rosen.

Jesus Wein ist aufgetan
In den Rosen,
Da sollen wir alle gar hinne gahn,
So sollen wir Herzensfreude entphan
In den Rosen . . .“

Zwischen leuchtendem Grün versteckt lagen die ernsten Mauern des Klosters mit den gotischen Bogen und umschlossen die geweihte Welt. Durch den ergrauten Kreuzgang schritten sie nun in langem Zuge, in der schwarzen, herabfallenden Tracht, die Lieblichkeit der Stirn, des Haares und des Halses zugedeckt

vom blendendweißen Linnen, das streng das schmale Antlitz umrahmte, — die Nonnen vom Niederrhein. Nun erscholl das gedämpfte Lied aus ihren Kehlen und vermählte sich mit dem Rauschen der Blätter und dem dunklen Raunen des Wassers, das grün und bewegt dort unten vorbeiströmte. Dort unten ging der Rhein ...

Er kannte sie alle die Stätten heiliger Leidenschaft, schürfender Gelehrsamkeit und der keimenden, drängenden Poesie: im ernsten Norddeutschland, im heiteren Lande jenseits des Mains, überall war er durch die Klöster und Kirchen gegangen, durch verfallende Kreuzgänge, über Grabplatten mit rührend lächelnden Gesichtern, deren Züge manches Fußes Spur mählich verwischt hatte. Dort lauschte er der Sprache, den Liedern vergangener Jahrhunderte, atmete die Inbrunst, die in dem Jahrtausend alten Dämmer gotischer Gewölbe noch zu schweben schien ... und mit ihnen, in deren Versen und liedgewordener Sehnsucht er lebte, mit ihnen ging er durch junges Land und finsteres Gemäuer ...

Ein kalter Windstoß weckte den Verträumten auf, ein paar Sekunden suchten seine Augen und Gedanken sich in der Wirklichkeit zurecht, — dann stieß er den Stock zwischen die Steine, auf denen er saß, erhob sich schwerfällig und zog weiter auf der Landstraße. Bald tauchten hinter den grauen Flächen, gleich Wasserhühnern, die drei Kirchen der Universitätsstadt unter, in der Karl von Rochows stilles Gelehrtenheim gelegen war. Ihn selber nahm, nach einer Viertelstunde Weges, die dunkle Föhrenwaldung auf.

Der Sonntag, den die Glocken weithin in die Stille verkündeten, war für ihn der Tag ruhelosen Wanderns: Karl von Rochow, der junge Professor, trug eine ängstliche Scheu, daß ein weibliches Wesen seine Schwelle überschreiten könne. Er selber besorgte mit der ganzen rührenden Umständlichkeit und Sorgfalt, die Männer in diesen Dingen auszeichnet, seine beiden Stuben, sein Frühstück, ehe er am Morgen zu den Vorlesungen in der Universität ging. Trotzdem hatte er sich entschließen müssen, wenigstens am Sonntage einen alten auserprobten Universitätsdiener etwas energischer mit Kehrichtschaufel und Scheuerbesen in seinem Reiche walten zu lassen. Er floh den Tag über vor diesem Ereignis, und so blieb es nicht aus, daß der alte Korpsgutter seiner Nichte, einer rüstigen Kaufmannsfrau, unbedenklich die Säuberung der Rochow'schen Behausung überließ, wovon der Professor freilich nicht das geringste ahnte.

Karl von Rochow war trotz seiner jungen Jahre von der Wissenschaft schon gekannt durch seine Forschung, er war geachtet von seinen Kollegen im Reiche, mit scheuer Ehrfurcht geliebt von seinen Schülern, — er aber wußte dem Schicksal den meisten Dank dafür, daß es ihn in diese stille Universitätsstadt verschlagen, in der er sein absonderliches Gelehrtendasein friedlich führen und seiner leidenschaftlich geliebten Forschung ganz sich hingeben durfte.

Es waren die deutschen Dichter des frühen Mittelalters, deren Poesie unter der schweren Decke fremder Gedankenkreise und welscher

Sprache atmete und leise wach zu werden begann, es waren die Dichtungen der Mönche und Nonnen, und der fremden Mystiker des 14. Jahrhunderts, denen Karl von Rochow sein ernstes, forschendes Leben, seine leidenschaftliche Liebe hingab. In seinem Zimmer blickten sie in vielen Bänden von den Regalen, die Werke Notkers und der Nonne von Gandersheim, manch eines Unbekannten und manch einer Namenlosen. Diese beiden kargen Zimmer, in denen Karl von Rochow seine stillen Freunde aus zwei Jahrtausenden allmählich versammelt hatte — sie bedeuteten sein einziges Besitztum, sein Glück, sein Werk und seine Heimat.

Still lebte er dahin, am Morgen und Vormittag lehrend, den Nachmittag über lesend, des Abends, oft bis in die späte Nacht hinein, forschend und schreibend. Manch wertvolle Edition, manch bedeutsamen, entdeckungsreichen Aufsatz und zwei grundlegende Werke der Sprachforschung und Literaturhistorie dankte ihm die Wissenschaft.

Im Winter pflegte er um die Dämmerstunde seinen täglichen, nachdenklichen Spaziergang in die Weite der Wiesen und Felder zu machen, des Sommers ging er nach Sonnenuntergang unter der grünen Helle des Abendhimmels dahin, unter den nachtschwarzen Bäumen der Landstraße oder an der sanft bewegten Fläche des Wassers mit dem schaukelnden Winde.

Das Städtchen lag unweit einer breiten Meerbucht und war in seiner mittelalterlichen Anlage, die von den Slaven herrührte, noch ganz erhalten. Im Norden begrenzte es der glatte träge Fluß, daran schloß sich der mit alten Bäumen bestandene Stadtwald, der, außen von dem überwachsenen Wassergraben begleitet, im Halbkreise um die Stadt lief und ein Stück stromab wieder auf den Fluß stieß. Die Straßen waren klein, hell und verschlafen, und ihre zweistöckigen Häuser blickten fast alle noch mit denselben, ansteigenden gotischen Giebeln, wie vor ein paar hundert Jahren, auf das holprige Pflaster hinab. Drei rote Backsteinkirchen erhoben sich aus grünen, umbuschten Plätzen, und eine, die stämmige Marienkirche, blickte gerade von einer Ecke her in das Geviert des Marktes. Dort stand das große rote Postgebäude, das Rathaus, die Apotheke des Herrn Nitzlenadel und zwei unversehrt erhaltene würdig schöne gotische Häuser aus schwarz und rotem Backstein. Dort, in dem „Nordischer Hof" benannten kleinen Gasthaus, pflegte Karl von Rochow zu Mittag zu speisen — etwas früher oder etwas später als die Studenten — und sah dabei den Tauben zu, die über den Platz flatterten und die beim Wochenmarkt verschütteten Körner aufpickten, oder auch den Postboten, die täglich zur bestimmten Stunde mit gefüllten Taschen dem roten Hause entströmten. Unweit des Marktes lag auch das Geschäft des Fleischermeisters Schnappauf, wo Karl von Rochow alle paar Tage sich ein halb Pfund „Gemischt" einkaufte, denn er beköstigte sich des Abends selber. Die wohlgenährte Fleischersgattin packte ihm dann in fettdichtem Papier eine jedesmal erfreuliche und überraschende Blütenlese von verschiedenartigen Wurstzipfeln, Schinken- und Speck-

scheiben zusammen, so daß Karl von Rochow eine ganze Speisenkarte vor sich hatte.

Einmal war es vorgekommen, daß er beim Verlassen dieses Ladens auf ein frierendes Hündchen stieß, das nicht hinein durfte und nun in der Kälte sich offenbar nach versagten Herrlichkeiten verzehrte. Da hatte Karl von Rochow nicht widerstehen können, aus seinem Paket einen etwas gar zu kurz geratenen Wurstzipfel hervorzuholen und dem Hündchen darzubieten. Die dankbare und zärtliche Miene des Hündchens bewog ihn zu mehr, dann zu noch mehr, die anderen Hunde der Straße gesellten sich hinzu, und so kam es, daß Frau Professor Hampel und Herrn Schnappauf, die beide im Laden waren, sich das erstaunliche Schauspiel bot, den Professor von Rochow seinen ganzen teuren Einkauf an der Ladenschwelle verfüttern zu sehen, — wobei er freilich aus dem Papier sich selber ein paar hastige Bissen in den Mund schob. Durch Frau Professor Hampel wurde die Geschichte stadtbekannt, — Karl von Rochow aber liefen seitdem die Hunde nach.

In den gebildeten Kreisen der Stadt unterhielt man sich ferner über die wissenschaftlichen Fehden, die Karl von Rochow mit seinen Gegnern voll Heftigkeit ausfocht, worüber der „Kurier für Stadt und Land" seine Leser gewissenhaft unterrichtete, zusammen mit Kälberverkäufen und Säuglingsgeburten. Fast keiner konnte sich rühmen, die Wohnung des Professors zu kennen, nur der Bote von der Ratsbuchhandlung wußte zu erzählen, daß es dort ganz voll von Büchern wäre und ein wenig staubig.

Schräg vor dem Fenster Karl von Rochows stieg der Nikolaikirchturm empor, auf mächtigem viereckigem Unterbau, dann von runden trotzigen Bastionen geschützt; groß gegliedert, mit immer höher sich schwingenden steinernen Bogen emporstrebend in den lauteren Himmel. Wie eine drohende Gesteinswand, wie rote leuchtende Klippen im Meere oder wie ein unnahbares, heiliges Montsalvatsch konnte der Turm plötzlich an einer Straßenbiegung vor den Menschen erstehen, in seiner unverrückbaren Gewaltigkeit. Karl von Rochow schaute von seiner Arbeit dem Spiel der Dohlen um den rotbesonnten Turm zu oder dem Zorn des Regens an den verwitterten Felsen der Bastionen, Tag für Tag, Woche für Woche, und sein Herz verschwisterte sich den alles überdauernden Steinen. Die Glocke sprach mit dunkler Stimme in seine Stunden — schon manches Jahr.

Karl von Rochow saß eines Tages in seiner Stube am Schreibtisch, zwischen aufgestapelten Folianten und Notizzetteln, emsig über seine Arbeit gebeugt. Die kleine Petroleumlampe qualmte, dünne schwarze Rauchwölkchen kräuselten sich aus dem beschlagenen Zylinder zu der niederen Decke empor und erfüllten das Zimmer mit üblem Geruche. Der Professor achtete dessen nicht; sein Blick war jetzt starr und grübelnd auf das Bild der heiligen Gralsburg gerichtet, das über dem Schreibtische an der Wand hing. Unaufhörlich durchpflügte er sein dichtes dunkles Haupthaar mit den gespreizten Fingern der linken Hand. Die Nägel dieser Hand waren lang, schmal und aristokratisch.

Er hatte vergessen, die weißen Vorhänge vor das Fenster zu ziehen, nun konnten die Studenten, die auf der anderen Seite der schmalen Straße in ihrer Mansardenstube einen übermütigen Abend feierten, den Professor bei der Arbeit unausgesetzt beobachten. Herr Hundhammer, der Kapellmeister, übte unten bei ihnen im Hause und alle Viertelstunden erhob die große Nikolaikirche ihre Stimme über die Straße.

Plötzlich stieß der Professor die Feder ins Tintenfaß und begann mit kleinen, schräg liegenden und krausen Schriftzügen hastig etwas niederzuschreiben.

Den Raum erfüllte eine feine Atmosphäre von Staub. Die Wände des Zimmers waren bis unter die Decke mit Büchern bestellt, nur in der einen Ecke, am Ofen, stand ein länglicher Tisch an der Wand, auf dem ein mattblinkender Spirituskocher aus Aluminium aufgebaut war. Eine zweite, tiefer gelegene Platte des Tisches war mit Tüten, Blechbüchsen, Flaschen und allerlei Eßwaren belastet. In der Mitte der Stube befand sich ein anderer Tisch, mit einem alten weißen Damasttuch bedeckt. An seinem Rande waren Bücher aufgeschichtet und ein bescheidener Stuhl stand davor. Ein halboffener Vorhang aus dunkelrotem Fries verstattete den Blick in das nach hinten gelegene Schlafzimmer des Professors. Auch hier waren, wie nebenan, die Wände schon mansardenartig abgeschrägt und dicht mit Büchern bekleidet. Sie ließen nur einem schmalen Bette, einer Waschkommode und einem einfachen Schrank aus rotgestrichenem Tannenholze Raum, sonst zogen sie sich bis über die niedere Tür und bis unter das Fenster. Ein paar Photographien von besonnten oder tief verschneiten alten Klöstern und Kapellen hingen gerahmt an den Regalen. Die hohen Bäume des Stadtwaldes wiegten ihre Häupter draußen in der Dämmerung und blickten über allerlei bescheidenen Gärtchen und Scheunendächern kopfschüttelnd durchs Fenster.

Jemand riß heftig den Klingelzug. Der Professor an dem Schreibtische hob einen Augenblick den Kopf, dann schüttelte er ihn abweisend und schrieb weiter. Erst als das jemand draußen eine ganze Weile beharrlich weiterklingelte, entschloß er sich, aufzumachen.

„Gu'n Abend!" sagte eine Stimme. „Ick sah up de Strat doch Licht bi'n Herrn Professer."

Es war der Bote von der Ratsbuchhandlung, die dem Professor eine verlangte Auswahlsendung Bücher schickte. Bevor der junge Bursche das Paket ins Zimmer brachte, ging er auf die Lampe zu und schraubte sie mit sachkundiger Hand tiefer, wobei er die Nase kraus zog und dem Professor bedeutete, hier drin könnte doch kein vernünftiger Mensch atmen. Dann öffnete er ihm das Fenster und Karl von Rochow nickte. In zwei Stunden käme er wieder, um die Bücher abzuholen, sagte der Junge, ehe er ging. Karl von Rochow brachte am Schreibtische noch rasch seinen Absatz zum Schlusse, zerschnitt mit dem Wurstmesser die Schnüre des Paketes und trug die fremden Schätze zu seinem Arbeitsplatze, um darin zu blättern. Es waren vortreffliche Neuausgaben der Renaissancedichter. Bald war Karl von Rochow

in die schön gedruckten Texte so vertieft, daß er des offenen Fensters vergaß und der Lampe, die er ungeduldig wieder emporgeschraubt hatte, und die nun aufs neue in feinem Striche qualmte . . .

Nach zwei Stunden kam der Bote von der Ratsbuchhandlung zurück, und nun erst begann Karl von Rochow zu wählen und sich zu befragen, welche der Bände er behalten wolle. Er konnte sich nicht entschließen, mehrere wieder fortzugeben. Mit einem Seufzer holte er seine Geldkassette hervor, um zu sehen, wieviel er mit gutem Gewissen ausgeben durfte. Nach einer wenig erfreulichen Feststellung ging er der Reihe nach die Bücher durch, die Titel vorlesend, während der Bursche auf der Rechnung die betreffenden Preise feststellte. Ein paar Bände wurden ausgesondert, die auf jeden Fall dableiben sollten, ein paar andere, die der Bursche wieder mitnehmen würde, dann aber blieben noch drei Bände. Karl von Rochow nahm jeden noch einmal, sorgsam blätternd, in die Hand.

„Ja, — die nehme ich auch," entschied er. „Wieviel macht es?"

Der Bote suchte auf dem Zettel.

„Die drei noch 15 Mark."

Der Professor legte die Bände peinlich genau an den Tischrand, einen neben den anderen.

„Hm, — wissen Sie, ich glaube, ich lasse es doch lieber für diesmal," sagte er dann zu dem Halbwüchsigen.

„Schön, Herr Professor, mir is recht," klang die frische Stimme des Bauernsohnes; dann breitete er das Packpapier auf dem Stuhle aus, schichtete die Bücher sorgfältig zusammen, die drei von der Schreibtischplatte obenauf, und schlug von vier Seiten das Papier darüber. Als er sich anschickte, den Bindfaden um das Paket zu schlingen, bat Karl von Rochow:

„Ach Gott, geben Sie am Ende doch her —" und der Bursche packte die drei Bücher geduldig wieder aus . . .

Langsam rauschte der Dampfer durch die Wiesen, die glasglatte Fläche des Flusses aufrauhend, sodaß das schlafende Schilf sich erschreckt auseinander bog. Weiß und blendend stand die Frühlingssonne über den grünen Weideflächen, vom Bodden blitzten mitunter die Wellenkämme herüber.

Es war sieben Uhr früh, dennoch war die weiße „Arkona" bis auf den letzten Platz besetzt von biederen Bürgersleuten, die, beide Hände auf den Stockknopf gestützt, schweigend und sachlich rauchten, von ihren sorgsam eingehüllten Frauen, die den Kindern das in der Hast mitgenommene Frühstücksbrötchen austeilten, — dann waren da die jungen Kommis aus der Stadt mit ihren Schönen, und endlich auf den sonnigsten Plätzen die studierende Jugend. Sie durfte die erste „Maiglöckchenfahrt", — so genannt nach der reichen Ausbeute von Maiglöckchen, die man mit heimbrachte, sich nicht entgehen lassen! Allmählich passierte man die Zugbrücke bei dem Fischerdörfchen, das den Eingang zum

Bodden hütete, und in plötzlichem Tempo, voll Ungeduld, aufrauschend und stolz suchte nun der Dampfer die blaue Weite. .

Wer vermöchte den Frühlingsmorgen über dem Meere zu beschreiben? Salzsprühend, jubelnd, einander überstürzend drängen sich die blaugrauen Wasser nach der langen Nacht dem hellen Himmel entgegen, silberne Perlenströme von Licht schüttet er auf sie hinab, immer neue und immer mehr, sodaß die Wasser in der Ferne leise und glücklich erzittern unter der silbernen Last, und die nahen sie stürmisch emporheben und in regenbogenfarbigem Spiel weithin zerschleudern. Wer kann ihn wiedergeben, den plötzlichen, warmen Duft des Landes, blühender Akazien und leise sich dehnender Felder, — den der Wind mitunter hinausträgt auf die kühle Meerfläche? Und wer das unermeßlich strahlende, erwartungsvolle Glück, das ein solcher Frühlingsmorgen über dem Meere bedeutet?

Am Bug, einen Arm um den rostigen Anker geschlungen, zuweilen gestreift vom sprühenden Schaum, stand er, in Schlapphut und Kragenmantel, in der üblichen Odinstracht der deutschen Gelehrten. Er schaute zu, wie die durchsichtige Küste der fernen Insel mählich sich verschob, wie zu den Seiten das Land zurückwich, und Kirchtürme, Gehöfte, Landzungen auftauchten und wieder versanken, er sah, wie der weiße Schaum zu seinen Füßen an der Schiffswand sich aufkrauste und manchmal flockig enporstob. Auf dem obersten Deck sang der Studentinnenverein zweistimmige Wanderlieder, ruhig und unbeachtet arbeitete im Maschinenraum der Puls des Schiffes, — und ringsum stand brausend die kühle, bewegte Unerschöpflichkeit der Wasser . . . .

Er hatte dankbar und aufmerksam an einem Gespräch teilgenommen, in das er von einigen seiner Hörerinnen, die ihn bei der Ankunft ehrfurchtsvoll gegrüßt, für eine Weile gezogen wurde. Es begab sich nun, als man nach dreistündiger, erfrischender Fahrt am Stege der warmen, grünen Insel anlegte, daß Karl von Rochow an dem verlassenen Platze dieser Damen ein schmales Büchlein liegen sah, es aufnahm, den Namen der einen Studentin darin geschrieben fand, und da er als Allerletzter das Schiff verließ, es zu sich steckte, um es ihr baldmöglichst zurückzuerstatten.

Er hatte die Studentinnen in den hellen Kleidern nicht wiedergefunden: nun lag er oben, auf dem Nord-Peerd, der spitz vorgeschobenen, an beiden Seiten vierzig Meter tief zum Meere abstürzenden Landzunge. Über den ernsten Schlapphut neigten sich kichernde Gräser, über den Wotansmantel krochen ihm Ameisen und ein behäbiger schwarzer Käfer, und die Butterblumen streuten ihre grauen Samenflocken darauf. Karl von Rochow aber achtete nicht des Meeresatems, der kühl heraufstrich, nicht des schmeichelnden Landwindes, der süß und warm über ihn zog, sondern er hielt ein schmales Buch in den Fingern, las und wandte die weißen Blätter, ließ das Buch wieder

sinken und bettete die Wange auf die glatten, kühlen Seiten, mit geschlossenen Augen tief aufatmend vor seltsamer Erregung und Erschöpfung.

Ein blutrotes Segel zog fern durch das Meer, die Wellen liefen sich müde und schliefen ein am weißen Strande, wo kleine Menschen wandelten und sich sonnten, der Tag reifte heran, die Farben wechselten zwischen Himmel und Wasser, und als das Licht bis auf den tiefsten Meeresgrund geflossen schien, neigte der heiße Tag, schwer von der eigenen Reife, sich sanft seinem lieblichen Ende zu.

Der einsame Leser droben schaute alles und gewahrte dennoch nichts. Erst als die Vorboten kühlen Abendhauches wehten und drunten am Stege die helle Schiffsglocke der „Arkona" erschallte, um die Küchlein alle, die sie ausgesetzt, zum rechtzeitigen Unterschlupf unter ihre Flügel und zur Heimkehr zu mahnen, da sprang er auf und machte sich bereit.

Die biederen Bürgersleute rauchten wieder, aber jetzt redeten sie eifrig mit den Nachbarn, legten dabei einen Arm auf die Reeling und blickten auf das Meer. Die Mütter zogen den Kindern rechtzeitig die mitgebrachten warmen Mäntel an und packten Wurst und harte Eier aus. Der kurzbeinige kleine Schiffsjunge brachte nach allen Seiten belegte Brote und Bier, auf dem oberen Deck sang der Studentinnenverein zweistimmig in die untergehende Sonne, und die Studenten drehten die Stöcke zwischen den Knieen und machten sich über sie lustig. Aus der Schiffsküche stieg der Geruch von gebratenem Fett. Sorgfältig unter den Sitzbänken verstaut lagen die großen Sträuße müdgewordener Maiglöckchen.

Die Wasser erkalteten und wurden schwarzgrau, die kupferne Helle am Westhimmel schloß einen blaßgelben Ring um den Horizont, man lachte, aß, schwatzte, während das Schiff unaufhaltsam der Stadt, dem Dunkel der Ruhe, und der Arbeit des Wochentages entgegenstampfte.

Es war dunkel, als man wieder den Fluß hinauffuhr. Karl von Rochow spürte den warmen Brodem nebelnder Wiesen, den sie durchschnitten, und den der Scheinwerfer in braunroten, schwelenden Schwaden sichtbar machte. Die Maschine war abgestellt, ohne einen Laut, wie ein Gespensterschiff, glitt der Dampfer langsam dahin. Vom grellen Scheinwerfer geblendet, schreckte ein paar mal am Ufer ein Rind brüllend aus dem Schlafe empor, Liebespärchen in hellen Kleidern stellte der phantastisch herumwandernde Streifen plötzlich ins Licht, zum Gelächter der Passagiere, um sie im nächsten Augenblick wieder dem Dunkel zu überlassen. Myriaden Mücken, Motten und Staubfäden schwirrten vergoldet in dem Lichtband durcheinander — einige Male stießen sie Karl von Rochow hart an die Stirne, dem zu Mute war, als durchglitt er den Styx, so grausig und höllenhaft packte ihn die undurchdringliche, schwellende, braunrote Gestaltlosigkeit auf allen Seiten. Es gab weder ein Droben noch ein Drunten, nicht rechts war mehr noch links das Chaos, in

der giftigen Vermählung des Dunstes von trägem Wasser mit dem scharfen, warmen Geruch geil wuchernder Kräuter des Landes, der Abgrund selber war es, der sich seiner bemächtigt hatte . . .

Es schlug elf Uhr, als man im Hafen anlegte und bald darauf in den stillen Straßen die Schritte der Ausflügler eintönig widerhallten und sich verloren . . . .

Was enthielt das schmale, hellbraun eingebundene Buch, das Karl von Rochow an jenem Tage so sehr in Fesseln gelegt hatte, das, wie sich im Laufe der kommenden Monate zeigte, sein Schicksal, ja, wie einige sogar meinten, sein Verhängnis werden sollte? — Es waren die Gedichte einer Frau. Die suchende, sehnsüchtige Seele einer Frau, ihr Liebesglück und -leid, ihre vielfältige, unsägliche Verwobenheit mit dem Erdboden und der Geschichte ihres trotzigen alten Heimatlandes, das war es, was sich Karl von Rochow offenbarte und das ihn durchdrang wie ein himmlisches Wunder den betenden Mönch in seiner Zelle. Und wahrhaftig, kaum anders als dem knieenden Büßer, der das angebetete Bildnis mit einem Male herabsteigen und leibhaftig werden sieht, konnte ihm zu Sinne sein, ihm, der sein Leben dem Leben und den Liedern der anderen, längst Verstorbenen zugewandt hatte und der nun plötzlich erfahren mußte, daß die Wirklichkeit ganz das gleiche, hingebungswürdige Wunder umschloß. Den Namen, den weich und gütig klingenden Namen der Dichterin sagte er oft vor sich hin, wenn er die Hände über ihrem Buche faltete, ihren Versen nachsinnend. Er vergaß, es der Studentin zurückzugeben, obgleich er sie täglich in der Vorlesung sitzen sah. Das Buch, dies zufällige Geschenk jenes Sommersonntages, existierte für ihn nur dieses eine einzige Mal.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Prof. Dr. Adolf Koch.

Willy Haas: Die Seele des Orients. Grundzüge einer Psychologie des orientalischen Menschen. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1916.

Wenn die Zeiten sich wenden und die Schicksale der Völker sich erfüllen, ist es, wie wenn die Erde erbebt und die Berge sich auftun: ungeheure Erschütterungen rühren an die Grundfesten der Staaten, alte Reiche wanken und stürzen, andere kommen jäh herauf, die Neugestaltung der Welt hebt an.

In dieser gewaltigen Umwälzung vollziehen sich die Veränderungen innerhalb der politischen Welt, die Anbahnung und Festsetzung der Beziehungen von Volk zu Volk, von einer Mächtegruppe zur anderen, wie mit elementarer Notwendigkeit. Was immer die Weisheit der Staatsmänner, die Kunst der Diplomaten versuchen und erreichen mag, zuletzt findet ihre Wirksamkeit eine Schranke an unabänderlich Gegebenem. Wie von einer höheren Notwendigkeit, die nicht einmal die Möglichkeit einer Beeinflussung durch unseren Willen zuläßt, gebieterisch bestimmt, scheint in dem Ungeheuern, das sich jetzt begibt und vorbereitet, das Schicksal des deutschen Volkes eng und enger mit dem Geschick des Orients sich verflechten zu sollen.

So steigt sie denn wieder vor den Blicken des Deutschen auf, die alte, wunderbare Welt! Aber nicht mehr als die alte.

Dem Klassizismus des 18. Jahrhunderts, das die Wiederentdeckung des Orients gebracht hatte, und danach der Romantik erschien das Morgenland als „die Wiege, die der liebende, väterliche Gott der Menschheit bereitet hatte". Und die seligen Tage der Kindheit wurden der gläubigen Phantasie zum goldenen Zeitalter, zum romantischen Ideal.

Weitab von aller poetischen Verklärung erscheint uns Heutigen diese orientalische Welt wie andere Länder auch als einer der Bestandteile oder Bausteine, aus denen das neue Staatensystem der Zukunft erwachsen wird, dessen Bildung sich eben unter furchtbaren Erschütterungen vollzieht. Dennoch: dem Deutschen mag sich im kühlen politischen und wirtschaftlichen Errechnen, im Einstellen von Völkern und Ländern als bloßer Faktoren oder Objekte der Macht, die Beziehung zu fremden Nationen und ihre Wertung nicht erschöpfen. Ihm ist das Verstehenwollen der andern in ihrer Be-

sonderheit ein ernstes Bedürfnis. Man könnte sagen: Deutsch sein heißt, den Kern, das Wesen eines Dinges, die Seele des Andern zu erfassen trachten.

Was Wunder, daß heutigen Tages, da das Morgenland wieder eine solche Bedeutung für uns erlangt hat, gar viele sich auf die Suche machen nach der Seele des Orients?

Auch Willy Haas ist dieses Weges gegangen. Und was er als Fund zurückgebracht, scheint nach äußerem Maß gemessen, an Größe und Umfang ärmlich und gering. Umso reicher ist der innere Gehalt, das geistige Gewicht seines Büchleins, das auf kaum 46 Seiten zu der Lösung des schwierigen Problems einen gesicherten Zugang eröffnet und eine Fülle von Anregungen verstreut. Völkerpsychologische Studien sind von denen, die wissenschaftliche Fragen auch wissenschaftlich behandelt sehen möchten, nicht immer mit reiner Freude betrachtet und aufgenommen worden. Ein nicht selten beobachtetes „Versteigen ins Unendliche", die schrankenlose Entfaltung kühnster Hypothesen und subjektiver, auf persönlichen „Erfahrungen" beruhender Annahmen, kurz: das Fehlen jeder festen Grundlage, jeder sicheren Methode der Forschung auf einem an sich so schwierigen und heikeln Gebiete, schien ein gewisses Mißtrauen gegen die recht üppig ins Kraut geschossene Literatur zu rechtfertigen.

Auf so schwankem Grunde berührt es umso wohltuender, von einer festen Hand gefaßt und sicher geleitet zu werden. Gleich zu Anfang umschreibt Willy Haas zielbewußt Wesen und Umfang seiner Aufgabe. Und hierbei läßt er, so gleichsam nebenher, auf die psychologische Verschiedenheit der europäischen Nationen untereinander Streiflichter fallen, die aus dem Grunde eben der tiefsten Wesensunterschiede die von der deutschen gänzlich verschiedene Art und Auffassung der anderen und die dadurch bedingte Wahl der Mittel, Wege und Methoden ihrer Politik blitzartig erhellen. „Die Haltung", — so sagt Haas im Vorwort — „die Deutschland im Geistigen gegenüber fremden Nationen einnimmt, ist grundsätzlich dieselbe, die es auf praktisch-politischem Gebiet auszeichnet, und entspringt derselben Wurzel: Das ernste Verstehenwollen des andern in seiner geistigen Besonderheit ist nämlich nichts anderes wie im Politischen die Anerkennung der Unabhängigkeit und des Selbstbestimmungsrechtes jedes staatlichen Ganzen und nichts anderes wie im Wirtschaftlichen der Grundsatz des freien Wettbewerbes. In dem tieferen Sinne objektiver Wahrheitserforschung hat Deutschland die intellektuelle Freiheit allezeit aufgefaßt und sie nicht erschöpft gesehen im Recht libertiner Ungebundenheit oder in der Fähigkeit selbstzufriedener Begriffsgewandtheit. Diese Gerechtigkeit im Geistigen erhält jetzt eine neue — schwerste und bedeutendste — Aufgabe, da Deutschland im Begriff steht, den Blick nach Osten nicht nur zu richten, sondern auch entschlossen ist, ihn nach Osten gerichtet zu halten. Die europäischen Nationen, die bisher im Osten die Führung hatten, haben — von den Vertretern der Wissenschaft abgesehen — in der Haltung gegenüber den östlichen Völkern im ganzen und in der persönlichen Berührung mit den Individuen sich auf einer Linie bewegt, die von der Vergewaltigung hinführt bis zur gleichgiltigen Ferne, von der Nichtachtung ihrer Ansprüche und Würde also bis zur Verachtung ihres Wesens. Beides kann Deutschlands Weg nicht sein. Seine Pflicht und die jedes Deutschen ist es, die orientalische Menschheit als besonderen Menschheitstypus, als gleichwertig und gleichberechtigt zu erkennen und anzuerkennen."

Um die wissenschaftliche Grundlage zu schaffen, auf der diese Erkenntnis ge-

wonnen werden kann, stellt Haas zunächst den Begriff des Typus fest, wobei ihm die zahlreichen und — darf man hinzufügen — doch oft tiefgreifenden Unterschiede der europäischen, okzidentalischen Nationen in psychologischer Hinsicht von der Einheit des „Europäers", des abendländischen Menschen, umschlossen, gleichsam aufgelöst werden, und der dann wiederum der einheitliche Menschheitstyp des „Orientalen", dem aber die reinen Semiten nicht zugerechnet werden, gegenübertritt. Diese Tatsache zweier fundamental einander entgegengesetzter Typen findet ihre Erklärung in der Gegensätzlichkeit der Struktur oder Form des okzidentalen und orientalischen Ich.

Die Form des okzidentalen Ich ist nun, prägnant gesagt, die der Einheit in der Mannigfaltigkeit; das okzidentale Ich, als idealer Typ, wird der Fülle seiner Inhalte Herr, indem es sie alle gleichsam durchdringt, ohne sich in ihnen zu verlieren. In dieser Durchdringung kommt es recht eigentlich erst zur Erfassung seines Selbst. Es ist das organisierende Prinzip dieser Inhalte und bildet mit und in ihnen eine organische Einheit. Diese Einheit in der Mannigfaltigkeit ist charakterologisch nichts anderes als die organisch aufgebaute, die harmonische Persönlichkeit und als diese das Ideal aller okzidentalen Völker, welcher Rasse und Nation sie angehören. Absolut verschieden von dieser Form des Ich ist die Ordnung, in der im orientalischen Ich die Fülle seiner Inhalte erscheint und die von Haas allgemein als Form des Nebeneinander bezeichnet wird.

Man wird diesen auf Seite 7 und 8 gemachten Ausführungen zustimmen können, ohne die für ihre Richtigkeit angezogenen Beispiele als unbedingt beweiskräftig anzusehen. Das Verhalten chinesischer Diener, die treueste Hingebung und zugleich glühenden Haß gegen ihre europäischen Herren nebeneinander in ihrem Herzen gleichsam lagern haben, ist vielleicht durch die eigentümliche Art des Einflusses der Clanschaft und der verwandtschaftlichen Sippe mit bedingt und erklärlich.

Das Nebeneinander, die Vielgestaltigkeit des orientalischen Ich schafft dann den Eindruck, den der Orientale auf den Abendländer macht und den Haas als scharfer und feinfühliger Beobachter treffend wiedergibt. Beweisen hinterher die Tatsachen die Unrichtigkeit dieses Eindrucks, so versäumt der enttäuschte und sich getäuscht fühlende Europäer nicht, das, was er seinem falschen Urteil zuzuschreiben hat, als moralisches Minus in den orientalischen Charakter zu verlegen und ihn mit derselben radikalen Sicherheit heimtückisch, gemein, rachgierig usw. zu nennen, mit der er vorher ihn für kindlich, einfältig, phlegmatisch oder indifferent erklärt haben mag. Wie viele falsche Meinungen und Ansichten über den Orient, die in Europa im Schwange sind, schreiben sich von diesem doppelseitigen Radikalismus her! Jede Auffassung muß eben in die Irre gehen, die nicht das absolut Eigenartige der orientalischen Psyche überhaupt erkennt und anerkennt. Und die Reife und Abgeklärtheit des Urteils, die in dem Büchlein zutage tritt, wird gerade in der Zurückhaltung und Bescheidenheit, fast möchte man sagen, Demut des Autors gegenüber seinem Problem recht offenbar. Niemals und unter keinen Umständen, so bescheidet er sich, können wir Seele und Charakter des orientalischen Menschheitstypus mit den Mitteln und Maßen der okzidentalen Seelenstruktur uns vertraut machen. Wir können uns in sie nicht hineinleben und -fühlen wie in die okzidentale Seele, wir können sie nicht intuitivsynthetisch anschauend erfassen, und wir können endlich sie nicht mit den für diese giltigen Begriffen erkenntnismäßig uns

klarmachen und konstruieren. Verhielte es sich so, so wäre eben die orientalische Psyche kein selbständiger und fest umgrenzter Menschheitstyp, wie sie es nun einmal ist, sondern bloß eine Unterart und Abart des okzidentalen Typus. Die orientalische Seele ist ihrer Struktur nach eine andere als die okzidentale, sie ist mit dieser schlechthin unvergleichbar und unmeßbar. Sie ist so beschaffen, wie sie ist und wie wir es sehen, und damit ein uns Unbegreifliches; freilich dieses „unbegreiflich" nicht als etwas „Mystisches, Geheimnisvolles" gefaßt.

Wie dann weiterhin das orientalische Ich auf seine Eigenschaften untersucht, die Beziehungen dieses Ich zu seinem Lebensinhalt und zu sich selbst aufgedeckt und erhellt werden, das gestaltet das Studium des Büchleins zu einer Quelle der Belehrung und des Genusses. Der Reiz des Gegenstandes selbst, die nie an der Oberfläche haftende und niemals dilettantische Art der Untersuchung und Beweisführung, die glückliche stilistische Ausprägung und Einkleidung, haben daran den gleichen Anteil. Und diese Vorzüge sind gerade da, wo auch die Betrachtung ihren Gipfelpunkt erreicht, auf ihrer vollen Höhe: in den Schlußausführungen, die die Ausprägung des orientalischen Ich im Religiösen behandeln. Hier erst ist uns der tiefste Blick in die Strukturverschiedenheit der okzidentalen und orientalischen Seele erlaubt: dort durch Monotonisierung des Lebensinhalts Bewußtlosigkeit, Ertötung, Mechanisierung, Auflösung des Ich; beim orientalischen Typ durch Monotonisierung Ablösung des Ich von allem Inhalt, höhere Form der Existenz, Auslösung (aus den Fesseln der Welt), Erlösung.

In diesen skizzenhaften Andeutungen muß sich die hier gestattete Beschäftigung mit dem Haas'schen Büchlein erschöpfen. Das Ziel, das es sich gesetzt: den orientalischen Menschen als besonderen Menschheitstypus zu erkennen und zu zeigen, auf welcher wissenschaftlichen Grundlage dies geschehen kann, hat es erreicht. Möge dem Verfasser beschieden sein, die Fülle der Probleme, die er jetzt nur gestreift, der Anregungen, die er verstreut, in einem größeren Werke in gleich gedankenvoller und feinsinniger Weise, aber erschöpfend darzulegen und auszubauen.

Rundschau der Kriegsliteratur XXIV.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Als neuester Band der im Verlage von Ullstein (Berlin) herausgegebenen Sammlung „Männer und Völker" ist soeben aus der Feder des bekannten Wiener Historikers August Fournier ein Buch über „Österreich-Ungarns Neubau unter Kaiser Franz Joseph I." erschienen. Der Verfasser beginnt mit einer kurzen, eindrucksvollen Skizze der verehrungswürdigen Persönlichkeit des alten Kaisers, die ganz Pflichterfüllung war, die ganz aufging in der schwierigen Arbeit für die Völker der Doppelmonarchie, und die das Große geschaffen hat: den Ständestaat in einen modernen Kulturstaat, einen Staat des allgemeinen Wahlrechts umzuwandeln. In klaren, kurzen Zügen veranschaulicht Fournier, wie von 1848 bis 1867 an Stelle des vormärzlichen Österreich der neue Bau aufgeführt worden ist, dessen Grundlagen seitdem unverändert blieben. Die Geschichte der Märzverfassung wird behandelt, ebenso die Reformen, die Zentralisation, der Krieg von 1859 und seine Wirkungen, das Oktoberdiplom von 1860, der Krieg von 1866 und die daran anschließende Ära Beust,

der Ausgleich mit Ungarn und die Errichtung des Dualismus, mit der das Problem des inneren Friedens in der Monarchie gelöst ist und zugleich das ihrer Machteinheit bei freierer konstitutioneller Gestaltung.

Ein ebenfalls hervorragendes Buch über unsern Verbündeten hat Joseph Aug. Lux bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München veröffentlicht: „Ungarn. Eine mitteleuropäische Entdeckung". Von der richtigen Auffassung ausgehend, daß Ungarn und seine Bewohner leider noch vielfach bei uns unbekannt sind oder mißverstanden werden, hat sich der durch seine Romane bekannte Schriftsteller die dankenswerte Aufgabe gesetzt, dem deutschen Leser ein Bild zu geben von dem wahren Wesen des Ungarlandes und auf diese Weise beizutragen zu einem besseren Verständnisse der Völker untereinander. Die anschauliche, klare, oft künstlerische Darstellung von Land und Leuten, die nicht den Anspruch einer rein wissenschaftlichen Untersuchung macht, wird dem Buche sicherlich viele Freunde erwerben.

Im Verlage von S. Hirzel (Leipzig) beginnt ein dreibändiges Werk von Prof. Otto Hoetzsch zu erscheinen. Es enthält im Wesentlichen die Artikel, die Hoetzsch jeden Mittwoch in der Morgenausgabe der Kreuz-Zeitung veröffentlicht, und die hier unter dem gleichen Titel: „Der Krieg und die große Politik" in Buchform herausgegeben werden. Der bis jetzt vorliegende 1. Band enthält die Ereignisse bis zum Bündnis mit Bulgarien und zum Beginn unseres Feldzugs gegen Serbien, schließt also mit Ende September 1915 ab. Gewiß können diese in einer Sammlung vereinigten Artikel keine politische Geschichte des Krieges darstellen; aber das hat der Verfasser auch nicht beabsichtigt. Wie er selbst im Vorwort ausführt, sollen sie „der Politik im Weltkrieg dienen, der politischen Erfassung des Krieges, die nur auf geschichtlicher Grundlage möglich ist, und sie sollen damit der Bestimmung des politischen Willens dienen, der den Ausgang des Krieges auf ganz bestimmte weltpolitische deutsche Ziele hinzulenken bestrebt ist". —

Es ist etwa zwei Jahre her, daß wir an dieser Stelle auf ein Werk von Karl Nötzel über Rußland hinwiesen. Nunmehr liegt uns ein neues Werk dieses Verfassers vor, das sich „Die Grundlagen des geistigen Rußlands" betitelt und im Verlage von Eugen Diederichs in Jena erschienen ist. Es ist ein ganz ausgezeichnetes Buch, das geeignet ist, dem deutschen Leser die für ihn schwer verständliche Geistesart seines östlichen Nachbars nahezubringen. Von den Hauptkulturschicksalen Rußlands ausgehend, entwickelt der Verfasser aus den geistigen Einflüssen dieser Schicksale immer eine der Eigenheiten des russischen Geistes. Wir wünschen dem neuen Werke Nötzels eine recht weite Verbreitung, da es zweifellos viel dazu beitragen wird, Verständnis für Rußland und seine Kultur zu erwecken. —

Einen im März 1917 gehaltenen Vortrag über „Deutschland und Amerika" veröffentlicht Prof. Dr. Siegmund Hellmann im Verlage von Duncker & Humblot (München-Leipzig). Er bietet eine kurze Übersicht über das politische Verhältnis zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten vor und während des Weltkrieges. Wenn uns auch „das Gemisch von Eigensinn, schulmeisterhafter Anmaßung, persönlicher Eitelkeit, mit Humanitätsphrasen verbrämter Brutalität und pfäffischer Salbung, wie es das Auftreten Wilsons in diesen 2½ Jahren gezeigt hat", mit Widerwillen und Ekel erfülle, so müsse man doch nach den wahren Gründen forschen, die die Amerikanische

Regierung zum Bruch mit Deutschland veranlaßt haben. Mögen diese auch „zu einem sehr wesentlichen Teil" in wirtschaftlichen Fragen liegen, so ist es doch nicht allein diese Rücksicht auf Kriegslieferungen und Anleihen gewesen, die Wilsons Politik bestimmt haben. Vielmehr liegt in der Richtung der amerikanischen Politik, die Wilson schon von seinen Vorgängern übernommen hat und die schon lange vor seinem Amtsantrit gegen Deutschland gerichtet war, ein großer Teil der Schuld an dem Bruche zwischen den beiden Ländern, die bisher seit Bestehen der Union stets in Freundschaft gelebt hatten.

„Amerikas Waffenausfuhr und Neutralität" behandelt Prof. Dr. Heinrich Pohl in einer bei J. Guttentag in Berlin erschienenen Broschüre, die einen interessanten Beitrag liefert zur Entwicklung der diplomatischen Spannung zwischen Deutschland und Amerika.

Im Anschluß hieran sei auch eine andere im Verlage von Puttkammer & Mühlbrecht (Berlin) erschienene kleine Schrift desselben Verfassers über „Englisches Seekriegsrecht im Weltkriege" genannt, der eine Reihe interessanter **Orders in Council**, die den Seekrieg betreffen, beigegeben sind.

Eine ausführliche Studie über „Das Schicksal Belgiens beim Friedensschluß" hat der Bonner Rechtslehrer Prof. Ernst Zitelmann im Verlage von Duncker & Humblot (München-Leipzig) erscheinen lassen. Nach einer Einleitung über die Kriegsziele im allgemeinen kommt der Verfasser zu dem belgischen Problem. Deutschland braucht eine Sicherung gegen Belgien und gegen eine Politik wie die vor 1914. Hierfür gibt es zwei Mittel: die Beschränkung der Unabhängigkeit Belgiens und zweitens die Trennung der Flamen und Wallonen. Betreffs der ersten Art der Sicherung, meint Zitelmann, müsse Belgien außer Stand gesetzt werden, uns militärisch zu schaden, vielmehr müsse es den deutschen militärischen Interessen möglichst dienstbar gemacht werden, außerdem müsse aber auch verhindert werden, daß Belgien in Zukunft eine selbständige auswärtige Politik gegen das Interesse des Reiches treibe, und drittens endlich dürften Belgiens wirtschaftliche Kräfte nicht gegen das Deutsche Reich nutzbar gemacht werden, vielmehr sollten auch diese möglichst dem Interesse des Reiches dienen. „Hierüber hinauszugehen fordert kein dringendes Interesse Deutschlands, im Gegenteil, Deutschlands Interessen raten, daß Belgien innerhalb der durch jene Zwecke gezogenen Grenzen in allen seinen Angelegenheiten, in Gesetzgebung und Rechtswesen wie in der gesamten inneren Verwaltung, seine volle Unabhängigkeit behalte". Diese Neugestaltung wird nach Ansicht des Verfassers am besten auf dem Wege eines völkerrechtlichen Bündnisvertrages erreicht, für den Zitelmann auf Seite 69 ff. einen ausführlichen „Entwurf" gibt. Wir wollen an dieser Stelle nicht näher untersuchen, ob sich die Vorschläge Zitelmanns so glatt und endgültig werden durchführen lassen, wie es vielleicht zu wünschen wäre. Es dürften sich bei dem einen oder anderen Punkte erhebliche Schwierigkeiten einstellen, die nur schwer, vielleicht garnicht zu überbrücken sind. Immerhin bietet diese Studie sehr viel Interessantes und manches wertvolle Material zur belgischen Frage.

Prof. Friedrich Meinecke veröffentlicht unter dem Titel „Probleme des Weltkrieges" im Verlage von R. Oldenbourg (München) eine Anzahl seiner Aufsätze aus den letzten Jahren, von denen besonders der Aufsatz über „Geschichte und öffentliches Leben", ausführliche und lehrreiche kritische Besprechungen von Kjelléns „Probleme des Weltkrieges" und Bülows „Deutsche

Politik", sowie eine längere Abhandlung über „die Reform des preußischen Wahlrechts" hervorgehoben seien. —

„Kurländischer Frühling im Weltkrieg" betitelt P. Bräunlich ein im Verlage der Täglichen Rundschau in Berlin erschienenes Buch. Der Verfasser gibt hier persönliche Eindrücke wieder, die er während seines Aufenthaltes in den Ostseeprovinzen zu sammeln Gelegenheit hatte. Bräunlich hat es verstanden, diese Eindrücke in einer gefälligen, den Leser fesselnden Form wiederzugeben, doch ist er nach unserer Ansicht oft ein wenig zu optimistisch in seinem Urteil.

Ein Buch, das wir unseren Lesern warm empfehlen können, ist die „Grenzwacht der Schweizer" von Johannes Jegerlehner, das bei der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung (Berlin) erschienen ist. Schon in der letzten Rundschau hatten wir Gelegenheit, auf die Art des Verfassers, die Ereignisse lebendig und packend zu schildern, hinzuweisen. Auch dieses Werk zeugt von einer Lebendigkeit, durch die der Leser von vornherein gefesselt wird. Wenn auch das ganze in die Form eines Romans gegossen ist, so gibt Jegerlehner doch Selbsterlebtes und Selbsterschautes in diesem Buche wieder. Er schildert die Stimmung in der Schweiz bei Kriegsausbruch und in den ersten Kriegsmonaten, und er erzählt von den Erlebnissen des Regimentskommandeurs Salvenach während der Wacht an den Grenzen seiner Schweizer Heimat. Überall läßt der Verfasser seine große Bewunderung für Deutschland durchblicken, obwohl er selbstverständlich in erster Linie Schweizer ist, als Schweizer Bürger sieht und fühlt, und man geht wohl nicht fehl, wenn man in der Hauptperson des Buches Christoph Salvenach den Verfasser selbst sieht.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Eugen Löwinger.

Das Schiedsgericht im Haag war in erster Linie dazu erdacht, politische Differenzen unter den Mächten zu schlichten. Inwieweit diese Institution, zarischer Friedensliebe entsprungen, ihren Zwecken gedient hat, sehen wir aus dem Weltkriege.

Der Weltkrieg ist mit ein Wirtschaftskrieg. Der Friedensvertrag wird also, damit er nicht als ungenügendes Elaborat erscheine, eine Regelung des wirtschaftlichen Verhältnisses der Mächtegruppen zueinander enthalten müssen. Die Frage ist, welche Gewähr für die Einhaltung der im Friedensinstrument vorgesehenen Bestimmungen gegeben ist. Von Seiten der Zentralmächte wird voraussichtlich an der Meistbegünstigungklausel festgehalten werden. Es wird ferner die Festsetzung getroffen sein, daß der eigene Staatsangehörige in punkto Steuern, Rechtsbehandlung, Patentrecht nicht besser oder günstiger dastehen dürfe als der Fremdländer. Aber ebenso wichtig wie diese Abmachungen werden die Vereinbarungen sein, die sich auf den unlauteren Wettbewerb, auf die unreelle Konkurrenz, beziehen. Haben wir doch schon vor dem Kriege so oft gesehen, daß die Vereinbarungen im Handelsvertrage umgangen worden sind durch Verfügungen administrativer Natur, die, wenn auch nur für ein internes Geltungsbereich geschaffen, von ausgedehntem Einfluß auf die Entwickelung des internationalen Verkehrs gewesen sind. Wir brauchen bloß auf die Schikanen hinzuweisen, welche die französische Zollverwaltung in Sachen der Ursprungszeichen gemacht hat, ferner auf die ungerechtfertigten Zollauslegungen, die sich insbesondere bei der Zollbehandlung deutscher Waren herausgestellt haben und die

letzten Endes entweder den deutschen Versender vor ein französisches Schiedsgericht brachten oder ihn zwangen, die Ware nach Deutschland zurückzuziehen, nachdem die unangemessen hohen Zollstrafen erlegt worden waren. Auch in Sachen der Zollstrafen ist bisher in Frankreich, in Italien und auch in Rußland ein Verfahren beliebt worden, das man wohl lediglich um des lieben Friedens willen über sich hat ergehen lassen. Für einfache und offensichtliche Schreibfehler wurden Zollstrafen diktiert, die das Doppelte oder Dreifache des Zollbetrages ausmachten. Selbst vor Beschlagnahmen haben die französischen und italienischen Zollverwaltungen aus nichtigem Anlaß nicht zurückgeschreckt. Die gleichen Verfehlungen französischer oder italienischer Versender wurden in Deutschland im Sinne der bestehenden Vorschriften durch Ordnungsstrafen erledigt in der Höhe von 50 Pfennig oder 1 Mark. Das sind nur kleine Beispiele, welche zeigen sollen, wie notwendig es ist, Sicherheiten zu haben gegenüber unvernünftigen und willkürlichen Behandlungsmethoden unserer Gegner, die nach dem Kriege noch viel weniger rücksichtsvoll vorgehen werden als bisher.

Es ist nun nicht anzunehmen, daß wir wegen jeder Zuwiderhandlung unserer Gegner gegenüber den Bestimmungen und dem Sinn des Friedensvertrages immer erst auf diplomatischem Wege Genugtuung zu erhalten versuchen werden, ganz abgesehen davon, daß auch dieser Weg keineswegs die wünschenswerte Gewähr bietet. Zur Deckung der in dem Friedensvertrag festgesetzten Bedingungen wird also nur durch ein internationales Schiedsgericht etwas zu erreichen sein, indem vereinbart wird, daß der Anspruch dieses Gerichtshofes von sofortigen praktischen Erfolgen begleitet ist.

Daß dieses Schiedsgericht so zusammengesetzt sein muß, daß es politischen Erwägungen so wenig als nur möglich zugänglich erscheint, ist selbstverständlich. Es würde sich vielleicht der Ausweg finden lassen, daß beispielsweise für die Differenzen zwischen Franzosen und Deutschen schwedische oder holländische Schiedsrichter gewählt werden. Denn der Franzose ist in seiner politischen Leidenschaftlichkeit unberechenbar. Das lehrt uns ja der gegenwärtige Krieg. Auch die Einberufung und Organisation des Schiedsgerichtes müßten in einer Weise geregelt sein, daß es mit möglichst wenig Zeitverlust in Aktion tritt und innerhalb einer kurzen Zeit seinen Urteilsspruch fällt.

Nur im Wege dieses Schiedsgerichtes erscheint es uns möglich, Differenzen auszutragen, die sich in den wirtschaftlichen Beziehungen der Staatsangehörigen der beiden Mächtegruppen nach dem Kriege mehr als wünschenswert ergeben werden. Die Erfahrung wird dann denjenigen, welche diese „Meinungsverschiedenheiten" forcieren, zeigen, daß sie schief gewickelt sind. So ließe sich erhoffen, daß immer weniger der Versuch gemacht wird, den Angehörigen der Zentralmächte in ihrer kommerziellen Betätigung Schwierigkeiten in den Weg zu legen und die im Lande befindlichen „feindlichen" Staatsangehörigen an ihrer legitimen Geschäftsausübung zu hindern. Die Gleichstellung des Inländers mit dem Ausländer ist ein Grundsatz, der auf das nachdrücklichste befolgt und respektiert werden muß, und eben in der Befolgung dieses Prinzips werden wir in England, Frankreich und Rußland zweifelsohne nach dem Kriege die größten Schwierigkeiten finden. Es muß Wert darauf gelegt werden, daß dem Untertan der Zentralmächte in Frankreich oder England ein Rechtsweg gesichert werde, der ihn vor unange-

nehmen Überraschungen schützt. Ob auch in diesem Teil des Fragenkomplexes nur ein internationales Obergericht die richtige Instanz darstellt, läßt sich heute nicht so ohne weiteres sagen. Jedenfalls muß aber mit aller Energie darauf hingearbeitet werden, daß in Sachen der Rechtsprechung alles geschehe, um einseitige Auslegungen zu Gunsten der eigenen Staatsangehörigen hintanzuhalten.

Man sieht, daß die Bestimmungen im Friedensinstrumente, man möchte sagen: oft auch doppelte Sicherungen notwendig machen. Von der Bereitwilligkeit, die die gegnerischen Friedensunterhändler zeigen werden, diese Sicherheiten zu geben, wird die Schnelligkeit der Friedensverhandlungen mit abhängen.

Der III. Band des Lessingschen Katalogs.

Wie der zweite Band, dem eine frühere Anzeige galt, so ist auch der dritte mitten im Kriege erstanden und erschienen, ein schönes Zeugnis typographischer Kunst, ein lebendiges Denkmal glücklicher Sammlertätigkeit und großzügigen Mäzenatentums. Außer der Bibliothek, die keinen einheitlichen vollständigen Eindruck macht, und die mit Ausnahme der auf Lessing bezüglichen Erscheinungen keine Kostbarkeiten ersten Ranges aufweist, verzeichnet der Band ausschließlich Handschriften. Während der erste Band dem Lessingschen Briefschatz gewidmet war, der zweite die deutsche Literatur umfaßte, enthält der vorliegende dritte teils Handschriften deutscher Fürsten, teils Manuskripte, die aus dem Auslande stammen. Eine ganz besonders wertvolle Abteilung ist den Stammbüchern gewidmet, unter denen Kleinodien allerersten Ranges enthalten sind, z. B. Niederschriften des Johannes Kepler, des Amos Comenius, Mendelssohn, Chodowiecki und anderer Berühmtheiten vergangener Jahrhunderte nebst manchen kuriosen Inschriften z. B. von D. W. Triller. Die Fürsten sämtlicher deutschen Länder außer Preußen, welches letztere Land schon früher verzeichnet war, sind fast ausnahmslos vertreten. Von den auswärtigen Ländern fehlt kein großer Staat und von allen werden bedeutende Stücke geboten. Hier mag nur entsprechend dem Charakter dieser Zeitschrift auf den großen Reichtum der Schriftstücke hingewiesen werden, die von Napoleon und den Seinen herrühren, auch von Napoleon III. sind höchst charakteristische Schreiben an den deutschen Historiker Schlosser vorhanden. Unter den Staatsmännern ist besonders Grégoire hervorzuheben.

Nur zwei Staaten mögen noch ausdrücklich hervorgehoben werden, Italien und Amerika. Von dem ersteren Lande erscheinen die Fürsten der kleineren Staaten sowie die ersten Könige des geeinten Italiens in wünschenswerter Vollständigkeit. Von Staatsmännern, Dichtern und Schriftstellern des genannten Landes seien nur Silvio Pellico, C. Rosmini, G. Tiraboschi, A. Zeno genannt, während allerdings Manzoni fehlt. Die Reihe der Päpste beginnt mit Eugen III. 1145—1153 und geht, wenn auch nicht ganz lückenlos, bis Pius IX. Aus Amerika tritt uns Benjamin Franklin entgegen, auch Thomas Jefferson und George Washington mit höchst charakteristischen Schreiben. Aus den übrigen Staaten mag nur noch Österreich hervorgehoben werden, besonders ein wichtiges Schreiben der Maria Theresia, die reiche Sammlung der Handschriften des Prinzen Eugen von Savoyen und der Tiroler Heerführer aus dem Jahre 1809. Ganz besonders viel gewinnt durch unsere

Sammlung die Geschichte der Befreiungskriege, denn es werden sehr viele Schriftstücke hier verzeichnet von ausländischen und deutschen Fürsten an preußische Generäle und höhere Verwaltungsbeamte, die ebensowohl die militärischen Aktionen der großen Zeit wie die Verwaltung und Neuordnung der besetzten Länder zum Gegenstande haben.

Neben der Politik kommt auch die Literatur zu ihrem Recht. Besondere Prachtstücke sind die vielfältigen Briefe an Moses Mendelssohn teils von dem schweizerischen Philosophen Isaak Iselin, teils von drei deutschen Fürsten, dem Herzog von Braunschweig, Ludwig Eugen von Württemberg und dem Grafen Wilhelm zu Schaumburg Lippe, außerordentlich schöne Schreiben, die einer so notwendigen Ausgabe des Mendelssohnschen Briefwechsels zur Zierde gereichen würden. Höchst wertvoll ist ferner ein Brief Voltaires, während von Rousseau und Diderot nur kleinere Schreiben vorhanden sind; von Beaumarchais ist ein langes wichtiges Schriftstück erhalten. Aus England erfreuen große Handschriften von Cobden, David Ricardo, Gibbon; aus der Schweiz außer den schon erwähnten Iselins ein höchst charakteristisches Geplauder des alten Bodmer an Nicolai 1776. Literarisch sehr fördernd sind einzelne Briefe von und an Chamisso: Briefe an ihn von Krusenstern, einem französischen Diplomaten, Proben seiner Zettelkorrespondenz mit Madame de Stael, die unsere Kenntnis dieser liebenswürdigen Plaudereien erheblich bereichern.

Im ganzen ist es eine Sammlung, die man garnicht genug bewundern kann.

Daß ein Privatmann einen solchen Schatz zusammengebracht hat, ist staunenswert, und daß dessen Sohn in diesen schweren Zeiten ein so wundervoll ausgestattetes Verzeichnis auf seine Kosten ausgehen läßt, zwingt alle Benutzer zum höchsten Dank für diese Liberalität und Hochherzigkeit.

Ludwig Geiger.

Berichtigung.

Im Juliheft muß es in dem Aufsatz: „Vom neuen Drama" von Assaf Ciffrin heißen:

auf Seite 88, Zeile 18: man laut (statt: mauslaut.)

Seite 89, Zeile 10: die Gestalt (statt: die Anstalt). Zeile 12: Sie wird zur Legende durch ihr Handeln, nicht durch die Legenden anderer über sie (statt: Handeln nicht durch die Legenden anderer über sie). Zeile 17: Mutter (statt: Muster). Zeile 29: Tugendpreis (statt: Jugendpreis).

Seite 90, Zeile 1: Monsieur Legros (statt: Madame Legros). Zeile 22: dieses „Heldenliedes" (statt: dieser „Heldenlieder"). Zeile 26: schwankt (statt: schrankt).

Das Drama „Madame Legros" ist im Verlag Kurt Wolf, Leipzig, erschienen.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.



v. Bülow
Generalfeldmarschall.
Juli 1917

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Generalfeldmarschalls von Bülow.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — C. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

41. Jahrgang. Band 162. Heft 516. September 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Politische Genies und ihre Voraussagen.

Politische Voraussagen sind das Vorrecht besonders glücklich angelegter und inspirierter Köpfe, vielleicht geradezu ein Reservatrecht der politischen Genies. Jeder politische Kalkül, heißt es bei Gustav Ratzenhofer, „Wesen und Zweck der Politik," setzt mit einer „inspirativen Folgerung" ein. Wenn das Genie, fährt Ratzenhofer fort, wie in allen Dingen, so auch hier, leichter und rascher das Richtige findet, so wird doch der mit gewöhnlicher Vernunft geschöpfte Kalkül, ein wohldurchdachter politischer Plan den Erfolg sicherer erwarten lassen, als wenn sich ein politisches Talent leichtsinnig auf die bloße Inspiration verläßt. Die „Befähigung zur Aufstellung der Prognose hinsichtlich der Wirkungen der Staatshandlungen" stellt F. von Holtzendorff als das praktische Ergebnis des politischen Wissens und Könnens dar. Darum verlangt er von jedem Politiker „ein Augenmaß für die zukünftigen Dinge." Aber auch er muß zugeben, das politische Prophezeiungen mit zweifellosem Ausgang ausgeschlossen sind.

Selbst die größten politischen Genies (Napoleon, Bismarck) haben zuweilen falsch prophezeit. Und trotzdem gilt: **propheta non fit, nascitur.** Nicht die Vortrefflichkeit der Absichten, wie ich anderwärts dargetan habe, sondern der Eintritt des vorausgesehenen Erfolges ist der politische Wertmesser, der an einen Staatsmann zu legen ist. Denn alle Politik gehört in die Reihe der „variablen Zweckmäßigkeiten" im Gegensatze zum Recht, das ein „ethisches Minimum" (Jellinek) oder die konstant bleibenden Zweckmäßigkeiten oder Notwendigkeiten des staatlichen Lebens darstellt. Diese variablen Zweckmäßigkeiten vermag der Politiker nur an der Hand der Geschichte zu ermitteln. Die Witterung des Kommenden setzt eine gründliche Vertrautheit mit dem Gewesenen voraus. Die Gleichförmigkeiten im Ablauf des historischen Prozesses legen die Schlußfolgerung nahe, daß bei annähernd gleichen geschichtlichen Bedingungen und Voraussetzungen — absolut gleiche sind für den Prozeß der Geschichte auszuschließen — der künftige Ablauf des Geschehens dem Vergangenen in großen Zügen gleichen werde. Darauf beruht die Staatskunst, daß sie sich aller Zweige der Staatswissenschaften und Historie bedient, um

Schätzungswerte über die künftige Zusammensetzung der nationalen Interessen, der Parteien und politischen Gebilde, letzten Endes der internationalen Konstellation aufstellen zu können. Die Wissenschaften sind gleichsam das Laboratorium, in welchem man die Technik der Kombination, der Prognose, der politischen Wahrscheinlichkeitsrechnung erlernt. Aber nur die Technik, das Nachschaffende, kann die Wissenschaft lehren, nicht die Inspiration, das Intuitive, das Selbstschöpferische. Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung, Demographie und Völkerpsychologie, Geschichte und Soziologie liefern dem geborenen politischen Genie die Instrumente und Maßstäbe zur Größenschätzung. Aber die Kombination aller dieser Elemente im Dienste der politischen Voraussicht ist Sache der schöpferischen Einbildungskraft, der politischen Genialität. Alle Monographien und Abhandlungen eines Jahrhunderts, meint Holtzendorff, würden nicht im stande sein, jemand zur Lenkung eines großen Staates zu befähigen, wenn in Geschick, Scharfblick und Entschiedenheit jene große Rolle intellektueller und moralischer Fähigkeiten versagt wäre, ohne welche eine Staatshandlung von einiger Bedeutung nicht vollbracht werden kann.

Freilich setzt auch das größte politische Genie eine gewisse Stetigkeit und Gleichförmigkeit im Ablauf der Völkerschicksale im allgemeinen und der einzelnen geschichtlichen Begebenheiten im besonderen voraus, da sonst Kombinationen, Analogieschlüsse und induktive Erfahrungsschlüsse (bei Wundt: Empeireme) logisch unzulässig wären. Wäre das berühmte Spottwort im Rechte, wonach Seine Majestät der Zufall die Welt regiere, so daß die geschichtliche Weltlage eine völlig andere geworden wäre, wenn Kleopatra eine andere Nase gehabt hätte, so könnte das größte politische Genie kein problematisches Urteil über das Kommende, also auch keine politische Prognose mit logischem Fug aufstellen. Wenn auf tausend Nieten in der politischen Prognose nur ein Treffer käme, dann würde freilich der Zufall, den Spinoza für die Natur zum „**Asylum ignorantiae**“ gestempelt hat, in der Geschichte das letzte Wort behalten. Unsere Darlegungen dürften bis jetzt den Beweis erbracht haben, daß die Herrschaft des Zufalls in der Geschichte angesichts der nicht wegzuleugnenden Gleichförmigkeiten in den Gruppenhandlungen und der Gattungsentwicklung des Menschengeschlechts in sehr enge Grenzen gebannt ist. Menschliche Gruppenhandlungen (Ehen, Geburten, Todesfälle, Selbstmorde, Brandlegung, Geisteskrankheiten, Diebstähle, Verbrechen u. s. w.) zeigen sozialen Rhythmus. Das Abweichen des Individuums vom Gattungstypus ist ziffermäßig ein so minimales, daß es beim Aufstellen von historischen Kategorien, d. h. obersten Gattungsbegriffen menschlichen Handelns ebenso ausgeschaltet werden kann, wie man sonst in der logischen Operation bei der Bildung des **Genus proximum** und der **differentia specifica** verfährt, daß man die artbildenden Merkmale fortläßt, um sich nur auf die gattungsbildenden zu beschränken. In den menschlichen Arthandlungen, die wieder

in Unterarten, Spielarten und Varietäten sich spalten, herrscht Verschiedenheit, die durch Zone und Klima, durch Volk und Rasse, durch Nationalität und Religion, durch soziale Klassenschichtung und staatliche Regierungsform in genere, durch Temperament und Charakter, durch Impuls und augenblickliche Konstellation in specie bedingt sind. Diese Arthandlungen mit ihren geschichtlichen Bedingtheiten, durch welche das Abweichen des Individuums vom Gattungstypus des Handelns erklärt und wodurch seine persönliche Freiheitssphäre abgegrenzt wird, lassen sich aber, sub aeternitatis specie gesehen, unter historische Kategorien, d. h. unter die typisch wiederkehrenden obersten Gattungshandlungen des ganzen Menschengeschlechts subsummieren. In dieser logischen Perspektive kommt der geschichtliche Zufall, das Einmalige und Willkürliche, das Singuläre und Individuelle, kurz der Fetischcharakter des geschichtlichen Erlebnisses um seinen Kredit. Der geschichtliche Zufall erscheint den obersten Gattungsbegriffen menschlichen Handelns gegenüber, die eine konstante Größe darstellen, ebenso als asylum ignorantiae der Geschichte, wie der scheinbar zufällig vom Dach herabgefallene Ziegelstein in dieser angeblichen Zufälligkeit seines Falles ein asylum ignorantiae der Naturerklärung bedeutet. Was der kurzsichtigen Wahrnehmung zufällig erscheint, kann im großen Weltzusammenhange sehr wohl begründet und logisch notwendig sein.

Diese geschichtlichen Kategorien hat nun der geniale Politiker, der Prognosen aufstellt, um problematische Urteile über den künftigen Gang der Dinge abzugeben und seine politische Taktik danach einzurichten, in seinen Kalkül, in seine politische Wahrscheinlichkeitsrechnung als regulative Faktoren seiner Kombination einzuschließen. Er muß den Gang der Geschichte in großen Zügen kennen, um ihren künftigen Verlauf voraussehen und seine Handlungen dieser Einsicht gemäß einrichten zu können. Diese Voraussicht, diese feine Witterung für das Kommende auf Grund der kalkulatorischen Abschätzung des Gewesenen ist das schöne Vorrecht der genialen Intuition und politisch-schöpferischen Phantasie, wie Ernst Bernheim vortrefflich ausgeführt hat. Nicht um geschichtliche Gesetze handelt es sich für den Politiker, wie für den Naturforscher, sondern um Erfahrungsverallgemeinerungen und darauf gegründete Regeln. Der große Politiker ist, wie der Soziologe, der Grammatiker der Geschichte, und er verhält sich zu den einzelnen menschlichen Handlungen etwa so, wie der Grammatiker zu den einzelnen Worten oder Lautsymbolen seiner Sprache. Die Grammatiker erfinden keine Sprache, sondern sie finden sie vor und ordnen das Vorgefundene dergestalt, daß sie auf Grund der Tatsache, wie bisher erfahrungsgemäß gesprochen worden ist, die Regel ableiten, wie in Zukunft gesprochen werden soll. Ihre Norm, die auf ein künftiges Sprechen gerichtet ist, leitet also ihr Recht von der bisherigen Erfahrungsregel ab. Die politische Prognose ist für den Staats-

mann, der sie für sich oder für sein Volk oder für ganze Völkergruppen aufstellt, eine Norm, ein Sollen, nach welchem er seine Taktik im großen wie sein Procedere im kleinen einrichtet. Solche Prognosen sind nicht nur zulässig, sondern für den ernsten Staatsmann unerläßlich. Sie bilden das Rückgrat seiner politischen Existenz, den zusammenhaltenden Faden seiner Einzelpläne und Detailhandlungen. Mag man über die Grenzen der Sicherheit solcher Prognosen noch so sehr streiten, so ist die Annahme, als sei die politische Voraussage Zufallserzeugnis oder politisches Lotteriespiel, ganz auszuschließen. Das würde nur von jenen Wetterfahnen oder Va-banque-Spielern der Politik gelten, die weder einen leitenden Gedanken, noch ein eigenes Programm haben. Das sind die Industrieritter der Politik. Ernsthafte Staatsmänner aber dürfen nicht bloß, sondern sie müssen politische Prognosen mit der Gültigkeitsgrenze der Wahrscheinlichkeitsrechnung und des problematischen Urteils aufstellen, sonst schwebt ihre ganze Lebensarbeit stützenlos in der Luft. Staatsmänner großen Stiles, die allem uferlosen Planen und steuerlosen Führen abhold sind, werden das Problem der Geschichte zu bewältigen und die Politik als Wissenschaft zu beherzigen haben.

Richard Müller-Freienfels: Zur Psychologie der Diplomaten.

Mit refrainartiger Hartnäckigkeit kehrt in der französischen und auch in der englischen Presse unsrer Zeit die Behauptung wieder, die Deutschen hätten keine „Psychologie". Welche Maßnahme immer von unsrer Politik getroffen werden mag, kaum einmal bleiben „Matin" oder „Temps" den Nachweis schuldig, daß sich wieder einmal die notorisch klägliche „Psychologie" der Deutschen offenbare. Die Behauptung wird zu oft unterstrichen, um nicht gründlicher Nachprüfung wert zu sein.

Natürlich handelt es sich nicht um Psychologie als Wissenschaft, sondern um jene instinkthafte Menschenkenntnis, die es ermöglicht, mit Sicherheit die Wirkung einer Maßnahme auf Freund und Feind vorauszuberechnen. Und darin sollten wir Deutschen andern Völkern nachstehen? — Die Tatsachen geben im allgemeinen den Gegnern nicht recht. Beweist nicht die Weitherzigkeit, mit der wir uns fremde Kunst und Dichtung zu eigen machen, daß wir uns leichter als andere Völker in fremdes Fühlen versetzen können? Beweist nicht die wissenschaftliche Gründlichkeit, mit der wir fremdes Kulturgut durchdringen, daß wir zum Verständnis desselben befähigt sind? Und sind

nicht unsre Kaufleute und Industriellen in überseeischem Gebiet gerade dadurch erfolgreich, daß sie geschickter als alle Konkurrenten auf die Bedürfnisse ihrer Kunden einzugehen wissen? Nein, die ganze Nation kann mit diesem Vorwurf „schlechter Psychologie" nicht gemeint sein, ist es auch nicht, sondern nur der Kreis der gegenwärtigen Diplomaten. Und auch im Inland ist man vielfach geneigt, jenem Vorwurf rechtzugeben.

Wir gedenken hier nicht einzustimmen in das weitverbreitete, ziemlich kritiklose Schelten auf unsre Diplomaten, das den äußeren Mißerfolg in einigen grellen Fällen gleich als Beweis für die Unfähigkeit der Beteiligten hinnimmt. So wenig der Erfolg an sich große Tüchtigkeit und Fähigkeit beweist, so wenig braucht der Mißerfolg auf Unfähigkeit zu beruhen. Die oft gerügte Tatsache, daß die Auswahl der Diplomaten aus einem verhältnismäßig kleinen Kreise, dem begüterten Adel, erfolgt, braucht kein zureichender Grund für unzulängliche Tüchtigkeit zu sein. Denn ergänzen sich nicht unsre höheren Offiziere ebenfalls hauptsächlich aus den gleichen Kreisen und genügen doch ihren Aufgaben? Es wäre keineswegs verbürgt, daß wir durch Erweiterung der Auswahlsphäre lauter Genies als Politiker bekommen würden. Und schließlich gingen doch in den meisten aristokratisch und vielfach auch in den demokratisch regierten Staaten der Vergangenheit die Politiker aus engumgrenzter Gesellschaftssphäre hervor. Der geringeren Auswahlmöglichkeit steht dabei eine immanente Tradition gegenüber, die auch etwas wert ist und deren Bedeutung wir erkennen, wenn wir in der inneren Politik des Reiches die politische Geschicklichkeit der konservativen Fraktion betrachten. In der vielberufenen „kastenhaften Beschränkung" allein kann also der Grund des Mißerfolges unsrer Diplomatie nicht liegen. Vielleicht ist's also doch die mangelnde „Psychologie"?

*

Die Worte „Psychologie" und auch „Menschenkenntnis" sind keine sehr glücklichen Ausdrücke für das, was damit bezeichnet werden soll. Beide klingen viel zu intellektuell. In Wirklichkeit handelt es sich weder um ein „Erkennen" noch umsonst einen „logischen" Vorgang: nur um ein Einfühlen, ein instinktives Stellungnehmen und vor allem ein richtiges Reagieren. Der Verstand braucht sich über alles das keine Rechenschaft geben zu können. Oft haben ganz unintellektuelle Menschen — z. B. Frauen — eine viel bessere „Menschenkenntnis" in diesem Sinn als bedeutende Gelehrte.

Indessen schließt der Begriff der Menschenkenntnis stets auch ein teleologisches Moment ein. Ein bloß theoretisches Durchschauen fremder Seelen und ihrer Regungen wäre noch nicht Menschenkenntnis in dem hier gemeinten Sinn. „Menschenkenner" in dieser Bedeutung ist man nie schlechthin, man ist es stets unter bestimmtem praktischem Gesichtspunkt, im Dienste

eines Zweckes, dem man alles unterordnet. Es gibt daher nicht eine Menschenkenntnis, sondern viele verschiedene Arten derselben. Jeder Beruf hat seine Art der Menschenkenntnis: die des Juristen ist eine ganz andere als die des Arztes, die des Kaufmanns verschieden von der des Geistlichen. Die Art unsrer Beurteilung und unsrer Stellungnahme zu andern Menschen hängt vom innersten Wesen unsrer eignen Persönlichkeit ab. Von hier aus empfangen wir alle Maßstäbe, nach denen wir messen, und kein Mensch kann aus seiner Haut heraus. Es gibt also im Grunde soviel Arten der Menschenkenntnis, als es Menschen gibt. Indessen lassen sich diese verschiedenen persönlichen Stellungnahmen zu andern sehr wohl gewissen Typen unterordnen und nach ihrer Zweckrichtung begreifen.

Das ist's, was ich hier versuche. Es handelt sich gar nicht um ein Mehr oder Weniger an Menschenkenntnis, vielmehr um die spezifische Art derselben. Das Mehr oder Weniger ist eine Sache angeborenen Taktes und persönlicher Intuition, und es gibt innerhalb eines jeden Kreises gute und schlechte Menschenkenner. Es wäre also töricht zu fragen, ob innerhalb unsrer Aristokratie mehr oder weniger solcher Menschenkenner geboren werden als in andern Lebenskreisen. Was wir prüfen ist die typische Art der Einstellung andern Menschen gegenüber, die beherrschende Zweckrichtung, in der sie vor sich geht. Diese hängt zusammen mit der gesamten Lebenshaltung, die ihrerseits ein Produkt sozialer Faktoren ist.

Wenn wir also die spezifische Art der Menschenkenntnis erkennen wollen, können wir es nur aus dem Gesamttypus des betreffenden Subjekts heraus. Auf unsern Fall angewandt würde also unsre Fragestellung lauten: ist der Typus des deutschen Diplomaten so beschaffen, daß seine Art der Menschenbeurteilung für seine Zweckeinstellung als Politiker ungeeignet ist?

*

Wir entwerfen daher zunächst ein typisches Bild des deutschen Diplomaten, das wir nachher mit dem anderer Nationen konfrontieren. Man kann nämlich — und wir werden es dartun — solche Typen deutlich erkennen, sosehr auch im Einzelnen die Individuen verschieden sein mögen; denn der Zwang des Typus ist stark genug, um wesensfremde Individuen sich zu beugen, was ebenfalls aus unsrer Darstellung hervorgehen wird.

Im allgemeinen bewahrt der deutsche Diplomat — wie er in der Mehrzahl der Fälle dem Adel entstammt — auch als Politiker die Haltung des Edelmanns mit militärischem und höfischem Einschlag. Mit starkem Ehrbewußtsein begabt, lebt er geradeaus, von inneren Direktiven vor allem seinem Ehrbegriff, in erster Linie geleitet, mehr nach dem Fürsten als auf das Volk blickend. Bismarck, obwohl ebenfalls diesem Typus angehörig, überschreitet ihn allerdings, wie das Genie meistens

den Typus überschreitet. Aber die Hohenlohe, Bülow und fast alle, die der Öffentlichkeit als Persönlichkeiten bekannt geworden sind, gehören diesem Typus mit geringen Abweichungen an. Auch Bethmann-Hollweg ist dazu zu rechnen; die professoralen Züge, die die Presse überstark betont, sind durchaus sekundär.

Als Aristokrat tritt der deutsche Politiker auch seinen ausländischen Kollegen gegenüber. Streng die Form wahrend und Gleiches fordernd, geht er mit kühler Sachlichkeit seines Wegs, geneigt, fremde Rechte zu respektieren, vorausgesetzt, daß seine eignen ebenfalls anerkannt werden. Heimlichkeit, Schliche, verschlungnes Ränkespiel liegen ihm nicht. Wird sein Recht bedroht, schlägt er ans Schwert, aber er versucht selten, etwas durch Hintertüren zu erreichen, da sein Ehrgefühl ihm diese verbietet.

Aus dieser seelischen Haltung lassen sich ganz klar die Hauptlinien unsrer neueren Politik ableiten. Die scheinbare Indolenz der Einkreisung gegenüber, der „Panthersprung" von Agadir, auch die Stellungnahme in der bosnischen, serbischen, belgischen Frage.

Alles in allem ein ehrenwerter, sympathischer, männlicher Typus und sicherlich nicht ärmer an markanten Persönlichkeiten als die Diplomatie der Nachbarländer. Und dennoch hat er so wenig Erfolg gehabt, daß sicherlich nach dem Kriege fast einstimmig sein Wegtritt von der Weltbühne verlängt werden wird und am lautesten vom eignen Volke.

Die Gründe für seinen Mißerfolg liegen nicht so sehr in dem Typus selber als darin, daß er es mit Gegnern zu tun hat, die, wenn auch nicht an sich überlegen, doch sicherlich *anders* sind und fühlen als er selber und die er deshalb nicht richtig zu beurteilen vermag. Wir müssen also den Gegner ebenfalls kennen lernen, um das zu verstehen.

*

Von diesen Gegnern ist der erfolgreichste *der Engländer*. Die Haltung des englischen Diplomaten der Welt gegenüber ist durchaus die des gewandten *Kaufmanns* oder Industriellen. Wie ein Kaufmann hat der englische Politiker mit schärfstem praktischem Blick das Ziel der eignen Bereicherung im Auge, wahrt aber dabei stets die Fiktion, daß er im Interesse des Kunden oder der Allgemeinheit arbeite. Unablässig preist er sich und das, was er zu geben hat, an. Da sein Interesse dem der andern nicht immer entgegen, sondern oft parallel läuft, kann er das, ohne sogleich ins Unrecht gesetzt zu werden. Indessen auch dort, wo eine solche Interessengemeinschaft nicht besteht, hält er jene Fiktion aufrecht und arbeitet dabei stark und erfolgreich mit allgemeinen Schlagworten. Das offene Geheimnis seines Erfolgs ist, daß er anders spricht, als er denkt. Er weiß ganz genau, daß auf die Menge vor allem Worte, Worte und nochmals Worte wirken. Die

tatsächlichen Verhältnisse in ihrer unübersehbaren Verflochtenheit zu überschauen, ist nur wenigen möglich und fast allen zu mühselig. Ein bequemes Schlagwort jedoch, eine klangvolle Formel gibt eine billige Scheidemünze ab, mit der sich glänzende Geschäfte machen lassen. Da das Publikum stets nach Äußerlichkeiten urteilt, so wirft der englische Diplomat sich gerade dort, wo er am rücksichtslosesten seine Zwecke verfolgt, den schönsten idealen Mantel um, und darin tritt er vor die Welt. Wir haben es oft genug erlebt und erleben es noch immer: vergewaltigt der Engländer kleine Nationen, geschieht es im Namen der Freiheit; übt er brutalsten Zwang auf dem Meere so tut er es nur, um die niederträchtigen deutschen Piraten klein zu kriegen; bricht er den frivolsten Krieg vom Zaun, so tut er's, um den bösen Militarismus zu bekämpfen. Der englische Diplomat verfährt wie ein raffinierter Kaufmann, der genau weiß, daß man durch recht laute, recht sichtbare, recht schreiende Reklame dem Publikum den größten Schund aufreden kann. Nun, der Erfolg beweist, was sich die Welt von England hat aufreden lassen. Und noch immer ist die Welt nicht schamrot geworden über die Art, in der sie sich dupieren läßt. Wahrlich, kein glänzender Reifebeweis der Gattung „**homo sapiens**“! Aber ein großer Erfolg der englischen Diplomatie und ihrer kaufmännischen Psychologie! Und wenn sie, was wir mit Sicherheit hoffen, in diesem Kriege schließlich dennoch unterliegt, so geschieht es nicht infolge der überlegenen Diplomatie der Gegner, auch nicht, weil das Truggebäude der englischen Reklamepolitik in sich zusammenbräche, es geschieht aus Gründen, die jenseits der diplomatischen Gespinste liegen. Sympathisch ist dieser geschäftige, laute, mit dem Pöbel aller Sorten paktierende Diplomaten-Typus gewiß nicht, aber er ist erfolgreich und wird bei uns mindestens ebensosehr geschmäht als (bei allem Vorbehalt) — bewundert.

*

Ein weiterer Typus in der Politik ist der redegewandte Rechtsanwalt. Er ist in reinster Ausprägung in Frankreich am Ruder, findet sich aber mit geringen Variationen auch in andern südlichen Ländern. In Cicero kann dieser Typus einen illustren Ahnherrn begrüßen. Dieser Typus übernimmt eine politische Aufgabe, wie er einen Prozeß übernehmen würde. Zur Sache selbst braucht er keine inneren Beziehungen zu haben; er könnte gegebenenfalls stets auch anders. Seine beherrschenden Motive sind Ehrgeiz, Machtwille, oft auch Eitelkeit. Die Menschen teilt er ein in Clienten und Gegenpartei, hält sie im allgemeinen — da auch sein eigner Charakter elastisch ist — nicht für sehr sichere Kantonisten und behandelt sie demgemäß. Seine Macht liegt in seinem Worte. Noch mehr als der reklametreibende Engländer arbeitet er mit der schönen Phrase. Was dem Briten Mittel zum Zweck ist, wird ihm oft zum Selbstzweck. Er berauscht sich an der Fülle

des Klangs, schmettert seine Sätze wie Fanfarenklänge über die horchende Menge hin. Ob er Gambetta oder Briand oder Salandra heißt, stets ist's der gleiche Typus. Er plaidiert, wenn er redet. Er zieht alle Register der Gefühlssuggestion von der wildesten Hurrabegeisterung bis zur vibrierenden Rührstimme. Wie die römischen Rhetoren scheint er anzunehmen, daß die Masse nur aus Instinkt und Leidenschaften handele. Zu gute kommt ihm vor allem der Mangel an Gedächtnis beim Pöbel. So versteht der politische Advokat sein Volk zu lenken, wie er es will, allerdings stets paktierend, mit dessen minderen psychischen Funktionen, und ist so gewissermaßen doch dessen Sklave, wo er der Herr scheint.

Bei den französischen Politikern unsrer Zeit tritt neuerdings noch eine weitere Note stark hervor: die ans Hysterische grenzende Femininität. Sie benehmen sich wie kokette Damen, die beständig die schönen Augen blitzen lassen, beständig die rücksichtsloseste, giftigste Medisance üben und doch schmerzlich beleidigt aufkreischen, wenn ihnen ein männliches Donnerwetter in die Quere fährt. Erinnern wir uns, wie die Franzosen mit den „lateinischen Vettern" in Rom und Bukarest kokettierten. Lesen wir einen der zahllosen Artikel der gegenwärtigen französischen Presse über das Thema: „Warum Amerika Frankreich liebt — —." Immer das gleiche! Man stellt Beobachter auf Kathedralen und wimmert, wenn die bösen Deutschen dann auf sie zielen. Eben schluchzen die Herren in Paris mit den Damenalluren die lieben Russen an und zählen ihnen auf, daß Frankreich schon soviel für sie getan hätte, daß ihm zu tun schon nichts mehr übrig bliebe.

*

Eine andre Spielart des Politikers ist der verkappte Professor. Er hat sich in allen Ländern gelegentlich bemerkbar gemacht, ohne jedoch — und das aus guten Gründen — je zu dauernder Macht zu gelangen. In der Gegenwart sitzt ein ausgewachsenes Exemplar in Amerika am Ruder. Gewiß ist Wilson auch ein Geschäftsmann, hat daneben priesterliche Alluren, ist jedoch im Innersten Professor. Auch bei uns, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, hat sich der Professor bemerkbar gemacht. Er redet mit Pathos, mit Gelehrsamkeit und in allgemeinen Begriffen. Er hat Ideale, sehr hohe, sehr bedeutende Ideale, die nur oft schwer mit der rauhen Wirklichkeit in Einklang zu bringen sind. Er beweist gern, was er sagt, besonders mit Sätzen und Parallelen aus der Geschichte, ohne jedoch immer zu überzeugen, und für die Zukunft stellt er weitreichende Pläne auf, ohne sich über deren Durchführbarkeit immer klar zu sein. Auch die Menschenbeurteilung des Professors ist durchdrungen von ethischen Ideen, aber oft wenig gestützt auf wirkliche Beobachtung, umso mehr auf Bücher und allgemeine Lehrsätze. Auch er liebt wie der Kaufmann und der Advokat große Worte

und abstrakte Begriffe; sie sind ihm aber nicht Mittel zum Zweck noch narkotische Essenzen, sie sind ihm transzendente Wesenheiten. Was er darlegt, ist oft ein Genuß zu lesen und reich an geistigen Anregungen, wird jedoch von der rauhen Wirklichkeit meist grausam dementiert. Wir haben bei uns erlebt, daß ein ordentlicher Professor der Geschichte wenige Tage vor der Kriegserklärung Amerikas mit plausiblen Gründen darlegte, warum Amerika nie den Krieg erklären würde. Bis die Tatsächlichkeit wieder einmal bewies, daß sie ein höchst unlogisches Etwas ist, was seine eignen Wege geht, ohne sich an gelehrte Berechnungen zu kehren. —

*

Die bisher gekennzeichneten Typen des Politikers sind nicht die einzigen, wenn auch in der Gegenwart die wichtigsten. Der im Altertum und Mittelalter so einflußreiche Typus des politisierenden Priesters ist in der Neuzeit zurückgetreten. Auf dem Balkan und in andern entfernteren Gegenden herrscht ein Typus, der hinter französischen Advokatenalluren unverkennbar den Abenteurer, ja den Hochstapler erkennen läßt. Für uns Deutsche kommt er nicht in Betracht. —

Wir werden vor die Frage gestellt sein, welchen der drei obengenannten Typen wir an die Stelle des Aristokraten setzen werden, wenn wir nach dem Kriege an eine Neuorientierung unsrer Politik gehen. Denn eine Neuordnung vor allem der auswärtigen Diplomatie wird eine der lautesten Forderungen der Nachkriegszeit sein. Vermutlich wird man ein grausames Gericht halten über den bisherigen Typus, das sicherlich viel zu weit gehen wird. Ob es gelingen wird, den Aristokraten zurückzudrängen, ist eine Machtfrage, die im Kampf mit dem stärksten, wenn auch nicht zahlreichsten Kontingent unsrer Parteigliederung entschieden werden muß. Und schon rüstet auch dies Kontingent sich zum Kampfe.

Stellen wir uns jedoch auf den Standpunkt, daß eine Ersetzung des Edelmanns durch einen andern Typus notwendig ist, so kommen vor allem die drei oben gekennzeichneten Typen in Betracht. Von diesen hat in Deutschland der Advokat am wenigsten Aussicht sich durchzusetzen. Schon darum, weil solche Rhetoren bei uns selten gedeihen und auch weniger Widerhall im Volke finden.

Als Nachfolger kommen vor allem der Professor und der Kaufmann in Betracht. Ersterer macht sich schon jetzt eifrig bemerklich, besonders in der Fronde gegen Bethmann-Hollweg. Dieser Typus hat mehr Aussicht auf Erfolg, als es wünschenswert wäre. Möge uns der Himmel bewahren, daß unsre Politik nach logischen Axiomen oder historischen Gesetzen berechnet werde! So wertvoll unsre Wissenschaft in sich und für unsre Kultur ist, so

wertvolles sie, als Technik in die Praxis übertragen, in diesem Kriege geleistet hat, für die Politik ist sie gefährlich und doppelt gefährlich, weil der Deutsche der gelehrten Autorität gern und willig das Ohr öffnet. —

Die meiste Aussicht, vor allem auch die größte Popularität, dürfte der englische Typus, also der Kaufmann haben. Kaufmännischen Geist wird man in erster Linie von unsern Diplomaten heischen und hoffentlich nicht darauf verfallen, dessen Vorhandensein durch Examina feststellen zu wollen. Schon früher hat man hie und da versucht, Kaufleute zur Regierung zu berufen. Dernburg, Möller, Helfferich sind die bekanntesten Namen derart. Freilich hat schon ihr Beispiel bewiesen, daß nichts damit getan ist, Einzelne in einen geschlossenen Kreis Andersartiger hineinzufügen. Sie werden assimiliert oder ausgestoßen. Es wird sich fragen, ob es gelingt, den Edelmann so zurückzudrängen, daß der Kaufmann die Oberhand gewinnt. Freilich auch der kaufmännische Politiker wird in Deutschland nicht die gleichen Züge zeigen, die er in England hat. Er wird sich dem Einfluß des Volksgeistes nicht entziehen können, der eben anders ist als in Großbritannien. Niemals wird ein deutscher Politiker so skrupellos verfahren können wie ein britischer. „**Right or wrong my country**“ ist ein Satz, der sich in deutscher Übertragung nicht einbürgern wird. Grund dafür ist einerseits eine stärkere moralische Selbstkritik bei uns, als auch eine gewisse doktrinäre Prinzipienreiterei, über die wir so leicht nicht hinwegkommen. Ob sich also in Zukunft ein eigner deutscher Typus herausbilden wird, der zu gleicher Zeit sittlich unangreifbar und erfolgreich ist, wird nur die Zeit lehren.

Eins aber ist sicher: daß der aristokratische Typus in der gegenwärtigen Form unhaltbar ist. Nicht weil er an sich schlechter wäre als andere Typen, sondern weil er unzeitgemäß ist. Er stammt aus einer Epoche, wo Politik eine halb gesellschaftliche Beziehung zwischen Fürstenhöfen war und der Diplomat der hoffähige Vertreter seines Fürsten. Heute ist in allen Ländern die Politik demokratisiert, sie ist eine Geschäftsverbindung zwischen den meist demokratischen Regierungen. Selbst in Rußland dürfte der aristokratische Politiker abtreten. Wir müssen uns darin der Mehrzahl anpassen und den politischen Geschäftsleuten andrer Nationen geschäftskundige Fachleute gegenüberstellen, die die Welt aus der gleichen Perspektive sehen und nach gleichen psychologischen Gesichtspunkten den Gegner zu erraten vermögen. Gebet dem Kaufmann, was des Kaufmanns ist! Der deutsche Kaufmann hat auf seinem engern Fachgebiet Großes geschaffen und sich dem englischen und jedem andern mindestens ebenbürtig gezeigt. Er wird — so hoffen wir — auch in der Politik Großes vermögen, wenn wir ihm Prokura erteilen.

F. R. Behrens:
Aus der Wiege des polnischen Staates.

I. Die erste Wurzel der Verfassung.

„Was geht in Polen vor?“ fragte kürzlich eine große deutsche Zeitung. Das ist bezeichnend für den Umfang der Beschäftigung der deutschen Politiker mit dem Werden des polnischen Staates. Man weiß ja, daß der provisorische Staatsrat einberufen ist, daß er tagt, das ist auch alles. Die Ergebnisse seiner Sitzungen sind herzlich unbekannt. Wobei es doch wohl einer der seltensten und belangvollsten Vorgänge ist, das Werden eines jungen, nackten Staates im zwanzigsten Jahrhundert zu beobachten. Wobei wir unser eigenes Kind, zumindestens Pflegekind, vor uns haben.

Als erste Aufgabe hatte der Staatsrat seine Geschäftsordnung zu beschließen. Das ist der Urgrund, auf dem das ganze vollkommene Staatsgebäude ruhen wird, es ist die ursprünglichste, intuitivste Arbeit der Staatsbauer. Die folgenden Beschlüsse sind als die wichtigsten Ergebnisse der ersten Arbeit hervorzuheben:

Organe des Staatsrates sind:

> Die allgemeine Versammlung, der geschäftsführende Ausschuß, der Kronmarschall, die Abteilungen mit den Abteilungsräten, die vorbereitenden Ausschüsse, die örtlichen Beauftragten.

Die allgemeine Versammlung beherrscht die ganze Thätigkeit des Staatsrats. Sie beschließt über alle Angelegenheiten grundsätzlicher Natur.

Die Sitzungen der Allgemeinen Versammlung werden durch den Kronmarschall einberufen, entweder zu ständigen Terminen, die der Staatsrat bestimmt, oder nach Maßgabe des Bedarfs oder auf Antrag eines Regierungskommissars, von 13 Staatsratsmitgliedern oder von 3 Mitgliedern des geschäftsführenden Ausschusses. Die Tagesordnung bestimmt der Kronmarschall. Anträge, die wenigstens von 8 Staatsratsmitgliedern unterschrieben sind, und ebenso Anträge von Seiten der Okkupationsbehörde sind ohne Verzug vom geschäftsführenden Ausschuß zu begutachten und dann auf die Tagesordnung der nächsten allgemeinen Versammlung zu setzen.

Außer dem Kronmarschall und Vizemarschall wählt die allgemeine Versammlung aus ihrer Mitte den Schriftführer des Staatsrates und dessen Vertreter.

Alle Angelegenheiten werden in der allgemeinen Versammlung des Staatsrats durch einfache Stimmenmehrheit der Anwesenden entschieden, mit Ausnahme von Verfassungsgesetzen, zu deren Annahme eine Dreiviertel-

stimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder, mindestens jedoch die Zustimmung von 13 Mitgliedern erforderlich ist. Bei Stimmengleichheit entscheidet der Vorsitzende. Die Abstimmung erfolgt öffentlich, geheime Abstimmung kann auf Beschluß des Staatsrats angeordnet werden. Bei Wahlen gilt einfache Mehrheit auf Grund geheimer Abstimmung.

Der geschäftsführende Ausschuß führt die Beschlüsse der allgemeinen Versammlung des Staatsrats aus und besorgt unter deren Aufsicht die gesamte organisatorische und administrative Arbeit des Staatsrats. Der geschäftsführende Ausschuß setzt sich aus dem Kronmarschall, dem Vizemarschall und 7 aus der Mitte des Staatsrats gewählten Mitgliedern zusammen. Die Mitglieder sind mit Ausnahme des Kronmarschalls Leiter der einzelnen Abteilungen.

Dem geschäftsführenden Ausschuß ist die Staatskanzlei unter der obersten Leitung des Kanzleidirektors untergeordnet. Den Kanzleidirektor ernennt der Ausschuß, die Beamten der Staatskanzlei jedoch der Kronmarschall.

Der Kronmarschall ist der Vorsitzende des Staatsrates und sein Vertreter nach außen. Bis zur Bestellung eines Staatsoberhauptes ist er auch der höchste Vertreter der polnischen Staatsgewalt innerhalb wie außerhalb des Staates. Er hat das Siegel des Staatsrats in Gewahrsam, führt den Vorsitz in der allgemeinen Versammlung und im geschäftsführenden Ausschuß und vermittelt den Verkehr mit den Okkupationsbehörden.

Der Vizemarschall vertritt den Kronmarschall mit dessen Vollmacht oder in dessen Verhinderung.

Zum Zwecke der Verwaltung der einzelnen Geschäftszweige werden innerhalb des Staatsrats 8 Abteilungen gebildet:

> Heeresabteilung, Finanzabteilung, politische Abteilung, Abteilung für innere Angelegenheiten, volkswirtschaftliche Abteilung, Arbeitsabteilung, Justizabteilung, Abteilung für Kultus und Unterricht.

Bei jeder Abteilung wird ein ständiger Abteilungsrat gebildet. Ihm gehören diejenigen Staatsratsmitglieder an, die sich dazu bereit erklären, ferner Sachverständige von außerhalb des Staatsrats. In den Abteilungsrat der Abteilung für Kultus und Unterricht werden außerdem noch Vertreter der Religionsgemeinschaften berufen, und zwar zwei des katholischen Episkopats und je einer des evangelisch-augsburgischen Konsistoriums, des evangelisch-reformierten Konsistoriums und der jüdischen Landesgemeinde. Die Vertreter der Religionsgemeinschaften haben in Angelegenheiten fremder Konfessionen keine Stimme.

Sofern die Bearbeitung von Gesetz- und Verordnungsentwürfen besondere Sachkenntnis und besondere Nachforschungen erfordert, können vor

bereitende Ausschüsse gebildet werden, entweder bei der zuständigen Abteilung durch den geschäftsführenden Ausschuß oder unabhängig von den Abteilungen durch die allgemeine Versammlung. Diesen Ausschüssen können auch Nichtmitglieder angehören.

Bis zum Zeitpunkt der Organisierung eines Systems der örtlichen Verwaltung kann der ausführende Ausschuß mit Zustimmung der Okkupationsbehörden örtliche Beauftragte für die Kreise und größeren Städte bestellen.

Die Mitglieder des Staatsrats sind als Beamte der Krone Polens, und nicht als Vertreter von Parteien oder Organisationen anzusehen. Sie können sich also nicht auf deren Anweisungen berufen und können am parteipolitischen Kampf nach außen keinen Anteil nehmen.

II. Die politischen Parteien.

Eine Unmenge von Parteien und politischen Gruppen sind in Warschau tätig. So alle vier Wochen verschmelzen sich mehrere Vereinigungen zu einer, ohne daß die Gesamtzahl davon beeinflußt wird.

Alle Parteien ohne Ausnahme verlangen die Wiederherstellung des unabhängigen polnischen Staates. In den Wegen dazu lassen sich zwei Hauptrichtungen feststellen. Die Aktivisten, dazu rechnen die Linksparteien, das Zentrum und die Dissidenten der Rechten, sind entschlossen, gegen Rußland zu kämpfen. Die Neutralisten, d. i. die standhafte Rechte, zögert noch, um das Land in den Augen der Entente nicht bloszustellen.

In Warschau und in den intellektuellen Kreisen besitzen die Aktivisten die Mehrheit.

Alle haben gegen Deutschland noch ein gewisses Mißtrauen, aber alle sind auch gewillt, die Proklamation des 5. November zu benutzen, um die staatlichen Einrichtungen zu organisieren.

Die Gemäßigten und die gegen die Zentralmächte am meisten mißtrauischen Konservativen bilden den „Klub der Parteien" (Kolo miedzypartyjne). Der umfaßt die ehemaligen Realisten, die Nationaldemokraten, eine Fraktion der Fortschrittler und die Christlichen Demokraten. Das Organ des Klubs ist der „Kurjer Warszawski."

Wichtig ist die Erklärung des Klubs der Parteien: „Die von Rußland und seinen Verbündeten als Antwort auf den Akt des 5. November eingenommene Stellung entspricht nicht den unerschütterlichen und allgemeinen Bestrebungen der polnischen Nation, wieder einen unabhängigen Staat zum Leben zu erwecken." Die Proklamation vom 5. November kann zwar nicht

das Ideal dieser Vereinigung bilden, aber sie empfindet ihn doch als historischen Akt von der größten Bedeutung, und sie ist entschlossen, eifrig daraus Nutzen zu ziehen.

Als Hauptgegensatz zu den Aktivisten fühlen sie deren Bestreben, Polen in den Krieg hineinbringen zu wollen. Sie ziehen vor, sich nicht „mit den Mittelmächten zu kompromittieren", bevor die Nation darum befragt worden ist. Sie suchen nach einer Lösung, die jedermann zufriedenstellen kann.

Die Aktivistenparteien haben sich zu einem „Nationalrat" (Rada Narodowa) zusammengetan, der die ganze Linke der polnischen Radikalen und Sozialisten umfaßt, die sich in einem Komitee (C. K. N.) unter dem Vorsitz von A. Sliwinski vereinigt haben, dann das Zentrum und die Intellektuellen, die Lempicki und die Liga für ein polnisches Staatswesen unterstützen, ferner die Nationalpartei, geleitet vom Grafen Ronikier und Dzierzbicki und Weniawski, um die sich alle Dissidenten der Rechten, Realisten, Nationaldemokraten oder Fortschrittler geschart haben, die der neuen politischen Richtung zugetan sind.

Es erscheint merkwürdig, daß hier die vor dem Krieg stets mehr oder weniger revolutionär gerichteten Parteien der Linken mit den Konservativen der Nationalen Vereinigung zusammen gehen. Das konnten nur die Verhältnisse des Krieges mit sich bringen, die Unabhängigkeit ist jetzt eine Möglichkeit, die von beiden mit abhängt, und deshalb sind beide fest entschlossen, den polnischen Staat mit einer starken Armee aufzurichten. Ja, die Parteien der Linken sind in der Militärfrage am allerweitgehendsten. Einer der Führer der Polnischen Sozialistischen Partei (P. P. S.) sagte kürzlich: „Wir wollen unsere Armee für uns haben und sie selbst organisieren. Der Staatsrat muß sich damit befassen und die Freiwilligen aufrufen. Wir werden sofort achtzigtausend bis hunderttausend Mann stellen."

Von den den Aktivistenparteien günstigen Blättern seien genannt: „Kurjer Polski", „Nowa Gazeta", „Glos Stolicy".

Von den kleineren Parteien ist der „Klub der Anhänger eines polnischen Staatswesens" erwähnenswert, der Polen als Verbündeten der Mittelmächte ansieht, und sofortige Pflichtrekrutierung fordert. Das Organ dieser ultraaktivistischen Politiker ist der „Goniec".

Außerdem gibt es noch eine kleine Sozialistengruppe, die die Armee ablehnt, und die beiden Gruppen der Juden, die der polnischen Angliederung geneigten und die der Zionisten.

3. Der neue Wind in Warschau.

„Es ist unsere Pflicht, sofort alle Kräfte der Nation zu organisieren." Unzweifelhaft ist der Prinz Radziwill, von dem diese Worte stammen, einer

der populärsten Männer Warschaus. Sein Bild glänzt auf den Ansichtskarten. Zeigt sich der Fürst auf der Straße, so entstehen Aufläufe, im Kino donnert Händeklatschen, wenn er im Film erscheint. Prinz Radziwill, ein energischer junger Mann aus einer der ersten polnischen Familien, ist der Chef der Miliz, die ein polnisches Polizeikorps oder eine Bürgergarde ist.

Dieses Korps hat der Fürst vor dem Abzug der Russen vorbereitet. Es trat bei Beginn der neuen Besetzung in Tätigkeit. Die Deutschen haben es anerkannt und ihm die Verantwortlichkeit für die innere Ordnung überlassen.

Sehr vornehm und abgetönt wirkt die Kleidung der Miliz, ein dunkler Mantel mit Nationalabzeichen und eine dunkelrote Schnur über der Brust und auf der Mütze.

Die Miliz arbeitet zur großen Zufriedenheit des Kaiserlich Deutschen Polizeipräsidenten von Glasenapp, der das öffentlich aussprach, und dessen wenige deutsche Beamte dadurch sehr entlastet werden.

Im Jahre 1914 hatte Warschau 300 Schulen, heute hat es dreimal soviel. Die errichtete der Magistrat, denn heute unterrichtet man dort in der Nationalsprache. Der Nationalheld Kosciuszko hängt an den Wänden der Klassenzimmer.

Die Deutschen helfen, wo sie können, das Schulwesen noch weiter auszubauen, besonders auf dem Lande, wo der Prozentsatz der Analphabeten häufig noch echt russisch ist.

Aus deutschen Händen empfingen die Warschauer ihre Universität, denn die Universität ohne Nationalsprache war nicht ihre Universität. Die Zahl der Studenten und Studentinnen wächst ununterbrochen. Die Räume in der Krakauer Vorstadt werden zu klein. Über 2000 weiße Mützen haben heute in den Hörsälen Heimatrecht.

Ein Gelehrter von Ansehen ist der Rektor M. Brudzinski. Er ist bekannt durch seine medizinischen Werke und im ganzen Lande wegen seiner kühlen Würde und seiner glühenden Vaterlandsliebe geachtet. Die Warschauer Bevölkerung hat ihm oft führende Vertrauensstellungen übertragen, so den Vorsitz im Magistrat. Seine besonderen Eigenschaften machen ihn zum gegebenen Dolmetsch des Generalgouverneurs. Mit feinem Takt weiß er alle Reibungsflächen des neugeborenen, oft unbändigen Staatskindes mit der Besatzungsbehörde zu umgehen. Brudzinski weiß, daß zwischen Deutschen und Polen naturgemäß unausgeglichene Rechnungen bestehen, er sieht aber auch, daß es vorübergehende Sachen sind und daß die Deutschen Polen gegenüber den Weg einer vernünftigen Politik betreten, die sich über jeden einzuschlagenden Schritt Rechenschaft gibt. Der Wille der Polen, und noch mehr „der Traum ihrer Väter und Großväter“, wie sich feierlich das auch

nicht einen Augenblick verwirklichte Manifest des Großfürsten Nikolaus ausdrückte, ging nie dahin, daß sie in irgend einer Weise von Rußland abhängig bleiben sollen. Kraftvoll und mit der Wirklichkeit arbeiten ist das heutige Ziel aller ernsten Köpfe.

Brudzinski sagt: „Wir sind ganz einfach Polen und sind entschlossen, unser nationales Leben um jeden Preis wieder herzustellen."

4. Polen den Polen und Deutschland.

Gewiß gibt es auch in Polen Träumer, die ihren Staat ganz anders erblicken, als er ersteht. Wohl die wenigsten erhoffen noch etwas von einer internationalen Lösung der polnischen Frage. Gerade so wenig ernst werden in Warschau die Phantasten genommen, die an einen vollkommen selbständigen Aufbau des Staates ohne jede Hilfe der Besatzungsbehörde denken. Generalgouverneur von Beseler sprach es aus, daß er, abgesehen von der Kriegsnotwendigkeit, die die Zentralmächte zwinge, die Regierung in der Hand zu behalten, trotz aller Achtung vor dem polnischen Organisationstalent, der Überzeugung sei, daß mit dem Augenblicke, wo die Okkupationsregierungen sich zurückziehen würden, in diesem Lande eine Anarchie entstehen würde.

Auf jeden Fall schlägt es den Tatsachen ins Gesicht, wenn man in deutschen Blättern lesen kann, Polen orientiere sich demonstrativ gleichgültig gegen uns nach Osten. Jeder in Warschau lebende Deutsche bedauert solche aufhetzende Worte aufs Äußerste. Und wenn der Rubelkurs auch täglich außerordentlich steigt und die Mark sinkt, so besagt das in dieser Sache gar nichts, absolut gar nichts.

Bedenklich erklingt der Ruf nach einem Landtag. Nicht nur, weil er die Wirksamkeit des neugebildeten Staatsrates lahmlegen will, sondern weil, wie Beseler sehr richtig den polnischen Politikern auseinandersetzte, „Wahlen während des Krieges sehr gefährlich sind, auch für alte, längst organisierte Staaten."

Im übrigen wird der Landtag zur rechten Zeit kommen. Der Staatsrat hat bereits einen besonderen Ausschuß gewählt, der nur die Vorarbeiten für einen künftigen Landtag betreibt.

Gerade in Deutschland hat es unliebsames Aufsehen erregt, als der Kronmarschall Niemojowski sich äußerte, „daß die historische Mission der Polen die Ausdehnung unserer Grenzen auf die von russischer Herrschaft befreiten, zu Polen gravitierenden Gebiete verlangt." Man stößt sich an die „nach Polen gravitierenden Länder", von denen der Staatsrat auch in einem Aufruf an die polnische Bevölkerung spricht. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß diese Worte weniger von einem Kopfzerbrechen über Polens zukünftige Grenzen getragen sind, noch irgend einen Schein betonen wollen, vielmehr als Ausschmückungsstück eines historischen, festlichen Augenblickes ausflossen.

Die praktischen Politiker in Warschau wissen wohl zu unterscheiden zwischen Traum und Wirklichkeit. Sie handeln, wie die Godzina Polski: „Stellen wir uns fest auf den Boden der Erklärung der Zentralmächte, weisen wir alle weiterschweifenden Wünsche zurück, besinnen wir uns darauf, daß wir mit den Zentralmächten stehen und fallen, und bauen wir auf diesem, durch die Kriegsereignisse uns freigegebenen Fleck entschlossen das polnische Haus". Die letzten Auftreten der polnischen Abgeordneten im preußischen Landtag erregten in Warschauer Kreisen offenes Mißfallen. „Nationaler Schaden" überschreiben das Warschauer Zeitungen, und Goniec Poranny nennt den Abgeordneten Korfanty in einem Atemzug mit der „russophilen Clique".

Was wollen wir Deutschen mehr, wenn eine große polnische Tageszeitung schreibt: „Es wird Deutschland immer zur Ehre gereichen, daß Deutschland, auf der Höhe der militärischen Machtentfaltung, sich auf die Grenzen dieser Macht besann, sich darauf besann, daß der Geist noch stärker ist als die mechanische Gewalt, und sich entgegen den schweren Bedenken, die eine solche Politik für die preußischen Ostprovinzen haben kann, zur Bildung eines selbständigen polnischen Staates entschloß."

G. v. Hoffmann, Berlin: Rassenhygienische Eheverbote und Gesundheitszeugnisse.

„Die Bevölkerungsfrage ist die Frage der Zukunft", sagte den Mitteilungen der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene zufolge Geh. Obermedizinalrat Dr. Otto Krohne, Vortragender Rat im Ministerium des Innern, auf der großen bevölkerungspolitischen Tagung in Darmstadt. Der Ausspruch deckt die öffentliche Meinung: die Gefahr, die bei einem an Menge und Güte mangelhaften Nachwuchs droht, ist uns durch eine Flut von Büchern, Aufsätzen, Vorträgen und Mahnungen genügend zum Bewußtsein gebracht. Im Vordergrunde steht, wohl auch unter dem Eindrucke der Kriegsverluste, die Sorge um die Menge, während die gedanklich schwerer faßbare, in greifbare Maßnahmen wegen unserer mangelhaften wissenschaftlichen Kentnisse schwerer umzusetzende qualitative Rassenhygiene noch wenig Berücksichtigung findet. Die Menge allein genügt aber zum ungebrochenen Dasein eines Volkes nicht. Die Geschichte bietet zahlreiche traurige Beispiele, daß ein

Volk durch mangelhafte, rassenschädigende gesellschaftliche Auslese, infolge Überwucherung tüchtiger Volksschichten durch minderwertige in wenigen Geschlechterfolgen verfallen kann, und Züchtungsversuche namhafter Vererbungsforscher bestätigen die Tatsache, daß eine Zucht durch Auslesewirkungen und rasche Vermehrung unerwünschter Einheiten in kürzester Zeit ausarten kann.*)

Obwohl es kaum eine gesellschaftliche Maßnahme gibt, die in ihrem Endergebnisse nicht irgendeinen — heute allerdings oft nicht genügend abschätzbaren — Einfluß ausübte, kann vorläufig an die Verwirklichung von qualitativ rassenhygienischen Maßnahmen doch nur in sehr beschränktem Umfange gedacht werden. Dies nicht nur wegen der Mangelhaftigkeit der wissenschaftlichen Grundlagen, sondern auch deshalb, weil die rassenhygienischen Erfordernisse eine Denkweise voraussetzen, die mit der herrschenden allzu häufig im Widerspruche steht. Das Bestreben, die Güte des Nachwuchses zu heben, setzt eine Ungleichheit der Menschen und folgerichtig ihre ungleiche Behandlung voraus. Ein Beispiel: das Siedlungswesen. Wird unterschiedlos angesiedelt, so bedeutet dies einen Verzicht auf die Beeinflussung der Nachkommenschaft durch das mächtigste Zuchtmittel der Natur: die Auslese. Sollen aber gesundheitliche und andere rassenhygienische Anforderungen an die Tüchtigkeit der Siedler gestellt werden, so scheint das der herrschenden Auffassung von der Gleichberechtigung der Staatsbürger derart zu widersprechen, daß eine Verwirklichung solcher Vorschläge vorerst ausgeschlossen erscheint. Die theoretische Zustimmung wird ja vielleicht noch erteilt, kommt es aber zu weiteren Erwägungen und Aussprachen oder gar zur beabsichtigten praktischen Durchführung, dann machen sich solche Widerstände tatsächlich immer wieder geltend.**)

Vielleicht stoßen diese Ausführungen mit ihrem Hinweise auf Ungleichheiten der Menschen viele Leser ab. Die Meinungen sind aber einem unmerklichen Wandel unterworfen und die rassenhygienische Denkweise, die bei jeder Tat die Frage aufwirft: welchen Einfluß wird sie auf die Wohlfahrt der Nachfahren ausüben, hat auch bei uns ihren Siegeszug angetreten. Ein solcher Wandel hat z. B. in Amerika unter dem Einflusse eugenischer Gedankengänge die Befürchtungen gegen schwere Eingriffe in das Geschlechtsleben (Unfruchtbarmachungen, Eheverbote) verstummen lassen und der Amerikaner ist jetzt im Stande, von Freiheit und Gleichheit mit der Befürwortung solcher Maßnahmen in einem Atemzuge zu reden. Und bei uns? Von Gesundheitszeugnissen

*) Eine vorzügliche Darstellung der rassenschädigenden Auslesewirkungen unserer Kultur enthält das fesselnde Werk Wilhelm Schallmayers: Auslese und Vererbung im Lebenslauf der Völker, Jena 1910, Gustav Fischer, 2. Auflage.

**) Siehe den bahnbrechenden Aufsatz von Geh. Rat. Prof. Max v. Gruber: Über Siedlungsreform. Zeitschrift für Wohnungswesen in Bayern. München 1915, XIII. Jhg. Heft 10—12, S. 92—99.

vor der Eheschließung, von Eheverboten wollte man bis vor kurzem auch nur theoretisch nichts hören und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie das freie Selbstbestimmungsrecht, das angeblich unveräußerliche Recht auf Liebe und Glück antasten. Kürzlich veranstaltete nun die *Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene* eine große Aussprache über diese Frage und wir entnehmen dem in Druck erschienenen Sitzungsberichte, der Äußerungen von etwa 30 Fachleuten in Vertretung von 20 namhaften Gesellschaften enthält, daß gerade diese theoretischen Bedenken, die den herrschenden Meinungen entspringen, fast vollständig geschwunden sind.*)

Der Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung und die Eheverbote sind an sich kleine Mittelchen zur Ertüchtigung unserer Rasse, aber die von ihrer Einführung erhoffte Wirkung auf unsere Anschauungen kann weittragende Folgen haben. Es kommt weniger darauf an, die rassenschädigenden Eheschließungen als unmittelbare Folge dieser Maßnahmen im Einzelfalle zu verhüten, als vielmehr der Öffentlichkeit vor Augen zu führen, *daß die wichtigste Bedingung eines glücklichen Ehe- und Familienlebens die körperliche und geistige Gesundheit der Ehegatten ist.* Erst dann äußert sich die Wirkung der Maßnahme, wenn die Bevölkerung die Bedeutung der Gesundheit für die Eheschließung richtig erkannt hat — was heute keineswegs der Fall ist —, weil dann die Verheiratung der Eheuntauglichen durch die verschärfte eheliche Auslese, d. h. durch erhöhte gesundheitliche Anforderungen erschwert ist. Es werden dann im Lager der Ledigen mehr als bisher solche Personen zu finden sein, die für eine Ehe wirklich nicht taugen. Die Natur hat uns im Junggesellentum und Altjungferntum ein vorzügliches Mittel zur Ausmerzung unerwünschter Anlagen gegeben und unser Bestreben muß sein, daß möglichst nur unerwünschte Wesen ledig bleiben, keineswegs dürfen aber alle Ledigen restlos zur Eheschließung herangezogen werden.

Über das Für und Wider in der Frage der Gesundheitszeugnisse und Eheverbote gibt uns der erwähnte Bericht der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene vorzüglichen Aufschluß. Die weitgehenden nordamerikanischen gesetzlichen Eheverbote sind ebenfalls zur Genüge bekannt**), weniger dagegen das schwedische Gesetz. Einem von Stabsarzt Dr. *Max Christian* zur Verfügung gestellten Gesetzesauszug, ferner persönlichen Mitteilungen des bekannten norwegischen Rassenhygienikers Dr. *Jon Alfred*

---

*) Siehe „Über den gesetzlichen Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung und rassenhygienische Eheverbote." Herausgegeben von der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene, München 1917, J. F. Lehmann, 87 Seiten. 2 Mark. Mit Schriftenverzeichnis.

**) Siehe G. v. Hoffmann: Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. München 1913, J. F. Lehmann, 237 Seiten. Ergänzt durch „Die rassenhygienischen Gesetze des Jahres 1913" im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Leipzig 1914, 11. Jhg. 1. Heft, S. 21—32.

Mjöen und seiner Frau entnehme ich nachstehende Schilderung der schwedischen Maßnahme.

Nachdem einige Vorschläge auf Einführung von Eheverboten oder von Austausch von Gesundheitszeugnissen in ärztlichen Gesellschaften und Frauenvereinen aufgetaucht waren und zum Teil lebhaften Widerspruch ausgelöst hatten, gelangte im Jahre 1909 auf der gemeinsamen Tagung der nordischen Staaten, die gleichartige Familienrechtsgesetze auszuarbeiten hatte, ein norwegischer Antrag zur Besprechung, der auf Grund eines Vorschlages von Dr. Mjöen folgende Anregung enthielt: die Eheschließung eines Geschlechtskranken soll verboten sein, es sei denn, daß beide Teile vom Vorhandensein der Krankheit Kentnis haben und von ärztlicher Seite über die Gefahren aufgeklärt worden sind. Diesem Gedankengange schloß sich die dänische Abteilung an.

Die schwedische Abteilung ging weiter und schlug ausdrücklich Eheverbote für bestimmte Gruppen von Minderwertigen vor. Die anschließende Aussprache und die grundsätzliche Billigung der Hintanhaltung rassenschädigender ehelicher Verbindungen bildet den Ausgangspunkt ernsthafter Bestrebungen, die vorgeschlagenen Maßnahmen in den nordischen Staaten durchzuführen. Während aber Dänemark und Norwegen über die Vorarbeiten nicht hinausgekommmen sind, gelang es den schwedischen Vorkämpfern der Maßnahme im Jahre 1915 ein rassenhygienisches Ehegesetz durchzubringen. Nach § 5 dieses Gesetzes dürfen Geisteskranke oder Geistesschwache eine Ehe überhaupt nicht eingehen; § 6 verbietet die Eheschließung solchen Personen, die vorwiegend aus inneren Ursachen an Fallsucht leiden oder mit einer ansteckenden Geschlechtskrankheit behaftet sind. In der Gesetzesbegründung wird auf die rassenschädigenden Folgen dieser Mängel bei einer etwaigen Eheschließung ausdrücklich hingewiesen und auf die Erfordernisse der Rassenhygiene bezug genommen. Die Einhaltung des Gesetzes soll durch die Versicherung der Ehebewerber auf Ehre und Gewissen gewährleistet werden, daß die betreffende Krankheit nicht vorhanden sei. Die Einholung eines ärztlichen Rates ist nicht ausdrücklich vorgesehen, dagegen wird die wissentlich falsche Aussage mit Gefängnis von einem Monat bis zu zwei Jahren von amtswegen (nicht nur auf Antrag) bestraft. Der König kann die Eheschließung trotz Vorhandenseins der Krankheit ausnahmsweise gestatten, z. B. wenn eine Ehe auf dem Sterbebette geschlossen werden soll oder wenn die Ehebewerber das fortpflanzungsfähige Alter überschritten haben.

Es wäre äußerst lehrreich zu erfahren, welche Wirkung dieses Gesetz hat, in welcher Weise es in die Tat umgesetzt wird. Wenn es vorläufig auch nur soweit wirkt, wie die zum Teil noch strengeren nordamerikanischen Gesetze, so können seine Schöpfer zufrieden sein: es ist ein Mittel, um das öffentliche Gewissen in Dingen der Fortpflanzung zu schärfen. Bei uns

wird gegen die Maßnahme in erster Reihe angeführt, daß sowohl die Bevölkerung als auch der Ärztestand noch ungenügend vorbereitet sei. Ist denn hierin Schweden uns so weit voraus? Das möchte ich bezweifeln. Trotzdem ist es richtig, daß die Vorbedingung und auch der vorläufige Zweck der Maßnahme die Einsicht bzw. Aufklärung der Bevölkerung ist. Und von diesem Gesichtspunkte ist der deutsche Entwicklungsgang des Gedankens, trotz seiner größeren Schwerfälligkeit, der richtigere. Während die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Schweden zuerst die Eheverbote aussprechen und die Gewähr für die erfolgreiche Einhaltung der Verbote, die ärztliche Untersuchung, der langsam reifenden Einsicht der Bevölkerung, also der Zukunft überlassen, geht das deutsche Bestreben dahin, zuerst die ärztliche Untersuchung vor der Eheschließung zu einer volkstümlichen Gewohnheit zu machen und dann erst zu schärferen Maßnahmen zu greifen. So hat die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene vorgeschlagen und in diesem Sinne auch dem Reichstag und Bundesrat im Sommer 1917 eine Denkschrift übergeben, daß der Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung gesetzlich einzuführen sei. Dieser Austausch von Zeugnissen hätte vorerst, ohne irgendwelche Eheverbote nach sich ziehend, nur die gegenseitige Aufklärung der Ehebewerber über ihren Gesundheitszustand herbeizuführen; es wäre zunächst den Ehebewerbern zu überlassen, aus dem Inhalte der Zeugnisse die Folgerungen zu ziehen.

Dieser Vorschlag schien der Mehrheit der an der Beratung teilnehmenden Gesellschaften zu weitgehend oder zumindest verfrüht zu sein. Man einigte sich daher auf eine noch näher liegende Maßnahme: nicht nur keine Verbote sollen ausgesprochen werden, auch der Austausch von unverbindlichen Gesundheitszeugnissen soll noch nicht gesetzlich vorgeschrieben werden, nur eine Empfehlung einer ärztlichen Untersuchung vor der Eheschließung soll vorerst erfolgen. Ein Merkblatt wurde ausgearbeitet und im Namen aller beteiligten Gesellschaften den Regierungen der Bundesstaaten mit der Bitte überreicht, daß jedem Ehebewerber bei Anmeldung des Aufgebotes ein solches Merkblatt vom Standesbeamten ausgefolgt werde. Der Zeitpunkt der Überreichung des Merblattes ist reichlich zu spät, weil Brautpaare, die zum Aufgebote schreiten, alle Erwägungen und Überlegungeu bereits hinter sich haben; aber der Hauptzweck ist allgemeine Aufklärung der Öffentlichkeit und weniger die Hintanhaltung einzelner Heiraten. Bieten sich mit der Zeit günstigere Gelegenheiten zur Merkblattverteilung, z. B. Entlassung der gedienten Soldaten, Schulentlassung der Jugend im reiferen Alter u. s. w., umso besser.

Das fragliche Merkblatt, dessen Inhalt alle Eltern und die heranwachsende Jugend beherzigen sollten, hat folgenden Wortlaut:

„Ein Rat für Eheschließende.

Sie stehen im Begriff in nächster Zeit zu heiraten; es ist daher für Sie von größter Wichtigkeit, Folgendes zu beachten:

Gesundheit der Ehegatten ist für das Glück der Ehe wichtiger als Geld und Gut.

Krankheit eines Ehegatten schädigt seine eigene Arbeitskraft, vermindert seine Erwerbsfähigkeit, zwingt den anderen Gatten zu vermehrter Arbeit, drückt auf die Lebensfreude, bringt Sorge und Kummer ins Haus.

Krankheit eines Ehegatten kann auch die Gesundheit des anderen Gatten schädigen. Das gilt besonders für alle ansteckenden Krankheiten, z. B. Lungentuberkulose (Schwindsucht), Geschlechtskrankheiten usw.

Krankheit eines Ehegatten kann sich auch auf die Kinder vererben, z. B. Geisteskrankheiten.

Krankheiten der Eltern schädigen, auch wenn sie sich nicht vererben, sehr oft ihre Nachkommen, so daß diese entweder schon schwächlich oder krank geboren werden, oder später leichter als andere Kinder erkranken. Zu solchen Krankheiten gehören sehr viele Leiden, insbesondere Nervenkrankheiten, Tuberkulose, Syphilis usw.

Wer eine Ehe eingeht, ohne sich zu vergewissern, ob er gesund ist, übernimmt eine schwere Verantwortung gegen seinen Ehegenossen und gegen seine Nachkommen.

Ob jemand an einer Krankheit leidet, die für ihn, seinen Ehegatten und seine Nachkommen nachteilig sein kann, vermag nur ein Arzt durch gründliche Untersuchung festzustellen. Der ärztlich Ungeschulte kann in diesen sehr schwierigen Fragen nicht urteilen, nicht im günstigen, aber auch nicht im ungünstigen Sinne. Wer nicht ärztlich sachverständig ist, kann bei sich eine Krankheit übersehen und kann andererseits eine Krankheit annehmen, die nicht besteht. Auch kann er fälschlich glauben, daß er mit einem erblichen Gebrechen behaftet sei. So meinen auch manche Leute irrtümlicherweise, daß die im Kriege erworbenen Verstümmelungen für die Gesundheit der Nachkommen nachteilig seien, was tatsächlich nicht der Fall ist.

Jedermann hat deshalb die sittliche Pflicht, bevor er sich zu einer Ehe entschließt, das Urteil eines gewissenhaften Arztes über seinen Gesundheitszustand einzuholen. Wird eine Krankheit nachgewiesen, so ist der Arzt zu befragen, ob dadurch eine Ehe beeinträchtigt werden kann. Ist das der Fall, so verlangt es die Ehrenhaftigkeit, daß man seinem (seiner) Verlobten davon Mitteilung macht,

und daß man sich selbst ernsthaft prüft, ob man unter diesen Umständen eine Ehe eingehen darf.

Wer eine Ehe schließt, ohne von seiner Krankheit seinem (seiner) Verlobten Kenntnis zu geben, begeht ein Verbrechen an seiner Familie. Unter Umständen kann eine solche Ehe nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch für nichtig erklärt und aufgelöst werden.

Sieht der Arzt in einer festgestellten Krankheit oder Krankheitsanlage kein Bedenken gegen einen Eheschluß, so kann doch die ärztliche Untersuchung dadurch einen großen Nutzen haben, daß rechtzeitig zweckmäßige ärztliche Vorschriften erteilt und durch deren Befolgung eine Heilung oder Besserung erreicht wird, daß die Übertragung der Krankheit auf den Ehegatten verhindert, eine Schädigung der Nachkommen oder die Unfruchtbarkeit der Ehe verhütet wird.

Jeder, der eine Ehe eingeht, sollte sich auch über die Gesundheit seines (seiner) Verlobten Aufschluß erteilen lassen; das braucht nicht als Mißtrauen gedeutet zu werden, sondern ist nur eine notwendige Vorsichtsmaßregel, die großes Unglück verhüten kann.

Wer diese Mahnungen gewissenhaft befolgt, hat ein Anrecht auf das Glück einer in Gesundheit blühenden Familie."

Bei diesem freiwilligen Austausch von Gesundheitszeugnissen darf aber nicht halt gemacht werden, denn er wirkt mit der Zeit rassenschädigend statt rassenhygienisch. Es werden naturgemäß gerade die Gewissenhaften, Einsichtsvollen, also die wünschenswerten Menschen den Rat des Arztes einholen und befolgen, während die Leichtfertigen und Gewissenlosen den Inhalt des Merkblattes nicht berücksichtigen. Es tritt also ein ehehemmender Umstand beim wünschenswerten Teil der Bevölkerung ein, der durch weitergehende Maßnahmen behoben werden muß, sobald das Merkblatt seinen Zweck erfüllt: die Öffentlichkeit mit dem Gedanken einer vorehelichen ärztlichen Untersuchung befreundet hat.

Die vorgeschlagene Maßnahme ist erst ein kleiner Schritt, dieser liegt aber in der besten Richtung. Wenn wir auch ausländische Gesetze als weitergehende nachahmenswerte Beispiele gerne heranziehen, so müssen wir den Entwicklungsgang in Deutschland doch höher einschätzen, denn er schafft für künftige rassenhygienische Maßnahmen eine gediegenere Grundlage, als es eine ihrer Zeit allzu sehr voreilende Gesetzgebung tun kann.

Dr. W. Stein: Das Wettrüsten zum Wirtschaftskampf.

Mit dem Tage des Friedensschlusses wird, so ist heute allerorts zu lesen und zu hören, für den deutschen Kaufmann ein auf Jahrzehnte berechneter Wirtschaftskrieg beginnen. Der Name gibt einer gewissen mißverständlichen Auffassung Raum. Ist man durchaus der Meinung, daß ganz eigentlich feindselige Maßnahmen, die ohne eine völlige Stillegung der Handelsbeziehungen der heute miteinander kämpfenden Völker nicht denkbar sind, Platz greifen werden, so wäre er vielleicht gerechtfertigt und treffend. Da aber der Güteraustausch nach dem Kriege unter allen Umständen wieder aufgenommen werden muß, so darf wohl weniger von einem Wirtschaftskrieg als von einem mit Sicherheit einsetzenden sehr scharfen Wettstreit der europäischen Völker um den Weltmarkt gesprochen werden. Denn wir kommen wieder auf Handelsverträge zu, allen Pariser Beschlüssen zum Trotz. Diese letzteren sind undurchführbar, weil die wirtschaftlichen Interessen der Ententeländer auf die Dauer nicht in Einklang zu bringen sind. Die derzeitige Ehe zwischen John Bull und Marianne ist einfach unnatürlich. Das Verhältnis hat für Frankreich nachgerade beängstigende Formen angenommen. Von Calais aus vollzieht sich die „pénétration militaire" Frankreichs durch England. Und ob die Briten die ehemalige Hansestadt jemals räumen werden, ist mehr als fraglich, hängt wohl von dem Ergebnis des Krieges für England ab. Balfour äußerte sich dem Schwätzer Churchill gegenüber: „Solange wir Calais behalten, ist das verlorene Antwerpen entbehrlich". Die Worte sollten Frankreich zu denken geben. Daneben beobachten wir eine fortschreitende Verdrängung der französischen Industrie: wo früher die Trikolore flatterte, weht heute der Union Jack. Nach dem Pariser „Economiste" ist die Ausfuhr der früher blühenden französischen Tuchmanufaktur heute vollkommen durch England vom amerikanischen Markt verdrängt, und um viele andere wichtige Landesindustrieen, namentlich die Erzeugung von Baumwollwaren, steht es nicht besser. „Überall greifen wirtschaftliche Verarmung und Zersetzung die Organe und den Mechanismus unserer Volkswirtschaft an", klagt das Blatt und spricht damit nur eine unumstößliche bittere Wahrheit aus. So wird die unnatürliche Koalition gegen uns den Krieg nicht lange überleben. Es ist ja auch undenkbar, den Handelsverkehr der europäischen Länder untereinander, der sich vor dem Kriege, Ein- und Ausfuhr nicht doppelt gerechnet, auf 1500 Millionen Pfund Sterling belief, auszuschalten. Rußland kann uns schon garnicht entbehren. Deutschland kaufte ihm bisher den größten Teil seines Getreides ab, eine Tatsache, worauf das ehemalige

Zarenreich sein ganzes Friedensbudget aufbaute. Soll Rußland aber den Wirtschaftskampf gegen uns mitmachen, so bleibt als Käufer nur England, dagegen aber würden die britischen Kolonieen, die Vereinigten Staaten und die Neutralen, z. B. Argentinien, protestieren, die englische Erzeugnisse doch mit ihren Naturprodukten bezahlen müssen. Dabei ist die jetzt geplante Vorzugsbehandlung der Kolonieen noch garnicht berücksichtigt, die einen Wirtschaftsverband gegen Deutschland überhaupt unmöglich machen muß. Kampfpolitik ist auch nicht denkbar ohne Schutzzoll. Aber schon in dem Programm der britischen Reichskonferenz liebäugelt Old England bereits mit dem Gedanken, der geforderten Vorzugsbehandlung der Dominions durch Subsidien genüge zu tun. Von uns aber braucht Rußland vor allem Schienen, Brücken, Lokomotiven, Waggons und landwirtschaftliche Maschinen, die ihm England und Amerika schon der viel höheren Transportkosten wegen nicht so gut und billig liefern können wie wir. Frankreich aber schaltet als Lieferant aus, wenn wir nicht den Abderitenstreich machen, uns als Kriegsentschädigung die im französischen Besitz befindlichen russischen Schuldtitel aufhalsen zu lassen. Frankreich würde dann seine jetzt wertlosen Papiere hoch verwerten können, bekäme freie Hand, könnte liefern und Kredite geben, wir aber würden auf diese Weise um jede Entschädigung gebracht, denn Rußland würde sich dann erst recht nicht davon abhalten lassen, den Staatsbankerott anzusagen. Die Italiener aber brauchen, wie bekannt, uns, nicht wir sie.

So ist denn das Kriegsgeschrei, dessen Inhalt der Boykott Deutschlands in der ganzen Welt bildete, ziemlich verhallt. England geht bereits seine eigenen Wege, was aber keineswegs daran hindert, daß es die größten Anstrengungen macht, uns zu schaden, wo es immer kann. Ist unsere wirtschaftliche Vernichtung unmöglich, so bleibt wirtschaftliche Schädigung mit allen Mitteln das Ziel. Zwar wird der Unterschied zwischen einst und später nicht so arg groß sein, wir sind chikanöse Behandlung — man denke nur an die Zollchikanen — gewöhnt, dennoch aber ist zu beachten, daß dieses Mal das bewußte Bestreben vorhanden ist, bestehende Gegensätze zu überbrücken. Der tief eingewurzelte Haß gegen die deutsche Konkurrenz, diese letzte Triebfeder aller deutschfeindlichen Maßnahmen, ist so stark, daß nicht er, wohl aber die Verhältnisse allen entgegenstehenden Verhältnissen zum Trotz, uns ernsthaften Schaden zuzufügen vermag, wenn wir nicht behutsam sind und wohlgerüstet dastehen.

Dabei ist, wenn man von einem Verstärken der Rüstung, einem Wettrüsten spricht, die Stärke unserer heutigen Stellung von nicht geringer Bedeutung. Der Nerv des deutschen Handels ist die Industrie, darunter nicht zum mindesten die Erzeugnisse unseres Bergbaues. Weil die Welt unser Kali, unsere Arzneien und Farben, unsere Spielwaren, unser Eisen,

unsere Kohlen, unsere Maschinen braucht, deshalb blüht und gedeiht der deutsche Handel. In der langen Kriegszeit aber ist die deutsche Industrie nicht ärmer und schwächer, sondern im Gegenteil selbständiger und innerlich gefestigter geworden. Sie hat ihre Technik dank der Absperrung vom Auslande verfeinert, vertieft, vereinfacht, hat früher unbeachtete und ungeahnte Nutzungsmöglichkeiten von Ersatzstoffen entdeckt, dadurch ihre Gewinne gesteigert und hat damit an Leistungsfähigkeit gewonnen. Das ist ein Trost, denn selbst wenn die Mittel, mit denen heute unsere Gegner drohen, durchgeführt würden, kann dies doch die kommerziellen Gesamtaussichten nicht trüben. Die Hauptquelle des Handels, die Industrie, bleibt, und unsere Bodenschätze kann uns niemand rauben.

So stehen wir fast stärker da als zuvor. Allerdings sind und bleiben wir auf gewisse Rohstoffländer angewiesen. Weder Mitteleuropa noch Mittelafrika, auch beide zusammen nicht, genügen, Deutschland mit Rohstoffen zu versorgen. Es lastet auf uns also vor allem die Sorge, daß wir für den kommenden scharfen Wettbewerb über das genügende Maß der unbedingt erforderlichen wirtschaftlichen Munition, der Rohstoffe, verfügen. Und der Mangel daran wird fühlbar werden, besonders, wenn es wider Erwarten doch noch gelingt, den Wirtschaftskrieg gegen uns zu organisieren. Deshalb müssen wir uns gegen Rohstoffmonopole durch planmäßige Nutzung unserer Wirtschaftsmacht als bedeutender, bei richtiger Zusammenfassung unserer Kräfte als stärkster Kunde zur Wehr setzen, gegebenen Falles auch durch Nutzung der Monopolstellung, die wir selbst auf gewissen Gebieten geltend machen können. Geld wird uns genug zur Verfügung stehen, aber durch Geld allein wird noch lange keine Ware hereingebracht. Jeder kann sich selbst ausmalen, was es heißen wird, wenn am Ende dieses Krieges Millionen von Arbeitern in ganz Europa zu ihren Arbeitsstätten zurückströmen und dann aus Mangel an Rohstoffen keine Arbeit haben. Hier heißt es vorsorgen. Aus diesem Gesichtspunkt heraus macht denn eine vom Prinzen zu Löwenstein und E. Riedt verfaßte „Denkschrift über die Kriegs- und Friedensziele Deutschlands" den recht bemerkenswerten Vorschlag, einen angemessenen Teil der Kriegsentschädigungen von den besiegten Ländern nicht in bar zu verlangen, sondern in Rohstoffen für Industrie, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, um uns unseren eigenen wirtschaftlichen Wiederaufbau zu gewährleisten. Zweifellos kommt dem Gedanken eine erhebliche wirtschaftliche Bedeutung zu, besonders, seitdem auch große Teile der Neuen Welt uns den Absagebrief schickten. Seine Umsetzung in die Tat würde auch bedeutende politische Wirkungen auslösen, jedenfalls ist ein besserer Vorschlag, unsere Rohstoffversorgung auf lange Jahre hinaus sicher zu stellen, bisher noch nicht bekannt geworden. Das wird natürlich nicht ohne zähes Verhandeln zu erreichen sein, und so kommen wir zu einem weiteren

äußerst wichtigen, vielleicht grundlegenden Punkt, wo wir mit der Rüstung zu beginnen haben: die kommenden Handelsvertragsverhandlungen müssen schon jetzt bis ins kleinste vorbereitet, es müssen die tüchtigsten, erfahrensten und geschicktesten Vertreter ausgesucht und ausgerüstet werden, damit sie als Unterhändler zur gegebenen Zeit auf dem richtigen Platz stehen. Dem deutschen Handel muß in der ganzen Welt volle Gleichberechtigung gesichert werden. Das wird ein hartes Stück Arbeit kosten. Aber es sind noch mehr Punkte, wo unsere Tatkraft ein reiches weites Feld findet. Von der Regierung muß erwartet werden, daß sie dem Ausfuhrhandel jede Erleichterung gewährt, ihm jede Förderung zu teil werden läßt. Auch die Teilung des Reichsamts des Innern und Schaffung eines Reichshandelsamts gehört aus genügend erörterten Gründen unbedingt hierher. Und Schiffe, und abermals Schiffe! Mehr denn zuvor gilt für die Zukunft der Satz „navigare necesse est". Hier wird sicher nichts versäumt. Unsere Werften sind für Jahre hinaus beschäftigt, neue große Werften sind gegründet worden, und kürzlich wurde uns die Nachricht von Schiffen aus Eisenbeton, halb so teuer wie eiserne und sehr viel schneller zu bauen. Möchte die Erfindung halten, was sie verspricht.

Es geht ein rühriger Zug durch unsere Kaufmannswelt, so wie im Frühling der Saft durch den Stamm des Baumes bis in die äußersten Äste quillt. Überall wird das Bestreben bemerkbar, uns künftig von fremder Vermittlung im Welthandel unabhängig zu machen. Dazu gehört aber eine stärkere Beteiligung unseres Großkapitals, unserer Großbanken, als bisher. Der kommende Wirtschaftskampf wird auch ein Kampf des Großkapitals werden, vor allem mit den geldlich ungemein stark gewordenen Vereinigten Staaten. So lange es eine Weltwirtschaft gibt, war sie aufgebaut auf dem Verhältnis vom Gläubiger- und Schuldnerstaat. Es ist erfreulich zu beobachten, daß unsere Großbanken, unsere Überseebanken, ihre Aufgabe als Schrittmacher des deutschen Handels erkannt haben und täglich mehr erkennen. Auch sie beginnen sich schon jetzt zu regen. Der Traum der englischen Kaufleute, ungestört den Geschäften nachgehen zu können, während die Völker Europas sich zerfleischen, ist zerronnen wie eine Seifenblase. Deutschland tritt in den Weltwirtschaftskampf stärker als zuvor und besser gerüstet als seine Gegner ein.

Constantin Brunner: Zum fünfundfünfzigsten Geburtstage.

Schluß.

Mit einem Schlage war, nach dem in der obigen Schilderung Berührten, mein Innerstes durchgebrochen und lebte, wie vorher nur in meinem Fühlen und Wissen, von jetzt an wahrhaft in meinem ganzen Bewußtsein, also auch in meinem Wollen; und also auch in meinem Tun. Nun stand die Himmels- und Erdenleiter, die von unten nach oben führt und von oben nach unten und die seitdem, hinauf und hinab, von meinen freien Gedanken beschritten wird; ich war in mir aufgewacht, die Einheit des Relativen und des Absoluten war für mein Leben aufgegangen. Daß ich nun Eines geworden war, das trieb mich von selber vorwärts und machte mich stärker als der Gegenlauf und alle Widrigkeiten meiner Umstände. Von Stund an mußte ich schaffen und bilden und dabei bleiben. Das war meine Pflicht; und nichts andres war meine Pflicht; und alles andre wäre mein Verbrechen gewesen. Wie gut, daß ich nicht gedrängt hatte, herauszubringen, es wäre unzeitige Fehlgeburt geworden und durch mein Zutun noch schlechter. Nun aber erblickte ich es, ohne mein Zutun fertig, rein und klar in mir — wie Maria **virgo** genannt wird **quantum a viro, non quantum a partu.** Ich brauchte nur es wachsen zu lassen und daran zu bilden, daß es in die Sprache und Darstellung heraustrat möglichst eindringlich, anschaulich — anhörlich in den Tönen lebendiger Bewegung, wie ich für mich selber die Rede hörte, so hätte ich am liebsten sie aufgeschrieben *).

---

*) So wäre es der lieben Muttersprache am würdigsten gewesen. Aber wie das machen? Bei aller Not, die man ohnehin mit den Lesern, bei den Schmerzen, die man mit dem Schreiben hat! Eine unglückliche geschichtliche Entwicklung macht es immer schwerer, D e u t s c h zu schreiben. War früher unsre Sprache durchsetzt mit Redensarten aus fremden Sprachen, noch war sie dabei unsre deutsche Sprache, die wahrhaftige, voll innerlicher Taten und Wunder, die nur hie und da allzuweit weg sich verlor von der Echtheit ihrer Natur. Gefährlicher als die Gallomanie war der in neuerer Zeit aufgekommene Hang zum Gelehrttun; unsre Sprache ist ja förmlich e i n e g e l e h r t e S p r a c h e geworden, so viele Fremdwörter werden von den Gelehrten gebraucht (entbehrlich sind nicht alle: Fremdwörter sind vielfach die Lehnwörter der Wissenschaft und der Philosophie, ohne welche diese nicht leben können) und werden in vielen Fällen von den ungelehrten Gebildeten mißbraucht — was sollen die anfangen? So viel Verlegenheit, Ungewißheit und Angst wie bei uns wegen der Gelehrsamkeit brauchen in keiner andern Sprache die Ungelehrten auszustehen. Auch das noch könnte d i e d e u t s c h e S p r a c h e tragen. Wie sie aber allerneuestens bedrängt ist von rechts und von links durch Abgeschmackheit zuchtloser Ästheten hier, philologischer Buchstabilisten dort, klingt alles n die Ohren wie eine ganz und gar f r e m d e S p r a c h e, wie tölpelige, unverständliche Übersetzung. Findet sich wirklich noch Einiges vom eigentlich deutschen Stil bei einem Schreiber, wie viele deutsche

Daran tat ich, so gut ich konnte, und blieb dabei in meiner Wüste, wohin der Lebensänderer Erkenntnis mich geführt hatte. Umgang hatte ich jetzt noch weit innigeren mit meinen Großen der Vergangenheit, mit Sokrates, Christus, Spinoza; mit ihren Personen. Ich war so bei ihnen, daß auch sie bei mir waren. Das Leben mit ihren Personen und in ihrem Schicksal war für mich so bedeutend wie die Beschäftigung mit ihrem Wort und Werk. Was aber bedeutete mir ihr Wort und Werk? Die absolute Wahrheit!

Anderes war mir ihr Wort und Werk und mehr, als es andern bedeutet, als es der wissenschaftlichen Kritik unsres Zeitalters bedeutet; ihr Wort und Werk war mir und ist mir, was unser Zeitalter so wenig kennt, wie ihre Zeitalter es gekannt hatten: die absolute, völlig enthüllte Wahrheit, die Vollkommenheit *über* der Kritik. Ja, kluges und kritisches Zeitalter, nicht klug genug und nicht kritisch genug zur Kritik: da du ohne jegliche Ahnung von dem *Fundament aller Kritik*, nicht auseinanderhältst das Eine, was unter Kritik fällt, und das Andre, was über Kritik steht. Die Kritik gilt gegen das Relative und gegen den Aberglauben. Gegen das Relative der menschlichen Praxis (und der Wissenschaft, die völlig hineingehört in die menschliche Praxis) und gegen „die Wahrheiten" des Aberglaubens, d. h. der Religion, der Metaphysik und der Moral, deren Wahrheiten allesamt Verkehrtheiten sind, jede nur wahr und stark, bis die nächste kommt, und alsdann todkrank und tot; alle unwahr darum, weil sie einander widersprechen und wechseln in dem beständigen Wechselfieber des Aberglaubens —: die Wahrheit widerspricht sich nicht und bleibt ewig sich gleich; und sie steht über der Kritik. Den Unterschied aber zwischen der Einen Wahrheit und den vielen Wahrheiten kennen die gebildeten Vertreter der Zeiten nicht und kommen mit Kritik angegangen auch da, wo vom Relativen und vom Abergläubischen gar keine

Leser sind noch, die das ungeärgert lesen? Überhaupt mit dem Lesen, wie steht es damit übel! Ich trug mich mit Ideen, den Lesern das Lesen zu erleichtern, dem Mündlichen in der schriftlichen Rede zu seinem Recht zu verhelfen und dabei die Betonung für die Augen lebendiger sichtbar zu machen, daß sie leichter darüber hinlaufen könnten zum Verständnis (denn die schriftliche Rede, die wirklich Neues bringt, besteht nicht allein aus den geschriebenen Wörtern, wie der gewöhnliche Leser sie liest, — nein, auch mit aus dem Ton, womit der Schreiber sie spricht), ich hatte auch ein neues Zeichen erfunden, welches ich Interdukt nannte, und mußte dann doch auf alle praktische Ausführung verzichten. In Rudolf Hildebrands beherzigenswerter Schrift „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule" lese ich die folgenden Sätze: „Ich will gestehen, daß ich, als ich in diesen Dingen noch mitten drin stand, mich wirklich manchmal nach Mitteln umsah, um den Stimmton mit in die Niederschrift und den Druck aufzunehmen, von dem so oft das Verständnis abhängt, bei allem Tieferen ganz und durchaus. Ich dachte z. B. an Anwendung von verschiedenen Farben in verschiedener Stärke, doch nur so müßig versuchsweise, denn man ist ja gleich genötigt, von dem Versuch im Ernst genommen abzusehen."

Rede ist; wo Christus und Spinoza vollkommen sind in der Rede von der absoluten Wahrheit, merken die gebildeten Andern nichts von dem Vollkommenen: weil sie das Vollkommene nicht kennen, weil sie nur relative und abergläubische Vorstellungen kennen und diese nun auch dem Absoluten unterlegen (was ebenso verkehrt wie die Betrachtung der relativen Erscheinungen, der Naturvorgänge unter dem Gesichtspunkte des Aberglaubens) und weil ihnen der Anspruch einer Offenbarung aus der ewigen Geisteskraft (ὡς ἐξουσιαν ἐχων) ganz ungeheuerlich erscheint. Ich aber anerkenne solche Offenbarung und Vollkommenheit wie aus höherem Munde und wie aus höherer Hand —: durch Pheidias und Michelangelo, durch Shakespeare, durch Beethoven; und was Sokrates, Christus, Spinoza anbelangt, da ich nicht ihnen zum Mangel rechne, was die Nichtempfänglichen an ihnen mangelhaft finden, so sehe ich nicht anders, als daß sie — nach Wesensart, Grad und allen Zügen — ganz vollkommene Offenbarer des geistigen Wunders liebend sich darstrecken allen denjenigen, welche diese Offenbarung in sich vollenden mit Empfänglichkeit dafür und Fähigkeit des wesentlichen Insichgehens, so daß sie *sind* und *denken* und eingedenk bleiben, was sie sind.

Einzig bedeutend waren mir ihre Worte und einzig bedeutend ihre Personen und ihr Schicksal. Ihr Schicksal war mehr als allein ihr Schicksal — es war das Schicksal der Geistigen unter dem Volke, vollzogen an ihnen durch die Volksvertreter, durch die Hüter der Bildung, die Hunde, die alle Ungehörigen ins Haus lassen, nur den Herrn des Hauses fallen sie an und beißen nach ihm. Sokrates, Christus, Spinoza waren die höchsten geistigen Personen und gleichsam Personifikationen und Typen des geistigen Wesens; darum wurde ihnen dieses typische Schicksal, dieser Auszug des Schicksals aller Geistigen in der allgemeinen Lebensordnung. Die allgemeine Lebensordnung ist vom Volke eingerichtet: eine verkehrte Lebensordnung — und die Verkehrtheit rächt sich am Bittersten an den Richtigen. Es gibt nur diese eine Lebensordnung: eine andre Lebensordnung nach der Art der Geistigen, nach der Forderung der geistigen Natur gab es nicht und gibt es noch nicht. Die Forderung solcher Lebensordnung ist aber der wahre Sinn aller ihrer Worte und ist der letzte Sinn und die alles in sich fassende Summe sämtlicher Geisteswerke, der ganzen Philosophie und der ganzen Kunst, und ist eine rechte Forderung — da zweierlei Naturen von Menschen sind, müßten auch zweierlei Lebenseinrichtungen sein. (Ich habe darüber ausführlich gesprochen in meiner „Vereinigung der Künstler mit den Philosophen“ — die müssen sich vereinigen, wie Kunst und Philosophie Eines sind, dasselbe Eine bedeuten; das Wesen des Einen — der mitgeteilte Brief erzählt davon — ward *mir* erst aufgetan durch die Kunst, die mir auch die Philosophie erst recht auftat, oder eines tat das andre auf, und ich erblickte im wunderbaren

Mondschein das Gleiche wie im hellen Sonnenlicht). Ich erkannte, was die Geistigen wollten, und daß sie nur für sich und ihresgleichen wollen konnten: die ganze Geschichte der Menschheit widerlegt den Irrtum von der Gültigkeit der geistigen Wahrheit für die Eine Menschheit; alles Mühen darum ist zu Schanden geworden, und was andres als N a c h a h m u n g der geistigen Muster durch die von ihnen wurzelverschiedenen Volksnaturen ist zustande gekommen?

Denn das Volk kann nicht in sich selbst sich abschließen und in sich bleiben, kann aber ebenso wenig hinaus zum Geiste: es steht zu den Geistigen im Verhältnis des Nachahmens, ohne doch zu dem Geiste im rechten Verhältnis jemals sich zu finden — was man barbarisch nennen könnte, wenn es nicht menschlich genannt werden müßte, allgemein menschlich wäre. Wir müssen aber unterscheiden zwischen Nachahmung und Nachahmung. Die Nachahmung des absolut Geistigen ist nicht zu vergleichen mit der Nachahmung des relativ Praktischen. Das Praktische gehört allen Menschen, die Menschen sind darin verschieden nur nach Graden. Daher z. B. s p r e c h e n alle Menschen, erlernen das Sprechen durch Nachahmung; und von den Entdeckungen und Erfindungen Einzelner haben Viele den Nutzen; Erfindungen gar sind der Verbesserung und zuweilen einer Anwendung fähig, von welcher der Erfinder noch keine Ahnung gehabt hat. Auch schon mit dem praktischen Denken hat also die Natur gespart und kommt aus mit möglichst wenig davon, mit den Beiträgen vereinzelter Selbständiger — eben infolge der Nachahmung durch die ganze Gattung. Die Nachahmung oder die Denkträgheit und Denkunfähigkeit. Die Resultate des Denkens werden für alle auf dem Wege des Mechanismus erzielt, ohne daß alle zu denken brauchen. Genug, die Nachahmung im Praktischen ist gehörig und gelingt. Anders mit dem Geistigen; am Geistigen können, auf die wahrhaft innerliche (eben gar nicht relativ praktische) Weise, nur die geistigen Menschen teilhaben; das Teilhaben am Geiste ist kein Teilhaben durch Nachahmung, sondern im innerlichen Mithaben, Mitsein. Indem nun aber auch die geistigen Schöpfungen allgemein nachgeahmt werden, — geistige Schöpfungen sind das bleibend S c h ö p f e r i s c h e in der Menschheit, von bleibend originaler Wirkung auch in Hinsicht auf die vernichterische Nachahmung im ungeistigen Bewußtsein — indem die von den geistigen Menschen der Art nach verschiedenen ungeistigen Menschen den Geist nachahmen, entsteht dieses Ineinander des Entgegengesetzten, wie es in unsrer Einen Kultur, in unsrer Einen Lebensordnung angetroffen wird, oder vielmehr entsteht dadurch dieses Nebeneinander des Volksmäßigen und der Geistnachahmung (das gewöhnliche Christentum, der gewöhnliche Spinozismus und Monismus), welches auf dem Grunde ein beständiges Gegeneinander bleibt; denn unter der Verkleidung des Nachgeahmten bestehen fort die Naturen der Volksindividuen mit ihren Ursachen des Mißverhaltens zum Geist. Diese Ursachen können nichts nachahmen als sich selbst; die Volksindividuen vollbringen am Geistigen

nur die Ausleerung seines üppigen Gehaltes und haben alsdann, in seinen Formen, das Cento ihres Gegensinnes und ihrer Wahnbilder — wie es **Homerocentones** und **Virgiliocentones** gab: die Worte und Verse aus Homer und Virgil hergenommen, zur Schilderung christlichen Aberglaubens, des Mönchslebens, der venerischen Krankheit usw. Oder, es noch auf andre Art deutlich zu machen: der volksmäßige Bewußtseinsinhalt in Form des geistigen Denkens ist die große Pseudomorphose — pseudomorph nennt man z. B. Speckstein in Quarzgestalten und überhaupt solches, was äußerlich die Kristallform von Substanzen aufweist, mit denen es nach seinem physikalisch-chemischen Zustand und Verhalten nichts gemein hat.

Wie in Wahrheit das Volk zum Geist und zu den Geistigen innerlich steht, das weist sein unmißverständlich grobes Treiben gegen die geistigen Menschen und gegenüber dem geistigen Werk unmittelbar, noch bevor die allgemeine Nachahmung sich desselben bemächtigt hat. Die Nachahmenden sind aber, in ihrer Pseudomorphose, noch dieselben wie die noch nicht Nachahmenden. Sie meinen hinterher, sie wären Göthereif, Bachreif, Shakespearereif geworden: sie wurden aber nur reif zur Nachahmung Göthes, Bachs, Shakespeares — es ist doch wohl klar, wie der Terminus Nachahmung gebraucht wird: Nachahmung in der Reproduktion des Bewußtseins, im Rezipieren (nicht Nachahmung der Schöpfungen jener Geister in eignen, äußerlich gemachten Schöpfungen). Daher sind die Nachahmenden nicht anders zu beurteilen wie die noch nicht Nachahmenden; und es gelten nur ihre Reden gegenüber dem noch nicht Nachgeahmten. Wenn nicht die allgemeine Nachahmung wäre, müßten sie ewig weiter so reden über die Geisteswerke und über die geistigen Schöpfer, wie sie im Anfang, vor der Nachahmung, darüber geredet haben. Und so reden sie tatsächlich weiter, wenn einmal der Fall eintritt, daß sie nicht wissen, womit und mit wem sie zu tun haben. Gelingt es einen Vorhang über die Berühmtheit zu decken, so ist gleich auch die Wertschätzung hin. Ein Beispiel. Vor einigen Jahrzehnten schickte einer Abschriften eines weniger bekannten Shakespearedramas, das nicht aufgeführt zu werden pflegt, worin Personennamen, Ort und Zeit geändert und alle verräterischen Spuren geschickt verwischt waren, an eine ganze Anzahl von Theaterdramaturgen und „führenden Geistern", und da er, den Spaß vollzumachen, noch ein selbstbewußtes Schreiben beigefügt hatte, ohne darin den Adressaten zu schmeicheln, so erblich prompt die herrliche Shakespearereife in sämtlichen Regenbogenfarben; wogegen ein entsprechender Glanz auf den idealen Rücken des Einsenders niederging. Shakespeare war wieder einmal unbekannt, nur daß einige der Antwortenden sich auf sein unvergleichliches Muster beriefen — also auf Shakespeare zur Belehrung für Shakespeare, gegen den sie dabei gleichzeitig den Pelion auf den Ossa und den Hohn auf die Verdammung stülpten. Ähnliche Versuche auf andern Gebieten, die

guten führenden Geister anzuführen, wären für den bösen Versucher lohnend; die Forschungsergebnisse würden so ziemlich überall die gleichen sein und in ihrer Gesamtheit erst das rechte Licht werfen auf die jedesmalige vollkommene Ahnungslosigkeit im Volke, daß so etwas wie Geistiges überhaupt existiert, und auf das Betragen des Volkes gegen die Geistigen, welches immer ist, wie es immer gewesen ist. Sie kennen den Geist nicht und wollen ihn nicht; am wenigsten vermögen sie ihn im sichtbaren Menschen zu ertragen. Man bleibt da mit der Erfahrung nicht beschränkt auf die Vergangenheit, wo es sich weist in der Geschichte des Sokrates, Christus, Spinoza und ihrer minder großen Verwandten und selbst aller der hybridischen Naturen, der bedeutenden Mischnaturen von Geistesklarheit und unreinerem Bewußtsein: Beispiele des Verhaltens gegenüber solchen von der letztgenannten Art gehören noch unsrer Gegenwart an. Es ist noch vielen der Lebenden in deutlichster Erinnerung, wie es herging gegen solche, die nun heute als große Männer allgemein gerühmt werden: gegen Schopenhauer, gegen Nietzsche, gegen Richard Wagner. Aber die jetzigen gebildeten Volksvertreter, welche Schopenhauer, Nietzsche, Richard Wagner virtuos zu bewundern verstehen, lesen diese Erinnerung kalt, als ginge sie das im geringsten nichts an und als wäre selbstverständlich, daß diese Männer von ihnen bewundert werden; die auch damals, wenn sie, die jetzt Bewundernden, damals gelebt und ihre Werke nur recht gekannt hätten, ganz gewiß von ihnen auf der Stelle ebenso würden bewundert worden sein (wie sie denn auch nicht zweifeln, daß es diesen Männern ein großes Glück bedeutet hätte, von ihnen bewundert zu werden)? Und nur äußerst wenige dürften es warm lesen, wenn ich schreibe: Nein, sie würden nicht von ihnen bewundert worden seien, auch wenn ihre Werke ihnen bekannt gewesen wären, und sie hätten sie mit den gleichen Augen angesehen wie die Vertreter der Bildung von damals und ebenso geschmäht, ebenso gelacht und sogar ebenso gelächelt. Es gehört nicht zum Wesentlichen der gebildeten Volksvertreter und führenden Geister, die Zeichen des Bedeutenden unmittelbar zu erkennen, vielmehr seine Hinderer und Feinde zu sein. Sie erkennen das Bedeutende nicht, auch wenn es ihnen bekannt wird — und sie *hätten* sogar die Augen offen zu halten für nichts mehr als dafür, daß es ihnen bekannt werde, und es auszukundschaften. Sie sollen ja die Wächter und Merker sein — sie müßten wachen. Statt dessen aber ist ihnen umgekehrt wesentlich, gegenüber dem geistig wahrhaft Bedeutenden ausführlich zu schlafen wie Murmeltiere oder wie Scheintote, und bei endlicher gewaltsamer Auferweckung und Auferstehung — da sind sie frisch, das Bedeutende zu erkennen zwar nicht als bedeutend, aber als ein gewisses Etwas, dessen Unterdrückung zu besorgen sie, wie auf Verabredung, sogleich sich anschicken. Warum aber: wie auf Verabredung? Nicht aus den Gründen, die kindisch verdächtigend Schopenhauer angibt.

Und dennoch wie auf Verabredung: weil aus Wahrhaftigkeit und Überzeugung ihrer so völlig anderen Naturen und unter dem Beifall des ganzen ebenso überzeugten Volkes; und sie hoffen dafür auf ein ewiges Hurra in der himmlischen Seligkeit! Sie können nicht anders, als wie sie können: es ist unmöglich, daß sie, die Ungeistigen, in der Sache der geistigen Wahrheit sachlich erkennen; und nicht als ein Über ihnen, sondern als ein Unter ihnen gewahren sie das geistig Bedeutende, wenn es ihnen bekannt wird. Und überhaupt geht es mit dem geistig Bedeutenden einen andern Weg, als daß es nach und nach, wie immer mehr bekannt, so auch von immer mehreren erkannt werde.

Vom Erkanntwerden wollen wir stille sein und sagen: das Geistige, so lang es noch nicht allgemein nachgeahmt wird, ist es Paradoxon, von dem Endoxon des im Volke Gültigen verlacht und verabscheut, am hitzigsten von den Vertretern des Endoxon, denen das Geistige ein Dorn im Auge ist und ein Stachel in der Seite. Wir haben es erfahren durch ihrer viele, so daß wir den Verdacht hegen müssen von allen, und daß sie es immer und ohne Ende machen werden, wie sie es immer gemacht haben: So lang wie möglich schweigen sie dazu — eher schreien die Steine, als daß darüber die reden, deren Pflicht es wäre, zuerst darüber zu reden. Zuletzt reden die; wenn es mit Totschweigen nicht gehen will, dann reden sie, um totzureden. Sie lieben den Geist derart, daß sie nichts davon ertragen können: Zum Teufel mit Text, Melodie, Gesang und Sänger! So macht es das Endoxon im Volke mit dem geistigen Paradoxon — *und dabei ist das geistige Paradoxon dasselbe wie das Endoxon.* Denn mit dem geistigen Paradoxon steht es nicht wie mit andrem Paradoxon. Andres Paradoxon kann Paradoxon bleiben, das geistige Paradoxon hingegen wird immer Endoxon. Die Eine geistige Wahrheit ist nur zuerst, in jeder neuen Offenbarungsform ist sie zuerst Paradoxon, d. h. auf Deutsch: neben der Meinung, der gewöhnlichen, und also gegen sie, unberühmt, mit andrem Worte: noch nicht allgemein nachgeahmt. Daher ein gefährlich Ding; denn gegenüber dem Endoxon, d. h. auf Deutsch: dem Berühmten oder allgemein Nachgeahmten und also Richtigen für das Gesamtbewußtsein (Endoxon ist auch Orthodoxon) erscheint sie als der üble und freche Widerspruch, über den alle sich verwundern und entsetzen. „Das Volk entsetzte sich über seine Lehre; denn er predigte nicht wie die Schriftgelehrten." Aber danach, einige Zeit danach, auch jetzt noch, und alle die künftigen Zeiten danach entsetzt sich das Volk nicht mehr über seine Lehre; und die Schriftgelehrten *wollen* predigen, wie er gepredigt hatte. Und so immer, und hilft nicht, daß einer sagt: Also tatet ihr auch dem vor mir! Sie antworten: Ja, der war ein Stern, du aber bist ein Dreck! Wie sie ganz gleich auch zu jenem Stern gesprochen hatten, als er aufging: Du Dreck gegen die Sterne! So immer, und so mit

allen Geisteswerken, mit allen Schöpfungen der Philosophie und der Kunst, von denen ich gezeigt habe, daß sie allesamt im Kern und Halt ihres Wesens und in der Absicht dasselbe Eine sind, — und immer eine Schande, bis sie eine Ehre werden. (Daher dies ein untrügliches äußeres Kennzeichen der Ungeistigkeit, Wertlosigkeit und Schnellvergänglichkeit, wenn ein Werk sehr bald im Volk eine Ehre wird — niemand auch wünsche sich das Glück schnell erlangten Ruhmes: gewöhnlich erlebt er noch, wie Rache für das unverdient Genossene, den Unglückssturz in die Vergessenheit und das Sauerwerden all seines Honigs, nachdem er vorher die gallige Erkenntnis schlucken gemußt, daß sein Berühmtwerden unter den vielen Schlechteren sein Berüchtigtwerden bei den Besseren bedeutete). Das Volk entsetzt sich über die neue geistige Tat auf Grund seiner Nachahmung früherer Geistestaten, bis es sie selber nachahmt (wozu es, aus vieler Ursachen Zusammenwirkung, nur langsam kommt: das Maß des Entsetzens über sie erscheint proportional, das der Geschwindigkeit des Ruhmes erscheint umgekehrt proportional ihrer Bedeutung, d. h. ihrem Unterschiede vom Endoxon) und bis endlich in dieser Nachahmung ihrer das Volk sich abermals, — ungeachtet der früheren Schanden seines ähnlichen Sich-Entsetzens und alles Angeführtwerdens seiner Anführer, ohne jegliches Skrupulieren sich abermals entsetzt über wiederum neue geistige Taten und ihre Täter. Gegen Christus saßen die Schriftgelehrten des Volkes auf dem Sessel Mosis, und gegen Spinoza saßen sie auf dem Sessel Mosis und auf dem Sessel Christi. Da nun aber alle Geistesschöpfung den Einen Geist offenbart, so wird also von dem Volk mit dem gleichen Atemzuge der Geist bekannt und verleugnet, angebetet und bespieen; und was sie in jeder Stunde so emsig und geschreireich nachmachen, darüber empören sie sich in jeder Stunde und sind also doppelt getrennt von dem Geiste: durch die Feindseligkeit im Herzen, womit sie den wirklichen von sich stoßen, und durch das entstellte Bild, worin sie ihn zu besitzen wähnen*).

*) Mit dem oben Gesagten will ich noch Worte Romain Rollands zusammenbringen (mit dem man neulich mich zusammengebracht hat: Paul Neubauer im Pester Lloyd: „Die beiden Männer und ihre Zeit"). Es sind Worte Rollands über eine Aufführung von Bachs Matthäuspassion: „Darin treibt ganz unbefangen eine eigentümliche Ironie ihr Wesen, deren tragische Wirklichkeit der große Musiker und sein biederer Librettist Picander gewiß nicht vorhergesehen hatten: die gleichen Chöre singen bald „Herzliebster Jesu" und „Mein Hirte, nimm mich an" und schelten die Peiniger Christi „Laßt ihn! Haltet! Bindet nicht!" und im nächsten Augenblick rufen sie: „Laß ihn kreuzigen" oder beschimpfen den Heiland. Die gleiche Baßstimme singt Petrus und Judas Ischariot. Der gleiche Alt, der den Gefühlen der betrübten, Christum liebenden Seele Ausdruck verleiht, spricht auch die Worte des einen der falschen Zeugen, die das Todesurteil des Sohnes Gottes herbeiführen. — Und so wird es vermutlich bleiben bis ans Ende aller Zeiten. — Ein Ekel ergreift uns ob der müßigen Ergießungen tugendhafter Seelen, die das Opfer der Vergangenheit anbeten und es mit frommen Zähren beweinen, das der Gegenwart aber hinmorden lassen und sich von ihm gleichgültig oder gar mit boshafter Freude abwenden."

So stand es mit dem uns überlieferten Leben, dem Niederschlag der Jahrtausende, und wir standen vor und in diesem Leben ohne Kritik, und war kein Bewußtsein und keine Besinnung und niemand redete davon, daß in diesem unsrem Leben — als der Grund, auf welchem es ruht, — Geistiges, Volksmäßiges und Nachahmung der Geistigen durch das Volk so heillos ineinandergeschoben und ineinanderverwühlt und verzwungen sich fanden. Da mußte ich nun hindurch, sichtend, sondernd, ordnend, jegliches an seinen Platz und ursprünglichen Aufenthalt und an seinen Ursprung stellend, in dem es gehaust, ehe es hervor kam, um uns zum Orte des Durcheinander und der Konfusion zu machen — haben wir solcherart jegliches an seinen gehörigen Ort gebracht, so ist unser Ort des Bewußtseins in seiner Klarheit wiederhergestellt und wir sind Herren unsrer selbst. Diese Kritik der vermischten Elemente des geistig Absoluten und des volksmäßigen Aberglaubens oder des fiktiv Absoluten mit seiner nachahmenden Zubereitung des Absoluten zu leisten, das war das erste und wichtigste Geschäft meiner Fakultätenlehre, meines kritischen Schutz- und Trutzmittels. Diese Kritik, schien mir und scheint mir, ist wichtiger als alle vorhandene und (worauf ich oben hingedeutet habe) das Fundament erst aller vorhandenen und möglichen Kritik und alles Denkens — ohne Relativ, Absolut, Fiktiv absolut und Nachahmung möchte ich nicht Philosoph sein! Und dadurch auch erst können wir mit wissenschaftlich-philosophischem Untersuchungsgeist dem Verhältnis zwischen den Geistigen und dem Volke beikommen, worüber man bisher nichts zu hören bekam als die Redensart von dem jedesmaligen Nochnichtreiffsein für die geistigen Heroen; welche Redensart, zur Genugtuung für die toten geistigen Heroen, eine jede Generation von den vorigen Generationen, keine von sich selber im Munde führt. Bei Abweisung und Verurteilung eines Genies haben sich noch niemals die führenden Volksvertreter gewisse alte und neue Geschichten erzählt, und eigentlich dürften sie ja überhaupt — weder kollegial noch monokratisch — über keinen einzigen Menschen zu Gericht sitzen, auch nicht über solchen, der ganz ohne Zweifel unreif ist im Vergleich zu ihrer eignen Reife, ohne daß sie die Formel gebrauchten: „Unter Vorbehalt, lieben Leute, daß er kein Genie ist; denn ein Genie zu erkennen, sind wir nicht reif; unsresgleichen hat die edelsten Geister und ungemeinsten Wohltäter der Menschheit mit Schandbuben verwechselt, und unser Gericht ist in allen großen Fällen ein Gericht der Justizmorde gewesen!" Das ist es gewesen, und ihr Gericht ist für uns gerichtet mitsamt ihrer Ausflucht von ihrem Noch nicht reif und doch Reif. Das mutet an gleich der Erzählung vom Kentauren, wird damit auch nicht anders sein wie mit dem Kentauren: es gibt Menschen und es gibt Pferde, aber Pferdemenschen gibt es nicht; und so gibt es auch Richtige für den Geist und Verkehrte für den Geist, aber Richtige und Verkehrte in Einem, die immer verkehrt sind, wenn es darauf ankommt, die

gibt es nicht. — Erst durch die Kritik der Fakultätenlehre können wir der größten Täuschung der Menschheit — über die einheitliche Gattung mit den Bildungsvertretern als den Richtigen — gründlich uns entschlagen und die hohen Geister ganz klar loslösen aus dem Mißverständnis, unter welchem sie selbst für geistige Menschen von angefangener Freiheit vielfach erscheinen müssen. Denn ihre Stimmen werden nicht leicht gehört, wie sie an sich selbst klingen, sondern sind von der Volksdeutung ihrer Worte übertönt, wonach es scheint oder doch noch in Diesem und Dem scheint, als wäre z. B. Spinoza auch so ein metaphysischer Monist, Pantheist oder Pansatanist gewesen, wie deren und deren und deren unter uns zu finden sind (Pansatanismus nennt Otto Liebmann die Philosophie Schopenhauers), und als wäre Christus auch so ein religiöser Jude gewesen oder gar „der Stifter" derjenigen jüdischen Religion, die man Christentum zu nennen sich gewöhnt hat. Es soll aber gegenüber der Autorität des Volksdenkens auch der Geist autoritativ in der Welt zu erblicken sein, wie er, rein an sich selbst, in der Welt vorhanden ist, in vollkommener Offenbarung vorhanden ist! Nicht die Wahrheit, nur die Verkehrtheit und Narrheit ist unerschöpflich — unbezwingbar ist der Aberglaube für die Abergläubischen, die immer seine leibeigenen Sklaven bleiben müssen, erringbar aber ist die Wahrheit für die Denkenden, denen das Licht „sich selbst und die Finsternis erleuchtet." Über diese, die so das Licht und die Finsternis erblicken, hat der Aberglaube seine Macht verloren, daß er in keiner neuesten Form und Vermummung ihnen wieder einzusitzen vermag; sie erkennen ihn als den Einen in allen seinen Verwandlungen und jedes Teil von ihm als Teil von ihm. Sie allein kennen das Ungetüm wirklich ganz, mit Kopf und Schwanz. Solcher Anblick des Aberglaubens und der Wahrheit macht die Schwachen stark und die Starken erst gar stark, indem ihnen immer vor Augen stehen bleibt, wo sie schwach werden könnten.

Hier wäre nun angebracht, auf die Fakultätenlehre näher einzugehen und überhaupt von der Gliederung des ganzen Gedankenbaues Rechenschaft zu geben:

von dem relativen Bewußtsein oder dem Egoismus, d. i. dem Fühlen, Wollen, Wissen (einschließlich der Wissenschaft), was allen den sterblichen Menschen gemein ist: denn es ist ihr Leben, es ist die Menschheit in ihnen, es macht die Praxis ihres menschlichen Lebens möglich,

und dem Absoluten, dem Einen, einzig wahrhaft Wirklichen, an welchem Einen unzertrennlich alles hängt und an nichts andrem hängen kann auch mit seinem relativen Bewußtsein, durch dieses hindurch denkend das Eine. Keines Menschen Schwerpunkt liegt oben im Relativen: jeder Mensch hat den Schwerpunkt seines Bewußtseins in der Tiefe des Absoluten. Aber das Absolute wird nicht allen Menschen auf gleiche Art bewußt. Den Geistigen tut es sich auf (und sie tun sich hinein) in der Besinnung der Kunst, der Philosophie, der Liebe,

die Volksindividuen jedoch, gröblicher animalisiert und tiefer vergessen in der relativen Existenz, sind ohne Besinnung auf ihr absolutes Wesen — wie das Kind hineinkommt so ins Leben, daß es des Lebens Ursprung vergißt. Die Volksindividuen verbindet mit dem Einen nur die verdunkelte Besinnung des Aberglaubens in Religion, Metaphysik und Moral, — das fiktiv Absolute oder das Analogon des Geistes, in ihnen die Nachahmung des Geistigen und das Endoxon zustande bringend, worin nach dem Formalen das Geistige herrscht, nach dem materialen Inhalt aber das Volk wieder bei sich selbst angelangt ist, so daß es aus der Völligkeit des Seinigen gegen das neue Paradoxon von lebendig inhaltsvollem Geiste das alte Spiel von neuem treiben kann. Hinsichtlich der formalen Aneignung ist ganz und gar, wie wir gesehen haben, das Endoxon dasselbe wie das Paradoxon und wird also dem Geist mit dem Geiste zugesetzt — ein allerhöchst seltsamer Fall? Nein, mitsamt der Tatsache, daß das fiktiv Absolute im Volksdenken Analogon des geistigen Denkens ist, für die tiefere Auffassung von dem Einen der einzig mögliche Fall: da ja nichts absolut ist als das wesenhaft Seiende (ὄντως ὄν) des geistig Einen und außer dem wahren Bewußtsein von diesem Einen nichts möglich ist als die Verkehrung des Bewußtseins und der verkehrte Liebeseifer zu diesem hin. In dem Einen Hause des Seins ist nur das Eine Sein, entweder erkannt oder mißkannt; und das Mißkennen hängt also noch, durch die Nachahmung, mit der Erkenntnis zusammen derart fest, daß es nur in der Anlehnung an ihre Schöpfungen die seinigen hervorzubringen vermag. Aber wir müssen sehen, was da hervorgebracht wird, und von Geist und von Erkenntnis des Volkes stille sein —: es ist kein Geist in seinem Geiste; seine Erkenntnis starb und ist Nachahmung geworden.

Doch gehört das alles in die Lehre selber, und zudem habe ich eine Übersicht gegeben im Archiv für systematische Philosophie (Band XVII, 1911, Heft 3), wo ich die Fragen stelle und zu beantworten suche: Die Lehre von den Geistigen und vom Volke — was ist das für eine Lehre? was will sie? auf welchen Grundgedanken ruht sie? und welche Stellung kommt ihr zu in der Geschichte des Denkens? Auf diese Abhandlung und auf meine Schrift „Spinoza gegen Kant" sei zu geeigneter Einführung in die Lehre verwiesen*).

*

Nur auf Grund von Kritik der Gedanken und Kritik der Menschen und damit zugleich von Kritik der Kultur-, der Gesellschafts- und Bildungszustände konnte ich die Forderung erheben, die wahrlich nicht meine Forderung ist, sondern die von mir nur auf die deutliche Formu-

*) Manchen dürfte auch dienlich sein A. Möbius, Constantin Brunner, Verlag Borngräber, Berlin.

lierung gebrachte Forderung aller geistigen Menschen von immer her. Soll sie Forderung bleiben ewig hin? Ist für alle Zeiten unmöglich eine andere Ordnung wie die bestehende, worin den geistigen Menschen nur diese geschichtliche Bedeutung zukommt, daß ihr Werk nachgeahmt wird im Leben des Volkes, ihnen selbst aber ihr eigentliches Leben verwehrt bleibt und sie kaum denken dürfen, d. h. kaum ihr Leben denken dürfen in ihrem Werke? Muß die Gesellschaftseinrichtung gegründet sein auf verkehrter Annahme von der Einen Wahrheit für die Eine Menschheit — — — oder ist nichts mit den zweierlei Menschen, und ich bin Träumer immer noch, aufgewacht aus einem Traum nur, um in den andern zu sinken; oder mein Wachwerden selbst war nur ein Traum zwischen den Träumen!

Wäre aber die Lehre von den Geistigen und vom Volke nur Traum, so wäre sie doch nicht mehr Traum wie die Lehre von der Wahrheit für alle Menschen, und dann ist es um zwei Träume geschehen in der Welt. Denn die Eine Wahrheit für die Eine geistige Menschheit ist ganz gewiß und ausgemacht Traum: das beweist die nicht Eine geistige Menschheit, — auch dieser Krieg der Kriege, um des Geistes willen wird er nicht geführt, und wie er uns überflutet mit Schrecken der Scheusäligkeit, so zeigt er, welch ein Verlaß ist auf die Ordnung nach der tauben Relativität und nach dem blinden, krummlaufenden Aberglauben und auf diese Kultur und Technik, welche das Barbarischsein zu wissenschaftlicher Vollendung erhebt und die Nöte der Natur für das unglückliche Menschengeschlecht zu verhundertfachen imstande ist. Die nicht Eine geistige Menschheit, — in der doch nur von den Geistigen die Wahrheit gehalten wird im Kampf gegen die Nichtgeistigen: denn der Geist ist und bleibt immer und ewig der den Einen sich offenbarende und den Andern sich verbergende; nur gegen die Denkenden leuchten die Gedanken, vor den Andern aber erlöschen sie. Und so beweist die Menschheit, daß die Lehre von den Geistigen und vom Volke mehr ist als ein Traum.

Mehr als ein Traum. Ich kann nicht vorhersagen, wieviel für ein Dasein der Geistigen in eigener Lebensgemeinschaft durch die in ihnen bewußt gewordene und erstarkte Gegenkraft jemals sich verwirklichen läßt, aber ich will nie wieder Ja und Nein unterscheiden, wenn ich nicht sagen darf, daß ich weiß, mit mathematischer Gewißheit weiß von den zweierlei Prinzipien des Denkens in zweierlei Menschen; und die Forderung des geistigen Lebens für die geistigen Naturen ist ja, wie gesagt, die Forderung aller geistigen Menschen von ewig her, die unter das eiserne Joch sich nicht haben beugen können. Nichts andres war es mit Spinoza, mit Christus, mit Sokrates — was kümmert uns, wie die ersten Andern sie verstanden haben, die sie nicht verstanden haben, und wie die andern Andern sie verstanden haben und verstehen, nachdem die Hineinpflanzung in ihre Bildung geschehen

war. Und wer da glaubt, daß irgend ein Werk der Poesie und Kunst andres sei als das Hinaus aus dem Zustande der Allgemeinheit und sehnsüchtiges Verlangen nach dem geistigen Leben und Abschilderung dieses Lebens: der hat nicht tiefher aus der Wunderschönheit getrunken. Der Mensch stellt immer nur sich selber dar; die Schaffenden tun dar ihre Kraft, ihre Verhältnisse, ihre Leiden, alles, was sie sind und haben, mitsamt dem, was ihnen abgeht, was sie aber gar sehr haben möchten: sie zeigen ihre Naturen im Konflikt mit dem Leben der Allgemeinheit und jenes nicht vorhandene andre Leben, welches sie führen möchten und müßten, um wahrhaft sie selber zu sein, — wir wissen ja gar nicht, wie eigentlich die von Natur freien und schönen Menschen aussehen, da wir sie nicht im Leben der Schönheit und da wir den Klang nicht kennen, den, in der Freiheit aufgehängt, ihre Glocken würden hören lassen. Sie alle, die kleinsten wie die größten von ihnen, dem Sinne nach haben sie alle dasselbe gesagt; denen allen ich nur nachsage mit meiner Lehre von den Geistigen und vom Volke, in einem einzigen Punkte nur von ihnen allen mich unterscheidend. Darin, daß ich das Hauptgewicht lege auf den Hauptpunkt von dem Leben, worin den Geistigen ihr Recht werden kann und sie sein können, was sie sind, und daß ich immer und überallher auf diesen Hauptpunkt und auf das Leben der Andern und auf ihr Treiben mit dem unempfundenen Geist zurückweise in splitternackt deutlichen Worten. Das widersteht vielen als ein hoffärtiger Glaube, und sie kommen sich liebreicher vor (!), wenn sie an der Meinung halten, gleichwie das Sonnenlicht für unsere äußere Welt, so sei auch der Segen des inneren Lichtes allen Menschentierchen zu Teil geworden; was sie nun freilich nicht bewahrheiten können. Was aber sich bewahrheiten läßt: wie nämlich sie selber mit liebreichen Seelen gegen diejenigen verfahren, denen der Segen des innerlichen Lichtes ganz ohne Zweifel zu teil geworden, diese Wahrheit klingt häßlich für viele; und daß ich davon rede, das hat mich häßlich gemacht für viele. Unangenehm *ist* diese Lehre von den Geistigen und vom Volk! Aber das beruhigt mich wonnesam, dieses Unangenehme durch und durch, wo man's anfaßt — ich will's küssen überallhin und will lieben mein Herzgeborenes, weil es ebenso gern häßlich ist wie schön. Denn damit ist es getroffen und endlich die Lehre von den Geistigen und vom Volke vorhanden *in derjenigen Form, die nicht mißverstanden werden kann*; da ist sie in der Welt und da bleibt sie. Sie wird länger als Andres heißes Paradoxon bleiben, niemals populäres Endoxon werden können; und wenn ich, durch alle Dämme hindurch, Berühmtheit gewinne und sie mich alle sich in den Mund stecken, so hängt immer noch an der Lehre wie von meinen besonderen revolutionären Blutstropfen und dürfte schwer fallen, mit meinem Halbgesicht, mit meinem Schatten dereinst meinesgleichen zu erschlagen, wie man

mit den Schatten von meinesgleichen mich erschlagen will. Die Schriftgelehrten, die besorgten Hüter der toten, allverehrten Geister, aus deren Mißbrauch sie die Waffen zur ungefährlichen Bekämpfung der lebenden Geister und dabei für ihre eigenen Personen Gewinn und Ansehen munter ziehn — diese Lehre soll ihnen zu schaffen machen; sie können sie nicht so bald aufheben und mit ihren trockenen Herzen nachspielen, ihr das Herz zu nehmen: sie müssen das liegen lassen, worin *sie* so gespielt sind. Aber die Geistigen alle, durch die der Strom der Ewigkeit hindurchlodert, die Produzierenden und die nur Reproduzierenden, nur passiv Zugehörigen, Weiber wie Männer, alle die Menschen der Kunst, die Menschen der Philosophie, die Menschen der Liebe werden in dieser Lehre sich zusammenfinden und endlich — „Ihnen steht Sansara gegenüber: dafür gehört Ihrem Denken eine noch äußerst ferne Zukunft", so wird mir eben geschrieben in gutem Brief von einem, dem die Lehre mehr ist als Traum und dessen Augen angerührt sind mit Solchem, was sie frei macht, auch das Mögliche und das Werdende zu erblicken.

Mehr als Traum — Wirklichkeit in äußerst ferner Zukunft. Darüber habe ich niemals anders gedacht; und war mir wohl genug in meinem Geduldgarten. In der Ankündigung zur Lehre habe ich das Gegenteil von der Erwartung ausgesprochen, daß die Lehre so bald sich in Bewegung setzen könnte. Sie hat es aber schon getan, und deutlich zeigt sich gar mir Lebendem noch das Zukünftige in seinen realen Anfängen. Wer das erblickt, braucht nicht mit Shakespeares Leonato zu sprechen: „Wir wollen es für einen Traum halten, bis es an den Tag kommt", — und *dabei* kann ich gewiß sein, daß ich wach bin und nicht mir es noch hinzuträume von meinem Traum: Produzierende und nur reproduzierende, nur rezeptiv zugehörige Geister, Weiber wie Männer sind durch mich erweckt und nachhaltig erregt worden zu neuer Besinnung und Lebendigkeit; eine Anzahl von ihnen ist durch brieflichen Verkehr und Besuche in persönliches Verhältnis zu mir getreten, allesamt Menschen unschuldigen, treuen, liebenden Herzens und aus allerlei Beruf und Bildung: es ist auch eine gar herrliche Fischerstochter darunter und war auch ein Handwerker, von den allerärmsten einer — mein lieber Hugo Hartung ist gestorben, darum will ich seinen Namen nennen, Hugo Hartung aus Roßleben an der Unstrut, und ein anderes Mal mehr erzählen von diesem edlen und tiefsinnigen Mann; die Schriftgelehrten seines Örtchens haben ihm um meinetwillen das Leben und die Todesstunde verbittert. — Von jeglichem Stande, von jeglicher Geburt und Erziehung, Weiber ungefähr so viel wie Männer — und aus den Zeichen dieses Keimes und Anfangs ergreife ich mit Sinnen die künftige Gestaltung und das Wahrhaftwerden einer mitten durch die ganze Menschheit hindurchgreifenden Andersordnung der Gesellschaft nach der wahrhaftig naturgesetzlichen Wahrheit

von den zweierlei Menschen, anstatt der jetzigen Mißordnung nach dem eingefressenen Mißverständnis der Wahrheit, im Konflikt mit den Naturgesetzen und im Frieden nur mit der Gedankenlosigkeit.

Bis nun dieser Stand der Zeiten herbeigekommen und Schlichtung und Milderung des tiefgründigen Kampfes in der Menschheit erreicht ist — der Kampf zwischen Geist und Aberglaube ist das Bedeutendste in der Menschheit, wovon wir reden können und wollen, anstatt von ihrer Geschichte zu reden: es gibt nicht eine Geschichte der Menschheit wie der Völker und Individuen, wir kennen keine Geschichte der Menschheit und können da nicht fragen: wie weit halten wir? die Geschichte ist eine Uhr, die nicht zeigt, und wenn zeigt, oft anders schlägt als zeigt — die Lehre soll dazu beitragen, jene Veränderung im Verhältnis zwischen den Geistigen und dem Volke heranzubringen; und bis dahin mag sie weiter, in wachsendem Maße, auf Einzelne ihre Wirkung ausüben durch Vertiefung und Verlebendigung der Anschauung, Reinigung und Befestigung der Theorie, Richtung des Lebens auf das Wesentliche, Disziplinierung der Naturen und fröhliches Aufrechterhalten gegen die Verkehrten und die Schwachen. Damit ist das Gute bezeichnet, weswegen zumeist alle jene Guten und Besseren als ich diese Lehre lieben und weswegen sie mich lieben und ehren wohl über Verdienst? — dann, nach dem Ausgleich in allen Dingen, für Verkennung und unverdiente Schmach und für treuen Willen: weil ich helfen will und machen, daß sie sich selber helfen und gesunden und stark werden, die Wirklichkeit der Welt und ihre Schicksalslast im Gemüt besser zu ertragen und den Frieden zu schauen. Die Hülfe aber besteht darin, daß ich ihnen schleierlos die Wirklichkeit zeige: die Wirklichkeit der Welt und der Menschen, wie die Menschen Ursache geben, daß man von ihnen zeige, und wie alle Denkenden von ihnen gezeigt haben; daß ich zeige die ganze relative Wirklichkeit, die Einheit zwar der Dinge, aber als bewegter Dinge der Vereinzelung und des Streites gegeneinander, wodurch wir Menschdinge (nach unserer Auffassung der Relativität) bedrängt sind und, wunden Herzens, in die Dunkelheit gezogen, in Engmut, Zagheit, in die Miserabilität eitler Sorgen und Schmerzen und falscher Schrecken, — aber auch die absolute Wirklichkeit im bedeckten Grunde des Lebens, die uns wieder errettet in die Lichtfülle, die Zuverlässigkeit, die Seligkeit und Heiligkeit. Wahrheit ist offenbar und ergreifbar; es ging nicht auf mit ihr und schlug sich wieder zu. Die Wahrheit ist ergreifbar und festhaltbar, wenn wir nur sie frei lösen aus der Verheftung mit Ungeist, Geistvergessenheit, Widergeist der Relativität und des Aberglaubens und uns nicht täuschen lassen, weil Selbstbetrug und sogar Heuchelei mit dem Geist dem Geiste gleich sehen; wenn wir den Aberglauben erkennen als dem Geiste von außen gleich, im Inwendigen aber zuwider, als das Analogon des Geistes (wodurch es Satan gelingt, sich immer

wieder unter die Engel zu stellen), und wenn die Wahrheit erkannt wird in der Einheit und lebendigen, gegliederten Totalität, in der Einheit und Kontinuität aller ihrer Offenbarungen der Kunst, der Philosophie, der Liebe — sind denn die ewigen Gedanken umher geschleudert und wild verstreut gleich Felsblöcken im Waldesdickicht und in der Öde? ! Ich bin nicht vermessener Narr, zu sagen, daß ich die Wahrheit bringe: nur dieses zeige ich von der Wahrheit, daß sie sei die Eine Schöpfung in allen ihren Schöpfungen, das Eine Reich, das Eine Alte und Neue, das ungeheure Vorhandene, nicht das erst zu Suchende und durch Kritik zu Findende oder nicht zu Findende (— wie die lediglich rationalistischen Volksköpfe die Wahrheit, die Vollkommenheit suchen und nicht finden: weil sie nur Relativismus kennen, wo freilich nichts vollkommen sein kann; aber das Absolute ist, seinem Wesen nach, die Vollkommenheit! — oder wie die Volksmetaphysik Beides, findet und nicht findet, wenn sie sucht und fragt auf ihre Weise, nämlich nach Gott, Freiheit, Unsterblichkeit: weil sie gleichfalls Wahrheit überhaupt nicht kennt und Kritik des Aberglaubens für Kritik der Wahrheit hält). Vergessen wir nie, daß Kritik relativ ist, unser Großes aber der absoluten Wahrheit eben das, was außer der Relativität und womit wir außer der Relativität — wer das Große kritisieren kommt, ist klein und hängt jämmerlich in der Luft über scheußlichem Abgrunde. Es gibt keine Kritik der Wahrheit durch uns: wir müssen unter die Kritik und Autorität der Wahrheit uns stellen; wir wollen zusehen, wie weit wir nach ihr bewußt sind und leben. — Und wie denn ganz gewiß ist, daß ich zu nichts sonst wäre schicklich gewesen in der Menschenwelt, zu keinem Minister, noch so unbrauchbar, und nicht zum Schuster für die verkehrtesten Stiefel: so mag denn wohl auch sein, (da doch zuletzt ein jeder taugt zu etwas), daß eben dieses zu tun, was ich in aller sittlichen und herzlichen Wahrhaftigkeit meiner selbst und überwältigt von einer höheren Kraft, als die mich treibt zum Leben und zum Glück meines Lebens, — daß in mich gelegt ist zu tun, was ich mit meinem Wort verheiße, und wovon Diese glauben, daß ich es rechtlich verheiße und an ihnen wirklich tue. Diese Guten und Besseren als ich — ich möchte in tätiger Liebe zu den Menschen so gut sein können, wie ich nicht bin, und wie manche von ihnen sind. An Liebe dazu fehlt es mir nicht, ich kann gradaus sagen: mit fünfundfünfzig Jahren gegenüber der Zweiheit der Menschen so wenig wie früher gegen die Eine Menschheit, als in meinen Träumen die Wahrheit niederging auf alle, gleich wie Regen über Verwandtem und Nichtverwandtem, über Wasser und Trockenem. Ich habe die Menschen noch eben so lieb wie damals — es fehlt kein Mensch in meiner Kirche. Böses in der Welt bin ich nicht.

Dr. Eugen Meller: Eine denkwürdige Polenaudienz bei Goethe.

Nach vielfach unbekanntem Material mitgeteilt.

Als Frau Marya Szymanowska, der „polnische Hummel", wie der Weimarer Dichterfürst seine Warschauer Freundin nannte, nach ihrer Heimat zurückkehrte und dort von Goethes Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft, wie auch von seinem lebhaften Interesse für die polnische Literatur erzählte, erwachte in vielen jungen Männern der neu aufstrebenden Generation der heiße Wunsch und die Sehnsucht, den „großen, edlen" Dichter persönlich kennen zu lernen. Es begann, wie Karpeles richtig bemerkt, nun auch für das junge Polen eine Zeit der Wallfahrten nach Weimar. „Das Betlehem in Deutschland wurde nicht leer", und zu jenen, die dort ihre Andacht verrichteten, gehörten die begeisterten Polensöhne. Der erste, welcher sich zum Huldigungszug nach der deutschen Walhalla rüstete, war der große und hervorragendste polnische Dichter aller Zeiten: Adam Mickiewicz.

An einem sonnigen Augusttage des Jahres 1829 schritten durch die Weimarer Hauptstraße zwei junge Männer, deren Gesichtern eine merkwürdige Erregung anzusehen war. „. . . So wäre ich in Weimar", rief der eine entzückt aus. „. . . Wie soll ich es aussprechen", sagte der andere darauf, — „was in mir bei dem Gedanken vorgeht, daß ich möglicherweise heute noch Herrn von Goethe sehen werde . . ." Der eine war eben Mickiewicz, der andere sein intimster Freund, der polnische Schriftsteller Antoni Edward Odyniec, ein warmer Verehrer unseres Altmeisters und ein treues Mitglied der Goethe-Gemeinde bis zu seinem Tode.

Mickiewicz hatte im Dezember 1827 zu Moskau Frau Szymanowska, die gefeierteste Klavicymbalistin der Zarin Katharina II., mit ihren drei Töchtern, Helene, Celine — seine spätere Gattin — und Romualda kennen und verehren gelernt. Die große Künstlerin, die Goethe selbst durch ihre Weimarer Konzerte „himmlische Stunden" bereitete, war nach Moskau gekommen, um dort zwei Konzerte zu geben, und sammelte sich bald um sie die ganze polnische Kolonie der alten Zarenstadt. In dem vornehmen Salon der auch als Schriftstellerin bekannten Fürstin Zenaide Wolkonska lernte Mickiewicz Frau Szymanowska kennen, es entspannen sich gleich freundschaftliche Beziehungen zwischen ihnen, und als der junge Dichter — ob freiwillig oder gezwungen, ist nicht bekannt — 1829, zusammen mit Odyniec, seine große Reise ins Ausland antrat, hatte er die wärmsten Empfehlungen von ihr nicht nur an Zelter und Felix Mendelssohn-Bartholdy in Berlin, sondern auch an Goethe in der Tasche.

Der Besuch dieser beiden Polen bei Goethe, — den Odyniec in seinen Reisetagebüchern voller Begeisterung schildert, — ist nun von weittragender Bedeutung geworden. Es ist das Charakteristische, Symbolische, das Ausschlaggebende für die Frage des Verhältnisses und des Einflusses Goethes auf die Polen und ihre Literatur, eines Einflusses, der durch den ganzen Zeitraum eines Jahrhunderts voll gewaltiger und blutiger Ereignisse, Erschütterungen, großer politischer und geistiger Umwälzungen bis auf den heutigen Tag wirksam geblieben ist.

Schon am 12. Juni 1829 kündigte Zelter Goethe die Ankunft der Polen mit den Worten an: „... Unsere Freundin Madam Szymanowska empfiehlt einen talentvollen, polnischen Kompatrioten und Dichter besonders Dir, als „Prince de poëtes". Er heißt Mickiewicz und will seine Reise durch Deutschland nach Italien machen. Der junge Mann spricht schon ziemlich deutsch und ist angelegentlich empfohlen. Das Übrige magst Du von ihm selbst erfahren ..."

Am 18. August trafen Mickiewicz und Odyniec in Weimar ein. Schon in den ersten ihrer Briefe an den polnischen Schriftsteller Julian Korsak vom selben Tage lesen wir die eben erwähnten Worte: „... wie soll ich es zum Beispiel aussprechen, was in mir bei dem Gedanken vorgeht, daß ich möglicherweise heute Herrn v. Goethe noch sehen werde? .." Und es ist wirklich rührend noch weiter zu lesen, wie sie sich auf die „Audienz" vorbereiteten. Sie wandern durch die altehrwürdige Musenstadt, betrachten alle durch poetische Erinnerung geweihte Plätze, sitzen auf der „Schillerbank", nehmen an dem Vogelschießen teil und lassen sich dort von den ehrsamen, biederen Bürgern Geschichten von Schiller und Goethe erzählen ...

Mit dem Empfehlungsbrief der Szymanowska begibt sich sodann der polnische Dichterfürst zur Frau Ottilie v. Goethe, zu „der Schwiegertochter des Weimarer Apoll, die durch unzählige Schätze der Phantasie und des Herzens zu fesseln versteht ...", die Beide für folgenden Tag zum Thee einlädt. Als sie um 7 Uhr abends in den „Elephanten" von einem Spaziergang zurückkehrten, fanden die beiden Polen zwei Visitkarten von August v. Goethe vor, und am nächsten Tage eine Visitkarte Goethes selbst, die die ganz einfache Aufschrift: „von Goethe" trug. Am anderen Morgen 10 Uhr vormittags brachte man ihnen von Frau Ottilie eine Karte, worin sie ihnen ihren Wagen für die Mittagszeit anbot und sie auf die dritte Stunde zu Tische bat „... wo auch der Papa erscheinen werde ..."

„... Hat es mir denn geträumt, daß ich je mit Goethe zusammen speisen werde?" schreibt Odyniec an Korsak, und dann erzählt er die kleine Anekdote von einem polnischen Schriftsteller, der bei General Krasinski zu Tisch war, als dieser von Walter Scott sprach und ihn einen großen Mann nannte. „Was ist das für ein großer Mann", rief der Schriftsteller aus,

„mit dem ich sogleich von demselben Braten essen kann, wenn ich nach Edinburgh reise . . .“ „Ich will sehen, — schließt Odyniec — ob sich Goethe beim Braten verkleinert; ich werde gewiß vor Freude wachsen . . .“

Schon am nächsten Tage berichtet er nach Wilna von ihrer „Audienz“ bei dem Weimarer Musensohn. Selbst der begeistertste deutsche Jüngling hätte nicht enthusiastischer von Goethe sprechen können, als Odyniec: „. . . Adam (d. i. Mickiewicz) fragte, ob mir das Herz poche? In der Tat war das eine Erwartung, wie die irgend einer übernatürlichen Erscheinung — — Da hörten wir oben Schritte . . . und herein trat — — — Jupiter . . . Mir wurde heiß, — und ohne Übertreibung ist etwas Jupiterhaftes in ihm. Der Wuchs hoch, die Gestalt kolossal, das Antlitz würdig, imponierend — und die Stirne — gerade dort ist die Jupiterhaftigkeit . . . Ohne Diadem strahlt sie von Majestät . . . Das Haar, noch wenig weiß, ist nur über der Stirn etwas grauer, die Augenbrauen klar, lebhaft, zeichnen sich noch durch eine Eigentümlichkeit aus, nämlich durch eine lichtgraue, wie emaillierte Linie, welche die Iris der beiden Augen am äußersten Rande rings umfaßt. Adam verglich sie dem Saturnringe. Wir sahen bisher bei Niemand etwas ähnliches . . .“

Eine Verbeugung und ein herzlicher Händedruck — damit war das Gespräch im Gange, das Goethe in französischer Sprache mit den Worten einleitete: „Entschuldigen Sie, meine Herren, daß ich Sie habe warten lassen. Es ist mir sehr genehm, die Freunde meiner Freundin, der Madame Szymanowska kennen zu lernen, die mich auch mit ihrer innigen Freundschaft beehrt“. — „Sie ist ebenso reizend wie schön, und ebenso hold wie liebenswürdig“, — sagte er weiter. Hierauf wendete er sich zu Mickiewicz und versicherte ihm, er wisse, daß er an der Spitze der neuen Richtung stehe, welcher sich die schöne Literatur in Polen, wie in ganz Europa zukehre. „Ich weiß es aus eigener Erfahrung“, fügte er hinzu — „was das für eine schwere Sache ist, gegen den Strom zu schwimmen . . .“ — „Auch wissen es wir“, — antwortete Mickiewicz, — „nach den Erfahrungen Eurer Exzellenz, wie großen Genien im Übergange durch sie, die Strömung sich nach umlenken . . .“ Goethe nickte ein wenig dazu, wie zum Zeichen, daß er das Kompliment fühle, dann sprach er sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß er so wenig von der polnischen Literatur kenne und keine slavische Sprache verstehe . . . „Aber der Mensch hat soviel zu tun im Leben . . .“ Übrigens habe er aber doch — sagte er weiter — einige Fragmente aus Mickiewicz ausgezeichneter Dichtung „Konrad Wallenrod“, welche ihm Frau Szymanowska freundlich in einer leidlich guten Übersetzung zugesendet habe, genau kennen gelernt. In der Parenthese bemerkt, habe ich feststellen können, daß diese fragmentarische Übertragung, die Goethe zu Gesichte bekam, von Karoline v. Jänisch in Moskau, der späteren Gattin des

russischen Dichters Pawlow, herrührte. Auch ein Gedicht: „Die Gefangene des Litauers“ von Odyniec hatte Goethe gelesen und lobte die Lebendigkeit der Handlung und des Stils. Mickiewicz erwähnte darauf die gelungenen Übersetzungen der Bürger'schen Balladen, die Odyniec damals bereits veröffentlicht hatte. — Das überaus rege Gespräch ging nun auf die polnische Literatur selbst und auf die Volkslieder der Ukraine und Masoviens über. Mickiewicz mußte Goethe auf sein Verlangen die ganze Entwicklung des polnischen Schrifttums vorführen und zwar von der ältesten bis auf die neueste Zeit. In Goethes Augen — so berichtet Odyniec — war bei dieser meisterhaften Darstellung nicht bloß eine tiefe Würdigung, sondern auch ein lebhaftes Interesse an dem Erzähler zu gewahren. —

Im Beginn des Gespräches bediente sich Goethe nach der ersten französischen Begrüßung des Deutschen, kaum hatte ihm aber Mickiewicz und zwar auch deutsch, gesagt, daß er immerhin dieser Sprache mächtig sei, aber es nicht wage, sich derselben in seiner Gegenwart zu bedienen, so kehrte Goethe gleich wieder zum Französischen zurück. Mit ganz besonderem Interesse hörte er, was die beiden polnischen Dichter über die Verschiedenheiten im Ton und Charakter der polnischen Volkslieder erzählten. Damit endete das literarische Gespräch und man ging zu Persönlichem über. Goethe fragte nach ihren weiteren Reiseprojekten und beneidete sie, daß sie nach Italien gingen „. . . . woher er einst in seiner Jugend die liebsten Erinnerungen zurückgebracht habe . . .“ Dann sprach er über die Bekannten in Berlin, besonders über Hegel, endlich kehrte er wieder zu Frau Szymanowska zurück und erwähnte einiger Polen, die er in Karlsbad persönlich kennen gelernt hatte, besonders des Fürsten Radziwill (der die Musik zum „Faust“ komponierte), Grafen Potocki, des „geehrten Mannes“, ferner der „geistreichen“ Gräfin Jaraczewska, der „gediegenen Kennerin der deutschen Literatur“, und schließlich der „liebenswürdigen“ Fürstin Lubomirska, denen er großes Lob spendete.

Als sich die beiden jungen Dichter empfehlen wollten, bedauerte Goethe, daß er des strömenden Regens wegen ihnen nicht sein Gärtchen zeigen könne: „. . . Aber ich werde das Vergnügen haben, noch Ihre Gesellschaft auszukosten beim Mittagessen bei meiner Schwiegertochter“, und dann wendete er sich lächelnd zu dem jüngeren Odyniec und fügte hinzu: „. . . und wir werden einige schöne Damen und Mädchen haben. Ich hoffe, daß ihnen dies Vergnügen bereiten wird . . .“ Damit war die erste „Audienz“ zu Ende. —

„Wie gescheit, zum Teufel, ist Goethe“. Das war das erste Wort Mickiewicz', als sie die Treppe hinabgingen. Bei Tisch saß Odyniec neben der schönen Frau des Hofarztes Vogel, des herzoglichen Leibarztes. Pünktlich um drei Uhr kam Goethe, begrüßte sie freundlich und stellte ihnen eine Enkelin von Schiller vor. „. . . Gestehe,“ — schreibt Odyniec — „daß das immerhin etwas bedeutet, eine Enkelin Schillers im Hause Goethes zu

sehen . . " Mickiewicz saß zwischen Goethe und Ottilie. Das Gespräch war lebhaft sowohl im Allgemeinen, als im Einzelnen. Goethe war in besonders gutem Humor und wiederholte seinem Sekretär Eckermann Wort für Wort das, was er von Mickiewicz über die polnischen Volkslieder vernommen hatte. — Als Goethe nach dem „Diner" beim Kaffee, die Tasse in der Hand, Odyniec deutsch ansprach: „Nun, wie gefallen Ihnen denn unsere Damen?" antwortete dieser — mit Anspielung auf seine reizende Tischnachbarin, — schlagfertig: „Paradiesische Vögel, Exzellenz" . . . Goethe lachte laut auf und ging zu den Damen, um ihnen das Wort zu wiederholen, das später die Runde durch Weimar machte.

So verfloß den jungen Polen der erste Tag „zauberhaft". Sehr schnell befreundeten sie sich mit August und Frau Ottilie von Goethe, mit Eckermann, Vogel, Hummel u. a. und in kürzester Zeit waren sie mit der vornehmsten Gesellschaft der gefeierten Musenstadt bekannt und vertraut. Am 24. August hatten die beiden Polen wieder die große Ehre und Freude, Goethe in seiner Abendgesellschaft sehen und sprechen zu können. Ihre Abreise hatten sie längst auf den besonderen Wunsch Frau Ottiliens aufgeschoben. Das Gespräch war aber diesmal „kalt wie Granit" . . Goethe sprach nur „von Steinen", ein einziges Mal wendete er sich an Odyniec mit der Frage, wie ihm Weimar gefalle, und ob er schon das Vogelschießen gesehen habe.

Den wahrheitsgetreuen und warmen Schilderungen von Odyniec verdanken wir einen ausführlichen Bericht über die Feste, die in Weimar zu Goethes achtzigstem Geburtstage veranstaltet wurden, den Holtei viele Jahre später nach seinen eigenen Erinnerungen vollständig verifiziert hatte. In einem von J. J. Pencer an Böttger gerichteten Briefe heißt es dort: „. . . Zwei polnische Dichter, Mickiewicz und Odyniec aus Warschau, sehr interessante, junge Männer, voller Leben und Phantasie. David hat Mickiewicz' Kopf als Gipsmedaillon abkonterfeit . . ."

In einem prunkvollen Ball bei Ottilie wurden die Feste am Vorabend des Geburtstages feierlich eröffnet. Goethe war heiter und wohlwollend wie stets. Wieder wendete er sich an Odyniec mit der Frage: „Nun, wie geht's im Paradies?" — er hatte ihn nämlich mit Frau Vogel stehen und sprechen sehen, — dann reichte er dem errötenden jungen Manne die Hand und sagte lächelnd: „Es ist schön, daß Sie uns geblieben sind. Wo ist Herr Mickiewicz?" — „Wir danken dem Himmel" — erwiderte Mickiewicz begeistert, — „daß uns dieses Glück zuteil wurde . . ." In einem Toaste, den der große polnische Dichter sodann auf das Wohl Goethes ausbrachte, dankte er nochmals sehr freundlich dafür, daß er diesen „großen" Tag in Weimar bleiben durfte.

„Auf! Den Tag, der festlicher, als alle Feste,
Goethes achtzigsten Geburtstag grüßt aufs Beste . . ."

Mit diesen Worten, bezw. Paraphrase eines polnischen Verses eröffnete Odyniec am 28. August den Bericht an den polnischen Romantiker Korsak über die Feste in Weimar. Als Goethe — wie Karpeles uns in seinem gediegenen Essay über das freundschaftliche Verhältnis Goethes zu Polen berichtet, — die Beiden eintreten sah, ging er ihnen entgegen und erwiderte auf ihre innigen Glückwünsche: „Besten Dank, meine Herren, ich danke Euch aufs Herzlichste.“ Das war in dieser bewegten Stunde alles....

Wie groß aber war der Schreck der Polen, als sie beim Eintritt in den Saal keine Tischkarte mit ihren Namen vorfanden, die ihnen die Plätze hätte anweisen können. Endlich zeigte ihnen der Kanzler v. Müller lächelnd zwei Karten mit der seltsamen Aufschrift: „Der Pole No. 1, Der Pole No. 2“, da man ihre Namen nicht hatte richtig schreiben können. Beim Tisch brachte Mickiewicz einen ebenso herzlichen wie herrlichen Toast auf Goethe aus, welcher sehr dankbar und tief gerührt aufgenommen wurde.

Ein Bericht des folgenden Tages (29. August) voll Schwung und exaltierter Begeisterung: „. . . Er steht heute vor mir, wie ein Koloß von Rhodos . . .“ — schreibt Odyniec über Goethe, denn er hatte inzwischen die erste Aufführung des „Faust“ im Theater mit angesehen, und dies brachte sein Gemüt in heftige Erregung. — Am selben Tage noch kam ein kleines Männlein, mit einem großen „spanischen Rohr“ ins Hotel: „Zum Elephanten“, der Mickiewicz ein Billet von Goethe einhändigte; es war dies der Maler Joseph Schmeller. Das Billet hatte folgenden Wortlaut: „Herr Mickiewicz ist höflich ersucht, dem Überbringer des Gegenwärtigen, Herrn Schmeller, einige Stunden zu gönnen, um das Porträt eines so interessanten Gastes zu nehmen; auch wegen der Zeit einige Verabredungen mit demselben zu nehmen. Hochachtungsvoll J. W. Goethe, Weimar den 30. August 1829.“

Mickiewicz überlas das Billet und wurde ganz rot, — so teilt Odyniec in seinen wertvollen Memoiren mit. — Eine Fahrt nach Jena, welche die beiden Polen mit den dortigen Gelehrten, namentlich mit dem bedeutendsten Historiker Heinrich Luden, bekannt machte, unterbrach den Weimarer Aufenthalt. Endlich schlug auch die Stunde des Abschiedes.

Das Finale bestand aus zwei Teilen, aus einem Abschiedsmal bei Vogels und einem Abschiedsabend bei Frau Ottilie, wo auch der Dichterfürst erschien und beinahe zwei Stunden verweilte. Während der ganzen Zeit — Odyniec' Berichten an den bekannten polnischen Schriftsteller Ignacy Chodzko zufolge — sprach er meist mit Mickiewicz, doch bekam auch Odyniec seinen Teil und zwar gewöhnlich in demselben sehr wohlwollenden Tone. Zur Frau Vogel gewendet, sagte Goethe auf Odyniec deutend: „Er wird uns nicht so leicht vergessen.“ Dieser benutzte die günstige Gelegenheit, um dies mit Nachdruck zu bestätigen, und durch Goethes liebevollen Blick ermutigt, wagte er die Bitte um ein Autogramm und zwei gebrauchte Federn.

Der Weimarer Musensohn lächelte und neigte das hoheitsvolle Haupt, und der daneben stehende Mickiewicz fügte hinzu: „Es werde ihm dies das teuerste Andenken für sein Leben sein . . ." Da reichte ihm Goethe die Hand zum letzten Abschied; von tiefer Rührung überwältigt, ergriff der junge Odyniec die Rechte des Dichters, küßte sie innigst und bat um seinen Segen . . . „Es muß ihn nicht beleidigt haben, — bemerkt richtig Karpeles — denn er faßte Odyniec an der Achsel und küßte ihn auf die Stirn . . ." Frau Ottilie sagte, — so schrieb Odyniec in seinen Tagebüchern —, es sei dies eine ganz besondere Gunstbezeugung, und sie erinnere sich derselben bei keinem Fremden. Im Fortgehen nahm Goethe die Kerze vom Tische und, an der Türe stehen bleibend, wandte er sich nochmals um und neigte die Hand wie „zum Kusse vom Munde" zu den beiden Polen . . . .

Nach zehn Minuten etwa brachte der ältere Enkel Goethes ihnen zwei goldgeränderte Blättchen. Auf jedem derselben standen Verse mit der Unterschrift Goethes und dem Datum des Tages; dann zwei ihrer Fahnen beraubte Federn, welche sorgfältig nach Art einer Nadel mit dem dünneren Ende durch die auseinander gerissene Spitze derselben gesteckt waren.

Die Zusammenkunft Goethes mit den hervorragenden Polen an dem Musenhof in Weimar ist sodann für die Literatur ein epochemachendes Moment geworden. —

Hans Wendt: Russische Probleme.

Rußland macht heute die Kinderkrankheiten der Freiheit durch. Nach menschlicher Voraussicht wird es für Dauer dieses Krieges nicht mehr zu erheblicher militärischer Machtentfaltung kommen, es sei denn, daß ein sehr brutal energischer und volkstümlicher General mit Hilfe der Armee die höchste Gewalt an sich reißt.

Erfahrungsgemäß geht jeder in blutigen Wehen geborene Umsturz die gleichen Wege. Gemäßigte Elemente beseitigen mit Hilfe der Radikalen eine abgewirtschaftete Regierung. Die wirtschaftliche Not, welche mit jeder Revolution verbunden ist, treibt weite Kreise den Radikalen in die Arme, sodaß diese vorübergehend die Herrschaft an sich reißen und meist in Form eines Schreckensregimentes ausüben. Bis jetzt aber hat sich der Anarchismus

noch niemals dauernd als regierungsfähig erwiesen, und er macht bald den vor der Revolution herrschenden Kreisen oder einem neuen Diktator, der auf der alten Staatsform weiter baut, Platz. Die Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung treibt die Mehrzahl der Menschen stets wieder in die alten Geleise zurück. Einige Reformen bleiben besten Falles das Resultat. So ist das Ringen der Menschheit ein ewiger Leidensweg zum Fortschritt. Was man durch den Umsturz erreichte, hätte man meist durch einen vernünftigen Kompromiß mit der ursprünglichen Regierung weit billiger haben können. Erst die Weigerung einer Regierung, vernünftigen Reformvorschlägen der Volksmehrheit ihr Ohr zu leihen, gibt der Revolution den Schein der Berechtigung. Das war im Zarenreiche der Fall. Leider vermißt man bei den Trägern der russischen Revolution jegliches Programm, und deswegen ist es nur eine Frage der Zeit, daß der Radikalismus die gemäßigten Kreise ablöst. Die Anarchie macht täglich weitere Fortschritte und wird dann ans Ruder kommen, wenn die jetzigen leitenden Leute abgewirtschaftet haben. Sie werden so gut wie der Zarismus abwirtschaften, denn sie besitzen weder die nötigen Mittel zur Aufrechterhaltung eines Riesenstaates, noch haben sie die Grundlagen der Neuordnung fertig in der Tasche. Geld gibt die Entente jedoch nur für Blut. Die Armee aber hat den Krieg gründlich satt.

Wie schwer die Lage der heutigen russischen Regierung in finanzieller Hinsicht ist, ergibt sich aus der riesenhaften Vermehrung des Papiergeldumlaufes, aus dem Stande der Valuta und dem völligen Umschwenken der leitenden Kreise in den Fragen der äußeren Politik. „Weltfriede" hieß ursprünglich die Losung der russischen Revolution. Sofort schloß England seine Kasse. Da ohne Kredit schlechterdings nicht zu regieren war, hat sich bis heute die russische Regierung wohl oder übel den englischen Wünschen nach Fortdauer der Feindseligkeiten fügen müssen. Da jedoch die Armee streikt und deswegen die Kredite der Entente täglich spärlicher werden, gewinnen die radikalen Außenseiter täglich an Zulauf. Der Zeitpunkt, an dem Lenin und sein Anhang ans Ruder kommt, läßt sich heute schon mit Sicherheit erkennen. Ob die Friedenssehnsucht der neuen Regierung dann größer sein wird als die der jetzigen, ist noch sehr fraglich, denn auch sie gebraucht Geld. Eine Regierung ohne Geld und Kredit ist ohne Ausnahme in jedem Staat unmöglich, am meisten aber in Rußland. Geld kann jedoch nur die Entente liefern, deswegen darf man keiner russischen Regierung Deutschfreundlichkeit zutrauen, solange sie mit ihrem Geldbedarf auf unsere Gegner angewiesen ist. In demselben Augenblicke, wo dem Zarenreiche eine Regierung ersteht, welche Volk und Armee fest in der Hand hat, wird Rußland tätig wieder in den Reihen unserer Gegner stehen.

Vorläufig klafft in Rußland der Zwiespalt zwischen Regierung und Armee. Jeder Vergleich mit der französischen Revolution ist völlig unangebracht, solange es sich um Einzelheiten handelt, selbst wenn aus der russischen Neuordnung ein zweiter Napoleon hervorgehen sollte. Erstens ist der russische Volkscharakter von dem französischen gar zu sehr verschieden. Zweitens ist das russische Heer kein Volksheer. Drittens aber bildet Frankreich eine nationale Einheit, während das russische Riesenreich einen völkischen Bund, durch die Knute geeint, darstellt. Das Resultat liegt auf der Hand. Der russische Geist ergeht sich in Theorien und findet nicht die Energie des Handelns. Wo man beim Russen Energie erblickt, ist es rohe Brutalität. Das Ende also wird in Rußland ein Zerfall des weiten Reiches sein, wenn sich nicht ein Peter der Große oder Suworoff findet, ein Dämon, der die Massen lenkt, henkt und nach Instinkt des Genies verwendet.

Ein Zerfall des russischen Reiches mit dem Fortschreiten der Revolution wird naturgemäß auch den Staatsbankerott nach sich ziehen. Die einzige Lösung der Finanzfrage für die Radikalen, wenn sie am Ruder sind, wird die sein, daß sie sämtlichen Schulden die Anerkennung versagen. Zweifellos steckt in der Lenin-Gruppe mehr Idealismus als in den Kreisen um Kerenski. Statt sich mit Haut und Haaren der Entente zu verschreiben, wird der russische Radikalismus versuchen, seine inneren Landreformen zu verwirklichen, den Frieden zu erzwingen, sei es auch unter Erklärung des Staatsbankerottes. Die Lösung ist scheinbar ungeheuerlicher, als sie auf den ersten Blick scheint. Überwiegend ist die russische Staatsschuld in England und Frankreich untergebracht. Für ein nach Frieden ringendes Rußland hat die alte Entente keinen Pfennig übrig. Deutschland kommt vor der Hand als Kreditgeber auch nicht in Frage. Dennoch ist es keineswegs ausgeschlossen, daß andere Nationen den durch Staatsbankerott hypothekenfrei gewordenen russischen Besitz beleihen. In erster Linie kommen Amerika und Japan in Frage.

Schon heute hat sich Japan einen guten Teil vom Pelze des russischen Bären verschreiben lassen. Die japanischen Wünsche gehen auch nicht auf ein starkes Rußland, welches natürlich den verlorenen ostasiatischen Besitz zurückerobern muß. Hier scheiden sich überhaupt die Interessen der Entente reinlich. Japan steht zu den übrigen Bundesgenossen in Bezug auf Rußland und Ostasien in direktem Gegensatz, Amerika nicht ausgeschlossen. In dem Maße, wie die Aktien der Entente fallen, wird Japan in Ostasien seine Ellenbogen gebrauchen. Der Umstand wird vielleicht dazu beitragen, daß Amerika nicht im Maße seines Könnens am Kriege teilnimmt. Ja, wenn Amerika sieht, daß die ins englisch-französische Geschäft gesteckten Milliarden verloren sind, wird es vielleicht froh sein, für den Rest des Kriegsgewinnes einen dankbaren Abnehmer in Rußland zu finden. Soll aber amerikanisches Geld in Rußland arbeiten, muß die Verbindung hergestellt

werden. Japan muß aus der Mandschurei heraus oder — England aus Indien. Der kommende Gegensatz zwischen unsern Gegnern von heute ist damit schon gegeben.

Rußland braucht zu seiner Entwickelung Jahrzehnte oder Jahrhunderte inneren Frieden und Geld. Die demokratische Staatsform bringt ein Lockern des Zusammenhanges der verschiedenen Teile des Reiches mit sich und schließt nicht unbedingt den Länderhunger der Zarenwirtschaft ein. Dieses ungeheure Binnenreich aber bleibt in wirtschaftlicher Hinsicht solange den Beherrschern der Weltverkehrswege tributpflichtig, als es keinen Hafen besitzt. Notwendig sind Verbindungen mit dem atlantischen Ozean, dem stillen Ozean im Osten und Süden und Anschluß ans Mittelmeer. Im Norden verfügt Rußland über einen seinem dortigen Exportbedürfnis angemessenen Hafen. Im Osten muß es sich mit den Japanern auseinandersetzen, damit Wladiwostok wieder geräumt wird. Im Süden muß England Indien oder Persien abgeben. Für die Dardanellenfrage wird sich bei gutem Willen für Rußland und die Türkei eine Lösung finden. Mit Japan läßt sich auch verhandeln, wenn man die englische Freundschaft fallen läßt und sich über Indien und Australien in der Weise verständigt, daß die Mandschurei und Persien Kompensationsobjekte der Interessen bilden. Jedenfalls haben wir kein Interesse daran, diese Lösung zu hindern, wenn uns sonst die Welt offen steht.

Wir können nur wünschen, daß Rußland in freier Entwickelung seiner Völker auf dem Wege fortschreitet, den es eben betreten, und einem staatsbankerotten Rußland werden wir jeden Kredit zum friedlichen Aufschwung gewähren können, wenn wir wieder dazu in der Lage sind. Unser Interesse erfordert es, in wirtschaftlichem Austausch mit unserm großen östlichen Nachbar alle Schäden des Krieges wieder zu heilen. Wir bieten dazu die Hand. Rußland kann um so eher einschlagen, als es die Gewißheit hat, daß wir von seinen weiten Länderstrecken nichts politisch zu erwerben trachten. Wir haben für Jahrzehnte im Westen genug Arbeit und Europa hat nicht so sehr unser Interesse wie die Weltwirtschaft. Auch dabei kollidieren unsere Wünsche mit den russischen nicht.

C. Brackmann:
Die deutsche Reformation und dieser Krieg.

Der Vorwurf, die deutsche Reformation habe den unseligen Riß in das deutsche Volk getragen, an dem das alte deutsche Kaiserreich zu Grunde ging, darf in ihrem 400. Jubeljahr als endgültig widerlegt angesehen werden. Die ihren Kern ausmachenden Strebungen zu dem gegenwärtigen furchtbaren Weltringen in Beziehung zu setzen, wird selbst die kühnste Phantasie von vorne herein unversucht lassen müssen. Dieser Krieg mit seiner bunten Durcheinanderwürfelung aller Religionen und Konfessionen in beiden Heerlagern steht allen religiösen Fragen fern. Doch Nebenwirkungen, die das weit über das eigentliche religiöse und kirchliche Gebiet hinausgreifende Aufwühlen der Reformationstage auslöste, erwiesen sich von einer so stark treibenden Kraft, daß sie eine Entwicklung und ein Werden zeitigten, das in diesen furchtbaren Tagen der Rückhalt unserer Stärke und unserer Zukunftshoffnung ist.

Als die Reichsfürsten im Sommer 1526 dem Abschied des Speyerer Reichstages als § 4 die Bestimmung einfügten: „Jeder Stand soll in Sachen des Wormser Ediktes so leben, regieren und es halten, wie er es gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue", konnte keiner von ihnen ahnen, daß mit dieser Formel in die deutsche Geschichte ein Keim gelegt war, der in seiner Entfaltung aus den Trümmern der alten deutschen Kaiserherrlichkeit das neue Deutsche Reich in seiner Sonderart und mit seiner machtvollen Bewährung in diesen Kampfestagen heraufführen sollte. Es verschlug nichts, daß drei Jahre später ein zweiter Reichstag in eben derselben rheinischen Bischofsstadt die Bestimmung wieder aufhob. Ihr Grundgedanke erwies sich so sehr als die einzigste Möglichkeit, die alte Rechtslage der Kirche im Reich mit den neu auftauchenden Forderungen der Religionserneuerung auszusöhnen, daß man an ihr nicht vorüber konnte, als es sich im Augsburger Religionsfrieden (1555) um die endgültige Schlichtung der Widerstände handelte. Auch jetzt wußte man keinen anderen Ausweg zu finden, als den, die Speyerer Kompromißformel der Ausantwortung des **jus reformandi** an die einzelnen Reichsstände für ihre Untertanen zur verfassungsmäßigen Grundlage des Reichsrechtes zu erheben. Damit hatte man den Reichsständen aber eine Machterweiterung zugesprochen, die folgenschwer werden sollte. Ein kirchliches Recht hatte man ihnen zubilligen wollen, und den Rechtsboden für ihr Emporsteigen auf weltlichem Gebiet zu souveränen Territorialherren hatte man geschaffen.

Einfluß und Macht der Reichsstände hatten bis dahin nach dem Gang der deutschen Verfassungsentwicklung vor allem auf den Berechtigungen, namentlich auf der der Heeresfolge beruht, die ihnen an den von ihnen zu Lehen gehenden Landständen und deren Untertanen zustanden. Das hierdurch hergestellte Band war aber sehr dünn, da die Lehensträger in ihrem Gebiet völlig unabhängig schalteten und walteten und den Lehensherren jede Einmischung in die Verhältnisse und Vorgänge ihres Gerichtsbezirkes versperrten. So wenig fest war die Verbindung, daß sie nicht selten ganz zerriß, wenn ein benachbarter Reichsstand durch neue Lehensversprechen lockte, mitsamt dem besessenen Lehensgut in sein Lager hinüber zu wechseln. Die Schwierigkeiten, die sich den Reichsständen allemal entgegenstellten, wenn sie von ihren Landsassen Reichsauflagen, wie die Türkensteuern, einziehen wollten, zeigen, wie oft dies geschehen ist, und wie unsicher diese Lehensverhältnisse waren. Jetzt aber erhielt man in dem Reformationsrecht das Mittel, unmittelbar in die Herrschaftsgebiete der Lehensleute eingreifen, diesen und dem breiten Volk durch die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, vor allem durch die Kirchenvisitationen die nur zu oft vergessene oder verachtete Herrenstellung zum Bewußtsein bringen und auch die entfernten und verstreuten Lehensgebiete auf das festeste an sich ziehen und fesseln zu können. Die kirchliche Organisation ward der Hebel, der aus dem losen Nebeneinander der früheren Zeit zur Bildung festgefügter Territorien führte, sodaß die einheitliche weltliche Verwaltung nachfolgen konnte, nachdem die eigenwilligen Lehensträger auf kirchlichem Gebiet zuvor zur Anerkennung gezwungen und aus fremder Verpflichtung gelöst waren. Das kirchliche Reformationsrecht löste so die Teritorialbildung aus.

Doch mehr. Ein kaiserliches Vorrecht wurde den Reichsständen mit dem den Kirchenschutz einschließenden **jus reformandi** ausgeantwortet. Mochte das Papsttum auch im übrigen im Laufe des Investiturstreites alle Bestimmungen des Ottonianum, des Privilegs, das seit der Gründung des römisch-deutschen Kaisertums unter Otto I. (13. Februar 962) das Verhältnis des deutschen Königs zum römischen Kirchenfürsten regelte, zerbrochen haben, das Recht und die Pflicht des Kaiserlichen Kirchenschutzes hatte es im eigenen Interesse bestehen lassen. Mit ihm zog es den deutschen Kaiser immer wieder in den Dienst der päpstlichen Politik; mit ihm verhinderte es ihn nationalen deutschen Zielen zu folgen. Aus ihm nahm die alte Theorie vom römischen Reich deutscher Nation, die mit ihrer Erinnerung an die vergangene Kaiserherrlichkeit das beste Kapital der Kaiserwürde späterer Zeit war, ihre Lebenskraft; aus ihm ergaben sich auch die besonderen Schwierigkeiten, die den Kaiser der Reformationszeit hinderten, sich mit dem deutschen Volk zusammen zur Religionserneuerung Luthers zu bekennen, die ihn trieben, in den Halbheiten eines Kompromisses einen verhängnisvollen Ausweg zu suchen. Un-

angefochten stand das Kirchenschutzrecht als das erste der sicher umhegten kaiserlichen Rechte dar, da in ihm der Vorrang der deutschen Kaiserkrone vor allen anderen im Bereich der Kirche begründet war. Es gerade preiszugeben und auf die Reichsstände zu übertragen, mußte weitere Folgen nach sich ziehen. Durch seine Verleihung der kaiserlichen Rechtssphäre nahe gerückt, strebten die Reichsstände jetzt danach, auch die kaiserliche Prärogative für sich zu gewinnen, die sie als Fundament des Kirchenschutzrechtes ansahen, die Rechte der Majestät. Es ist kein Zufall, wenn der Hauptverfechter und Förderer der Einführung des römischen Rechtes in den deutschen Landen, der Gelehrte Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, sofort nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1589 mit seinen Landständen nicht nur über die Einführung des römischen Rechtes, sondern auch über die Anerkennung der von ihm beanspruchten Majestätsrechte der Heiligkeit, Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit in den heftigsten Streit gerät. Vielmehr ist dies von symptomatischer Bedeutung. Die junge, auf der vom Augsburger Religionsfrieden geschaffenen Rechtslage fußende Generation der Reichsstände hatte den unwiederbringlichen Vorteil erkannt, den ihre Stellung sowohl ihren Landsassen, wie auch dem Kaiser gegenüber aus der Einführung des römischen Rechtes ziehen mußte, da dieses die Majestät der von ihm umzogenen Fürsten feststellte, die das neue Kirchenschutzrecht ihnen begehrenswert machte, nachdem sie vordem ihnen allen völlig fremd gewesen war. Und die gelehrten Juristen der Universitäten, wie die Beamten der fürstlichen Hofhaltungen begünstigten sie in diesem Streben, da das neue „kaiserliche" Recht die gesamte Rechtsprechung in ihre Hände spielte, die vordem auf Grund des „deutschen" Rechtes, des bodenständigen Gewohnheitsrechtes, in den Händen des Volkes und seiner Schöffen gelegen hatte. Der Schritt vom Reichsstand zum Territorialherrn sollte jetzt weiter zum Majestät-umkleideten, souveränen Landesherrn führen.

In derselben Zeit vollzog sich aber diese Entwicklung, in der das Band, das das alte deutsche Reich zusammenhielt, unter den unaufhörlichen fruchtlosen Kämpfen Karls V. und unter der Unfähigkeit seiner unmännlichen Nachfolger immer brüchiger wurde, bis es zuletzt unter dem Toben des Dreißigjährigen Krieges völlig zerriß. Jetzt sollte das Kompromiß von Speyer und Augsburg sich als Segen auswirken. Dank ihm fiel unser deutsches Vaterland in dieser Notzeit nicht in ein hoffnungsloses Trümmerfeld auseinander. In seiner Mitte stand fest gefugt das Gerippe der Territorialstaaten, sodaß diese die deutsche Kraft über den Strudel der Zeiten forttragen konnten, während das deutsche Kaisertum, durch die Verschleuderung des Königsgutes in den früheren Jahrhunderten jeden Rückhaltes beraubt, immer hoffnungsloser seinem Zerfall entgegenging. Aus der Vielheit der Staaten aber entstand, von Reckenhand zusammengeschmiedet, zu seiner Zeit der neue Staat, das

junge deutsche Reich, das in diesem Weltenbrand die Kraft seines Könnens für alle Zeiten der Geschichte einzeichnet. Als Staatseinheit, nicht als Volkseinheit, aber als Staatseinheit, die zur Volkseinheit führen muß, trat es unter die Völker. Und diese Entwicklung über die Staatenbildung hinweg war ihm in den fernen Reformationstagen vorgezeichnet.

Immerhin hätte auch ein Bismarck dieses stahlstarke neue Reich aus dem deutschen Staatengewirr nicht schmieden können, wenn ihm nicht in mächtigem Strome die gemeindeutsche Gesinnung und der starke Einheitswille aller Gaue und Stämme entgegengekommen wäre. Das überraschende ist, daß auch das Werden und Wachsen dieser seelischen, im neuen Reichsbau verkörperten Werte letztlich als Gabe der Reformationszeit angesprochen werden darf, durch das sie, die die Territorialgrenzen im deutschen Binnenlande aufrichtete, diese auch wieder überbrücken und ausschalten half. Seitdem in den Freiheitskriegen das ganze Deutschland in einer machtvollen Geschlossenheit, wie sie die Geschichte noch nie gesehen hatte, zusammengestanden hatte, wollte der Ruf nach deutscher Einheit und die Sehnsucht nach deutscher Kaiserherrlichkeit nicht wieder verstummen. Die akademischen Kreise, die Intellektuellen, waren ihre Träger und Verkünder. Werbend traten sie vor das deutsche Volk, und dieses Volk stimmte ihnen zu und stand mit ihnen zusammen, als im Jahre 1848 der deutsche Einheitswille sich brausend zur Höhe erhob und Vorarbeit tat für die deutsche Reichsgründung auf Frankreichs Boden. Dadurch aber war dies Zusammenklingen und Zusammenstimmen zwischen Maaß und Memel, Etsch und Belt nur möglich geworden, daß vorher die deutsche Schule, die deutsche Volksschule und die deutsche Gelehrtenschule, um das deutsche Volk das Band der gemeindeutschen Sprache und der deutschen Ideale gelegt hatte

Die deutsche Schule. Sie ist nicht unmittelbar ein Kind der Reformation. Mancher wird hier umlernen müssen. Den Reformatoren kam es bei ihrem Dringen auf Schulgründungen, wie sie selbst sagen, darauf an, Stätten zu bekommen, die anstelle der aufgehobenen Kloster- und Domschulen einen tüchtigen Nachwuchs an Beamten und Predigern heranbilden konnten. Gelehrtenschulen wollten sie gründen, und die lateinische Sprache sollte, wie herkömmlich, Unterrichtssprache sein. Indem sie aber so die Schulen aus dem kirchlichen Rahmen lösten und säkularisierten, taten sie den epochemachenden Schritt vorwärts, die Schulbildung als ein nicht nur für den kirchlichen Dienst, sondern auch für das alltägliche Leben sehr wertvolles Gut in die Mitte des Volkes zu stellen. Die Bahn machten sie damit frei, auf der die deutsche Schule heranziehen mußte, da nur sie dem keimenden Gedanken einer durchgehenden Volksbildung genügen konnte. Gewiß war es deshalb auf ihren Spuren, als dieser Gedanke unter der Not des Dreißigjährigen Krieges zum siegreichen Durchbruch kam, und zuerst im Fürstentum Braunschweig-Calenberg (1639), dann im Fürstentum Gotha (1642) und darauf in

schneller Aufeinanderfolge in den übrigen Landschaften über das schulenleere platte Land hin deutsche Volksschulen von der Obrigkeit ins Leben gerufen wurden, um der grauenhaften Verwilderung des Volkes während der langen Kriegsjahre Einhalt zu tun. Mit den Schulen aber zog als beherrschendes Unterrichtsbuch die deutsche Lutherbibel ins Land und schuf in der Sprache der Wittenberger Kanzlei, in die Luther seine Bibel gegossen hatte, die gemeindeutsche Sprache, in der die Alpen- und die Wasserkante sich als Glieder eines Stammes fühlten. Predigt und Kirchenlied, von derselben Sprache Luthers getragen, verstärkten die Wirkung. Entscheidend aber war, daß Christian Thomasius die in der Volksschule heimisch gewordene Sprache auch zur Sprache der gelehrten Welt erhob und diese damit mitten in das Volk einordnete, daß sie ihm Führer und Wegwart sein konnte. Jetzt konnte das nur zu sehr verkannte Aufklärungszeitalter seine Arbeit beginnen, indem es, gestützt auf die gemeindeutsche Sprache, wie auf die deutschen hohen und niederen Schulen, der früheren, aller nationalen Entwicklung so abträgigen, an der Antike orientierten, universalistischen Bildung endgültig das Grab grub und ein deutsches Kulturleben heraufführte, das sich nach Art und Inhalt aus der Umwelt heraushob. Als dieses sich dann unter dem Druck der napoleonischen Zeit, oder, wie uns Fichtes Entwicklung zeigt, genauer unter der Not des Zusammenbruches Preußens bei Jena und Auerstädt, auch als nationale Besonderheit erfassen lernte, als die Freiheitskämpfe das so geweckte nationale Bewußtsein in den akademischen, intellektuellen Kreisen zu machtvoller Größe und inbrünstiger Leidenschaft aufbäumen ließen, als das tolle und doch so bedeutsame Jahr 1848 es zum Gemeingut auch des Bürgerstandes machte, da war das deutsche Einheitsstreben und das Verlangen nach dem Wiederauferstehen der deutschen Kaiserkrone zu dem breitwogenden mächtigen Strom geworden, von dem getragen Bismarck das große Werk der Reichsgründung wagen konnte.

Von dem Werden der deutschen Staaten und von der Entfaltung der deutschen Volksseele her liefen die Entwicklungsreihen zusammen, die am 18. Januar 1871 in dem Ausrufen des neuen deutschen Reiches ihre Vereinigung fanden. Beide liefen zurück auf Gedanken, die in dem großen Gähren der Reformationszeit an die Oberfläche getrieben wurden. Und gerade, daß aus der innigsten Vereinigung beider, des Volkes und der Staaten, der Neubau zu einem ehernen Ganzen zusammenwuchs, macht ihn in diesem Weltbrand so unwiderstehlich, daß die rasende Glut des Hasses einer ganzen Welt vergebens an ihm emporloht.

Prof. Dr. Michael Birkenbihl-München: Karl Henckell.

An dem trüben, regenschweren Weihnachtsabend des Jahres 1915 setzte sich ein junger Kriegsfreiwilliger von Körnerscher Vaterlandsliebe in seinem Unterstand an den primitiven Tisch und schrieb im Scheine eines schwachen Kerzenlichtes folgenden Brief:

Lieber Herr Henckell! Bald ist heiliger Abend. Ich sitze in einem tiefen Unterstand in der öden, nassen Champagne und wider meinen Willen kommen Heimwehgedanken auf; doch ich weiß, was dagegen gut ist. Ihr wunderbares Gedichtbuch „Hundert Gedichte" wird schon alles überwinden helfen. Und langsam lese ich wieder die schönen Gedichte durch:

„Vom Himmel rieselt die Einsamkeit
Und leise horcht meine Seele zu,"

dann das herrliche Gedicht „Der heimliche Kaiser", und ich fühle mit Ihnen „die Freiheitswonnen auf einsamer First" und rufe freudig mit Ihnen aus: „Sei stark und fröhlich, trotz der Welt!" Und immer fröhlicher und leichter ist mir zu Mute, je weiter ich lese, und immer mehr kommt mir zum Bewußtsein, daß es eigentlich meine Pflicht ist fröhlich zu sein, daß ich für mein Vaterland kämpfen darf und am heiligen Abend dankbar dafür sein muß und auch sein will. Und schon lege ich das Buch bei Seite mit der frohen Gewißheit, daß ich alle Forderungen, die an mich gestellt werden, auch willig erfüllen kann und fröhlich sein kann, und singe mit Ihnen: „Lichtjubelndes Leben, du hast mich entzückt". Dann schreibe ich nach Hause, wie es mir ergangen ist, und zu Hause lesen sie auch das Buch und freuen sich mit mir.

Ich erwarte nicht im geringsten, daß Sie mir auf meinen Brief antworten, aber ich glaube an Ihrem Verse:

„Dich freut der echten Geister Anteilnahme
Und das Gefühl: Frucht trägt mein Liedersame"

zu erkennen, daß Sie sich freuen werden, wenn Sie hören, daß ein Feldgrauer im fernen Westen durch Ihre Gedichte immer wieder Kraft und Freude sammelt zum Weiterkämpfen.

Gleich geht es wieder an die Arbeit, den Schlamm aus dem Graben schaufeln, um ihn einigermaßen gangbar zu machen, daher habe ich keine Zeit mehr, Ihnen mehr zu schreiben und zu danken. Sie werden mich verstehen, und ich will einen schönen Weihnachtsabend feiern!

In großer Dankbarkeit grüßt Sie ein Feldgrauer und wünscht Ihnen alles Gute zum neuen Jahre."

Acht Wochen später fiel der Gefreite Erich Devantier, der lebensstarke Eutiner Briefschreiber, bei St. Marie a. Py. In seinem Tornister fand man ein paar eigene festgepackte lyrische Kriegsbilder („Bühne und Welt", Juliheft 1916) und das kostbarste Besitztum seiner Feldzugszeit, die Gedichte Karl Henckells.

Nicht immer hat Karl Henckell so begeisterte Resonanz gefunden. Über seine ersten lyrischen Sammlungen fielen erbitterte Worte. Sie waren teilweise von politischem Haß gegen den jungkühnen Freiheitspoeten diktiert, aber sie waren doch auch ästhetisch nicht ohne Berechtigung. Der junge Henckell hatte zwei bedenkliche Fehler: er produzierte zu früh und zu viel. Die künstlerische Selbstzucht mangelte der lustvoll übersprudelnden Liederbrust. Er sang über alles und jedes, manche Strophen lesen sich auch wie derbe sozialistische Wahlreden.

Und doch enthielten schon jene wildwuchernden Erstlingswerke (Strophen 1887, Amselrufe 1888, Diorama 1889, Gründeutschland 1890, Trutznachtigall 1891) alle Grundlinien dieses eigenartigen Dichterprofils: das zartsinnige Naturerleben des Niedersachsen, den heißen Durst nach heiliger Schönheit, den liebenswürdigen Humor und das starke soziale Mitgefühl. „Seelenstark und herzensrein" verlangt er damals die deutsche Jugend und er selbst hat diese Forderung durch sein Leben und sein Dichten erfüllt. Am schwächsten erscheinen seine frühen Liebeslieder; dagegen überrascht in den politischen und sozialen Dichtungen oftmals die Kraft der Sprache, die gedrungene Wucht des Bildwerks und der elementare, trotzige Freiheitsdrang. Immer wieder müssen wir daran denken, daß Henckell durch seine Ahnen im freiesten germanischen Stamme verwurzelt ist. Bei ihm wie bei Voß, Schiller, Arndt und anderen Propheten deutscher Freiheit geht der trotzige Aufschrei gegen den Druck von oben auf düstere Familienerlebnisse zurück. Henckells Großvater, der verdiente Hof- und Garnisonpfarrer von Kassel, auch so ein Aufrechter, wurde 1843 mitten in der Nacht Knall und Fall schuldlos von seinem Kurfürsten aus dem Amte gejagt. Die bildsamsten Jahre des Dichters fielen in die Zeit der Armeleutmalerei und der sozialen Großstadtdichtung. Als junger Student der Philosophie blickt er mit eigenen Augen in das tiefe Proletarierelend Berlins. Die neue Literatur regt sich in ihren ersten Zuckungen, der Sozialismus ringt sich zu seinem ersten Höhepunkt empor. Im deutschen Volke verfolgt man Bebels Reden wie gewaltige Schlachten. All diese Eindrücke treffen in der jungen Dichterseele auf leise vorgeschürfte Tallinien. Und so genießt der heißlebige Kämpfer-Idealist mit dem Bismarck der Sozialdemokratie (— Bebel besaß bekanntlich in Zürich ein ruhiges Heim —) die Schönheit des Züricher Sees und trägt, ein nackenstarker Stürmer und Dränger, mit den Brüdern Hart, Michael Georg Conrad und Detlev von Liliencron das Banner der neuen Dichtung zum entscheidenden Sturm.

Die tiefe Heilandsliebe zu allen Gedrückten, Notleidenden, vom Leben Zertretenen ist der hervorspringendste Zug im Charakter Henckells. Das muttergütige

Einfühlen in das Seelenleben des vierten Standes ließ ihn Töne finden, so schlicht und zu Herzen gehend wie beispielsweise in „Des Großstadtjungen Traum“:

„Gelbe, rote Tulpenflammen!
Armer Schulbub starrt und staunt . . . .
Träumt aus Paradiesen stammen
Solche Blumen. Träumt und raunt:

„Wenn dort Jesus stände,
Wo der Schutzmann steht,
Faltet ich die Hände
Einfach zum Gebet:

„Lieber Jesus, eine
Einzige für mich!
Da die große, feine!“
Und er tät's und pflückte sie mir sicherlich.“

„Das purpurne Fähnlein“ (um seine eigenen Worte zu gebrauchen) hat Henckell zeitlebens nie gesenkt. Als der „Sozialist“ wird er ja auch in den zünftigen Literaturgeschichten gerne weithin sichtbar gekennzeichnet; und doch ist das Epitheton nichtssagend, wenn man die Gesamtheit seines Schaffens überblickt. Trotz seines ungeschwächten sozialen Empfindens ist Henckell jedoch nicht bei den ungeklärten politischen Idealen seiner Studienzeit stehen geblieben. Mit dem gerade für ihn so charakteristischen ästhetischen Ausreifen ging eine Läuterung seiner sozialpolitischen Anschauungen Hand in Hand. Der Mann, der einst, als das Wort von den „vaterlandslosen Gesellen“ in die Welt drang, charakterfest den Staub von den Füßen schüttelte und im alten Freiheitslande Wilhelm Tells auf lange Jahre Zuflucht suchte, hofft heute, treu am Reichsgedanken hängend, mit bangender Seele heiß auf Deutschlands Sieg und läßt sich in der tiefen, echten Liebe zu seiner Nation von keinem Konservativen in den Schatten stellen. Es lag für einen Kämpfer, in dem die alte Schwertlust seines Sachsenstammes sich merkwürdig ungebrochen erhalten hat, nahe, wie Uhland in den politischen Tageskampf einzugreifen, mit Wort und Schrift dem unmittelbaren Parteileben zu dienen. Henckell hat dies stets verschmäht. Still und zurückgezogen lebt er in seinem hochgelegenen Heim an der Isar, von dem der entzückte Blick über den möwenumkreisten Fluß, den weiten Park und die linienreiche Silhouette der großen Stadt schweift, nur seiner Kunst. In ihm wohnt noch die vornehme horazische Zurückgezogenheit des Künstlers von dem Geschrei des Marktes.

Das ist die historische Bedeutung Karl Henckells. Man kann nicht vom Werden der modernen Poesie sprechen, ohne seines Gründeranteils zu gedenken, und man kann keine Geschichte der sozialen Dichtung schreiben, ohne seinen Namen an hervorragender Stelle zu nennen. Denn von Freiligrath und Kinkel bis auf

unsere Tage ist kein Kunstdichter so mannhaft und unentwegt für die Rechte des vierten Standes eingetreten wie er.

Von seinen Naturliedern ist „Der heimliche Kaiser" am weitesten in die Massen gedrungen. Dieser jauchzende Hochzeitshymnus an die Natur ist charakteristisch für Henckells Naturauffassung. Der Mann, der nach einem Leben reich an Kämpfen und Enttäuschungen uns den daseinsfrohen Reisesegen geschenkt

> Es sprach mein Herz,
> Es sang mein Herz:
> Sei stark und fröhlich trotz der Welt!

der erweist sich auch der Schöpfung gegenüber als Daseinsbejaher, sieht auch die Natur voll „lichttriefenden Lebens". Nicht das Düstere, Unheimliche des Naturlebens wirkt auf ihn, sondern das Helle, Freudige, Sonndurchglühte. Er ist ein Siegfriedcharakter. Vom Idyllischen seiner Weserheimat hat er das Verständnis für die stillen, intimen Feiern der Natur. Der lispelnde, lebensfreudige Elfengesang sommerlicher Gräser, das würzigduftende Waldmoos, das taufrische, im ersten Morgenstrahl glitzernde und flammende Tal, der schwere, schimmernde Wogenschaum der Blüten, die Mittagsruhe in sonndurchwärmtem Wiesenklee im reizenden Spiel mit dem trippelnden, scherzenden Sonnenkind, golddübersponnene Tannenzweige und lustvoll dahingleitende, farbenprächtige Schmetterlinge — das sind seine liebsten Freuden. Sonnensegen, Lichtsegen, altgermanische Markkraft überall.

Man würde jedoch Henckells Kunst nur leichtfertig gestreift haben, wenn man nicht auch von seiner lyrischen Form sprechen würde. Denn ihm ist die Form ebenso wichtig wie der Inhalt. Er ist ein Meister und Meisterer der Sprache von verblüffendem Talent. Sein Bestreben, überall eigenständig und neuartig zu wirken, hat ihn, namentlich in jungen Jahren, zu Wortverbindungen geführt, die wir als Geschmacksverirrungen abweisen müssen. Seine Gewandtheit in Sprache und Reim ließ ihn der gehaltlosen Phrase nicht selten zum Opfer fallen. Aber den Begriff mit dem einzig deckenden Wort auf den Kopf zu treffen, für jede Stimmung, ja für jede Verszeile den wirkungsvollsten, musikalisch feinsten Rhythmus zu finden, in dieser Kunst kommen dem Schüler Goethes, dem Tischgenossen Gottfried Kellers, Arnold Böcklins und Conrad Ferdinand Meyers nur wenige gleich. Von dem pastoralen Blut in seinen Adern mag die Feierlichkeit seiner Sprache stammen; die Biegsamkeit seines Ausdrucks, die Schmiegsamkeit seiner Melodik hat ihn auch zum Nachdichter hervorragend befähigt und darum gehört sein schönheitsschweres Werk „Weltlyrik" zu den kostbarsten Gütern deutscher Übersetzerkunst.

Seine „Hundert Gedichte", eine gutgetroffene Auswahl aus seinem gesamten Schaffen, sind in praktischer, dünner Feldausgabe (50 Pfennig) zu Tausenden an die Front gegangen. Was haben sie den Kämpfern draußen gegeben? Den

starken, trotzigen Lebensmut eines Mannes, der, unerschütterlich auf den Sieg der eigenen Kraft vertrauend, mit seltener Reinheit des Charakters ohne alle Kompromisse den harten Weg der Pflicht gegangen, die ewige Schönheit einer zartempfindenden Seele, die aus Natur und Leben den geheimnisvollen Kelch zu füllen weiß, dessen Gral über Leichenfelder und Lebenstrümmer emporträgt in die Lichtgefilde seligsten Seins.

August Adelsberger, Baden-Baden: Gold oder Leistung.

Eine Anregung.

Dieser furchtbare Krieg mit seinen gewaltigen Ereignissen und Erschütterungen wird eine Änderung von Welt und Lebensanschauungen hervorrufen und einen solch tiefen Eingriff in die Gewohnheiten der Völker bringen, daß mit dem Anfang des Friedens auch eine neue Zeit der Menschheitsgeschichte anbrechen wird. Ein Umwerten aller Werte wird sich vollziehen, und so dürfte auch die Frage berechtigt sein, ob unser bisheriges Währungssystem noch Daseinsberechtigung hat und ob es noch berufen sein kann, den Gradmesser im Austauschverkehr der Völker zu bilden.

Das Gold als ein seltenes Metall wurde von verschiedenen Staaten als alleiniges Geld mit unbeschränkter gesetzlicher Zahlungskraft gewertet und somit die Goldwährung eingeführt, obgleich die Goldmünzen keineswegs ausreichen, um dem steigenden Bedarf zu genügen. Und so ist in den meisten Staaten eine reine Goldwährung nicht vorhanden, sondern die sog. hinkende Währung, indem auch dem Silber eine gesetzliche Zahlungskraft gelassen werden mußte, um die Fehlmenge an Gold einigermaßen zu ergänzen.

Um dem immer steigenden Bedarf an Geld, erzeugt durch Angebot und Nachfrage und die damit entstandene gewaltige Produktion an Waren, zu genügen, wurde in gesetzlichen Grenzen das Papiergeld dauernd vermehrt, dann folgten die Hilfsmittel des Kredites, Schecks, Wechsel, An- und Überweisungen, der ganze bargeldlose Zahlungsverkehr zur Entlastung des wenigen edlen Metalls. Gemäß seinem Bodenreichtum, der Rührigkeit und dem Fleiß seiner Bewohner stieg das Vermögen der verschiedenen Staaten ungleichmäßig ins Unermeßliche und stand in keinem Verhältnisse mehr zu dem Besitz seines Metallgeldes, so daß eigentlich Gold als eine illusorische Währung zu bezeichnen ist.

Wenn der Goldbesitz als Gradmesser der Kreditwürdigkeit eines Staates anzusehen wäre, so käme denjenigen Staaten ein bevorzugter Platz zu, welche Gold-

produzenten, d. h. Goldschöpfer sind. Je unternehmender die Staaten sind, welche Gold beziehen, d. h. kaufen müssen oder im Warenaustausch zu erlangen suchen, desto größer ist auch der Zinsfuß für das arbeitende Geld. Je mehr also gearbeitet wird, also je mehr geleistet wird, desto knapper wird das Geld, der Markt versteift sich, das Geld wird teurer. Es ist ein Widerspruch, daß jene Staaten, deren Völker ein Rentnerleben führen, in geldlicher Hinsicht besser gestellt sein sollten, als die unternehmend schaffenden, emsigen Völkerschaften.

Stand Leistung und Gold schon vor dem Kriege in keinem Verhältnisse, so hat sich dies im Kriege noch mehr verschoben. In Deutschland wurden bei knapp fünf Milliarden Goldvorrat etwa 70 Milliarden Anleihen aufgebracht, und sofern es das Schicksal und die Engländer wollen, werden wir 100 Milliarden und noch mehr aufbringen müssen. Wäre Gold nur der einzige Zahlungswert, dann wären die Staaten Europas längst bankerott und der Krieg zu Ende. Wenn das deutsche Volk seinem Staate maßlos Kredite zur Verfügung stellen kann, so gibt es diesen Anteil nicht von seinem Goldvorrate, sondern von seiner eigenen Leistung, die zusammengeschlossen die ganze Kraft des Staates darstellt, den ganzen Nationalreichtum in seiner Leistung verkörpert. Die deutsche Banknote, die Kassenscheine, kursieren und niemand beanstandet sie, weil sie ja einen Bestandteil des eigenen Vermögens sind. Nur das Ausland drückt ihren Wert, und nur durch die naturwidrige Geldeinrichtung internationaler Abmachungen der Staaten ist es möglich, daß eine gewissenlose Plutokratie einem festgefügten Staatswesen Verluste zufügen kann, die durchaus im Gegensatze zu dessen Leistungen stehen.

Die dunkeln Mächte der Geldherrschaft, die nicht scheuen im Selbstinteresse die eigenen Völker hinschlachten zu lassen und die den Ruin wollen, um am Aufbau zahllos zu verdienen, diese Mächte unschädlich zu machen, gehört mit zu den vielen Aufgaben nach dem Kriege.

Wenn ein Kaufmann dem anderen Kredit gibt, so frägt er nicht darnach, wie viel Gold derselbe in seinem Kassenschranke hat, sondern, ob seine Unternehmen würdig genug sind, um Deckung für den Kredit zu bieten. Wenn z. B. heute ein deutsches Unternehmen nach seinem Goldwert gemessen würde, so wäre es kreditunwürdig und die größten Betriebe müßten still liegen. Die Leistung allein bedingt den Kredit und die Kreditfähigkeit.

Also, ein Land, wie Deutschland, kann mit seinem Nationalreichtum von 300 oder mehr Milliarden Wert, nicht nach seinem Metallvorrat gemessen werden, sondern sein Kredit entspringt seiner Leistung und nach dieser ist der deutsche Staat unbeschränkt kreditwürdig. Somit erfordert Deutschlands Staatsinteresse, daß mit dem veralteten System der Metallwährung jeglicher Art gebrochen wird, und daß an seine Stelle die Währung der lebendigen Kraft, die Leistung gesetzt werden wird.

Nicht einige Milliarden Gold können den Grundstock der Kapitalkräftigkeit eines Landes bilden, sondern nur die Leistungsfähigkeit und der durch wirtschaft-

liche Kraft erzeugte Nationalreichtum sind die Münze, welche in irgend einer Form als Zahlungsmittel in Umlauf gebracht werden muß.

Da nun Deutschland allein in der Änderung der Währung ohnmächtig wäre, so könnte es doch im Einvernehmen mit seinen Verbündeten das Terrain vorbereiten und die Wege ebnen. Wenn die uns heute feindlichen Staaten einer solch umwälzenden Umgestaltung der Währungsfrage auch entgegenarbeiten würden, so würden sie vielleicht in den Sonnentagen des Friedens auch den von uns vorgezeichneten Weg beschreiten, denn trotz Verleumdung und Entrüstung haben sie uns bis jetzt noch alles nachgeahmt.

Von unseren Feinden hätte an dieser Währungsregelung vor allen Rußland ein besonderes Interesse, das mit seinen riesigen Bodenschätzen und der produktiven menschlichen Arbeit, die unschwer zu wecken sein wird, durchaus nicht die ungeheure nationale Schädigung erdulden brauchte, die man ihm durch ungünstige Valuta auferlegt und die seine Wiederherstellung außerordentlich erschweren muß. Jedenfalls müssen schon in den Tagen der Friedensverhandlungen die Ungerechtigkeiten der Valuta abgestellt werden und Deutschland muß dafür sorgen, daß der Wert unserer Mark in vollem Werte anerkannt wird.

Der Wert unserer Mark stützt sich nicht auf einen kleinen Prozentsatz Gold und auf die spekulativen Gebräuche einer internationalen Ausbeutung, sondern auf die Kraft von 70 Millionen schaffender Menschen und auf den Nationalreichtum von mehreren hundert Milliarden. In Deutschland steckt mehr Energie, mehr treibende Kraft, ein ungeheurer Mehrreichtum als in den Staaten der lateinischen Münzkonvention zusammengenommen.

Durch internationale Verträge müßte bestimmt werden, daß bei leistungsfähigen Staaten auch im Kriege und zu Zeiten wirtschaftlicher Erschütterung keine börsenmäßige Schwankung des Geldwertes eintreten könnte.

Vorteile von der bestehenden Währung haben nur die Gold produzierenden Länder England und Amerika, die in ihren eigenen Staaten und Kolonien stetig wachsende Reichtümer besitzen und die rücksichtslos ihre Hände auf die Goldquellen neutraler Freunde und Verbündeter legen, wie England derzeit in Rußland.

England, der Tyrann Europas, gibt heute mit vollen Händen das Gold seiner Alliierten aus, während es jegliches eigene Metall sorgfältig zurück behält. England will Freund und Feind beherrschen und sein in wahnwitziger Selbstüberhebung verkündeter Wirtschaftskrieg nach dem Kriege stützt sich nur auf sein eitles Selbstbewußtsein als Großmacht des Goldes.

Wenn man Rom mit London ersetzt, so lassen sich ausgezeichnet auf Englands Selbstsucht die Worte Alphons in Goethes Torquato Tasso anwenden:

> London will alles nehmen, geben nichts,
> und kommt man hin, um etwas zu erhalten,
> erhält man nichts, man bringe denn was hin,
> und glücklich, wenn man da noch was erhält.

Ein würdiger Bruder des Angelsachsen ist der Amerikaner, und Deutschlands Volk, das leistungsfähigste der Erde, sollte sich von den beiden hinterlistigen Überseekrämern ausbeuten lassen?

Das Alte fällt, morsche Gebäude stürzen zusammen, das Unbrauchbare wird weggefegt vom Sturm der Zeit. Hierzu mögen auch die Währungssysteme der letztvergangenen, materiellen Epoche gehören. Nicht die tote Kraft des Goldes soll die Menschheit gleich Maschinen bewegen, nein, die lebendige Kraft münze das Geld und seine Währung sei die Leistung.

J. K. Ratislav:

Die Liebenden.

Verwandelt ward so unser ganzes Sein:
Ein Licht hat uns geführt aus Einsamkeiten,
Das unsre Leben eint, des goldner Schein
Uns überstrahlt in Leid und Seligkeiten.

Geheimnisvolles Band ist das Gedenken
Der lichten Schauer der Erfüllungsstunden,
Da wir, beglückt durch namenloses Schenken,
So Gott wie Welt in uns zu tiefst empfunden.

Des ersten Tages Sehnen und Gewähren
Ward heißes Wünschen, schrankenlos Begehren.
In Nächten rauscht, ein Meer, das dunkle Leben
Zum Lichte auf der Hochzeit unsrer Seelen,
Daß wir uns jauchzend immer neu vermählen,
Der höchsten Einheit traumlos hingegeben.

Liebesfeier.

Ich weiß es noch, wie uns in deinem Zimmer
Die Liebe schenkte heimlich süße Feier.
Hernieder wallten abendliche Schleier,
Nur auf dem Flügel lag ein heller Schimmer.

Wir wähnten uns ans letzte Ziel gekommen,
Kein Zweifel mehr war in uns und kein Fragen.
Ein Leuchten wie aus jungen Frühlingstagen
War dir in feuchten Augen still erglommen.

Dann spieltest du, befreiend klang die Weise.
Sie schloß uns auf des Glückes fremde Gärten
Und löste auch die letzten dunklen Härten,
Daß unsre Seelen sich vermählten leise.

Dr. Waldeck, Berlin: Über die Unmöglichkeit der Scheidung von Ehen österreichisch-ungarischer Staatsangehöriger in Deutschland.

Bis kurz vor Ausbruch des Krieges haben sich im allgemeinen die deutschen Gerichte, darunter das Kammergericht in Berlin, für befugt gehalten, in Prozessen, welche den Personenstand österreichischer Staatsbürger betrafen, Recht zu sprechen. So sind in zahlreichen Fällen in Deutschland Ehen von Österreichern, welche Protestanten oder Dissidenten waren, geschieden worden. Ehen von Österreichern, von denen ein Teil schon zur Zeit der Schließung der Ehe der katholischen Religion zugetan war, wurden nicht geschieden, da dies nach österreichischem Gesetz unzulässig ist, und nach dem Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch für die Scheidung der Ehe die Gesetze des Staates maßgebend sind, dem der Ehemann zur Zeit der Erhebung der Klage angehört. Auch österreichische Juden wurden in Deutschland nicht geschieden, da dies nach österreichischem Rechte nur unter Hinzuziehung des Rabbiners oder Religionslehrers, welche den sogenannten Scheidebrief auszustellen haben, geschehen darf, ein Verfahren, welches den deutschen Gesetzen widerspricht. Wollten trotzdem österreichische Juden hier ihre Ehe dem Bande nach trennen lassen, so halfen sie sich vielfach damit, daß sie vor Einleitung der Ehescheidungsklage beim Amtsgericht ihren Austritt aus der Synagogengemeinde erklärten; dann hatten die inländischen Gerichte kein Bedenken, über die ihnen unterbreitete Ehesache zu entscheiden. Diese Praxis gründete sich darauf, daß nach der deutschen Zivilprozeßordnung, selbst wenn beide Ehegatten Ausländer sind, eine Scheidungsklage hier erhoben werden kann, wenn das inländische Gericht auch nach dem Gesetze des Staates zuständig ist, dem der Ehemann angehört. Unter Billigung des Reichsgerichts hatte man angenommen, daß nach österreichischem Rechte die deutschen Gerichte zur Verhandlung und Entscheidung von Ehestreitigkeiten österreichischer Staatsangehöriger stets und jedenfalls dann zuständig seien, wenn die betreffenden Österreicher in Deutschland wohnten und ihre Ehe vor einem deutschen Standesbeamten geschlossen hatten.

Dem ist neuerdings wiederum mit Rücksicht auf einen Beschluß des österreichischen obersten Gerichtshofes das Reichsgericht entgegengetreten, was auch für diejenigen Österreicher, deren Ehe in Deutschland bereits rechtskräftig geschieden worden ist, von Bedeutung ist. Der genannte österreichische Gerichtshof hat in einem in Eger 1914 anhängigen Rechtsstreit grundsätzlich ausgesprochen, daß in allen Ehesachen österreichischer Staatsangehöriger die sachliche Zuständig-

keit ausschließlich den österreichischen Gerichten zusteht. Der österreichische oberste Gerichtshof folgert dies aus § 81 Nr. 3 der österreichischen Exekutionsordnung vom 27. Mai 1896, wonach die Bewilligung der Exekution aus auswärtigen Erkenntnissen zu versagen ist, wenn der Exekutionstitel den Personenstand eines österreichischen Staatsangehörigen betrifft und gegen diesen vollzogen werden soll. Danach steht auf Grund dieser gesetzlichen Bestimmung die Nichtanerkennung eines etwa ergehenden deutschen Urteils in Österreich fest. Hierin ist aber nach Ansicht des deutschen Reichsgerichts eine Verneinung der Zuständigkeit der inländischen Gerichte selbst dann zu finden, wenn sich die Unzuständigkeit fremder Gerichte aus den eigentlichen Zuständigkeitsbestimmungen des ausländischen Staates nicht ergeben sollte. Die deutschen Gerichte sind also ganz allgemein zur Entscheidung von Ehestreitigkeiten von Österreichern, gleichgültig, welchen Glaubens sie sind, nicht zuständig. Denn das deutsche Gesetz will von vornherein Unzuträglichkeiten vorbeugen, die sich daraus ergeben, daß die gegenüber ausländischen Ehegatten von inländischen Gerichten erlassenen Scheidungsurteile nicht in dem ausländischen Staate, dem die Ehegatten angehören, anerkannt werden.

Für die Angehörigen der Länder der ungarischen Krone liegt die Sache, obwohl Ungarn dem Haager Abkommen beigetreten ist, im Ergebnis ebenso. Nach der ungarischen Zivilprozeßordnung, Gesetzes-Artikel I von 1911, § 639, nimmt der ungarische Staat die Ehescheidungsgerichtsbarkeit über seine Untertanen ausschließlich für sich in Anspruch.

Der Umstand, daß Österreich die von fremden Gerichten seinen Staatsangehörigen gegenüber erlassenen Scheidungsurteile unter keinen Umständen anerkennt, regt zu der Frage an, wie die Rechtsstellung der bisher von deutschen Gerichten geschiedenen Österreicher ist. In Österreich-Ungarn gelten sie trotz des deutschen Erkenntnisses nach wie vor als verheiratet.

Das deutsche Urteil wird dort als nicht vorhanden angesehen, was in familien- sowie erbrechtlicher Hinsicht von weittragendster Bedeutung ist. Die Unterhaltspflicht des geschiedenen Ehemannes besteht also trotz der Ehescheidung weiter; ebenso sind beide Teile nach wie vor untereinander erbberechtigt.

In Deutschland ist der Standpunkt des österreichischen Gesetzes trotz eines etwa vorliegenden deutschen Ehescheidungsurteils ebenfalls maßgebend, denn die persönlichen Rechtsbeziehungen der ausländischen Ehegatten zueinander regeln sich nach dem Gesetze ihres Heimatsstaates. Ebenso wie ein Ausländer, der zur Zeit seines Todes seinen Wohnsitz im Inlande hatte, nach den Gesetzen des Staates beerbt wird, dem er zur Zeit seines Todes angehörte. Ferner wird nach Artikel 13 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch die Fähigkeit zur Eingehung der Ehe, wenn auch nur einer der Verlobten ein Deutscher ist, in Ansehung eines jeden der Verlobten nach den Gesetzen seines Heimatsstaates beurteilt. Infolgedessen werden die bei Eingehung der Ehe möglichen Rechtsfragen dem Personal-

statut beider Teile (Staatsangehörigkeitsprinzip) in der Weise unterstellt, daß eine zwischen Angehörigen verschiedener Staaten geschlossene Ehe nur dann gültig ist, falls sie sowohl nach dem Rechte des Heimatsstaates des Mannes, wie nach demjenigen des Heimatsstaates der Frau Gültigkeit hat. Da nun nach österreichischen Gesetzen die Ehe, welche von einem unzuständigen ausländischen Gerichte geschieden ist, noch weiter besteht, darf der Österreicher auch hier nicht wieder heiraten, solange der andere Ehegatte noch am Leben ist. Der deutsche Standesbeamte muß daher die Vornahme der Eheschließung ablehnen. Sollte, wie dieses oft vorgekommen sein mag, ein in Deutschland wohnender und hier oder überhaupt außerhalb Österreichs geschiedener Österreicher bei Lebzeiten des anderen Teils wieder geheiratet haben, so ist die neue Ehe nichtig. Die Strafe der Bigamie wird allerdings nicht in Frage kommen, da er ja ohne Zweifel bei Eingehung der Ehe guten Glaubens war.

Die Härte, die unter Umständen darin liegt, daß die persönliche Fähigkeit eines in Deutschland lebenden Österreichers bei gewissen Handlungen nach den österreichischen Gesetzen zu beurteilen ist, wird durch den § 4 des österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuchs gemildert. Danach ist der österreichische Staatsbürger im Auslande nur insoweit an die österreichischen Gesetze gebunden, als seine Handlungen und Geschäfte zugleich in Österreich rechtliche Folgen hervorbringen sollen. War also zur Zeit der Vornahme der fraglichen Handlung im Auslande, Christen mit einer Nicht-Christin, von den beiden nicht beabsichtigt, daß die Ehe-
z. B. bei der auch heute noch verbotenen Verehelichung eines österreichischen
schließung auch in Österreich rechtliche Folge haben solle (die Eheleute wollten vielleicht nie wieder nach Österreich zurückkehren), so wäre diese Eheschließung wohl nicht nach österreichischem Rechte zu beuretilen. Zu bedenken ist aber, daß es immer fraglich sein kann, ob in der Tat die Absicht der Eheleute dahin gegangen ist, durch den Eheschließungsakt in Österreich keine rechtlichen Folgen hervorzurufen. Die Gerichte werden darüber leicht verschiedener Meinung sein. So hatte z. B. in einem in Hamburg abgeurteilten Fall der Kläger, ein österreichischer Staatsangehöriger katholischen Bekenntnisses, beantragt, auf Grund österreichischen Rechts seine Ehe für nichtig zu erklären, die er in Deutschland mit einer deutschen Protestantin geschlossen hatte, da deren früherer von ihr geschiedener Ehemann noch am Leben war, für den Kläger also ein Eheverbot nach dem österreichischen Hofdekret vom 17. Juli 1835 an sich gegeben war. Das Landgericht nahm an, daß der Kläger beabsichtigt hatte, durch den Eheschließungsakt auch in Österreich rechtliche Folgen hervorzurufen, und erklärte die Ehe für nichtig, während die II. Instanz die fragliche Absicht verneinte und dementsprechend unter Hinweis auf § 4 des österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuchs die Klage abwies.

Dr. Max Freyhan: Kaethe Kollwitz.

Diese Frau und Künstlerin sah in aller Fülle der Sichtbarkeiten immer nur Eines, und immer nur dieses Eine wollte und mußte sie gestalten: die Dumpfen, die Geknechteten und Versklavten, die in endlosen Reihen ihre Ketten schleppen, Beute und Opfer, im Zuge des unerbittlichen, unersättlichen Triumphators — Leben. Den stieren Ausdruck dieser verglasten, lichtlosen Augen, die unbeschwingten, schwere-gebeugten Körper, die Hilflosigkeit der Hoffnungslosen, dies tierisch-triebhafte Aufbegehren der ihre Fesseln Schüttelnden — diese Visionen haben die mitleid-tiefe Seele der Kaethe Kollwitz geängstet und ihr keine Ruhe gelassen. An den Peripherieen der großen Städte und in den kleinen und engen Hütten des Gebirgs fand sie jene vom Schicksal schon gezeichneten Kinder, fand sie jene Männer und Mütter — stumm, drohend, gleichgültig — abgestumpft, fragend, verzweifelnd, nur noch Last und Bürde Gewordene, Umklammerte und mahnende Schatten. Und sie hat ihnen allen ins Auge geblickt, hat in ihren Mienen gelesen und ihr Antlitz belauscht, zu ihnen milde herab sich gebeugt und hat von ihrem Schmerze sie reden lassen und ihrer Not, von ihrer Sorge um Tag und Stunde und ihrer grenzenlosen Verlassenheit und hat dann die ganze verzehrende Gewalt ihres Erlebens in ihr Werk verblutet, in dieses Werk, dem nur eine Sendung gegeben ward: anzuklagen, anzuklagen . . .

So stellt sich dem Betrachter die Lebensschöpfung der Kaethe Kollwitz dar, deren Graphik aus Anlaß ihres 50. Geburtstags der Salon Cassierer vor kurzem in einer erschöpfenden Überschau vereinigt hat. Und Kaethe Kollwitz klagt an, auch wo sie nichts will, als die in ihrem Künstlerauge gespiegelten Gebilde getreulich, eine Dienerin am Erschauten, in Form zu wandeln. Dann offenbart sie in ihren Gestalten eine rührende mütterliche Hingabe an das Wesen, das sie verlebendigt, das sie aus der kargen Umgrenztheit seiner Zufälligkeiten hinan zu führen trachtet zu den Weiten und erderlösten Höhen symbolischer Gleichniswerte. Nirgends überzeugt ihr Werk mehr, wird es zwingender und eindringlicher, als wo sie, die Spezialistin des Gegenstandes und der darstellerischen Mittel, dem einzelnen, dem Individuellsten nachgeht, wo sie das Besondere erfaßt, ganz es sich zu eigen macht und nur diesen Eindruck, wie sie ihn hatte, als einen lebendigst-realen, als eine unmittelbar sich hervordrängende Äußerung der Wirklichkeit, in aller Echtheit, aller bildnerischen Intensität, ohne ihm ein Fremdes, Ideeliches, Abstraktes beizumischen, in ihrer Sprache zum Reden bringt. Dann empfinden wir diese Kunst als ihrer sich selbst gewiß und sicher, fest in sich beschlossen und gerundet, aus wahrhaftestem Erleben wieder Erleben zeugend . . . und Kaethe Kollwitz hat einen tiefen Blick getan in diese graue Welt der arbeitenden fronenden Masse,

hat der tristen, farblosen Proletarierexistenz den adäquaten Stil im Schwarz-Weiß ihrer Blätter gefunden und mit spürendem Auge, wie es dem Künstler nur eignet, alles aufzufangen, alles einzusaugen gewußt, was dieser Menschen Wesen ist.

Obgleich Kaethe Kollwitz so ihr Lebenswerk daran setzte, stets wieder dieses Eine, diese Tragödie des dunkelsten Menschen, zu immer erneutem Ausdruck zu zwingen, so kann sie doch nicht eine umfassende, universale Darstellerin des proletarischen Problems, eine Gestalterin aller seiner Wirksamkeiten genannt werden. Sie sucht die Masse nicht eigentlich bei der Arbeit auf, nicht im Banne der herrisch umklammernden Mauern der Fabriken, der dörrenden Feuer der Hochöfen und Essen, überhaupt nicht die Masse als Sklavin der Maschine, des kapitalistischen Produktionsprozesses; sie gibt überhaupt nicht eigentlich die äußere Welt dieser Menschenschichten, nicht die grauen Häuserviertel, in denen sie sich drängen und pferchen, am Rande der großen Städte; das alles zu zeigen war Kaethe Kollwitz wohl nicht wesentlich: denn ihr ging es nicht um die soziale Frage, nicht um den Rahmen, nicht um Gesellschaft und Individuum, sondern um Schicksal und Seele, um Gezeichnete und Verlorene; wie deren individuellstes Leben atmet, stöhnt, verendet — das ist ihr Gegenstand, ist ihr Werk. Und so gelingen ihr Schöpfungen von hoher Könnerschaft der Beobachtung und des darstellerischen Ausdrucks.

Mit getreuer Sachlichkeit ehrlich hingegeben an die Eindrücke, die sie gestalten will, folgt sie mit formender Hand den charakteristischen Linien, den Besonderheiten, dem eignen Rhythmus ihrer Geschöpfe und setzt so lebendige Menschen, in denen der Atem einer wahrhaftigen Existenz glüht, vor das überzeugte Auge. Denn diese Arbeiterfrauen, diese Männer des Proletariats — sie sind mit einem liebenden Blick für alles Einzelne, Unterscheidende und Wesenhafte erfaßt und festgehalten. In diesen Körpern schwingt keine Elastizität, sie wuchten in ihrer Schwere und schleppenden Ungelenkheit; diese Hände fallen plump wie Gewichte von den Armen und scheinen hilflos, wenn sie nicht greifen, packen, tragen, an ungefügem Werkzeug und massigem Eisen ihre Kraft erproben; die Züge dieser Gesichter hängen schlaff, nicht mehr gewohnt, auf ein lockendes Ziel, eine lächelnde Anmut des Lebens sich zu spannen; diese Kleider liegen schmucklos, nur um zu wärmen und zu bedecken, den Gliedern an, die nicht mehr zu schnellen, nicht mehr zu federn vermögen. Weil Kaethe Kollwitz alles dies bis in jeden Zug hinein mit sicher nachzeichnendem Stift in Form und Gestaltung umschafft, so gibt sie mehr als nur ein Bild dessen, was der Zufall an Erscheinungen ihr in den Weg geführt; vielmehr steigern sich hier in ihrer den Dingen andächtig lauschenden Arbeit die Wirkungen über das Einzeln-Gegebene hinaus und, ohne daß es ihr Wille bewußt so zeigen möchte, gelingt es ihr gerade hier, über ihre Geschöpfe die große Stille des Dauernden, Allgemein-Gültigen, Zeitlosen zu breiten und so eine tiefste, auf nichts Äußeres und Drittes bezogene, nur in sich selbst gegründete Menschlichkeit lebendig zu machen.

In solchem Sinne eines alten Meisters würdig ist die Radierung „Frau mit übereinander gelegten Händen". Diese Gestalt, bei der alles Wirklichkeit atmet und aufs Gegenständliche abgestellt ist, die aus der Realität herüber genommen scheint, so ohne jedes Zutun, ohne jede Verrückung oder Verschiebung, ganz im Dienst der Wahrheit und der Erfassung der greifbaren Einzelheit, ruht so sicher im Gleichmaß ihrer Kräfte, ist in aller Unmittelbarkeit ihrer besonderen Existenz so zur Vollendung einer typischen Gesteigertheit emporgeführt, daß wir den tiefen, dunkeln Blick ihrer Augen grüßen als eine Kunde aus ewigen Bezirken. . . . . .

Daß es die Darstellung einer Frau ist, bei der Kaethe Kollwitz eine so hohe Meisterschaft erweist, wird keinen Zufall bedeuten, und nicht ohne Absicht wurde gleich zu Beginn dieser Betrachtung von Kaethe Kollwitz als „Frau und Künstlerin" gesprochen. Das ist die beherrschende Einheit, die ihr Leben und Werk umschließt, das ist das Blut, das sie in ihre Schöpfung verströmt. Ist sie nicht eigentlich eine Gestalterin des sozialen Problems in seiner weitgreifenden Auswirkung, bleibt sie uns manches schuldig, das hinzugehört zu dieser Welt des Proletariers, und kann sie also nicht der Kopf genannt werden, der die ganze Fülle des Phänomens „Masse" und seiner Atmosphäre in zwingenden Gesichten herauszustellen vermag — das eine ist sie gewiß: das Herz und das Gemüt und die erregt mitschwingende Seele, die dem Schicksal dieser Geschöpfe die Zunge löst. Wo sie aus solchem Gefühl berichten und gestalten darf, da wirkt sie abermals mit aller Kraft der Überzeugung. Wir sahen, ihres Amtes ist es nicht, die Proletarierexistenz hineinzuspannen in die qualvolle Engnis der Metropolen, in denen sie schmachtet und nach Licht und Überfluß und Leben durstet, und ihres Amtes ist es wiederum nicht, die Masse an der Arbeit zu zeigen, die sie schafft als lebendiges Werkzeug, in eins gegossen mit dem metallenen Leib der toten Maschine. Das alles stellt Kaethe Kollwitz zurück, um anderes, ihrem Wesen Vertrauteres desto eindringlicher reden zu machen.

Die Stätte, zu der zu führen sie berufen ist, weil sie hier geben kann aus echtem, freiem weiblichen Erleben, das ist das Heim des Proletariers, die schreiende Not der vier Wände, zwischen denen er haust und sein Los besinnt. Und auch in diesen Blättern der Weberhütten, der dumpfen sonnenlosen Stuben, wo die Menschen gebückt und geduckt gehen müssen, um nicht gegen das Gebälk zu stoßen, gibt die Künstlerin nur, was sie sah, nichts will sie über die bloße Erscheinung hinaus steigern und vergewaltigen, nur schildern will sie und widerspiegeln — und es gelingt ihr ein Letztes. Mit feinsten künstlerischen Mitteln wird die Gepreßtheit dieser Behausungen, die kümmerliche Vereinsamung des Lichts in dem atemraubenden Dunkel dieser Verschläge, das notdürftigste Gefüge dieser Decken und Dielen mit sicherem Griffe hingestaltet, und eben darum, weil sie nur dieses sagen will und restlos sagt, offenbart sie ein Weiteres, Größeres, Endgültigeres: das „Zuhause" dieser Menschen, das ist ihre Gruft, ihr Grabgewölb, und wenn auf diesen Blättern zu Sorge und Elend der Tod sich gesellt

— er tritt nur in sein eigenstes Reich, in seine bereiteste Heimstatt auf Erden. Sein Kampf hier um den Lebendigen ist mühlos, man grüßt ihn als Freund, und nur Eine wagt ihm zu trotzen, die Kralle fortzudrängen, die schon der Gierige höhnisch hineingeschlagen: die Mutter wehrt ihm das Opfer und ringt mit dem Würger.

„Frau, Kind, Tod," in dieser Dreiheit sucht Kaethe Kollwitz die elementarsten, triebhaftesten Instinkte des Proletarierweibes bis auf die Wurzeln bloß zu legen. Hinein ins Symbolische reckt sie, fast zu gewaltsam, diesen Kampf der Mutter um ihres Leibes Gebild. Masse, das ist dumpfe, brodelnde, wühlende Vitalität, ein dem Urstand der Natur noch nicht völlig entbundenes Menschentum, ist Blut und Brunst und glühend hervorbrechender Atem. Auch diese Wildheit und chaotische Erschüttertheit der Masse will Kaethe Kollwitz packen und durch ihre Schöpfungen schleudern, nicht durchaus mit gleichem Erfolg und zwingendem Vermögen. Dieses Ineinanderverschlungensein aber von Mutter und Kind, dieses Halten- und Besitzenwollen, diese sehnsüchtig-animalische Verschmolzenheit „Fleisch von meinem Fleisch" — die hat sie, so in dem Blatt von der jungen Mutter, mit hinreißender Sprache sich von der Seele gerungen. Denn ihre Seele ist Mutterseele, und ihr zuckender Griffel fiebert alle Not und Qual, die beschlossen liegt in diesem Muttersein. Die welken Brüste dieser Proletarierfrauen, die sich windenden Körper der Kreißenden, diese weiblichen Akte, in denen nie auch nur ein leiser Klang geschwebt zu haben scheint von Jugend und Anmut, Unerschlossenheit und knospenhafter Blüte, diese Akte mit den plumpen Gliedern, dem eingesenkten Oberkörper und dem Leibe, aufgedunsen, gewölbt und gebuckelt von der Vielzahl der Geburten — dieses glücklose, sich selbst entfremdete, in den Winkeln der Menschheit kauernde Weib, ihm ist hier von einer Künstlerin aus blutender Seele ein erschütterndes Denkmal errichtet.

Hätte Kaethe Kollwitz nur diese Blätter geschaffen, deren an dieser Stelle nur eine flüchtige Überschau geboten werden konnte, diese Blätter vom proletarischen Menschen und seiner Heimstatt, von Tod und Geburt und der Madonna mit dem Kinde, über die nur eine Gnade ausgegossen ist, diesen einen Besitz als ihr unbeschränktes Eigen mit zähestem Trotz umklammern zu dürfen, wir würden ein künstlerisches Werk vor uns haben hohen Ranges, erlesener Könnerschaft und in sich gerundeten Gestaltungsvermögens. Doch Kaethe Kollwitz hatte kein Genüge an solchem Schaffen bloß. Die Visionen, die sie zerwühlten, rissen in ihr die Leidenschaft empor, diesen gefesselten Prometheus „Masse" am Felsen geschmiedet zu zeigen, wie er an seinen Banden rüttelt, wie er in einem tiefsten Sinne Titane ist, aufbegehrendes Element gegen Satzung und herrschende Norm. So wollte sie Sturz und Sturm der Masse, ihren Hereinbruch in die Dämme der Gesellschaft, ihre hinwegmähende Gewalt, so wollte sie die aus sich selber rollende Urkraft in die Erscheinung heraufzwingen und von den letzten Abgründen der Versklavtheit und der Entrechtung mit ahnender Künstlerhand die Schleier heben.

Das war ihr Wille; das war zugleich ihr aber auch der Weg, ihre von gespenstern- den Gesichten verfolgte Seele freier atmen zu lassen, ihr den Aufschrei zu gönnen, den letzten erlösenden, ihrer Phantasie Raum zu geben und Weite, um zu schweifen, sich zu verschwenden und, mehr entrückt der begrenzenden Erscheinung der gegebenen Welt, die Schwingen losgelöster zu regen.

Die Masse, das war ihr nun nicht mehr das Weib, der Mann, das Kind — das war nur der Einzelfall, die besondere Existenz; die genügten nicht mehr, um ihre Fieber zu löschen. Masse, die sollte gesucht und gefunden werden im wälzenden Okeanos der Geschichte als die flutende Gewalt, die gegen die ruhenden Ufer peitscht, Land ihnen abdrängt und neue Gestaltungen und Formungen schafft. Masse, die sollte gezeigt werden als Masse, in Zusammenrottung und zusammengeschweißten Blöcken, der einzelne nicht mehr als er selbst, sondern nur als Geröll und wirbelnder Stein der entfesselten Lawine. So hoch flog der Plan der Künstlerin, da sie die Sturzwogen des Bauernkrieges, die orgiastischen Mänaden der Carmagnole hinstürmte in ihr Werk. Mit Penthesilea mag sie zu sich gesprochen haben: „Verflucht das Herz, das sich noch mäßigen kann" — und so will sie den Taumel gestalten, den Losbruch der Horden, die Entmenschtheit und Bestialität, das jüngste Gericht, wenn die Masse zur Verantwortung zieht, sich rächt und die Welt aus ihren Wurzeln schleudert. Das w o l l t e die Künstlerin lebendig machen, und Fieber und Gluten, Brände und lohende Scheite sind auch in ihren Gebilden. Und dennoch: ihre ganze Besessenheit, ihre verzehrende Ekstase, die vermochte sie nicht zu einer gesteigerten Wirklichkeit umzuschaffen. Die Zusammenreißung der einzelnen zur Masse, so sehr auch die Linien und Gruppen, die Bewegtheiten und pochenden Pulse wirbeln, jagen und atemlos sich drängen, das um sich selber kreisende Chaos und Urphänomen zu Form und Gestalt zu zwingen, lag nicht ganz in ihrer Kraft. Immer wieder überzeugt in diesen Blättern das Individuum, sein tierisch-stumpfer Blick, der Bluthauch seiner Instinkte, die Schamlosigkeit des hemmungslosen Triebs; allein die Wucht und Exaltation der Masse selbst ist doch nicht Bild geworden, die Erregtheit der sinnlichen Eindrücke zeugt keine Erregung der Seele und alle physische Stoßkraft und Sturzgewalt schlägt nicht als überschwängliche Flamme daraus hervor; wie sich überhaupt der Künstlerin das Symbolische, Gleichnishafte weit eher dann, wenn sie es nicht sucht, als reifste Frucht zu schenken scheint, wo sie nur das Bildnerische will und mit dessen vollendeter Verlebendigung zugleich auch eine letzte Deutung offenbart. Es fehlt Kaethe Kollwitz von jener Kraft, jenem Außer-sich-sein, jenem Krampf der Werke etwa eines Greco oder eines van Gogh. Von der Darstellung der äußeren Bewegtheit, der fliegenden Körper, der fiebernden Gruppen führt noch kein Weg zur Sichtbarmachung des Aufgewühlten, Entwurzelten hinan. Greco und van Gogh gestalten überhaupt mit andersartigen Mitteln: indem sie sich von der Erscheinung entfernen, künden sie ihr tiefstes Geheimnis, indem sie die gegebene Bedingtheit über sich selber steigern und gerade

in diesen zuckenden glutenden Prozeß des über die Grenzen Wachsens inbrünstig sich verwühlen, werden ihre Menschen und ihre Dinge ekstatische Offenbarer verhülltester Mysterien. Ist vielleicht das Auge der Kaethe Kollwitz zu sehr auf Impression, auf den gegenwärtigen Eindruck gestellt und fehlt ihrem Griffel die Gewalt, den Überschwang und die Maßlosigkeit ihrer Seele expressionistisch hervorbrechen zu lassen?

Wir suchen in ihrem eigenen Bild die Antwort auf das Rätsel ihres Menschentums und ihrer Künstlerschaft. Die trotzig aufgeworfene Lippe, das stark-knochige Gesicht und die ungeordneten Strähnen des Haars, die wirr über die Stirne fallen — das ist sie, die nichts anderes sein und denken kann als ihre Welt, als Proletariergeschick und Masse und Sklaventum, das ist Instinkt und Triebhaftigkeit des proletarischen Individiuums, das ist sie selbst und zugleich ein jedes ihrer Geschöpfe. Nur dieses Auge, das weit und fragend in die Ferne schweifende, ist adeligen Wesens, verleiht der Gesamtheit der Erscheinung ihre aristokratische Besonderheit und kündet von einem Menschen, der seinem Werk mit glühender Leidenschaft die letzten Vergeistigungen abzuringen trachtet . . .

Ein fremdartiges Wunder noch grüßte inmitten der drückenden, dunkel lastenden Atmosphäre der Kollwitzschen Visionen: eine Ex-libris Radierung, an der man fast achtlos vorüberging. Nur von ungefähr fiel der Blick auf dieses seltsame Blatt. Hat die Künstlerin einmal gerastet von ihrer eigensten Arbeit, hat sie einmal sich und ihrem Gegenstand die sonst so unerschütterte Treue nicht gewahrt, ihre Schwere abgestreift und ausgeruht von ihrer Mission? Ein nackter Knabe mit weitgespannten Schwingen an den Schultern schreitet auf einem ragenden Felsen, zu seinen Füßen das beglänzte, schimmernde Meer, als wollte die Schönheit ihre Flügel breiten und frei sich heben über den Wassern — empor!

Eine tiefe Erschütterung geht aus von dieser kleinen Schöpfung, die so vieles offenbart. Ist es das Sehnen der Künstlerin, klingend in ihrer Seele verborgensten Gründen, das Sehnen, aus den Niederungen hinanzusteigen zu fremden Höhen, sich zu lösen von den Fesselungen der Irdischkeit und die Welt blühen und leuchten zu lassen in ihren Gebilden? Allein wie fein und zart diese Glocke in Kaethe Kollwitz auch tönen möge, sie findet nur um so trotziger, um so bewußter den Weg zurück zur Qual ihrer Geschöpfe, zur Dumpfheit und Engnis ihres Geschicks, und dieses gestaltend, verlebendigend und immer wieder in die leidenschaftliche Anklage ihrer Gesichte bannend, kann sie doch nicht wie jener Knabe ihrer Sehnsucht schwerelos und leichten Gemütes im Lichte wandeln — denn ihr ist zugemessen, erdgebunden zu bleiben und verhaftet dem Widerspruch des Geschehens: um ihrer selbst, um ihres Werkes willen.

Max Ludwig:
Der Staatsmann.

Der alte Staatsmann sitzt im Sessel. Er wollte nicht zu Bett, obwohl er brennt im Fieber. Jetzt wagt es keiner, ihn wegzuheben, so wenig er es auch hindern könnte. Denn ihn streichelte schon ein wenig der Tod, der hinter ihm steht; seine Sinne sind matt. Es bemühen sich sorgende Hände um ihn; er fühlt sie nicht. Es stehen angstvolle Menschen in den Zimmerwinkeln umher; er sieht sie nicht. Er hört die Worte nicht, die man zu ihm spricht; er hört den Sturm nicht, der die Fenster schüttert. Die Geräusche der Umwelt sind für ihn stumm. Denn er hört andere. Und er hat andere Gesellschaft in seinem Zimmer.

Nein, nicht in seinem Zimmer. Das ist groß geworden wie das Land, das er führte, ja noch größer, und er reitet mitten in diesem Lande. Reitet auf seinem Pferde wie sonst, nur fühlt er sich ein wenig größer als sonst. Da liegen Städte und Dörfer unter ihm, als wenn er sie von einem hohen Berge sähe, und ein einziger Schritt seines Pferdes greift weit aus über Wälder und Hügel. Und ringsum unter ihm wirrt das geschäftige Gewimmel winziger Menschen, verstreut in Feldern, geballt in Städten; und ringsum unter ihm dröhnt der Lärm ihrer Arbeit, stöhnen und atmen die Erdkräfte, die sie in ihren Dienst gezwungen. Und ruhig liegt über Gewimmel und Land der strahlende Lichtglanz der Sonne.

Aber indem er reitet, verdunkelt sich dieser Glanz. Ein fahles Gewölk schießt auf, ballt sich schwärzer und schwärzer — mit einem Male ist finsterste Nacht und fernher blendets wie Blitze. Der Reitende fühlt sich kleiner werden und kleiner sein Pferd; und siehe, es flammt ein roter Schein auf oben im Schwarzen, rot glüht auch die Erde, und riesenhaft enttauchen drei dunkle Reiter dem Scheine. Sie nahen im Brausen des Sturms, ein Gluthauch streicht vor ihnen her; sie wachsen hinauf zum Himmel, sie wachsen hinunter zur Erde. Der erste ist umglitzert von Waffen, der zweite ist hohl wie der Hunger, der dritte schwingt lohendes Feuer. Ein ungeheures Getöse geht aus von den Dreien, sogleich wird auch ein Schreien auf Erden. Da jagt es heraus aus den Städten, da wirrt es heran von den Feldern, da ballt sichs zu Massen, zu drohenden Heeren. Und ringsum beben die Hörner, und ringsum rollen die Trommeln.

Und es sagen die Trommeln:
Wir kommen, trm, trm.
Und es rufen die Hörner:
Tatataa, mit Waffen.
Und beide:
Tatataa, gebt acht, sie schneiden:
Trm, trm — gebt acht! Tatataa — ihr Drei!

Wir heben die Schlegel —
Trm, dum, dum, tatataa!,
wir rühren die Schlegel zum Schlagen.

Da braust ein Schrei und rauscht auf zum Sturm, da hebt sich das drohende Heer. Die Blitze schlagen, es schüttern die Donner, die bebende Erde speit Eisen aus, aus tausend Schloten bricht krachendes Feuer — die grimmigen Drei versinken im schwarzen Gewölk.

Wir schlagen! sagen die Trommeln.

Das Feuer jagt und der Stahl zerschlägt, es zerreißt das drohende Wetter. Die Finsternis blaßt und wälzt zurück.

Trm!, Nach!, so sagen die Trommeln.

Der Reitende sieht sich jetzt mitten im Heer. Rings glüht noch die Schlacht, rings schüttert die Welt, rings wildes Gewirr auf unendlichem Felde, Städte rauchen und Wälder brennen. Und hinter ihm braust es noch immer heran, zur Rechten, zur Linken, Reihe um Reihe, Tausende schwitzender, keuchender Menschen. Sehn auf zu ihm, Reihe um Reihe, Tausende lachender Kriegergesichter. Und rollen vorüber, Reihe um Reihe, alle hinunter in das endlose Feld, wo das Eisen schlägt und die Festungen brechen.

Zerbrechen! donnern die Trommeln.

Es hämmert gewaltig, es geschieht ein Schlag, ein Krachen sprengt alles Getöse. Irgendwo prasselts, irgendwo brichts, es fällt etwas und ein Rauch schießt auf. Braunqualmender, wälzender, breitrollender Rauch. Alles wird Rauch, der Lärm erstickt, die Menschen versinken im Rauche.

Aber da gellt tief im Qualme ein starkes Geschrei, fliegt breit, schwillt an, schlägt brausend auf. Es zerreißt die Luft, zerreißt auch den Rauch. Aller Dunst verweht, der Himmel wird hell, nur die Erde dampft noch ein wenig. Und leer ist das Feld, kein Mensch mehr zu sehn. Kein Lebender wenigstens, alle sind fort. In weiter Ferne summt Trommelgesang, hier liegen nur noch die Toten.

Doch nein, da kommt ein Mensch daher. Der Reitende hält an. Der Mensch gleicht ihm, er reitet wie er, auch das Pferd gleicht dem seinen. Der Mensch jagt vorbei, er schwingt eine Fahne in seiner Hand und ruft: „Hier wars, wo ein Reich zerfiel. Hier wars, wo ein Reich zur Größe erstand!"

Er jagt schon weiter, i st schon weit, verschwindet sogleich; dort, wo das zerschlagene Land gegen den Himmel stößt, wo Ringelqualm trüb sich ins Helle kräuselt.

Seine Stimme rollt wie ein Donner zurück. „Hier wars!" brüllen Himmel und Erde.

Da geht ein Raunen über das Feld.

„Wir warens!" antworten die Toten.

Der Haltende hört sie, doch er sieht sie nicht mehr. Er sieht nur noch Reihen von Gräbern. Unendliche Reihen, bis zur Ferne hinaus. Auf jedem ein Holzkreuz, drei Worte darauf. „Durch uns geschahs!" sagen die Kreuze.

Er reitet entlang, da hebt sich etwas, auf einem der Hügel ein Mensch. Von Aussehn ein Toter, der etwas gelegen, die Augen hohl von langer Dunkelheit.

Der hält den Reitenden an und fragt: „Wieviel Jahrhunderte sind es her, mein Freund?"

„Jahrhunderte?" fragte der Haltende mild.

„Jahrhunderte, ja, oder Jahrzehnte vielleicht. Was gestern geschah, was kümmerts euch noch? Ihr wandert ein wenig, seht euch neugierig um. Gleichgültig sagt ihr: Hier wars!"

„Menschenwerk," sagt der Haltende streng. „Was heute not tut, tuts morgen nicht mehr. Was aber not war, wer vergäß es wohl? Die Lebenden danken den Toten."

Da reckt sich der Schatten gewaltig auf, wächst riesenhaft hoch, wird einem Gotte ähnlich. Der Haltende sieht, auch der Gott gleicht ihm. Selbst dessen Stimme ist gleich der seinen.

Es erwidert der Gott:

„Was not war, meinst du? Vieles war not. Ich habe auf Trojas Trümmern gesessen; ich habe gesehn, wie Karthago fiel; ich war dabei, als Rom zerbrach. Das alles war irgend einem nötig. Hunderttausende starben darum. — Was ist es euch heute?"

„Eine Erinnerung," spricht der Haltende. „Aber wir sind keine Götter, wir Menschen. Wir müssen essen — wir tun es seit Jahren. Wir müssen atmen — wir tun es seit Jahren. Wen kümmert es heute? Und doch war es nötig. — So notwendig ist uns heute, zu kämpfen. Ein Karthago steht immer."

„Immer? sagst du?", fragt der Gott.

Mit dem Wort wird in der Erde ein Rasseln, die Gräber springen auf, es heben sich Tausende weißer Gerippe hoch. Die haben keinerlei Rock an, sehen eins dem andern gleich, bewegen sich eins wie das andere und klappern einzeln vorüber.

Der Gott deutet auf sie.

„Stehts denen noch? Das hier sind Freunde und Feinde. Erkennst du, welches die Deinen sind? Frag, ob sie an das Notwendige glauben."

Aber alsobald wird ein Brausen in der Luft, und ein Schrei wie von Hunderttausenden hallt aus der Ferne herüber.

„Karthago steht noch!" donnert der Hall.

Der Zug der Gebeine erstarrt.

„Uns Lebenden stehts noch," hebt sich der Haltende auf. „Uns beengt es heute das Atmen. Mags Göttern und Toten unnütz scheinen, mögen wir morgen selben sagen: Hier wars! — heute ist nötig: Karthago muß fallen!"

„Karthago muß fallen!" braufts in der Ferne.

Und siehe, da regt sichs auch in der Ferne, unterm Tritte von Tausenden zittert die Erde.

„Karthago muß fallen!" donnern die Tritte.

„Karthago muß fallen!" rufts auch in der Nähe, und ein Zug drängt heran, ein Zug von Soldaten, zu Pferde manche, die meisten zu Fuß, einige gelagert auf Wagen. Wund alle, blutfleckig, erdig, mit Tüchern umhüllt. Sie drängen gradaus, in die Toten hinein. Die weichen zur Seite, verblassen, verwehn. Ein Reiter jagt am Zuge entlang; sein Pferd hat drei Beine, er einen Arm. Aber das Pferd trabt gut, und der Reiter lacht.

Er jagt und fragt:

„Schmerzt es euch, Brüder? — Leim auf die Wunden! Karthago muß fallen!"

„Karthago muß fallen!" antworten alle.

Die Luft hallts nach, und der Gott erblaßt.

Der Haltende erhebt gegen ihn den Arm.

„Hör' es, du schwatzender Gott!"

Der Gott wird zum Schatten, der Schatten versinkt.

Die Gräber verschwinden, ein Nebel fällt.

Der Zug der Wunden verdämmert im Nebel.

Vor dem Haltenden aber erglänzt ein Licht, ein mildes Licht, das ihn dennoch blendet. Und es spricht in diesem Lichte einer, den er nicht sieht, und es rührt ihn eine Hand an, die er nicht sieht.

Und es spricht die Stimme im Licht:

„Groß ist: zu kämpfen. Groß ist: zu siegen. Aber des Großen würdig wird nur d a s Volk sein, das seine Siege erfüllt!"

Die Stimme schweigt, doch es wächst das Licht, breitet sich aus, von der Erde bis an den Himmel. Der Staatsmann sieht sich reiten in diesem Lichte. Von fernher dröhnt wieder Kanonengesang. Er hört ihn kaum mehr, er hört nur sich. Er sieht auch nichts weiter, nur unendliches Licht.

Doch, da formt es sich wieder im Lichte. Gestalten treten heraus, Staatsmännern ähnlich. Staatsmännern, die er nicht kennt. Seinesgleichen der Zukunft.

„Große Staatsmänner, ja," denkt er. „Die sind zweifellos nötig. Nötig zum Erfüllen des Siegs. Aber sie schaffen nur das, von dem man nach Jahren sagen wird: Hier wars! Erfüllen heißt: ausfüllen den Sieg, wachsen nach innen. Wachsen zu dem, von dem man nach Jahrhunderten noch sagen wird: Hier ist! Doch dazu kann kein Staatsmann helfen, das kann ein Volk nur selbst."

Dennoch winkt er ihnen zu, bei ihm zu bleiben, mit ihm zu gehn. Er möchte zeigen, sie lehren.

Sonderbar, sie gehen über der Erde, sie gehen in der Luft. Nein, auch nicht in der Luft, nicht über der Erde. Denn sie treten auf ihr, obgleich sie tief unter ihnen liegt, jetzt, als der Nebel zerrinnt und sie sie sehen. Aber über aller Gegenwart gehen sie so, über allem Menschlichen hin. Es ist hier keine Nähe und Ferne mehr. Die Ferne wird Nähe, sobald sie die Blicke erheben. Ihm wenigstens Nähe. Ihm ist auch vieles durchsichtig geworden in dieser Nähe unter ihm. Durchsichtiger die Häuser als Glas; er sieht nur die Menschen darin. Und doch ist sein Auge noch schwach, denn sein Ohr ist weit schärfer und er sieht jetzt nur das, was er hört. Es ist eine Wirrnis von Tönen um ihn her, aber keine gesprochenen Worte sinds, die er vernimmt. Alles Laute scheint ihm im Augenblicke stumm, nur das Geheimste der Menschen unter ihm findet einen Weg zu ihm herauf. Er hört alle Hoffnungen, Wünsche, Ängste. Er hört auch manches, was ihm schrill und mißtönig klingt, manches, was ihm weitab scheint von jeder Erfüllung.

Aber vor allem hört er Jammer, der keine Worte hat, tausendfachen Jammer; hört das verhaltne Stöhnen solcher, die nicht klagen wollen, was sie leiden, tausendfaches Stöhnen; hört das verbissene Schweigen derer, die stumm an irgend einem Rade drehn, damit es nicht stille stehe, tausendfaches Schweigen.

Er hört noch immer Blutstropfen fallen auf den Schlachtfeldern ringsum, Tausende von Tropfen; er sieht Menschen schleichen, die der Krieg zerschlagen hat, Tausende von Menschen; er sieht — diesmal in weiter Ferne — Hunderttausende von Kriegern heimkehren, zwischen denen Hunderttausende von Lücken klaffen.

Und er hört ebenso ferne Trommeln jubeln: „Wir schlugen!"

Da zeigt er ringsumher auf alles Land.

„So starkes braucht es, um uns die Luft geräumig zu machen zum Atmen!" sagt er zu denen um ihn. „Ich schätze, dieses Volk wird nun wachsen. Aber wenn es dann Luft hat zum Atmen, sehet zu, daß es diese Luft auch zu gebrauchen wisse. Soll so Ungeheures erfüllt werden, muß es die Erde reicher machen als sie war. Daß es nicht künftig zu seufzen brauche: Hier wars! Sucht, wer ihm zu sagen lehre: Hier ist!"

Er will noch weiter reden, aber seine Augen werden dunkel, er sieht die um ihn nicht mehr.

Er greift nach seinem Pferde; er findet keins.

Er hört ganz nahe um sich ein dumpfes Gemurr, wie vieler Stimmen Geraun.

Da hebt er befehlend den Kopf.

„Hier ist!" mahnt er nochmals laut.

Aber der Tod, der hinter ihm steht, zieht ihn wieder zurück und sagt leise: „Hier wars."

Otto Karl Müller: Von den Mohnblumen.

Mohnblumen trinken aus voller Brust Sonne. Wie Soldaten, wenn sie aus feuchten Unterständen emporsteigen.

Die Mohnblumen lieben die Soldaten und erfreuen sie. Sie werfen ihre roten Kapuzen ab, damit sie in die Schützengraben fallen. Um die bloßen Köpfchen zittert dann schwarzes Gelock. Für diese Hingabe werden sie auch von Männerfäusten geherzt.

Weshalb seid ihr Mohnblumen aber so schweigsam?

Weil wir das Blut von Gefallenen getrunken haben. Dann sind wir so still und leuchten so rot. Oft zerreißen Geschosse unsern Körper. Die gleichen spitzen Geschosse, die das Gehirn an der Schießscharte durchbohren.

Es sind gar treue Kameraden diese Blumen. Wird ein toter Soldat verscharrt, strömen sie herbei, leuchten in der Sommersonne, neigen sich im Winde hin und her.

Und eine Mohnblume beginnt, zu erzählen: Die deutschen Frauen pflücken uns in ihre großen Sommerhüte. Sie gehen auf die Berge damit. Ihre blonden Haare flattern im Sturm gleich Mähnen edler Rosse. Sie schwingen die Hüte im Kreise und schütteln uns aus den lustigen Ampeln. So fliegen wir in die Hänge zu den Bergrosen, auf die Dächer im Tale und in die Flüsse. Die Buben und Mädels springen auf Straßen und Märkte, klatschen freudig in die Hände und schreien:

„Mutter, Mutter, sieh nur! Lauter, lauter rote Schneeflocken!"

„Dummer Jung, du!" lacht die Mutter. „Das sind doch gar keine Schneeflocken. Mohnblumen sind es, die gütige Frauen über Land streuen in Zeiten des Kriegs". Der Junge rennt durch die Stadt und tuschelt den Nachbarskindern diese Geschichte ins Ohr. Sie werden still dabei. Sie wissen von ihren Vätern, daß sie im Kriege sind. Zu Trupps marschieren sie vors Stadttor und stammeln in den reifen Kornfeldern Gebete.

Dichter und dichter werfen uns die Frauen auf Erde und Kinder. Es wird ein gar wildes Blumenwogen. Die Buben lesen uns auf, stecken uns in das wilde wirre Haar der Mädels.

Und bald ist das Abendrot da. Die Kinder ziehen nun heimwärts. Wie eine Blutwelle hüpft es. So viel Mohnblumen tragen sie. So purpurn glüht die Sonne.

Der alte Türmer im Städtchen sieht sie kommen. Sowie sie am Tor sind, läßt er die Glocken läuten. Die Bürger hängen Fahnen und Wimpel heraus.

Ein Verwundeter ruft: Seht unsere Jugend! Sie wandert durch die Gassen mit Blumen in der Hand und im Haar. Mohnblumen sind es, in denen die Seelen der Gefallenen wohnen. Ihr Klöppel in den Glocken rast! Schlagt ans Metall! Begrüßt sie mit Jubel! Greiser Türmer, nimm dein bischen Kraft noch einmal zusammen und tritt mit Macht ins Gebälk! Heil den Seelen! . . . Da schweigt die Mohnblume auf dem Soldatengrab.

Geschütze trommeln.

Und die Mohnblumen schmiegen sich enger aneinander, wie die Menschen im Schützengraben.

Dr. Edwin Waibel.

Im Walde verborgen da stehn wir
Von der 7 u. 7 u. 8,
Verschütten die Gräben und trommeln,
Denn der Russ' bricht hervor bei der Nacht.

Es trommeln zur rechten und linken
Unsere Brüder zum Höllenkonzert,
Es kracht bis zum vordersten Graben
Aus dem glühend-vulkanischen Herd.

Und um uns da pfeift es und schwirrt es
Von verderbendem Eisen und Blei;
Unheimliche Vögel erheben
In den Lüften das Todesgeschrei.

Und stumm ziehn vorüber Reserven
In das Männergemorde da vorn,
Wir laden die Rohre und streuen
Sie beschützend das tödliche Korn.

Die Erde erzittert in Krämpfen,
Sie saugt ächzend der Tapferen Blut,
Sie hüllt sich in Rauch und in Wolken,
Zu bedecken das kostbare Gut.

Allmählich verstummt das Getöse,
Der Russ' ist zum Schweigen gebracht,
Die Stellung genommen. So stehn wir,
Teure Heimat, auch ferner auf Wacht.

Ilse Reicke:
Karl von Rochows letzte Verzückung.

Fortsetzung.

Sein Forscherfleiß begnügte sich jedoch bald nicht mehr damit, bei diesem einen Buche, bei diesem Namen nur zu verweilen, die seine Seele immer neu mit tiefer Inbrunst füllten: er schlug in den Büchern nach, befragte Bibliothek und Buchhändler und erfuhr so von einem anderen Bande der Dichterin, den er noch am selben Tage sich bestellte und kurze Zeit darauf, sorgfältig in weißes Papier geschlagen, zugeschickt erhielt. Es waren Balladen, voll Kraft und Leidenschaft, die eine schmerzliche Fülle sonderbarer Bilder und fremder Gefühle in ihm erstehen ließen. Die gleiche, tiefgehende Verwandtschaft mit vergangenen Menschen und erstorbenen Zeiten, die er von sich selber kannte, spürte er in diesen Blättern. Aber nicht genug damit: er forschte in den literaturgeschichtlichen Werken, um ein Näheres über das Leben der Dichterin zu erfahren; außer ein paar kümmerlichen Daten und ihrem Aufenthaltsorte ward ihm nichts, dafür jedoch fand er Vergleiche, Hinweise, und so kam es, daß er, um besser unterrichtet zu sein, für die gegenwärtige Zeit überhaupt sich zu interessieren begann, die Werke darüber studierte und in leidenschaftlicher Vertiefung den ganzen Sommer diesem neuen Studium schenkte.

In seinem Arbeitszimmer, dessen Wände bisher ganz den Büchern der Forschung und der mittelalterlichen Sänger gehört hatten, erwuchs allmählich eine neue, mit Freude und ein wenig Verlegenheit geliebte Ecke der Lebenden. Auf dem großen, mit schwarzem Wachstuche bezogenen Arbeitstische begann ein Manuskript sich zu schichten, das die mittelalterliche Frauendichtung in nachdenklichem Vergleiche mit den bedeutendsten der gegenwärtigen Schriftstellerinnen behandelte. Unter den Schülern Karl von Rochows sprach man bereits mit heimlicher Freude davon, daß er im kommenden Winter eigens eine Vorlesung der neuen Literatur zu widmen gedächte.

Als das Semester wieder begann, und das Laub des Sommers nur noch vereinzelt an den Bäumen hing und sonst ein Spiel des Staubes und des Windes geworden war, da trug für Karl von Rochow die Arbeit des Sommers reife Frucht. Er stand auf dem Katheder und blickte in eine stattliche Schar altbekannter und neuer Gesichter und leitete mit sorgsam überlegten Worten seine neue, seine erste Vorlesung über die Dichtung der Lebenden ein.

Der späte Abendschein brach vom Universitätshof, in den der Turm der Jacobskirche neugierig hineinlugte, durch die Scheiben und lag in rotgoldenem Geviert auf den weißgetünchten Wänden des Auditoriums. Die Brillengläser des Professors blitzten auf und ab, wenn er den Kopf niederbeugte, um eine Seite des Manuskripts umzuwenden, das vor ihm auf dem Tische lag, — denn es war Karl von Rochow nicht gegeben, frei zu sprechen. Auf der obersten der emporsteigenden Bänke stand finster und verdrossen der Projektionsapparat, den Karl von Rochow jedes Halbjahr voll ängstlicher Aufregung einmal benutzte, um seiner öffentlichen Vorlesung über die deutsche Klosterdichtung einen sinnlich-lebendigen Abschluß zu geben: er ließ dann den Hörern die Klöster und Klosterruinen, von denen die Rede gewesen, in lebenstreuen Aufnahmen auf der weißen Leinwand erstehen.

Die mittelalterlichen Werke der Poesie bildeten nach wie vor sein Hauptthema; die Kollegen allerdings, die von dem Neuen nichts wußten und darum nichts wissen wollten, hatten trotzdem nicht umhin gekonnt, über seine vermeintliche Abtrünnigkeit bedauernd die Achseln zu zucken oder, mitunter ein wenig anzüglich, ihn damit zu verspotten.

In den Monaten des mählich fallenden Sommers und leise emporbringenden Herbstes hatte sich für Karl von Rochow zweierlei von Bedeutung zugetragen: einmal war er, der sonst schon jahraus, jahrein das mittlere und das südliche Deutschland durchstreifte, alte vergessene Stätten aufstöberte und ihrem einstigen Glanze nachträumte, er war dieses Jahr, aus einem dunklen Wunsche heraus, nach dem salzdurchwehten Nordosten seines Vaterlandes gefahren. Dort hörte er das Wiegen der Wellen im Sande, atmete den herben, kühlen Geruch des Laubwaldes und wanderte durch ernste Ebenen, welche die niedrigen weißen Federnelken mit ihrem herben und süßen Dufte überhauchten. Er stand an den Strömen, deren Ursprung jenseits der Grenzen lag, betrat den Bau, den adeliges deutsches Rittertum in der fernen Fremde als Hochburg gegen den andrängenden Feind sich geschaffen, und er verweilte inmitten weich gewellter Hügel und still aufblinkender Seen an den Stätten, wo der Krieg seine grausige Geißel geschwungen hatte.

So wandelte er, voller Ehrfurcht und stillem Glück, in der Wirklichkeit die Wege nach, die jene teuren Lieder in der stillen Gelehrtenstube ihn schon oftmals geführt. Am Schluß der Reise sahen ihn einige Tage lang die Mauern der alten Hauptstadt des Landes, die, wie er wußte, auch den Wohnsitz der von ihm Verehrten umschlossen. Der Gedanke jedoch, sie aufzusuchen und mit ihr zu reden, — dieser Gedanke blieb seiner Seele fern und fremd. Nicht anders als für die heilige Hildegard oder manch andere fromme Schwärmerin, die durch ihr Werk und ihre Unnahbarkeit ihm als Geheiligte erschien, schlug sein Herz, sein der Wirklichkeit so ungewohntes Herz, für sie, die ihm nicht minder geheiligt war.

Es war gegen Ende September, als ein Weiteres in Karl von Rochows eintönigem Leben sich ereignet hatte: Eines Tages, während er sein bescheidenes Mittagsmahl in dem Gasthofe am Markt verspeiste, erblickte er jene Studentin mit der wohlklingenden Stimme, deren Buch in seiner Wohnung lag. Zunächst blieb er unschlüssig, ob es ziemlich sei, sie anzureden. Da die Dame jedoch der einzige Gast außer ihm war und der Zufall es wollte, daß sie beide nach derselben Zeitung verlangten, so ergab sich notgedrungen ein kleines höfliches Gespräch zwischen ihnen. Dieses Gespräch nun nahm Karl von Rochow, nicht ohne Verlegenheit, zum Anlaß, der Dame seine Schuld an dem Verschwinden des hellbraunen Buches zu gestehen.

Sie lachte, als sie davon vernahm, ein heiteres Kinderlachen, das man ihrem ernsten, fast sorgenvollen Gesichte, nicht zugetraut hätte. Sie gerieten bald in eine Unterhaltung über die Dichterin, und Karl von Rochow war überglücklich, zum ersten Male mit einem Menschen von ihr reden zu dürfen. Mit gläubiger Andacht hörte er zu, wie in klugen und herzlichen Worten, die von einer sehr wohlklingenden Stimme gesprochen wurden, tiefe Verbundenheit und Vertrautheit mit den teuren Gedichten sich ihm mitteilte.

Als sie nachher ein gemeinsames Stück Weges durch die ferienstillen kleinen Straßen schritten, in denen die Spione an den Fenstern nur die Langeweile verraten konnten, die draußen spazieren ging, — da wurde er plötzlich gefragt:

„Ja, Herr Professor, haben Sie ihr eigentlich nie geschrieben? Sie würde sich doch gewiß sehr darüber freuen, — und gewiß hat sie Interesse an Ihren Arbeiten!"

Was er im Augenblick geantwortet, wußte Karl von Rochow später nicht mehr zu sagen, jedenfalls aber war es das Ergebnis jenes kurzen Zusammentreffens gewesen, daß er nach mancherlei nachdenklichen Wegen auf dem Stadtwall, und einem viertelstündigen, verträumten Anschauen des Nicolaiturmes, sich eines Abends zu einem Briefe an die verehrte Dichterin entschlossen hatte.

Er ward einige Tage darauf verfaßt, ein wenig verlegen allerdings, — ein paar seiner gedruckten Arbeiten fügte Karl von Rochow bei, — und nach weiteren zwei Tagen ließ er den Brief wirklich abgehen.

Wider Erwarten bald waren ein paar freundliche und dankende Zeilen eingetroffen, — Karl von Rochow hatte sie dem Briefträger auf der Straße abgenommen, — und da diese Antwort nach der Lektüre seiner Arbeiten eine andere, von größerer Ausführlichkeit verhieß, so war sie der Ausgangspunk eines nicht häufigen, aber regelmäßigen Briefwechsels zwischen der Dichterin und dem Gelehrten geworden.

Wenn Karl von Rochow jetzt auf dem Katheder stand und seinen Jüngern die Feinheit mittelalterlicher Sprachkunst darzulegen strebte, dann

bemerkte wohl die eine oder die andere der Hörerinnen, daß seine große Gestalt hagerer, seine vertieft liegenden Augen lebhafter geworden, daß seine rechte Hand, die sonst ruhig auf dem vorderen Rand des Pultes lag, — die Linke pflegte er in die Tasche des Beinkleides zu stützen und nur zum Umwenden der Blätter hervorzuziehen, — das seine Rechte ein unruhiges, beinahe hastiges Gebärdenspiel bekommen hatte.

Man fand auch — dies allerdings nur unter den Studierenden —, daß der Professor von Rochow umgänglicher geworden sei: nach Schluß der Vorlesung kam mitunter einer oder der andere von den Zuhörern mit einer Frage an ihn heran, und es ereignete sich sogar, daß man den Professor die Pausen über, sein Frühstücksbrot verzehrend, in lebhaftem Gespräche mit einem jungen Studenten auf und niederschreiten sah.

*

* *

Vor der Universität breitete sich ein viereckiger Platz aus, von hohen alten Ulmen umstellt, in dessen Mitte ein kleines gotisches Denkmal emporragte. Dort pflegte Karl von Rochow zwischen den bunten Blumenanlagen einherzugehen, denn er liebte den Aufenthalt im Professorenzimmer mit seiner pflichtmäßig scherzhaften Unterhaltung nicht sonderlich. Dort war es auch, wo an einem regnerischen Novembertage, — Karl von Rochow ging auf weitläuftigen Gummischuhen, — zwei mit Mappen und Regenschirmen bewaffnete Gestalten auf ihn zu kamen. Die eine erkannte er nach einiger Zeit als jene Studentin mit der wohlklingenden Stimme, — an die er übrigens seit jener Begegnung im „Nordischen Hof" während der Seminarübungen ausschließlich seine Fragen zu richten pflegte, — die andere, deren Gesicht unter der Kapuze eines mönchskuttenartigen Lodenmantels hervorsah, war gleichfalls eine Schülerin von ihm, wenn er sich auch ihres Namens nicht mehr zu entsinnen wußte.

„Verzeihen Sie, Herr Professor", sagte die erste. „Sie baten mich, an die Texte für das Seminar morgen zu erinnern".

„Ach ja, ganz recht, sie liegen bei mir oben auf dem Ofen, glaub' ich".

— Karl von Rochow hatte unverzüglich die Vorstellung von staubigen Fingern. „Wollen Sie mich morgen nochmals daran erinnern, Fräulein Bernegg?"

Fräulein Bernegg, — dies war der Name der ersten jungen Dame, — sagte mit ihrer wohlklingenden Stimme ein „sehr gerne, Herr Professor" und wollte sich mit einem Kopfneigen entfernen. Dann aber zögerte sie plötzlich, sah zum Himmel auf, und da feiner Regen herabzufallen begann, beschloß sie, den Schirm aufzuspannen, Sie bat die andere Dame, die sie mit „Fräulein Hooge" anredete, ihr zu diesem Zwecke die Kollegmappe zu halten. Lediglich aus dem Bedürfnis nun, diese Pause ein wenig gewandt auszufüllen, fragte Karl von Rochow:

„Fräulein Hooge, darf ich wohl wissen, ob Ihnen neulich in der Übung meine Hypothese klar geworden ist? Ich habe mich wohl sehr schlecht ausgedrückt, es schien mir so, als ob einige Hörer nicht recht mitgingen . . . . ."

Die Drei kamen durch die Erörterung dieser Frage — die für des Professors fast an Unsicherheit grenzende Bescheidenheit kennzeichnend war, wie Fräulein Hooge dachte, — wieder ins Auf- und Niederschreiten, immer von der einen frierenden Ulmenreihe bis zur gegenüber liegenden. Fräulein Bernegg lenkte das Gespräch jedoch schleunigst wieder auf moderne Bücher, die sie trotz der eifrigen althochdeutschen Studien am meisten liebte; Fräulein Hooge aber erzählte Karl von Rochow, daß sie beide in der nächsten Woche einen kleinen lyrischen Abend bei sich veranstalten wollten, vor allem sollte er der von ihm Verehrten gelten. Karl von Rochow erfuhr, daß ein Bekannter der Dame ein ganz kürzlich erschienenes Buch ausfindig gemacht habe, das viele Bilder und Nachrichten über das Persönliche der Dichter berge und ausschließlich die letzten zehn Jahre behandele. Er kannte den Titel nicht. Sie wollten, so erzählte Fräulein Hooge, gemeinsam darin lesen und dann ein paar Verse der Dichterin vortragen, die kürzlich in einer Zeitschrift erschienen waren.

„Oh — das würde mich aber sehr interessieren, was Sie da alles Neues und Schönes erfahren und genießen werden . . ."

Die beiden Gestalten in den Lodenmänteln blieben plötzlich stehen. Fräulein Hooge wurde rot unter ihrer Kapuze, und mit einem Lächeln, das ihre frischen und zierlichen Zähne sehen ließ, fragte sie:

„Ja, Verzeihung, Herr Professor, wir würden natürlich sehr dankbar sein, wenn sie uns die Freude machen wollten und auch kämen. Wir wußten bloß nicht, ob es Ihnen auch angenehm sein würde. In der einen Vorlesung sind wir ja jetzt auch bei ähnlichen Fragen . . ." setzte sie ein wenig stockend, wie zur Entschuldigung hinzu.

„Also wir dürfen Sie bitten, Herr Professor?" fragte Fräulein Bernegg und schob freudig gespannt den Kopf vor.

„Sie sind sehr liebenswürdig, meine Damen . . es ist mir fast ein wenig peinlich . . . aber da ich ein ganz besonderes Interesse für diese Fragen hege, sehr gerne natürlich . . ."

„Oh, das freut uns aber sehr!"

Vom Nicolaiturme, der von seiner verregneten Höhe herab ernst in den Platz herniedersah, schlug es ein Viertel. Die Beiden wandten sich unruhig der Universität zu.

„Auf Wiedersehen, Herr Professor. Am Donnerstag um halb fünf".

„Und unsern besten Dank nochmals". Damit eilten die beiden über den Platz, überschritten den schmalen, holperigen Fahrdamm und schlüpften jenseits der Straße die Stufen zum Portal der Universiät hinauf, das nur einen Flügel grämlich geöffnet hielt.

Karl von Rochow war stehen geblieben und drückte mit der Spitze seines Gummischuhes kleine Halbkreise in die feuchte Erde, einen neben den andern, eine ganze lange Reihe. Dann schüttelte er den Kopf und ging mit ausholenden Schritten vorwärts, wobei er seine große warme Hand, auf die jetzt kalter Regen tröpfelte, aus der Manteltasche zog und sich das Kinn strich. Mit ein paar tiefen Atemzügen suchte er der kleinen Verlegenheit und Erregtheit Herr zu werden, die sich seiner bemächtigt hatten. Dann schritt er langsam, mit den Blicken den Boden suchend, schräg hinüber zu dem roten Backsteinbau der Bibliothek, um ein paar Daten nachzuschlagen.

Der Regen ging gelassen und unverdrossen auf den nun gänzlich vereinsamten Platz mit den Ulmen im Geviert hernieder; er rieselte von den obersten Fialen des gotischen Denkmals auf die kleinen ehernen Bürgermeister herab, die in ihrer mittelalterlichen Tracht unbeweglich in die feinen Fäden starrten, er lief von ihren Hüten und breiten Schuhen herunter auf den Sockel mit der in Erz gegossenen Gedenkschrift und rann in vielen nassen Schlänglein über das lockere Beet, in dem sommers die roten Päonien blühten. An anderen Stellen füllte er die tiefeingedrückten Fußspuren der Drei aus, die großen des Professors, die festen, breiten Fräuleins Berneggs und die kleinen schmalen Fräuleins Hooges. Niemand kam vorbei, nur einmal war der alte Pedell Kiekenreder mit einer großen Rolle im Arm schnell vorübergeschlichen, — auch heute auf dicken Filzschuhen, denn er hatte keine Frau und konnte sich das leisten.

Ganz die gleiche Mischung von prickelnder Neugierde und leiser Unbehaglichkeit, die man als Kind erlebt hat, empfand Karl von Rochow bei dem Gedanken daran, daß er, der Einsiedler, nächstdem „auf Besuch" gehen würde. Dies Gefühl verdrängte auch bis zur festgesetzten Stunde die Freude darüber, daß er mit anderen zusammen einen Nachmittag ganz der Verehrten sollte weihen dürfen.

Er stand vor seinem Spiegel, der ein wenig grünlich machte und in die Breite verzerrte, und bemühte sich, ein weiches, schwarzseidenes Tuch als Kravatte um den Kragen zu knüpfen.

„Was, der Professer geht auf Besuch!" dachte die muntere rundliche Frau des Papierhändlers Leberenz, deren Haus im rechten Winkel an das von Karl von Rochow bewohnte stieß, und die von ihrem Fenster aus seiner andächtigen Beschäftigung schon eine Weile lang zusah. Aber daß der Professor zu Damen,und gar zu jungen Damen ginge, darauf wäre sie trotz allen Nachdenkens und aller ihrer Menschenkenntnis ebensowenig verfallen, wie es Karl von Rochow beigekommen wäre, über die merkwürdige und nicht leicht zu nehmende Tatsache nachzudenken, daß er, der Professor und Junggeselle, zwei allein wohnende und unverheiratete Damen besuchen ging!

Fräulein Bernegg und Fräulein Hooge hatten sich bei einer gemeinsamen

Wirtin eingemietet, ein paar Schritte außerhalb des Städtchens, jenseits des Flusses. Das Haus, das höchste der Stadt, denn es hatte drei Stockwerke, lag zwischen flachen Wiesen, die jetzt infolge des anhaltenden Regens überschwemmt und in eine weite Wasserfläche verwandelt waren.

Nachdem Karl von Rochow sich zweimal überzeugt, daß er die rechte Hausnummer vor sich hätte, stieg er in dem neuen, heiter getünchten Treppenhause empor, wobei der Geruch frischer Farbe ihn angenehm berührte. Schon im Augenblick, da er die Klingel losließ, öffnete ihm Fräulein Bernegg und streckte ihm herzlich, jedoch nicht ohne Ehrfurcht, die Hand entgegen. Gleich darauf erschien auch Fräulein Hooge und begrüßte ihn mit der heiter und ein wenig verlegen lächelnden Stimme, die ihrem ruhigen Wesen lieblich anstand. Während sie die Tür zum Zimmer offen hielt, damit etwas Licht in den finsteren Flur fiele, legte Karl von Rochow ab, — dann traten sie ein.

Das Zimmer war hell, aber schon ein wenig von zarter Dämmerung erfüllt, die durch das große Fenster hereinbrach. Draußen blinkten die überschwemmten metallisch-scheinenden Wiesen, dahinter dehnte sich die dunkle Ebene bis zum Horizont. Man bat den Gast, Platz zu nehmen, und Karl von Rochow ließ sich behutsam auf dem glatten kirschroten Plüschsofa nieder; rechts und links von ihm setzten sich Fräulein Bernegg und Fräulein Hooge auf zwei kirschrote kleine Sessel, die zu dem Sofa gehörten. Vor ihnen stand der ovale, mit einer blauweißen Leinendecke belegte Tisch, in dessen Mitte eine Kaffeekanne auf einem zierlichen Spirituskocher freundlich duftete und summte.

Noch ehe man sich in eine nähere Unterhaltung über das trostlose Wetter und den Unglücksfall im Hause Professor Campmanns eingelassen hatte, tat sich die Tür auf, und herein kam Fräulein Deißler und Herr Keier, beides für Karl von Rochow wohlbekannte Gesichter. Die Beiden hatten in dem auf der anderen Seite des Flures gelegenen Zimmer von Fräulein Hooge „noch rasch den Kuchen arrangiert", wie sie sagten. Man war vollzählig, und Fräulein Hooge begann, vorsichtig den Kaffee einzuschenken, während Fräulein Bernegg eine fröhliche Fülle kunstvoll aufgebauten Kuchens anbot.

Karl von Rochow saß behaglich zwischen den heiter Plaudernden, ließ von dem würzigen Getränk sich angenehm durchwärmen — Kaffee war ein seltener Genuß für ihn, da seine Bereitung ihm selber zu viel Mühe machte, — und blickte draußen in die graue Landschaft. Man plauderte zunächst vom Fach und, wie es in diesen Kreisen immer sein wird, von dem Charakter, dem Leben, den Dozenten der anderen Universitätsstädte. Auf die eigene Umgebung in diesem Sinne einzugehen, verbot der Respekt.

War es der Weg durch das rauhe Wetter in die heitere Behaglichkeit des Zimmers, war es der Gegensatz zu seinem eigenen, von den Büchern beherrschten Heim, war es die unmittelbare Einwirkung des Geistes, der ihn umgab?: Karl von Rochow, der sonst nichts sah und nichts bemerkte, freute sich an

dem buntbemalten Kaffeegeschirr und drückte dies sogar in einer schüchternen Bemerkung aus; er erfuhr darauf, daß es ein Abituriumsgeschenk von den Freunden Fräulein Berneggs sei. Er sah ferner, daß das Zimmer mit einer hellen Farbe getüncht war und daß über dem Schreibtisch, auf dem Kollegheſte und Bücher sorgfältig zusammengelegt waren, in einem runden kleinen Rahmen das Bild eines dunkelhaarigen jungen Mannes hing. In einer Ecke des Zimmers stand das reinlich bedeckte Bett, daneben, auf einem Tischchen, eine Weckuhr und eine hellgrüne Karaffe mit Gläsern. Ein Spiegel in altem Biedermeierrahmen hing über der braunen Kommode, auf die Fräulein Bernegg und Fräulein Hooge eine silberne Vase mit frischgepflückten Tannenzweigen gestellt hatten, denn der Kaffeetisch verweigerte den Platz dafür . . .

Sodann betrachtete Karl von Rochow ein paar farbige Wiedergaben moderner Bilder, die gerahmt an den Wänden hingen, neben ihm, über dem kirschroten Sofa, unterbrach Klingers Radierung „An die Schönheit" die hellblaue Wand.

Fräulein Deißler schenkte ihm aufs neue Kaffee ein und er sah, daß sie ein ganzes Kleid aus mattgrauem Stoffe trug, und gleich darauf stellte er fest, daß auch Fräulein Bernegg und Fräulein Hooge nicht, wie sonst, einen Rock mit einer Bluse trugen, sondern gleichfalls Kleider von feinem blaßblauen Wollstoff angezogen hatten. Diese Beobachtung stimmte Karl von Rochow freundlich und feierlich, sie rührte ihn, und während er die bunte Papierserviette, die neben seinem Gedeck lag, entfaltete und umständlich ein Stück Mohnkuchen auf den Glasteller beförderte, fühlte er eine kleine herzliche Dankbarkeit gegen seine Gastgeberinnen.

Fräulein Bernegg, Fräulein Hooge und Fräulein Deißler hatten, das soll nicht verhehlt werden, die ganze Zeit zwischen den Kollegs und nach Tisch zu Vorbereitungen gebraucht: sie waren selbdritt zum Kolonialwarenhändler und in den Konditorladen von Herrn Schimpff gegangen, um alles auf die denkbar beste Weise zu besorgen, sie hatten in Eile die Tannenzweige gepflückt und dann jeden einzelnen der silbernen Kaffeelöffel — „Stefanie" stand darauf, denn Fräulein Hooge hatte sie einst als Patengeschenk erhalten — mit zierlicher Sorgfalt auf den Tisch gelegt.

„Nun, meine Lieben, gehen wir allmählich zum zweiten Teile des Festes über?" fragte Fräulein Deißler, als sie sah, daß niemand sich mehr bediente. Ihr krauses, reiches, goldblondes Haar stand um ihren Kopf wie ein Heiligenschein. Zum ersten Male bemerkte Karl von Rochow, daß sie einen Kneifer trug. Sie hatte eine zarte Stimme und ganz gebrechliche Hände. Fräulein Hooge begann, Tassen und Teller auf ein rotlackiertes Tablett zu setzen, und trug sie dann fort. Die Vier hatten miteinander verabredet, daß immer nur einer „bedienen" oder, wie sie es nannten, „die Martha spielen sollte", damit unherrschaftliches Hin- und Herlaufen vermieden würde.

„Nun Erwin, walte Deines Amtes", rief Fräulein Deißler neckend Herrn

Keier zu. Sie hatten, wie man dem Professor erzählte, zusammen auf der Schulbank im Gießener Gymnasium gesessen und die Reifeprüfung gemacht; daher duzten sie sich.

Herr Keier besaß ein offenes, energisch geschnittenes Gesicht und spielte in dem Kreise den übermütigen Unterhalter und Spaßmacher, außerdem aber verfaßte er sehr ernste, lyrische Gedichte. Er holte jetzt von einem Nagel neben der Türe eine kleine silberne Schaufel mit dazugehörigem Besen und begann, das Tischtuch abzufegen, indes er kellnerhaft die Serviette zwischen den Arm geklemmt hielt. Karl von Rochow bedachte mit heimlicher Scham, wie er den Tag über die Krumen auf seinem Tischtuche liegen ließ und nur jeden zweiten Morgen es in den Wascheimer auszuschütteln versuchte.

Er sah dann, wie Fräulein Bernegg einen Korb mit Äpfeln herbeiholte und die Früchte sorgfältig nacheinander in die Ofenröhre legte, wobei sie, um besser zu sehen, die Knie beugte und den Kopf nach vorn neigte.

„Wir können vielleicht jetzt zu mir herübergehen", bat Fräulein Hooge, „ich will nur noch die Lampe anstecken".

Karl von Rochow beobachtete aufmerksam, wie sie eine kleine Spirituslampe entzündete. Sein Blick fiel gerade auf ihren glatten schwarzen Scheitel und ihre festgeflochtenen blanken Zöpfe, die am Hinterkopfe aufgesteckt waren. Ein paar Sekunden lang zuckte ein schwaches blaues Flämmchen, dann wurde es plötzlich licht.

„Bitte sehr, Herr Professor", sagte Herr Keier und öffnete die Türe.

Man ging über den Flur in Fräulein Hooges Zimmer, das denselben Charakter trug wie das von Fräulein Bernegg, eine Mischung von Freundlichkeit und ernster Gelehrsamkeit. Es sah über flache Wiesen bis zum Bodden hinüber. Fräulein Hooge ließ die Vorhänge herab, man nahm auch hier auf Sofa und Sesseln Platz, und nach ein paar einleitenden Worten schickte Herr Keier sich an vorzulesen. Vorher aber zeigte er noch der Gesellschaft das Bild der Dichterin, das in dem Buche wiedergegeben war.

Zutiefst erschrocken sah Karl von Rochow sie zum ersten Male von Angesicht: er sah, daß sie weiche, dunkle Augen besaß, die zugleich etwas seltsam Waches hatten, daß ihr Haar dunkel, Kopf und Kleidung ganz schlicht waren . . .

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Germanicus.

Nahrungsspielraum und Menschenzahl.

Von den Studentenvereinigungen für soziale Studien an den holländischen Universitäten Amsterdam und Leiden und der Technischen Hochschule in Delft war Julius Wolf, der bekannte Berliner Nationalökonom, Anfang dieses Jahres zu einer Vortragsreise nach Holland eingeladen. Er sprach über „Nahrungsspielraum und Menschenzahl" und hat diese Vorträge nunmehr, in einem zusammengefaßt, im Verlage von Ferdinand Enke in Stuttgart erscheinen lassen. Das Amsterdamer Allgemeen Handelsblad hat Wolf als „einen der klarsten Köpfe Deutschlands" begrüßt, andere Blätter des Landes hatten ihn ähnlich gewürdigt. Den Nahrungsspielraum sieht Wolf auch über den Krieg hinaus als einen beengten an. Boden hervorragender Güte ist in den gemäßigten Klimaten nicht mehr zu erschließen, seitdem die nordamerikanische Prärie, die argentinische Pampa, dann der kanadische Gürtel und Süd-Sibirien unter den Pflug genommen worden sind. Das jetzt noch zur Verfügung stehende Neuland hat nach Wolf, um in Anbau gezogen werden zu können, Preise für landwirtschaftliche Produkte zur Voraussetzung, die hinter den gegenwärtigen Kriegspreisen nicht allzu sehr zurückbleiben. Die Erschließung dieses Bodens wird sonach im Frieden nur langsam vor sich gehen. Allerdings läßt Wolf anklingen, daß wir auch im Frieden zunächst von den Friedenspreisen der hinter uns liegenden Zeit weit entfernt sein werden. Insofern ist der kommende Frieden (wie die Kriegszeit selbst es wäre, wenn man über genügend Arbeiter verfügte!) der Erschließung von Neuland auch minderer Qualität durchaus günstig. Es ist ja auch zweifellos, daß nach dem Kriege die Preise der Waren auf den internationalen Märkten nur ganz allmählich einen Stand ähnlich wie vor dem Kriege gewinnen werden. Völlig dürften sie diesen Stand vielleicht erst nach Jahrzehnten erreichen. Wolf läßt sich freilich nicht näher darüber aus und es kann zweifelhaft scheinen, ob er das Sinken des Geldwertes, das der Krieg bereits gebracht hat und das nach dem Kriege nicht abgebrochen sein wird, genügend in Rechnung stellt. Schon dieses Sinken würde die Preise, auch wenn die Produktionsvoraussetzungen nach dem Kriege keine anderen wären als vorher, mindestens noch für längere Zeit hoch über dem vor dem Kriege gewonnenen Stande halten, immerhin würde auch dann gelten, daß dieser Hochstand der Preise der Aufschließung neuen Landes, das bei den Preisen vor dem Kriege nicht hätte erschlossen werden können, günstig sein wird.

Wolf faßt den „Nahrungsspielraum" übrigens viel weiter, als es das Wort besagt, er erstreckt seine Untersuchung auf die Gesamtheit des Bedarfes des Menschen, nicht auf die Nahrungsmittel allein. Aber wie für die Produkte

des Bodens lassen sich auch sonst die Aussichten angesichts der beschränkten Naturvorräte der Welt nicht als gerade glänzend an. Diesem unerfreulichen Ausblicke auf Seiten der Güterproduktion bezw. des Gütermarktes nach dem Kriege stellt Wolf aber die Rückschrittstendenzen auf Seiten der Menschenzahl als einen einigermaßen ausgleichenden Faktor gegenüber. Wolf war einer der ersten, der das Phänomen des Geburtenrückgangs als ein internationales erkannte und richtig deutete. Er hat ihm bekanntlich ein Buch „Der Geburtenrückgang, die Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit"(1912) gewidmet und hat als erster Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitick auch der Bewegung auf Bekämpfung des Geburtenrückgangs mächtigen Anstoß gegeben. Trotzdem scheint er nach Ausweis der vorliegenden Schrift ein Kraut gegen den Geburtenrückgang nicht zu kennen. Bisher haben wir einen Geburtenrückgang, aber da gleichzeitig die Sterblichkeit zurückging, noch keinen Rückgang des sogenannten Geburtenüberschusses gehabt. Im Jahrzehnt 1910/20 würde, wenn Wolf Recht behält, auch die „Kurve des Geburtenüberschusses umgebogen". Nicht nur der Geburtenrückgang würde sich nach dem Kriege fortsetzen, sondern er würde auch, da die Verminderung der Sterblichkeit nicht mehr Schritt mit ihm zu halten vermag, nunmehr in sinkendem Geburtenüberschuß, sinkender Bevölkerungsvermehrung zutage treten.

Allerdings haben nicht alle Länder an diesem Rückgang des Geburtenüberschusses gleichmäßig teil. In Rußland war vor dem Kriege nichts von Geburtenrückgang zu merken. Und es ist immer noch die Frage, ob die russische Bauernschaft sich infolge des Krieges, wenn er ihr auch in vielen Hinsichten die Augen geöffnet hat, zu einem anderen Verhalten in Hinsicht der Kinderzeugung bequemen wird. Agrarische Völker — und das russische Volk besteht immer noch vornehmlich aus Bauern — sind im allgemeinen größeren Geburtenziffern hold. So könnte Wolf auch hier mit seiner Prognose Recht behalten, wonach die Geburtenziffer in Rußland im Laufe der allernächsten Zeit nicht einen Rückgang, vielmehr eher noch einen weiteren Aufstieg erfahren wird zu 4 und vielleicht selbst 4½ Millionen jährlich, auch nach Abtrennung Polens, das mit seinen 12 Millionen nach Wolf bevölkerungspolitisch nicht zu sehr ins Gewicht fällt. Bliebe sie indes auch nur 3 Millionen längere Zeit so wie bisher, so würde auch damit das mittlere und westliche Europa immer mehr ins Hintertreffen geraten. Wolf macht wie schon früher auf die hierin liegende nationale Gefahr aufmerksam. Sozial freilich beurteilt er den immer stärkeren Rückgang des Geburtenüberschusses bei den Völkern der europäischen Mitte und des europäischen Westens günstig. Er vertritt die Meinung, daß über die Verlangsamung hinaus, mit der die Erweiterung des Nahrungsspielraumes vor sich geht, die Vermehrungsrate der Kulturmenschheit sich vermindert. Er sieht darum sogar eine Bewegung in den Lebensverhältnissen der Masse kommen, die allgemach auf „australische Zustände" hin gehen soll. „Die australischen Zustände gelten aber für den Arbeiter auf der ganzen Welt als die idealen". All das allerdings erst längere Zeit nach dem Kriege, da fürs erste der verkürzte Lohnfonds auch die Lohn- und Lebensverhältnisse des Arbeiters beeinträchtigen muß.

Die Vorträge Wolfs sollten nicht vom Kriege handeln, sondern den Blick in die spätere Zeit öffnen und schärfen helfen. Dieser Aufgabe werden sie in hohem Grade gerecht. Es mag sich auch sonst empfehlen, heute, wo wir ganz im Banne der Ereignisse stehen, die sich

dicht um uns herum vollziehen, einmal den Blick über sie hinaus zu lenken, und da kann uns kaum ein kundigerer Führer werden als in der vorliegenden gedanken- und beziehungsreichen Schrift.

Rundschau der Kriegsliteratur XXV.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Nur kurz genannt sei an dieser Stelle das bei Ernst Püschel in Rostock verlegte Buch „Das Ideal des Völkerfriedens und die Wirklichkeit" von Friedrich Meier, auf das bei späterer Gelegenheit zurückzukommen sein wird. Der Verfasser gibt in dem ersten Teile seiner Schrift eine kritische Übersicht der wichtigsten Literatur über das Friedensproblem, während der zweite Teil die Ursachen des Krieges und die Mittel zu seiner Überwindung behandelt, welch letztere er in erster Linie in der Förderung der sittlichen Kräfte durch die staatliche Organisation und in der Schärfung des sittlichen Urteils sieht. Wenn wir auch in vielen Punkten dem Verfasser nicht beipflichten können, so wollen wir doch nicht versäumen, diese lesenswerte Arbeit allen zu empfehlen, die sich für das Friedensproblem interessieren. —

Der bekannte schwedische Gelehrte Rudolf Kjellén hat in S. Hirzels Verlag (Leipzig) ein neues Werk in deutscher Übersetzung von Margarethe Langfeldt erscheinen lassen, das sich würdig den anderen hervorragenden politisch-historischen Schriften an die Seite stellt, die wir in den letzten Jahren vom Verfasser kennen gelernt haben. Dieses neue Werk Kjelléns betitelt sich „Der Staat als Lebensform" und bedeutet, wie der Verfasser selbst im Vorworte sagt, „einen wesentlichen Schritt nach dem Ziel, dem der Verfasser als Mann der Wissenschaft bald zwei Jahrzehnte hindurch mit steigernder Zielbewußtheit zugestrebt hat: einem System der Politik auf Grundlage rein empirischer Auffassung des Staats". Von diesem Gesichtspunkte aus fordert Kjellén vor allem, daß die Staatswissenschaft „der den Staat kennzeichnenden Eigenschaft sozialer und wirtschaftlicher Kraft neben seiner Eigenschaft der Rechtskraft Raum gewähren" muß.

Es würde zu weit führen, auf die Einzelheiten dieses hervorragenden Buches näher einzugehen, wir müssen uns leider hier darauf beschränken, das Buch allen, die sich für Politik, Staatswissenschaft und Geschichte interessieren, aufs Wärmste zu empfehlen: es bildet einen äußerst wertvollen Beitrag zur staatswissenschaftlichen Literatur und wir können nur wünschen, daß der Verfasser bald das Ziel erreicht, das er sich mit all diesen Arbeiten gesetzt hat: ein System der Politik auf Grundlage rein empirischer Auffassung des Staats zu vollenden und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. —

Im Verlage von Gustav Fischer in Jena veröffentlicht der bekannte Bodenreformer Adolf Damaschke einen in Darmstadt gehaltenen Vortrag über „Friedrich List", den er mit Recht einen Propheten und Märtyrer deutscher Weltwirtschaft nennt. Der Verfasser gibt eine kurze charakteristische Schilderung von dem Leben und Wirken dieses Mannes, dessen wahre Größe als Volkswirtschaftler erst in den letzten Jahren mehr anerkannt und gewürdigt worden ist, des Mannes, der auf viele Probleme, die erst in der jüngsten Zeit praktisch aufgegriffen und bearbeitet worden sind, bereits zu Anfang des 19. Jahrhunderts hingewiesen hat, ohne jedoch das nötige Verständnis bei seinen Zeitgenossen zu finden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch darauf hinweisen, daß von Da-

maschke's bekanntem Buche „Die Bodenreform" im selben Verlage, wie der obengenannte Vortrag, die 13. Auflage erschienen ist, ein recht gutes Zeugnis für ein Buch, ein Zeugnis, das besser wirkt, als jegliche sonstige Empfehlung. —

Ferner sei noch auf eine Schrift aufmerksam gemacht, die einen interessanten Vergleich zwischen „Mittelalterliche Stadtwirtschaft und gegenwärtige Kriegswirtschaft" zieht, und die als 10. Heft der von Prof. Eulenburg im Verlage von J. C. B. Mohr herausgegebenen „Kriegswirtschaftlichen Zeitfragen" erschienen ist. Professor Georg v. Below weist in dieser Schrift nach, daß fast alle Erscheinungen, die angenehmen und die unangenehmen, wie sie bei der heutigen Regelung wirtschaftlicher Fragen zu Tage treten, sich schon in der mittelalterlichen Stadtwirtschaft gezeigt haben, die in sehr zahlreichen Punkten der wirtschaftlichen Ordnung ähnelt oder sogar gleicht, wie wir sie heute im Weltkriege durchgeführt haben.

* * *

Unter dem Titel „Englands Niedergang" hat Arnold Steinmann-Bucher, der bereits früher mit einigen interessanten volkswirtschaftlichen Darstellungen an die Öffentlichkeit getreten ist, ein lesenswertes Buch im Verlage von Leonhard Simion Nf. in Berlin veröffentlicht. Der Verfasser stellt in dieser Schrift das britische Wirtschaftsbild in den großen Rahmen der Geschichte der Menschheit. Er führt den Leser zunächst durch die graue Vorzeit, da die Festländer der Erde sich gebildet und auf ihnen die verschiedenen Menschenrassen „unter kontinentaler Bedingtheit" sich gebildet haben. Ein weiteres Kapitel ist dem amerikanischen Problem gewidmet, das ihm als Beispiel dafür dient, wie die eigenartige Natur eines großen Festlandes nicht nur den Charakter der Urbevölkerung bestimmt hat, vielmehr auch die neuen Besiedler in verhältnismäßig kurzer Zeit in ihre Gewalt bannt. In dem nächsten Abschnitte beschäftigt sich der Verfasser mit der europäischen Frage, indem er die natürlichen Grundlagen der Kultur der europäischen Völker darlegt und schildert, wie, seit es ein Europa gibt, entweder das Chaos oder einzelne Völker als Machthaber geherrscht haben, und wie die Machtfrage die eigentlich europäische Frage von jeher war und in alle Zukunft bleiben wird. Der Hauptteil des Buches ist schließlich der Darstellung der wirtschaftlichen Grundlagen Englands gewidmet. Die Abschnitte über die Entwicklung des englischen Staates zum Industrie- und Handelsstaat, die Aufopferung der Landwirtschaft, die Kapitel über Volksvermögen und Volkseinkommen, über Gütererzeugung und Bevölkerungsbewegung geben dem Leser ein Bild der wirtschaftlichen Grundlagen Englands aus vielfach neuen Gesichtspunkten. In geschickter Weise hat es der Verfasser verstanden, diese Darlegungen der englischen Verhältnisse in Vergleich zu setzen mit denen in Deutschland und in den anderen Ländern, namentlich Frankreich und Nordamerika.

Die im Verlage von Ullstein erscheinende Sammlung „Männer und Völker" ist neuerdings durch ein interessantes, lesenswertes Bändchen bereichert worden, in dem der bekannte Biograph des ungarischen Ministers Julius Andrássy, Professor Eduard v. Wertheimer, die „Friedenskongresse und Friedensschlüsse im 19. und 20. Jahrhundert" behandelt. Der Verfasser entwirft ein kurzes, aber lebendiges Bild aller Kongresse, Konferenzen und Friedensschlüsse, in denen Europas Schicksal, das Schicksal der Welt entschieden worden ist von den Zeiten Napoleons I. bis zu den Tagen des Berliner Kongresses, zur Aera Bismarcks. In diese Schilderungen der Ereignisse hat Wertheimer geistreiche

Skizzen und Charakteristiken derjenigen Persönlichkeiten eingeflochten, die in diesem Zeitraum die Zügel der Weltpolitik geführt und den diplomatischen Zusammenkünften und Beratungen ihr Gepräge gegeben haben. Im Schlußkapitel folgt dann die Analyse der weltpolitischen Kämpfe seit 1890, die Darstellung Europas im Zeichen des Imperialismus. Klar, sachlich und übersichtlich sind hier die Momente dargelegt, die alle dem Weltkrieg entgegendrängten. Auch hier hat der Verfasser kurz die Drahtzieher dieser Politik, Eduard VII., Grey, Iswolsky, Hartwig, und auf der anderen Seite die dieser Politik entgegenwirkenden Kräfte Kiderlen-Wächter und Aehrenthal charakterisiert.

Als 24. Heft der in A. Marcus & E. Webers Verlag (Bonn) erscheinenden „Deutschen Kriegsschriften" erschien unter dem Titel „Englands Weltherrschaft im Wanken" ein erweiterter Vortrag von Prof. Dr. Alfred Manes, der in übersichtlicher, knapper, allgemeinverständlicher Weise Aufklärung geben will, wie im Laufe der Jahrhunderte Englands Seeherrschaft entstanden und zur vollen Entwicklung gelangt ist. Die geographischen, psychologischen wie politischen Gründe hierfür werden dargelegt. In anschaulicher Weise schildert Manes weiterhin, wie die ziffernmäßige Überlegenheit Englands Schritt um Schritt eine Einschränkung erfuhr, wie das Schreckgespenst der Schiffsraumnot Wirklichkeit wurde, die stolze, einst seebeherrschende Großkampfflotte der Engländer zum tatenlosen Stilliegen verurteilt und Englands ehemalige Oberherrschaft zur See durch die glänzenden Erfolge unserer U-Boote immer mehr ins Wanken gebracht wurde.

Das vielbehandelte, aber noch immer nicht klar gelöste Problem „Die Freiheit der Meere" hat der Geh. Reg.-Rat Dr. W. v. Siemens in einer kleinen bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn in Berlin erschienenen Broschüre behandelt. Es würde zu weit führen, hier genauer auf die Einzelheiten des Themas einzugehen. Bemerkt sei nur, daß der Verfasser zu dem Ergebnis gelangt, daß die Freiheit der Meere „nur auf dem Wege der Beseitigung der Suprematie" zu erreichen ist oder dadurch, daß man sich unabhängig von ihr macht. „Kraft kann aber nur durch Kraft im Gleichgewicht gehalten werden, und es kommt darauf an, eine ebenbürtige Gegenkraft zu schaffen, derselben den nötigen Spielraum zu geben und diesen nicht wieder durch einen verkehrten Friedensschluß zu vernichten. Die Macht zur Verhängung eines Sperrgebietes auf den Verkehrsstraßen zur See im Falle des Kriegszustandes muß festgehalten und im Friedensschluß auch rechtlich gesichert und anerkannt werden." Man kann im allgemeinen der Ansicht des Verfassers beistimmen, zumal er selbst keineswegs in Abrede stellt, daß es „recht schwierig sein wird, brauchbare Ordnungsregeln ausfindig zu machen." —

Die im Verlage von Rascher & Co. in Zürich erscheinenden „Schriften für Schweizer Art u. Kunst" bringen als Nr. 61 u. 62 zwei Vorträge von Paul Seippel, die er „Schweizerische Wahrheiten" betitelt hat, und in denen er den Versuch macht, einige der zwischen West- und Deutschschweizern bestehenden psychischen Unterschiede darzulegen. Zweifellos enthalten diese Vorträge viele interessante und lehrreiche Stellen, die auch für den deutschen Leser von Interesse sein dürften. Wenn der Verfasser jedoch vorgibt, sine ira et studio schreiben zu wollen, so scheint er diesen schönen Grundsatz nur allzubald wieder vergessen zu haben, wenn man nicht gar behaupten will, daß völlige Unkenntnis der Verhältnisse vorliegt, da Seippel z. B. bereits auf S. 13 die Behauptung aufzustellen wagt: „Indem sich Frankreich selber an der Marne und später an der Yser und in Verdun zu retten wußte, hat es die ganze Welt

gerettet. Es hat vor allem auch unser Land gerettet", d. h. gerettet vor dem „Kultus der Gewalt", dieser „Verachtung für Recht und Freiheit, die die Seele des imperialistischen Deutschlands ist". Man würde dem alles andere als neutral urteilenden Verfasser zuviel Ehre antun, wollte man sich der Mühe unterziehen, den gänzlich unbegründeten und haltlosen Verdächtigungen gegen Deutschland, besonders in seiner Haltung der Schweiz gegenüber, entgegenzutreten. Man kann dem Herrn Seippel, der — wie S. 62 verrät — nicht einmal die Farben der deutschen Fahne kennt, nur empfehlen, noch einmal zur Schule zu gehen, um sich über allgemeine und deutsche politische und Kulturgeschichte im besonderen belehren zu lassen, bevor er sich weiterhin mit Geschichte und Politik befaßt oder sich gar darüber in der Öffentlichkeit zu äußern wagt.

Im Anschluß an diese wenig rühmenswerte Schrift sei eine Studie des Züricher Universitätsprofessors Dr. Eugen Großmann genannt, die in derselben Sammlung als 59. u. 60. Heft erschienen ist. In sachlicher, knapper, leichtverständlicher Weise, die keinen Anspruch auf eine rein wissenschaftliche Abhandlung macht, behandelt der Verfasser die „Bundesstaatliche Finanzpolitik" an den Beispielen des Deutschen Reiches, der Vereinigten Staaten von Amerika und der Schweiz, wobei die bei der bevorstehenden schweizerischen Finanzreform in Frage kommenden Punkte besondere Berücksichtigung finden. —

Literarische Rundschau.

Von Assaf Eiffrin.

I.

Das letzte Jahrzehnt der Literatur weist eine starke Tendenz zur Romantik auf: Übersetzungen aus fremden Sprachen, freie Übertragungen aus den entlegensten Literaturgebieten kamen zu uns in großer Zahl. Allein sie entsprachen mehr unserem Drängen, zu erfahren, wie es in fremden Landen zuging, wie die Menschen auf weltentlegener Erde lieben, glauben und sterben — als der Sucht, nur „Neues" zu schaffen, um der Neuheit willen.

Indes war es oft unsere eigene, nächste Umgebung, die nur in fremdem Gewande, mit romantischer Gebärde, auf dem Plan, der sonnenhaft, überquellend orientalisch prangte, erschien, und aus geschlitzten Augen, träumerisch glimmendem Augapfel traf uns der Blick — bald schalkhaft überlegen, bald brennend verlangend — von Menschen, die von unserem Fleisch und unserem Blut waren, die unsere Luft atmeten und unserer heimischen Erde entsprossen waren. So ziemlich aus allem quoll uns heimischer Bodenduft entgegen.

Wir befinden uns auf dem Wellenkamm der auch durch den Krieg aufgepeitschten Strömung der Romantik, und was wir früher in freier Liebe gaben, ist heute ein Gebot der jetzigen Stunde: liebend und ablehnend, sondernd und vertiefend, dem nahen und allerfernsten Orient die Aufmerksamkeit zu schenken, denn in der Kenntnis der Dinge liegt der wahre Quell des Reichtums, der nie enttäuscht.

Und so war es eine schöne Aufgabe, der sich gerade Wissenschaftler und Dichter aus unserer Mitte in Liebe unterzogen, um das Abbild des Fremdentums, sei es in seiner Poesie oder Religion — die oft ganz innig zu einem Block sich verschweißten — festzuhalten und aus diesem Block zum Fundament für die weitere Erkenntnis zu gestalten. Und während die Poesie uns den Menschen in seinem losgelösten, natürlichen Gebaren zeigt, gibt uns die Religion die Gestalt seines Gottes, den er nach

seinem Wesen schuf, dem er sein Mal aufgedrückt, und den er als einen *Teil seines Inneren* liebend pflegt. So sind in der Tat — bei Urvölkern und gemeinhin bei Menschen, die in Einsamkeit geboren und gestorben — Religion und Poesie der einzige Spiegel ihrer Seele, in dem sich ihr Schmerz und ihre Not, ihr jauchzendes Leben und ihr blasser Tod in scharfen Zügen, bald ergreifend schön, bald kindlich-naiv — nicht selten gar banal — dem Auge offenbart. Gehen wir zum *Quell ihres Lebens*: zu ihrer *Religion*. Für sie ist die Religion die Poesie des Lebens — wie denn auch die Poesie die Religion erst gebar.

„*Religiöse Stimmen der Völker*" nennt sich eine Sammlung von Bänden, die im Verlag von Eugen Diederichs in Jena erscheinen und uns die verschiedenen Völker, die unter der großen, lichten Orientsonne geblüht und dahingewelkt sind, durch ihre Religion naherücken, damit wir jene Welt, die der unseren nicht gleicht und mit ihr nur den Gottbegriff und die Erdennot gemeinsam hat, erschauen, ihre Gebilde anstaunen und bewundern.

Von der Religion des Alten Indien ist vorerst *Bhagavadgita* erschienen: eine schöne dreiknospige — Philosophie, Dichtung und Religion enthaltende — Blume, die sich hinter namenlos dichtem Namengestrüpp verborgen hält und die ihre bunten Reize nur dem offenbart, der zu ihr zu dringen willens ist. Der Atman-Brahman ist die heilige Weltseele, der Urgrund alles Seins . . . die Funken im Feuer, die Töne in der Laute, das Sausen im Winde, kurz: die *Brüste der Natur*, zu denen sich alles flüchtet und drängt.

Er ist der Bhagavant, der Erhabene selbst, dessen Sang — die gita — uns in seine Regionen der hohen Moral und Weltweisheit zieht und bannt. Die Philosophie ist eng mit Religion verquickt, und was wir in philosophischer Klarheit nicht zu begreifen vermögen — weil die Reise durch zu dunkle Gefilde führt — läßt uns die Wohltat und Pracht nächtlicher Reisen durch die Lande der Poesie verspüren, und wir sind gern bereit, das verschwommene Gebilde auf den mystischen Rücken der Religion zu wälzen. Es ist Stärke und Schwäche jener Orientwelt zugleich, die den Traum und die Vision zur Basis wissenschaftlichen Denkens emporhebt. Wenn wir nicht — trotz unendlich viel verstreuter geistvoller Perlen — das finden, was den *Geist* befriedigen kann, so ist der ganze Gesang dazu angetan, um unsere Seele mit Klängen zu erfüllen und auf ihren Saiten Befriedigung auszulösen. Es ist ein Ton *tiefster Menschlichkeit*, der durch die *göttliche* Offenbarung klingt, ein Ruf aus dem Herzen eines Erdenwurms *hienieden*, der durch den Göttermund da *droben* nach einem Übermächtigen tönt, der hoch über allem thronen soll, damit die Welt nicht vor Notwehen aus ihren Fugen gehe. Nur *jener*, dem tiefstes Leid das Herz nicht zusammenkrampft und hellste Lust es nicht überquellen macht, dem von den Hängen der Welt Befreiten, dem Wohl und Weh in stoischer Überlegenheit ein Augenblicksabenteuer dünkt, *der* ist der *Held*, der für das Unendliche heranreift, um in jenes Reich des Krishna einzugehen zu ewiger Coexistenz mit dem Allwesen. Das Rein-Menschliche wird getötet, *entmenschlichen heißt vergöttlichen*, und mit dem Maße der Unmöglichkeit, sein Menschliches zunichte zu machen, wächst die Unwahrscheinlichkeit, zum Gott sich zu erheben. Fast dünkt sie eine *Religion der ganz Kleinen*, die, — ohne Grübelei, was Selbstvergrabenes nur hervorbrächte, — mehr schöne Seelenpoesie mit ihren Gefühlswidersprüchen denn Verstandesphilosophie in sich birgt. Wir kommen später zu „Mong-Dsi" und „Kungfutse".

„Die Religion des Islam von Mohammed bis Ghazâlî" ist eine Zusammenfassung der wichtigsten Glaubenssätze aus dem widerspruchsreichen Koran, die es uns ermöglichen, in den unverfälschten Geist des Urislam einzusehen. Diese Religion hat, durch die Menschen einander überliefert, durch die Geistlichen in freier Willkür zu politischem Mittel geformt und umgeknetet, Wandlungen tiefinnerster Natur erfahren und hat sich schließlich in verschiedene Wege abgezweigt, als deren festestes Gebilde uns die Staatsreligion des türkischen Reiches bekannt ist. Aus der Fülle der Islamkunde ist der Kern herausgeschält, und die Pylonen dieser heißen Fieberreligion ragen in lebensbejahender Kraft über den leeren Formalismus daseinsverneinender Beengungen heraus, die die Grundidee dem Auge ganz entziehen. Wohl hätte der Obelisk so ewig zu stehen nicht vermocht, wenn sein Fundament nicht heranragend und weit ausholend aufgebaut und erweitert worden wäre; und was dem tiefblickenden Propheten der Obelisk, die Idee, war — das wurde der Menge die Pyramide, die Religion, die durch die Geistlichen überraschend eigenmächtig umgewandelt ward. Mohammed al Ghazâlî ist der Reformator des Islam, der erste, der dem idealen Inhalt des Glaubens die konkrete Fassung verlieh, der dem Propheten die bunten Kleider gab, die wir Moral, Gesetz und Übungsvorschriften nennen. Trefflich sind die Grundformen von den später von Ghazâlî eingeführten Änderungen getrennt und, wenn wir die „Leitung" (Anleitung) durchblättern, so glauben wir nicht ein Buch der strengen Religionsgebote, sondern die Schilderungen eines romantischen Orientreisenden vor uns zu haben, der uns erzählt, welche Sitten die Menschen bis an ihr Ende üben, um an der Pforte des Paradieses nicht vorbeizutappen.

Am Strande des sonndurchglühten Algier sah ich einen alten, graubärtigen Araber mit tiefer, andächtiger Inbrunst die heilige Waschung vornehmen, dann, nach Osten gewendet, beten . . . sah das gleiche Gebot mit frommer Andacht einen jungen Ägypter in der Nähe Alexandriens und Jünglinge an der Küste Syriens üben: den Islam am Strand des sonnenvollen Mittelländischen Meeres zu verschiedenen Tagesstunden. Das Gebet hält Schritt mit dem Gang der Sonne, und bis zum Strand des Atlantischen Ozeans wird der Niedergang der Allbeglückenden mit dem inbrünstigen Gebet des gläubigen Muselmanns begleitet, der, nach Osten, gen Mekka, gewandt, im Rücken den Abschied des goldenen Balls aus den riesenhaft anwachsenden, bizarren Schatten erahnt . . . Der Islam als Religion lebt.

*

Ein schönes Stück „fröhlicher Wissenschaft" ist, von den ganz Großen in aller Stille nur begleitet und begrüßt, mitten in diesem benebelnden Rauchdunst und die Welt erfüllenden Kriegsgeschrei geleistet worden. Das jüngste Mitglied der „Akademie der Wissenschaften" zu Berlin, Albert Einstein, hat die Ergebnisse seiner Untersuchungen auf rein mathematischem, astro-physikalischem Gebiet vor Jahresfrist zusammengefaßt, dem Urteil der Gelehrten unterbreitet und ist mit seinen fruchtbaren Anschauungen durchgedrungen. Über diese Ergebnisse, die der geniale Gelehrte erreicht hat, spricht Erwin Freundlich in einem sehr lesenswerten Bändchen „Die Grundlagen der Einstein'schen Gravitationstheorie"*). In sehr klarer Darstellungsart, die der mathematisch Geschulte leicht versteht, ist das

*) Verlag Julius Springer, Berlin.

hohe Ziel und die tiefe Fruchtbarkeit der Theorie dargelegt. Ein schier unendlicher Weitblick wird uns gegeben.

Die Newtonsche Gravitationstheorie, die Grundlage unserer bisherigen Astronomie und Mechanik, die fast alle Erscheinungen restlos zu erklären vermochte, ist merklich erweitert; sie darf nun als Spezialfall der Einsteinschen Theorie aufgefaßt werden, in der sie, nach Streichung einiger Konstanten, die auf die Erklärung der meisten Erscheinungen allerdings keinen oder fast keinen Einfluß hatten, eingeht. Sie macht der allgemeineren Form — der höheren, fruchtbareren, wissenschaftlicheren Form — Platz. Die Einsteinsche Theorie erweitert ihren Bereich der Wirksamkeit auf die elektrodynamischen Gesetze unter Berücksichtigung der Lichtgeschwindigkeit im Vacuum.

Es wird hell in mancher verborgenen, abseitsgelegenen Ecke, die ein Rätsel für den Astronomen bildete und die durch ihr Dasein den strengen Wissenschaftler, der auf das Gesetz schwor, ängstigte. Mit dieser höheren Formulierung des Gravitationsgesetzes ist auch das Restglied in der Perihelbewegung des Merkur in seinem vollen Betrage, ohne jede weitere Zusatzhypothese erklärt und damit ist ein wichtiges Kriterium für die Wahrheit — die Fruchtbarkeit der neuen Theorie — gegeben.

Wir sind — im Gegensatz zu dem katastrophalen menschlichen Abwärts, das durch den unseligen Krieg heraufbeschworen ward, wissenschaftlich auf dem aufwärtssteigenden Weg zu klarer Erkenntnis der Welterscheinungen. Warum, warum nicht beides aufwärts?! . . . — Es gebricht uns an einer „Akademie der Staatslenkerkunst" neben — und auf gleicher Höhe mit unserer hohen „Akademie der Wissenschaften".

II.

Vom Unbekannten — Erahnten ...

Es ist ein Zug unserer jüngsten Zeit: der Hang am Mystischen, die Liebe zum Ahnenden. Die Dichtkunst steht auf ragenden Klippen der Symbolik, hat Früchte nie gekannter — oft giftiger — Schönheit zur Blüte getrieben: Ewigkeitsgüter gebracht. Auch die Wissenschaft, die lang auf dem schmalen Pfad reinster Empirie allein dem Tempel lichter Klarheit zuschritt, gewährte dem bis dahin nicht legitimen Freunde Einlaß: der ahnenden, intuitiven Wissenschaft.

Dem Staunenden genügt ein Ahnen — wie dem Wissenden ein Experiment.. wir befinden uns am Werdequell der Lebenserscheinungen, die tausendfältig grüßen, nickend vorüberziehen, und nur die Tausendste, Millionste — wie grausam! — reicht uns die Hand; sie bleibt, ist erkannt, wird Gesetzlichkeit und wir Menschen staunen nicht mehr, wenn sie abermals des Weges daherkommt ... Ist sie nicht erkannt, so gibt es ein Hüteschwenken; es ist das Wundern, diese naivste Reaktion menschlicher Kindsnatur, die rasch in Bewunderung, wissentliches Wundern, sich kehrt: ein Idol ward geboren.

Das liegt im Wesen der Zeit — und des Menschen. Aktion und Reaktion im Menschen, der auf dem Rhythmus der Mechanisierung des Alls liegt. Im Strom und Gegenstrom liegt die zeitgemäße Auffassung dunkeldämmeriger Erscheinungen.

Die lichte Wissenschaft scheut das Dämmerlicht des Occultismus nicht mehr; alles lag im Dämmerschein, dem Revier der Ahnung, eh' es an das Tageslicht gezogen ward. Die Besten auch graben und feilen am Unergründlichen, dem Unergründlichen des gewöhnlichsten Tags — und erheben es

auf das Podium des Seins unter Formen, die der Astronom und Wissenschaftler, Arzt, Philosoph und Dichter ihnen gibt.

Über Pfade, Wege ... von der Wissenschaft des Geahnten zur naiven Dichtkunst eines ahnenden Kultes!

Camille Flammarion, der verstorbene Leiter der Pariser Sternwarte, Mathematiker und Astronom in jeder Faser, löst Probleme von hundert Gleichungen mit hundert „Unbekannten" — und setzt sich an den Tisch der Spiritistin Eusapia, dem ehrlichsten Medium an der Neige vorigen Jahrhunderts, um diese eine große „Unbekannte" zu lösen. Sitzt im Dämmerlicht, wiederholt erschöpfend oft das Experiment — das legitimste Kind des Gesetzes — arbeitet mit photographischer Platte, Dunkelkammer, Magnesialicht, den neuzeitlichsten Instrumenten, mit Lombroso und anderen wissenschaftlichen Größen, um Tatsachen — Tatsachen nur — festzustellen und festzuhalten. Flammarion muß schließlich sein Buch: „Unbekannte Naturkräfte"*) nennen. Der Astronom und exakte Forscher ist überzeugt — wir stehen an der Schwelle des Glaubens: es sind Naturkräfte! Bisher unbekannt ... sind indessen da ... Flammarion enthält sich einer Erklärung. Ignorabimus! Das Werk zieht Wissenschaftler wie Künstler an; den Wissenschaftler, weil es tatsächlich und ehrlich ist — den Künstler, weil es die Phantasie von allem Gebundenen löst. Meines Wissens: das schönste Dokument wissenschaftlicher Ergründung des oft nur zu sehr verpönten Geahnten.

Der Arzt Carl Ludwig Schleich kommt maskiert; mehr Arztpoet denn dichtender Arzt; ein hervorragender Chirurg mit der Puderquaste der Poesie: verschönernd, verwischend.. Sein jüngst erschienenes Werk: „Vom Schaltwerk der Gedanken"**) ist eine Fortsetzung seines Buches: „Von der Seele"*). Mehr als ein medizinischer Kursus in einem schönkünstlerischen Saal, ähnlich in der Vereinigung der Schönheit der Poesie mit der Wahrheit der Wissenschaft. Schleich kommt maskiert; der Reiz verfliegt... Wenn er als Arzt spricht, der Menschen hat leiden und genesen sehen — der die Menschen liebt, dann wirkt er auch poetisch nachhaltend; einerlei ob er dem Spiel der Nerven, der Muskeln lauscht. — Das Schaltwerk der Gedanken, so spricht er, gleicht dem Schaltwerk elektrischer Ströme; die Seele im Menschen gleicht dem magnetischen Feld der Erde ... wir gleichen ... Im Zeitalter der Elektrizität ist die Analogie „natürlich". — Oft erfaßt Dich jenes große Wundern — jenes Wundern vor dem Einfachsten, das so Wunderbares (nicht Wunderliches!) enthält. Da taucht das „Ignorabimus" (ein anderes als das Du Bois-Reymonds) auf, und der Traum ist zu Ende! Machen wir hier schon Halt?! ... Und er erzählt so vieles — Neues — Schönes! Vom Schaltregister der Wahrnehmung, der Reflexion und der Willensäußerung und schreitet tänzelnd durch Labyrinthe ....

Die Unterlagen selbst, das Positive ist begehrenswerter als die Übertragung. Spricht er von Ignatius von Loyola und dem preußischen Drill, so ist er als Ethiker befangen; gefangen!

Zu den schönsten Kapiteln gehört jenes: „wie Träume entstehen!" Ich glaube, daß da auch die Verquickung des dichterisch Ahnenden mit dem wissenschaftlich Positiven ihm am besten gelungen ist ... eine schöne Erzählung von dem Vogel des Jenseits,

*) Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

*) S. Fischer Verlag, Berlin.

des weitherabhängender Flügel in unsere Gegenwart reicht. Und die „Sonne als Arzt"?! ... es quillt Natur ...

Allein er erzählt auch vom „Rhythmus". Die Ästhetik täte dem Physiker weh; physisch weh. Weil wir mehr wissen und nicht zu verwischen brauchen! Berauschung an schönen Worten, wobei der Kenner lächelt, der Leser mit den Achseln zuckt. — Als Arzt ist er stark, als Physiker: ästhetisierend-naiv, als Seelenchirurg mehr denn unterhaltend.

Wahr und schön, weil er nur als Arzt spricht, sind seine jüngsten Schriften: „Aus Asklepios' Werkstatt" und die früher in einer Tageszeitung einzeln erschienenen Aufsätze: „Zwei Jahre Kriegschirurgie" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Nicht allein unterhaltend, sondern belehrend. Die kriegschirurgischen Aufsätze sind die fruchtbare Ernte aus der furchtbarsten Saat der Geschichte und werden überdies nie ihren Wert verlieren; sie bleiben ein Dokument für Jahrhunderte ...

Gustav Meyrink ist Dichter und freier Phantasiemensch — nicht immer Dichter — des Erahnten, Geheimen. Er hat Flammarions „Rätsel des Seelenlebens übersetzt; und da ist unzweifelhaft der Kern seiner Schriften zu suchen. Er hat den „Golem" z. T. gedichtet, die „Fledermäuse" erarbeitet. Mit inniger Liebe nimmt sich der junge Verlag Kurt Wolff (Leipzig) seiner an. Mit Erfolg. Der Erfolg hat seine zwei Gründe: im Eigentümlichen — und in der Liebe des Verlegers. Von dem Golem wird eine Spur einst bleiben — im Pendelschlag der Menschendichtung. Weil er dem Mystischen als Regierendem, echten Menschen als Regiertem, untertan ist. — Im Golem ist viel Echtes — das Gewand war Lockfarbe für Tiere in der Lesebrunst. Das Spiritistische im Dasein ist in die Kunst des Menschlichen erhoben, und das ist Gewinn.

Einer Welt der Veda entquellen die Kräfte, die den freien Willen in eiserne Schellen zwängen. Das Geheimnis des Fatalistischen thront so unendlich groß, riesengroß über unserer Gedankendämmerung. Meyrink haucht vielfach empfundenes Dunkel wieder — haucht das Dunkel so dahin. Der Golem ist symbolisch jene Dämmergestalt ewiger Wiederkunft dämmeriger Seelenkräfte im Einzelnen und geballter Massenpsychose, die ewig am Strange des Geschehens ziehen ... es wird ... so wird es ... warum? — das weiß ich nicht. Die Kräfte sind da; und das Vögelchen kann sich nicht abwenden dem Magnetblicke der zischenden Schlange, — öffnet das Lid, schreit, prustet, zwitschert — und singt sich in den Schlund der Schlange, des Verderbens, hinein. Sahst Du das je? — Geheimnisvoll; allein so ist's. — Der Student Charousek öffnet sich auf dem Grabe seines Vaters den Puls, damit das Wunder der qualvollen Wiederkehr — aufhöre! Da sehe ich Meyrink als Gestalter und Menschendichter. Die „Fledermäuse" sind kalkweiß verblaßt; erarbeitet .... Im Golem: mehr als ein Gran des Bleibenden. Alles gedämpft, auf Sourdinengeigen ... fortgesponnen ... verglommen ... dahin!

Dem echten Poeten ist das Stoffliche nur Gewand. Leonhard Frank dichtet so. „Die Ursache"*) gehört zu den besten psychologischen Erzählungen, öffnet die lichteste Zukunft ...

Leonhard Frank besitzt Hebbelsche Tigerhaftigkeit; er packt zu und läßt nicht mehr los; ist blutig konsequent:

*) Verlag Georg Müller, München.

das ist seine Art. Er besitzt auch Hebbels Mut, in die Gesichte der Zeit zu schauen — immer reflektorisch, zuweilen Pädagog — ein unmoralischer Moralist! Er ist ein Dichter kühnsten Schlages und könnte moralischer Rebellionen Ursache sein; weil er Fundamente ererbter Anschauungen zu unterspülen vermag.

Er löst in der „Ursache" den Knäuel gesprungener Nervenstränge, irrlichternder Begriffe und ist im Pathologischen (daher das Unwahrscheinliche oft streifend) bezwingend; er schlägt auf den Nacken . . . und hämmert! — Da er einen Dichter voraussetzt, entwaffnet er den Kritiker. Er läßt an dem Menschenedlen das Unbekannte wirken, das ihn zum Mörder seines ehemaligen Lehrers macht; er spricht: „Meine Hände wurden als Mordwerkzeuge gebraucht". Das ist der pessimistische Zug des Werkes, die tragische Offenbarung über die Unfreiheit des Menschenwillens.

Wie Strindberg gegen die „Rechtdenkenden" Sturm läuft, Nietzsche gegen die „Viel zu Vielen" — schlägt er dumpf an die erzieherischen Stützen der Gesellschaft. Mit dem Einzelfall, der dichterisch schön ist. Die Verteidigungsrede am Schluß ist ein Meisterstück der Anklage gegen die gestrige Massentretmühle.

Sprachlich schafft Frank in der Prosa starke Wirkungen. Das Wiederholen des Adjektivs wie: „das nackte, nackte Leben . . ." verdoppelt nicht allein — sondern verhundertfacht, wirbelt auf. — Mit diesem Werk stehen wir auf der Stufe lichtester Dichtkunst des Unbekannten, das den Menschen zum Spielball des Ungeahnten, eigener und fremder Kräfte gestaltet.

Mit Leonhard Frank hat die deutsche Literatur unzweifelhaft zu rechnen!

Zur Vermeidung von Mißverständnissen machen wir unsere Leser darauf aufmerksam, daß der Verfasser des Aufsatzes: „Über die Unmöglichkeit der Scheidung von Ehen österreichisch-ungarischer Staatsangehöriger in Deutschland" (S. 304 ff.) Herr Rechtsanwalt Dr. jur. Hugo Waldeck, Berlin ist.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Juli 1917

Inhalt.

Dl« M»i,ll>»!chliN »»»l» und Llid" »rlchiil., «» i. ,«!>«» Mini»,
V«»» ,l» Qu»«o» <3 tz»f>,» S Mail,, <tin,<IH«ft« 2 INalK.
AN« VuchlKNlOlung«» »n» >vo!i<mlt<>!>«» n«l»m«» j«»«lz«i» V«!i«llunz«n cm.
lnseraten ^nnalime
clurcd unzer« (3«»<:k5ltH5t«ll<-, L«rün ^V. 10, l^.üt^o'vul«r 5a; HureK un8«ru V«r>
l«ß, Lr«»!»u l!l; lern«r <lurcd cli« kirma liuclolk Uoss« un<l <U« beliliunt«ll
Xnnone»n»l!lpoclitic»N8n.
ln»«stior>«prel»» pro 42 mm breit« 2«i1« l^liuäull Uo«««'« Kurmal'Xeilenrnegzar
Ku. ö» 70 l'l.

OneömOeMmatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertzweiundsechzigster Band
41. Jahrgang : 1917 : Juli - September

Schleiche Buchdruckerei,<»^W< Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schott laender, A.«G., Breslau.
leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
«. F. «t»«»«««,. V«lt»,II> «««». «»«Ich«»., H»st>>chh«n«. «nl«, » ««N«ld<<ch.
Stockholm Christian»« Konstantinopcl
«. l. Flitz«, l,Id«Ili« It«7»I«. I«»r» Dyi«od «uchhdl, Int«n»«, »»chhandl. 0N, ««r».
»ll »«« Vl»»r»^n In Vch»«»«n »»» n, D«n«m««: »««„ «»,. U^,»» »,ch,,r««, «,»«««»«««».
l«l »!« «ch»«!,: »«»»«». «n««M. «. «uch»«»»,»«« H««. ,»«». g«»,« I.
»n»«l»«l»le»«n,laib«!Kln»: ».V. »«»«»»«um »n» «,,,«, H««, »u»»«nhol3«.

Inhalt des 162. Bandes:

Juli/August/September 1917

r»^

Schlesische Buchdruckers v. S. Schottlaender, Breslau.

MtöeuOeMmatMch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei,<^W/Kunst- und Verlagsallstalt
v. S. Schottlaender, A.«G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. s»«ln»ck«. V«th»»d Lutttl. «lM1ch«».».H»ftucht)<N>»l. <tl»l«»H b»ss«»b»Ich.
Stockholm Christiania Konstantinopel
I.«. ssrrtz«, I.!d«Ii.>« N»7»>«. ü»c«» Dybnxid Vuchhdlg. Intel»»«, »uchhandl. 0U» ««II.
für !>I« Pi»»!nz«n In V<t)»«i>«» unb w Danemlli»: »«»,, »h». U«Nn« ««chl»l««, «,»enl>«g«».
füi t>>« Lchnx!,: «r»»»««. »««>,». ». »«chh««»l»«« H«»«. V«»«, Jülich l.
V«n«i<il»«ir«n>ng füi tz»ll»nd: «V. v«««t»«r»« »M» «,l,n. H«««» V»U«nh«I3S.
^--..- !
4i. Jahrgang. Band 162. Heft 514. Juli 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Das politische Gewissen.

Es ist unsäglich naiv geurteilt, wenn unsere politischen Himmelsstürmer die öffentlichen Einrichtungen in Kirche und Staat damit glauben in Grund und Boden bohren zu können, daß sie die übersinnlichen Motive, auf welche sich diese beherrschenden Lebensmäch<e bisher mit Vorliebe zu stützen pflegten — göttlicher Ursprung, Legitimität, heilige Überlieferung, Offenbarung, Stellvertretung Gottes auf Erden,' Gebote am Sinai, in Bethlehem oder Mekka, Autorität der drei Testamente, Gottesgnadentum der Könige — skeptisch ausschalten. Die Institutionen, so führte ich anderwärts einmal aus, brauchen deshalb nicht falsch zu sein, weil die ihnen bisher untergeschobenen Beweggründe sich in den Augen einzelner ihrer Kritiker logisch als brüchig erwiesen haben, sowenig ein Gesetzentwurf dadurch hinfällig und unbrauchbar wird, daß der ihm angefügte Motivenbericht anfechtbar erscheint. Locke sagt einmal: „Da die Tugend bei aller ihrer Schönheit keine Mitgift hatte, fanden sich wenige Bewerber um sie. Aber als das Christentum ihr in der Aussicht auf die ewige Seligkeit eine ordentliche Ausstattung gab, wurde die Sache anders. Das Interesse kommt ins Spiel, und nun ist die Tugend ein vorzügliches Geschäft."

Es können soziale Institutionen sehr wohl gerechtfertigt sein, auch wenn ihre mythologischen Fundamente, ihre supranaturalistischen Motivierungen sich als unzulänglich erweisen. Alle von Menschen geschaffenen Einrichtungen in Gesellschaft und Staat sind zuvörderst Erzeugnisse ihrer Gattungserfahrung. Institutionen sind, mit Hegel zu sprechen, objektiver Geist oder — anschaulicher — geronnene, verdichtete Gattungserfahrung. Ihre innere Nützlichkeit als gesellschaftliche Hemmungsvorrichtung ist und bleibt vor dem Forum der menschlichen Gattungsvernunft ihr definitiver Rechtstitel. Zur Beglaubigung dieses Titels, zur Wahrung seines äußeren Ansehens, zur Erhöhung seines Prestiges werden diesen Institutionen je nach dem Geschmacke der Zeit Orden angehängt, Diplome ausgefertigt, Ewigkeits«Zertif'kate verliehen, kurz göttliche oder richtiger: Unendlichkeitsmotive angegliedert. Das hindert aber nicht.

daß es ausgezeichnete Männer geben kann, die sich zu allgemeiner Anerkennung auch in solchen Staaten durchdringen, welche Orden und Titel in ihren Staatsgrundsätzen radikal abgeschafft haben. Wenn das dekorative Abzeichen den inneren Gehalt des Menschen auch nicht erhöht, so braucht ein solcher Mensch noch nicht hohl zu sein, sobald er sich dieses Abzeichens bedient.
Es wird immer phantasievolle Völker geben, die ohne äußeres Dekorum ihr soziales Auslangen nicht finden können, und nüchterne Nationen, welche die Menschen nur nach ihrem tieferen Wert, nicht nach ihrem äußeren Rang und Titel schätzen. Genau so wird es immerdar und allüberall Volksschichten geben, welche die sozialen Einrichtungen — öffentliche Gebote und Sitten, Takt und Moral, übersinnliche Befehle in Zeremoniell und Kirche, erzwingbare Imperative in Recht und Staat — nur dann respektieren und als Hemmungsregulatoren ihrer Handlungen auf sich wirken lassen werden, wenn diese Einrichtungen von der Glorie übersinnlicher Mächte bestrahlt sind. Denkenden Köpfen hingegen dürfte zur Respektierung und Einhaltung dieser Imperative der bloße Nachweis ihrer Nützlichkeit vollkommen genügen. Überall dort, wo die Fundamente unserer gesellschaftlich«sittlichen Lebensordnung gelockert scheinen, wo die bohrende Skepsis sich eingenistet und' Pflock für Pflock zweiflerisch angefressen hat, werden wir gut tun, neue Pfeiler, förmliche Nützlichkeitspflöcke einzurammen. Unsere Gesellschaftsordnung, die von rechts und links tausendfach angetastet und kritisch zersetzt wird, bedarf frischer Motivquellen, neuer logischer Stützen, um ihre Haltbarkeit und Dauerhaftigkeit zu erweisen.
Man übersieht eben vielfach, daß sich hinter der mythologischen Schale sehr häufig ein logischer Kern verbirgt. Zerbricht man herzhaft die Schale, so kommt der logische Kern zum Vorschein. Ohne daher anders gerichtete Überzeugungen zu kränken und in ihrem logischen Daseinsrecht herabzusetzen^ soll hier versucht werden, die sozialen Institutionen als notwendige, ja unausweichliche Hemmungsvorrichtungen zu begreifen, welche sich die menschliche Gesellschaft im Interesse ihrer Selbst- und Arterhaltung ersonnen und ausgebaut hat. Den Vertretern supranaturalistischer Motive der gesellschaftlichen Ordnung kann es nur willkommen sein, wenn sie, unter Schonung und Wahrung ihres geschichtlichen Besitzstandes, von der anderen Richtung Sukkurs erhalten.
Das Zentralorgan aller unserer sittlichen Hemmungsvorrichtungen nennen wir Gewissen. Wir denken dabei an keinerlei lokalisiertes Zentrum, an kein „Wirklichkeitsklötzchen", um ein von Paulsen eingeführtes Bild zu gebrauchen. Wir machen uns vielmehr von der halbmythologischen Vorstellung frei, als ob es ein besonderes Ding, ein für sich eristierendes Wesen namens „Gewissen" gäbe. So wenig es für die gesamte menschliche Seele einen persönlichen oder dinglichen Träger, „ein Wirklichkeitsklötzchen" gibt, ebensowenig für jenen Teil ihrer hemmenden Funktionen, die wir unter dem Sammelnamen oder

Gattungsbegriff „Gewissen" zusammenfassen. Wie es keine besondere Seele neben und über allen psychischen Funktionen, sondern nur als einheitliche Zusammenfassung aller psychischen Funktionen gibt, genau so verhält es sich mit dem Artbegriff Gewissen. Es ist dies nichts anderes als eine Unterart des obersten Gattungsbegriffs Seele, und zwar jene Unterart, welche die hemmenden Vorrichtungen des seelischen Geschehens, insbesondere die Motive menschlichen Handelns, zu begrifflicher Einheit zusammenpreßt.

Den seelischen Hemmungsapparat, „Gewissen" genannt, der als Regulator des Arterhaltenden im Menschengeschlecht anzusehen ist, begreifen wir als einen Niederschlag der organisierten Gesamterfahrungen eines Volkstums über das, was seiner Selbsterhaltung frommt. So fassen wir das Gewissen als organisierte und konsolidierte Erfahrung der menschlichen Rassen von allem Artnützlichen auf. Diese Erfahrungen haben ihre Nervensysteme entsprechend modifiziert. Durch fortgesetzte Vererbung und Anhäufung haben sich diese Erfahrungen zu moralischen Anschauungsvermögen oder zu Gefühlen verdichtet, die wir als „repräsentative Gefühle" bezeichnen können.

Eine Erfahrung der Gattung, wie sie in den Instinkten für das Triebleben, in den ausgebildeten Assoziationsbahnen und logischen Kategorien für das Vernunftleben und in den gesellschaftlichen Institutionen als geronnener Gattungsgeist für das soziale Leben vorliegt, enthält für jedes Individuum derselben Rasse, Religion oder Nationalität Maßstäbe des Verhaltens, Anweisungen auf Funktionen, Anleitungen zu Handlungen. Pflicht, Gewissen, moralische Gefühle sind also aus zahllosen sozialen Erfahrungen zusammengesetzte abstrakte Begriffe oder „repräsentative Gefühle", welche dem einzelnen Menschen ersparen, jene Erfahrungen über das die Gattung Förderliche am eignen Leib nochmals zu machen, welche seine Vorfahren für ihn angesammelt und in der Form von festen Hemmungsvorrichtungen zur Regelung seines gesellschaftlich«nützlichen Verhaltens hinterlassen haben. Der Aufmerksamkeit im Denken entspricht das Gewissen im Handeln; jene ist der logische, dieses der ethische Hemmungsapparat.

Wir Heutigen sind Kultur«Krösusse, und darin sehen wir den vornehm«lichsten Rechtstitel unseres sozialen Optimismus. Wir finden schon bei unserer Geburt in unseren schnell und sicher funktionierenden Leitungsbahnen des Zentralnervensystems, in unseren Hemmungsapparaten, „Aufmerksamkeit" und „Gewissen" genannt, den mühselig erworbenen Erfahrungsschatz aller unserer Vorfahren als Wiegengeschenk vor. Wir werden schon in Sitte und Recht, in Religion und Nation, in Gesellschaft und Staat, welche in ihren Einrichtungen die Gattungserfahrung kondensiert und objektiviert haben, hineingeboren. Sogar unsere eigenen Schöpfungen, wie Recht und Staat, haben ihre Hemmungs«apparate, die sich ja überall als Hinausprojizierungen der in seinem „Ich" beobachteten Haupteigenschaften des Menschen in die „Umwelt" notwendig

einstellen. Die Hemmungsapparate des Rechts heißen: Iustiz, Polizei und
Gefängniß, die des Staates: Verordnung, Gesetz, Verfassung.
Die Hemmungsvorrichtungen passen sich örtlichen und zeitlichen Be«
dingungen an. Iedes Volk hat das Gewissen, das seinem Kulturzustand an-
gepaßt ist, wie jede Persönlichkeit das Gewissen hat, das ihrer „Umwelt"
entspricht. Die repräsentativen Gefühle und Vorstellungen, welche in einer
gegebenen Gesellschaft vorherrschen, sind nur der zusammengepreßte Ausdruck
jener Tätigkeit, die in ihr vorwaltet. Wie es eine besondere Berufsmoral,
Familienmoral, Klassenmoral und Standesmoral gibt, so gesonderte Hemmungs-
vorrichtungen oder „Gewissen". Ist doch alles Leben selbst nichts anderes,
als ständige Anpassung unserer inneren Beziehungen an äußere. „Die inneren
Zusammenhänge unseres seelischen Erlebens passen sich den äußeren Dauer-
verhältnissen durch aufgehäufte Erfahrung solcher äußeren Dauerverhältnisse an."
Solche Erfahrungen vererben sich nun als Neigungen oder Tendenzen, so
daß jede Generation der nächsten schon eine gesteigerte Hinneigung zur Ver-
richtung gewisser gesellschaftlich nützlicher Handlungen überliefert, sei es als
Vererbung in der Keimzelle, sei es als Kulturbesitz in den Institutionen.
Die sozialen Hemmungsvorrichtungen sind uns Kulturmenschen in den
Hauptzügen schon eingeboren; sie sind durch Übung und Gewöhnung unserer
Vorfahren automatisch geworden, und sie haben im „sozialen Gewissen"
ihren vereinheitlichenden Niederschlag gefunden. Ieder von uns wird in
einen Familien«, Gesellschafts« und Religions«, Rassen«, National- und Staats-
verband, zuweilen sogar in einen Berufsverband hineingeboren und findet
in seinen Instinkten und Assoziationsbahnen den inneren Regulator, in den
Bräuchen und Sitten, in den Überlieferungen und Gefühlformen seiner Um-
gebung feste Verhaltungsmaßregeln für sein äußeres Tun und Lassen vor.
Für den Kulturmenschen ist alles das apriorisch fertig, was für die lange
Reihe seiner Vorfahren, deren letztes Glied er bildet, aposteriorisch ist. Man
wundere sich also nicht, wenn die sozialen Hemmungsregulatoren, das „Ge-
wissen" der Menschen, wie ihre Sitten und Bräuche nach Zeit und Ort,
nach Klima und Bodenbeschaffenheit wechseln. Iedes Volk, jede Zeit und
jeder Mensch hat eben solche Sitten, ethische Wertungen oder „repräsentative
Gefühle" die den wirtschaftlichen Bedingungen und stammesgeschichtlichen
Erfahrungen seiner Vorfahren am adäquatesten entsprechen. Da man aber
unter verschiedensten Zonen und Zeiten unausbleiblich verschiedene Erfahrungen
machen muß, so werden sich Sitten und Bräuche, Moden und Trachten,
politische Einrichtungen und soziale Klassenbildungen verschieden gestalten
müssen. Deshalb gibt es auch keine für alle Völker und Zeiten gültigen
„Gewissen", d. h. solche Hemmungsvorrichtungen, Gesetze, Verfassungen, soziale
Gliederungen, welche der vernehmlichsten Beschäftigung und der aus dieser
sich summierenden Gattungserfahrung am besten angepaßt sind. Fischervölker

bilden ein anderes Gewissen, andere Hemmungsvorrichtungen aus, als Hirten« und Iägervölker, Ackerbau treibende Völker vollends andere, als seefahrende Handelsvölker; Industriestaaten endlich andere, als reine Agrarstaaten. Demgemäß werden ihre politischen Einrichtungen und sozialen Schichtungen, die sich ja nur nach den Gattungserfahrungen über das ihnen Nützliche und Schädliche regeln, niemals gleichmäßig ausfallen können, sondern ständig und immerdar nach den geographischen Bedingungen und geschichtlichen Überlieferungen der betreffenden Völker und Zeiten sich richten müssen.

Nur solche Institutionen haben nach alledem soziologisches Daseinsrecht, die dem „durchschnittlichen Charakter" des betreffenden Landes zu einer gegedenen Zeit am besten angepaßt erscheinen. Der politische Aberglaube an papierene Paragraphen, an gedruckte Verordnungen, an die sakrosankte Unan« tastbarkeit von „ewigen" Einrichtungen schwindet, wie jeder andere Aberglaube, von Tag zu Tage. Wer uns heute Befehle erteilen, wer also als Hemmungsvorrichtung unseres sozialen Verhaltens dienen will, darf uns kein mythologisches Ausweispapier mehr zumuten, sondern er muß uns seine logische und soziologische Daseinsberechtigung knapp und schlüssig vorlegen.

Man versteht jetzt, wie unsere Motivierung von Brauch und Sitte, von Gesetz und Recht, von gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen lautet: sie sind allesamt ein System von Hemmungsvorrichtungen zur Verhütung von Barbarei und Anarchie. Wie wir nämlich ohne Hemmungsapparat unseres Sprachorgans nur irr faseln würden, wie wir ohne logischen Hemmungsapparat wirr und kraus alles durcheinanderwirbeln würden und schließlich der Ideenflucht anheimfallen müßten, und wie wir endlich ohne „Gewissen" einem moralischen „Tohuwabohu", einer Art von sittlicher Ideenflucht preisgegeben wären, so müßten wir ohne die sozialen Hemmungsvorrichtungen in Gesellschaft und Staat in tolle Regellosigkeit, in authropophage Wildheit, in die Zügellosigkeit des Raubtierzustandes zurückverfallen. Zum Glück be« sitzen wir in unseren Sitten und Bräuchen, in gesellschaftlichen und staatlichen Satzungen überlieferte Gattungserfahrungen, von der Vorwelt bereits durchdachte Probleme, welche uns das sonst unentwirrbare Dunkel unseres Lebensweges zu beleuchten die Bestimmung haben. Diese Hemmungsvorrichtungen — das Gewissen in seinem weitesten Verstande — sind es, denen wir den Aufstieg vom Naturmenschen zum Kulturmenschen, vom wilden Raubtier zum zahmen Haustier verdanken. Dem Gewissen in der Moral korrespondiert das Dogma in der Religion und das Programm in der Politik. Dogmen sind religiöse Hemmungszentren zur Verhütung von epidemisch auftretenden Gefühlsanarchien, wie sie uns insbesondere in religio's«mystischen Sekten entgegentreten. Wie die logischen Kategorien und die Aufmerksamkeit vor Gedankenflucht schützen und das Gewissen vor Handelnsflucht, so das Dogma vor Gefühlsflucht.

Damit die religiöse Spekulation sich nicht ins Unbegrenzte, Phantastische und Ekstatische verliere, sind ihr in den Glaubensvorschriften (Dogmen) Schranken gesetzt, die sie nicht überschreiten soll. Wie die Kategorien der Willkür des Denkens und das Gewissen der Willkür des Handelns Grenzen setzen, so Dogmen der Willkür des religiösen Fühlens. Alles Ordnende und Gesetzmäßige arbeitet eben im Interesse des Gleichgewichts der Gesellschaft — Gesetz von der Erhaltung der gesellschaftlichen Energie — den Velleitäten, Schrullen, Willkürhandlungen des Einzelnen entgegen. Das Allgemeine, die Gattung, hat dem Einzelnen, dem Individuum Verhaltungsweisen im Dienste des Allgemeinwohls zu erteilen. Das Gleiche gilt nun in der Politik. Auch da ist es undenkbar, daß Ieder sein eigener Herr sei. Wie die Religionen vielmehr ihre einzelnen Adepten an das Dogma binden, so die politischen Parteien die ihrigen an das Programm.

Dr. Alfred Lohmann:

Die Erfolge des verschärften U-Boot-Krieges.

Dr. Alfred Lohmann, unser geschätzter Mitarbeiter, der Begründer der Handels«U-Bootreederei in Bremen, der sich durch die Fahrt des Handels«U-Boots „Deutschland" nach Amerika einen Weltruf erworben, hat sich einige Tage in Wien aufgehalten, um einer Sitzung der deutsch«österreichisch«ungarischen Einkaufsvereinigung beizuwohnen, deren Präsident er ist. Diese Vereinigung vertritt die Handelsinteressen Deutschlands, Österreich-Ungarns, der Türkei und Bulgariens mit großem Erfolge. Ihr Wirken hat in den vier Staaten allgemeine Anerkennung gefunden und nun hat König Karl seiner Würdigung der Verdienste des Herrn vr. Lohmann durch Verleihung des Zivildienstkreuzes 1. Klasse Ausdruck verliehen. Die Direktoren der Vereinigung, Dr. Welti und Brouwer, haben das Zivildienstkreuz 2. Klasse erhalten.

In einem Gespräch äußerte sich Dr. Lohmann in bemerkenswerter Weise über die Erfolge des verschärften U«Bootkrieges. Er führte aus: „Der Beginn dieser seit dem 1. Februar uneingeschränkten Aktion bedeutet den Beginn des Zusammenbruches der englischen See-Vergewaltigung. In Deutschland hatte man, als der verschärfte U«Boot«Krieg begann, mit der Versenkung von 600 000 Tonnen im Monat gerechnet. Diese Hoffnung ist, wie bekannt, nicht nur erfüllt, sondern es sind die kühnsten Erwartungen in Deutschland übertroffen worden. England verfügte über 19 Millionen Tonnen; davon waren 12 Millionen für

den Truppen« und Munitionstransport von der britischen Admiralität mit
Beschlag belegt, 7 Millionen für den Handelsverkehr bestimmt worden.
Von diesen 7 Millionen sind vom 1. Februar bis zum 1. Mai an die
drei Millionen versenkt worden. Diese drei Millionen Tonnen ent-
sprechen etwa vier Millionen Tonnen Ladegewicht, das heißt 400000 Waggons
(10000 Güterzüge zu 40 Wagen). Wenn man bedenkt, daß der Untersee-
bootkrieg in unbeschränktem Umfange fortgesetzt wird und England so ge-
waltige Tonnenmengen weggenommen werden, die nicht zu ersetzen sind, daß
sie aus dem Verkehr zwischen England und Amerika verschwinden, in welchem
der versenkte Schiffsraum sechsmal im Iahre (auf der Hin« und Rückfahrt)
hätte verwendet werden können, so kann man sich vorstellen, wie katastrophal
die Verluste für England sind. Von größter Bedeutung ist es, daß den
Engländern nicht nur Lebensmittel entzogen werden, sondern daß auch ihre
Kohlenproduktion auf das Äußerste bedroht ist, weil die Zufuhr von
Grubenhölzern so gut wie abgeschnitten ist. Schon jetzt können, wie mehr-
fach gemeldet wurde, viele englische Gruben nicht mehr befahren werden.
Auch die Verbündeten Englands bekommen die Wirkungen des Unter-
seebootkrieges zu spüren, insbesondere Italien. Dieses ist dadurch hart
in Mitleidenschaft gezogen, da es keine Kohlen mehr von England
erhalten kann. Im Frieden bekam Italien jährlich 10 Millionen Tonnen
Kohlen von England, zu Beginn des Krieges hat England den Italienern
nur mehr 5 Millionen Tonnen Kohlen geben können und jetzt ist die eng-
lische Kohlenausfuhr nach Italien auf 40000 Tonnen im Monat, also kaum
5 Prozent der ursprünglichen Quantität, herabgemindert.
Nicht der Mangel an Brot ist die größte Gefahr für England, sondern
der Verlust seiner Handelstonnage. Dieser wirkt für das Land vernichtend.
Der Rekord im Schiffsbau betrug in England im Frieden zwei Millionen
Tonnen im Iahre und diese Produktion ist natürlich gegenwärtig absolut nicht
zu erreichen.
England hat seit jeher seine Seemacht in völkerrechtswidriger WeD'miß-
braucht. Es hat in früheren Zeiten Spanien, Frankreich und Holland zur See
zugrunde gerichtet, es hat die dänische Flotte vor Kopenhagen geraubt, es
hat Italien gezwungen, seinem Bundesgenossen den Krieg zu erklären, und
jetzt bedroht es die kleinen neutralen Staaten, um die Mittelmächte durch
Hunger zu bezwingen. 150 Millionen Menschen, Greise, Frauen, Kinder,
sollen die größten Entbehrungen erdulden, damit England siegreich aus.dem
Krieg hervorgehe. Es hat auch Amerika auf seine Seite gebracht, indem es
die dortige öffentliche Meinung mit den bekannten Mitteln für sich gewann.
Aber nun hat das Heft sich gewendet. England hat seinen Meister
gefunden. Der U-Bootkrieg macht seinen stolzen Träumen von einer
Befestigung und Ausbreitung seiner Seemacht auf allen Meeren ein Ende.

Karl von der Heydt Oswruui oLusso . . .
Man kann schon jetzt ausrechnen, wann England niederge«
rungen sein wird.
Das Ziel des Unterseebootkrieges ist die Befreiung der Welt von der
unerträglichen englischen Vergewaltigung und Anteil aller Nationen, groß und
Nein, am freien ungehinderten See«Verkehr. Freie Betätigung für alle Nationen
am Weltverkehr, keine Präferenz für 40 Millionen privilegierte Engländer!
Freie Bahn für alle tüchtige Nationen!
Karl von der Heydt:
OOtsrillU (36N860 . . .
„Auf der einen Seite steht das System des Kolonialreiches mit seiner
Oberschicht von Zehntausenden, die in Wohlstand, Glanz und Lurus schwelgen,
und seinen Hunderttausenden, ja Millionen, die in Unwissenheit, Not, Elend
und Verbrechen ein unwürdiges Dasein führen. Dieses System legt die Hand
auf ein Viertel des Landgebietes der Erde und zählt ein Viertel der Menschen
aller Rassen und Farben zu Unterthanen; es erweitert fortgesetzt sein Gebiet
durch Intrigen, Krieg und Blutvergießen; es besitzt die Herrschaft über
das weite Meer und braucht, um diese aufrecht zu erhalten, eine große
Flottenmacht, die in jedem Augenblicke im Stande ist, die Häfen irgend eines
anderen Landes zu verschließen und dieses von jeglichem Verkehr mit der
Außenwelt abzuschneiden und es in vielen Fällen auszuhungern, bis es sich
seinem Willen fügt, es legt die unbegrenzte Regierungsgewalt in die Hand
einer kleinen Gruppe von Männern, die nicht zögern, in heimlichen Ab-
machungen und Abkommen folgenschwerster Art das Reich bloszustellen;
dieses System ist in Folge dessen genötigt, jeden erfolgreichen Mitbewerber
um den Welthandel mit Gewalt zu vernichten."
Diese Charakterisierung Englands rührt von einem Stammesgenossen
her, einem Amerikaner. Sie ist entnommen aus Iohn William Burgeß' 1915
erschienener Schrift „Der europäische Krieg." Sie stehe diesen Erörterungen
voran, als der Hintergrund, auf den das Bild unseres zukünftigen Friedens
aufzumalen ist. Derselbe Verfasser sagt an anderer Stelle, daß nichts in
seinem Aufbau und seiner Artung Großbritannien so ähnlich sei, als die
russische Despotie. Das trifft nicht ganz zu, ganz abgesehen davon, daß
diese Despotie heute nicht mehr besteht. Rußlands Völker gehören doch zum
weit überwiegenden Teil in Sprache, Religion und Kulturstand zusammen,

und sind nicht zusammengeraubt; wo es anders ist, da waren teils un«
zivilisierte unruhige Nachbarn der Grund der Ausdehnung, teils das Streben
zum offenen Meer, das für ein so großes Volk als legitim anzuerkennen ist.
Als direkte politische Sünde ist nur die Unterjochung Polens anzusprechen,
die lediglich einen Offensivsporn gegen Deutschland bedeutet.
Auf Großbritannien bleibt der Vorwurf, ein reiner, parasitärer Raub-
staat zu sein, der fast ausschließlich in fremdem Fleische schmarotzt und sich
mit seinen Zwingburgen an allen Meeresstraßen in den „Wirtsvölkern"
festgesogen hat, alleine haften.
Beide Mächte hatten vor dem Krieg das gemeinsam, daß sie ihre, die
andern Völker Europas weit überragende „Wucht" — so möchte ich lieber als
„Macht" sagen, denn es hat sich im Kriege gezeigt, daß Macht etwas
geistiges ist — geschickt versteckten, um die Illusion eines europäischen Kon«
zertes nicht zu stören. Sie glichen jenen Engeln (Verzeihung) flämischer
Meister, die in kleinen Bürgerstuben vor der Iungfrau Maria niederknietn,
als hätten sie das Maß und die Ansprüche von Menschen, und nur ein
Künstlerauge sieht, daß sie, aufstehend, mit ihrem Haupte die Decke des
Gemaches durchbrechen würden.
Diese ihre Riesenmaße an sich wären nicht friedensgefährlich! Ein Volk
in den ihm zustehenden weiten Grenzen könnte sich ja gerade darin bescheiden.
Aber England wurzelt eben nicht in seinen natürlichen Grenzen. Es ist
Raubstaat seinem Wesen, seiner Struktur nach, obligater Parasit, der nur
noch auf dem Nährboden seines Wirtes leben kann. So bildet es eine be-
ständige Friedensbedrohung, denn nur durch Aufeinanderhetzen der Völker
ist sein Parasitentum auf die Dauer durchführbar.
Nachdem wir diese Klarheit gewonnen, haben wir den richtigen Stand-
punkt erstiegen, von dem aus wir den Gegensatz der beiden „Frieden", des
„rechten" und des linken, richtig bewerten können, die in der Reichstags-
sitzung vom 15. Mai aufeinander prallten.
Der Vertreter des „linken" Friedens, Scheidemann, stellte in den Mittel-
punkt die Frage: Wofür darf unsrer Söhne Blut vergossen, unser Volks«
vermögen verthan werden? Diese Fragestellung ist richtig.
Und sie ist aktuell! Denn wenn menschlicher Berechnung noch sich irgend
ein Grad von Sicherheit eignet, dann stehen wir heute so, daß wir nicht
mehr einen ungewissen Kampf um ein ungewisses Schicksal kämpfen, sondern
daß Krieg und Sieg, vollkommener Sieg, durch eine eherne Kette zwingen-
der Kausalität verbunden sind. Es ist also möglich, Opfer und Gegenwert
streng rechnerisch mit einander zu vergleichen. Es handelt sich um eine auf-
lösbare Gleichung mit nur einer Unbekannten. Es ist nach den amtlichen

Versenkungszahlen mathematisch gewiß, daß in einer nicht allzuweit be«
messenen Frist Englands Volkswirtschaft niederbrechen und damit der Herz«
schlag unsrer Feinde zum Stillstand kommen muß. Nur ein Wunder kann
jetzt noch die Aushungerer aus den Fängen unserer U«Boote erretten. Nur
ein Wunder! Und Herr Scheidemann ist gewiß der Letzte, an Wunder zu
glauben. Er tut es auch gar nicht, sondern eignet sich ausdrücklich diese
Rechnung an, wenn er, natürlich nur als ein Beispiel, aber darum nichts
weniger charakteristisch, eine Kriegsverlängerung um 100 Tage durch Annerions-
forderungen seinen Betrachtungen zu Grunde legt. 300000 Tote und Ver-
wundete und 10 Milliarden Mark, das ist es, was diese Verlängerung nach
ihm mindestens kosten würde. Dazu noch die Leiden des Volkes durch die
Knappheit unsrer Ernährung, deren Ernst und Schwere ja gewiß niemand
bestreiten wird! Und 100 Tage sind ja natürlich bei weitem zu niedrig be«
rechnet, sie bilden bei Scheidemann ja nur ein Beispiel in seiner „Milch-
mädchenrechnung", und wichtig ist in seinem Mund nicht diese Zahl, sondern
der Umstand, daß er überhaupt anerkennt, die Zeit bis zum völligen Siege
sei zahlenmäßiger Berechnung zugängig.
Was für Dinge gibt es nun zwischen Himmel und Erde, die wert sind,
daß soviel Blut oder gar das Doppelte noch darum fließe, daß soviel Volks«
vermögen oder gar das Doppelte dafür vernichtet werde?
Ia, diese Frage müssen wir uns stellen ehe wir Kriegsziele erörtern!
Es gibt nicht viele solche Dinge! Scheidemann läßt nur eines gelten:
Die Verteidigung unsres Herdes. Auch dieser Antwort stimme ich zu! Denn
sie ist doch umfassender, als man auf den ersten Blick annimmt. Sie begreift
in sich unsre Ehre, unsre Sicherheit (nicht nur die grob-gegenwärtige) und
die Entwicklungsfreiheit für unsre Zukunft. »
Scheidemann muß sie schon einbegreifen, er billigt ja den ganzen bis-
herigen Krieg als Verteidigungskrieg, obgleich formell die ersten Kriegs-
erklärungen von uns ausgingen. Österreich zog ja doch in den Krieg nur
für den staatlichen Ehrbegriff, wir traten ihm zur Seite, weil wir nach Öster-
reichs Untergang unsre zukünftige Sicherheit als bedroht ansahen. Dies
beides hat Scheidemann gebilligt! Und was für den Eintritt in den Krieg
gilt, muß doch auch für das Verharren in ihm gelten.
Freilich die Erwägung, wie entsetzlich viel Blut schon geflossen, wie un-
sagbar viel Volksvermögen schon verwüstet worden ist, sie fällt für unseren
heutigen Entschluß, gegenüber dem Augenblick, wo wir den Fehdehand-
schuh aufhoben, als ein neues, zentnerschweres Gewicht in die Wagschale, als
das Moment der Erschöpfung. Es soll gewiß nicht unbeachtet bleiben!
Demgegenüber liegt in der andern Schale das, daß erst der Krieg die
Ungeheuern Gefahren, in denen wir standen und eventuell nach ihm wieder

stehen werden, ganz besonders aber die ewige Friedensbedrohung seitens des
parasitären Raubstaates England uns in vollem Umfange enthüllt hat.
Diese Gefahr ist so furchtbar, daß man es ruhig aussprechen kann, daß
.an einen dauerhaften Völkerfrieden in der Welt, das Ideal, das wir jetzt
alle so heiß ersehnen, daß an etwas, was einer Gemeinschaft der Völker
Europas auch nur von ferne ähnlich sieht, nicht zu denken ist, solange dieser
Raubstaat als Raubstaat besteht, solange seine Organisation so bleibt, daß
sie echt und obligat parasitär, wie heute, ihm das Leben nur aus dem Blut
geknechteter Wirtsvölker gestattet.
Es ist eine furchtbare Wahrheit, die der Krieg enthüllt hat: Die Eristenz
dieses Meertyrannen und Räubers in der europäischen Gemeinschaft, die nach
ihrer Struktur heute ganz friedlich sein könnte, ist die ewige und dringende
'Gefahr eines neuen Völkerbrandes.
Und was weiter entscheidend in die andre Schaale fällt, ist die Aus-
scheidung des Momentes der Ungewißheit. Damals, als Deutschland sich erhob,
Haus und Hof zu verteidigen, mußte es auf den Kampfplatz treten, auch
Scheidemann billigt das, auf die dringende Gefahr hin eignen Unterganges!
Diese Gefahr liegt jetzt hinter uns! Der Sieg ist sicher! Wir tun jetzt nicht
mehr mit dem Blute unsrer Söhne einen kostbaren Einsatz in gewagtem Spiel,
'sondern wir zahlen den schweren blutigen Kaufpreis für einen gewissen Gegen«
wert und wir haben uns nur diesen Gegenwert anzusehen und abzuwägen,
«b er den vollen Preis aufwiegt.
Und nun haben wir die Fragestellungen richtig formuliert, um richtig
antworten zu können.
Und das ist negativ sehr einfach: Die Annerionen sind gewogen und
zu leicht befunden! Darin stimme ich Scheidemann zu. Sie sind von denen,
Hie sie vorschlagen, so gemeint, daß sie uns für die Zukunft sichern, uns an
gefährdeten Grenzen ein Festungsglacis schaffen sollen. Niemanden mehr
gibt es, der sie so naiv welteroberisch meint wie Napoleon, dessen Größe, wie
Anatole France einmal sarkastisch sagt, darin wurzelte, daß seine Weltanschauung
«benso kindlich war wie die seiner Grenadiere! Die Zeit solcher Kinderträume
ist ausgeträumt, aber in dem engern Sinne der Grenzsicherung hat der
Annerionsgedanke doch noch zahlreiche Anhänger. Scheidemann hat m. E.
durchaus recht, wenn er auch sie durchaus ablehnt. Einverleibungen oder
Angliederungen organisierter Kulturvölker ohne ihren eignen freien Willen
stärken nicht, sondern schwächen, sie kosten den unterdrückenden Staat seine
beste kulturelle Kraft, lebendige Völker sind nicht als Festungsglacis zu ge-
brauchen, auch nicht als Aufmarschterrains! Weder die Annerion freier Völker
noch auch die Aufrichtung irgend einer Präpotenz über sie ist ratsam und
kommt als Kampfpreis in Betracht.

Das bezieht sich natürlich nur auf organisierte Nationen, nicht auf unent«
wickelte Völker, die eine eigne Persönlichkeit noch nicht ausgebildet haben und
angesichts ihrer Kleinheit auch kaum mehr ausbilden können. Es würde u. A.
kein Hindernis bieten, von England die Abtretung der Kanal«Inseln zu fordern,
deren Besitz vielleicht das beste Mittel wäre, die Sperre des Kanals zu brechen,
zumal die normannischen Bewohner dann ja nur eine Fremdherrschaft .... der
anderen tauschen würden. Scheidemann sagt selbst: „Es ist ganz unmöglich,
jeden Grenzstein unverrückt zu lassen."
Auch gegenüber dem unentwegten Glauben an die Möglichkeit einer
vollen Kriegsentschädigung in Geld muß ich einige Einschränkungen machen^
die in der Richtung von Scheidemanns Gedanken liegen.
Unsere Volkswirtschaft ist eine Weltwirtschaft. Die Reichtümer der
Völker oder ihre Armut stehen in Wechselwirkung zueinander, so daß die
Verarmung unserer Nachbarn auch uns ärmer macht.
Aller Reichtum ist Kaufkraft! Wenn wir unsern Gegnern ihre Kaufkraft
als Schadenersatz fortnehmen, so ist es unvermeidlich, daß sie dann auch^
entsprechend die Fähigkeit einbüßen, unsere Waren zu kaufen. Es ist also
ein großer Irrtum, wenn wir glauben, durch hohe Geldforderungen uns
Entschädigen" zu können.
Das ist unmöglich. Der Krieg kennt kein Verfahren zur rentitutio in.
integrum.
Diese drei Iahre, innerhalb deren wir und unsre Gegner den
angesammelten Volkswohlstand vieler Iahrzehnte um die Wette zerstört haben,
sind auch rein zahlenmäßig nicht wieder gut zu machen. Nur mit Zeit und
mit Arbeit. Aber bei aller vorsichtigen Skepsis in dieser Hinsicht erscheint
es doch ganz unverständlich, daß Scheidemann ohne weiteres einen Frieden.
ohne Entschädigungen verlangt. Das heißt doch das Kind mit dem Bade
ausschütten! Es ist gar nicht abzusehen, warum die wertvollen Pfänder, die
die Mittelmächte in der Hand halten, nicht für hohe Geldsummen ausgelöst
werden sollten. Und soweit Geld nicht zu haben ist, warum sollten wir
nicht eine Entschädigung in Kolonien fordern — abgesehen von der selbst«
verständlichen Zurückgabe unsrer eigenen? Kolonien sind Gebiete, in denen
eine Kaufkraft schon sich vorfindet oder in denen sie wenigstens entwickelt
werden kann, die sich auf unsre Waren richten läßt. Sie sind fast wert-
voller als eine Geldentschädigung.
Scheidemann wird hierauf antworten, daß es unzulässig ist, ledig«
lich um die Prozeßkosten das furchtbare Morden fortzusetzen. Aber
unbestreitbar ist andrerseits, daß in dieser Geldfrage eine Ehrenfrage
beschlossen liegt. Um das einzusehen, sollte Scheidemann nur die Gegen-
probe machen und annehmen, daß sich von der gegnerischen Seite die
Forderung nach einer Kriegsentschädigung erhöbe. Handelte es sich um nichts.

anderes als eine Geldfrage, dann müßte Scheidemann zu dem Schlusse kommen, um des lieben und sofortigen Friedens willen diese Geldforderung, zumal wenn sie maßvoll wäre, zuzugestehen. Er wird es sicher nicht tun und jeder Sozialdemokrat im Schützengraben oder dahinter würde ihm entrüstet die Gefolgschaft versagen, wenn er es täte. Denn die Forderung einer Kr.<!g'sentschädigung, also der Prozeßkosten, ist das äußere Merkmal'des Sieges. Die Kosten gehen mit dem Prozeß hier genau wie im bürgerlichen Leben. Wir können sie also nicht vom Gegner fordern, ehe wir gesiegt haben, wir müssen sie aber fordern, wenn wir gesiegt haben. Wir müssen sie auch fordern, wenn wir — in dieser Lage sind wir zurzeit — den Sieg sicher und in greifbarer Nähe vor uns sehen.

Denn der Sieg ist das unabänderliche Ziel jedes Krieges; für den Sieg sterben alle seine Opfer, werden alle seine Leiden gelitten, er ist in jedem Völkerringen der Ehrenpunkt '«rr' iko/Hv und er wird es auch in dem gegenwärtigen sein! Bevor die Entscheidung über den Sieg gefallen ist, wird keine Partei das Spiel aufgeben, und gibt eine es auf, so ist dies eben ein Zeichen dafür, daß sie den Sieg gegen sich entschieden sieht. Wenn Scheidemann schon jetzt den Siegespreis für Deutschland von sich weist, so wird die Gegenpartei darin eine Aufforderung sehen, ihn in letzter Stunde sich noch selbst zu holen. Keineswegs, das hat ja Herr von Beth« mann Scheidemann deutlich genug gesagt, dient dieser ganz undiplomatische Schwachmut zur Kriegesverkürzung.

Soll nun das Geld der einzige Siegespreis bleiben? Gibt es nicht noch einen anderen, der wert ist, um seinetwillen die blutige Partie, die auf sicheren Gewinn steht, fortzusetzen? Ich meine ja. Und zwar ist es die Friedenssicherung für die Zukunft.

Auch die Gegner sprechen ja hiervon sehr viel. Sie haben unser Friedensangebot verschmäht, weil sie ihren Völkern nur einen dauerhaften Frieden zurückbringen wollen. Diesen erblicken sie nur in der Vernichtung des preußischen Militarismus.

Sie haben in soweit vollkommen Recht, daß es auf die Dauerhaftigkeit des zukünftigen Völkerfriedens in erster Linie ankommt. Wenn sie das Hindernis dafür im preußischen Militarismus sehen, so ist ihre ganze Haltung von dieser Prämisse an ein durchaus logischer Gedankenablauf. Wir halten die Prämisse für falsch, und glauben, das mehr als hundertmal nachgewiesen zu haben. Deshalb hat sie aber in Iener Denken doch noch ihre volle Wirklichkeit und sie ist noch ebenso geeignet, Gedanken und Tatfolgen zwangsläufig von sich abrollen zu lassen, wie vorher. Gewännen die Gegner, so würden sie auch für die Geschichte Recht behalten. Mit Argumenten ist dieser Streit nicht zu entscheiden!

Wir haben ähnliche Anklagen gegen den englischen Navalismus, gegen
die Meertnrannei erhoben. Wir sehen aus dem Citat zu Anfang, daß ein
hochgebildeter Amerikaner sich diesen Anklagen anschließt, und wir halten sie
nicht für widerlegbar.
Das ist unser Standpunkt! Ziehen wir also aus ihm, wo das U«Boot
uns die Macht gibt, die schmarotzende Meertyrannin mit dem Würgestrick
des Hungers in ihrer Faust niederzuzwingen, die Konsequenz, unerbittlich und
nur mit tauglichen Mitteln!
Wie können wir dieser Meertyrannei endgiltig das Rückgrat brechen?
Scheidemann scheint sich darauf zu verlassen, daß allein schon das Untersee-
boot Englands Meerherrschaft bricht. Damit gesteht er zu, daß im Augen-
blick diese Waffe das sichere Siegesmittel darstellt, aber uns für alle Zukunft
darauf zu verlassen, wäre doch leichtsinnig. Wir dürfen unsre Zukunft nicht
der Messerschneide einer technischen Erfindung anvertrauen.
Machen wir uns zunächst den Zweck der ganzen Seeherrschaft und des
durch Zwingburgen an allen Küsten gesicherten Straßensystems klar. Er ist
die Aufrechterhaltung der Herrschaft über Indien! Indien ist für England
das, was für Rom die Provinz Asien war: Die große Beute! Der Nähr-
boden der raubgierigen, den Staat und durch ihn die Welt beherrschenden
Aristokratie und Plutokratie.
Dieser seiner Beute hat sich der große Raubparasit derart angepaßt, daß
alle seine Lebensfunktionen von dem Blutsaugen an diesem Beutetiere abhängen.
I. W. Burgeß schildert auch das in seiner schon citierten Schrift sehr
schön. Er besuchte einen englischen Herzogssitz und bewundert, vom Verwalter
geführt, das Schloß, die Treibhäuser, den Wildpark, die Golfplätze und alles
andere, was dem Lurus und der Erholung dient. Dann fragt er: „Kann
dieser herrliche Besitz die Bewohner — die Herzogsfamilie selbst ausge-
nommen — ernähren?" „Nein", ist die Antwort, „der Herzog schießt zu."
„Woraus entnimmt er den Zuschuß?" „Aus den Mietzinsen seiner Londoner
Häuser." „Was sind die Quellen, woraus seine Mieter in London ihre Zinsen
bezahlen?" „Der Handel mit unseren Kolonien zumeist."
Da liegt der parasitäre Ernährungstrakt bloß: Verkümmerung der Organe,
um die natürliche Nahrung zu entnehmen, und dafür Ausbildung der Struktur
zum obligaten Blutsaugen.
Um einen gesicherten Frieden, ein friedliches Zusammenleben der Völker
Europas — nicht zu erreichen —, dessen kann man jich nicht vermessen,
wohl aber es überhaupt zu ermöglichen, ist es notwendig, England die
Herrschaft über Indien gänzlich aus der Hand zu winden und diese mehr
als 300 Millionen geknechteten, ausgebeuteten und ausgesogenen Menschen
zu befreien. Es sei ferne, daß wir versuchen sollten, uns selbst an Englands
Stelle zu setzen und nun in irgend einer, wenn auch versteckten Form diesen

Völkerkompler, einen der gewaltigsten der Erde, zu unterjochen. Nein, vollkommene Unabhängigkeit muß an den Platz der Sklaverei treten! Es ist lächerlich zu befürchten, daß dies hochbegabte Volk in die Barbarei zurück« versinken würde, aus der es schon vor mehr als 2000 Iahren, durch eigene Geisteskraft emporstieg. Und mit dem Ziel muß der Weg, die befestigte Heerstraße der Räuber, aus ihrer Hand fallen: alle die Zwingburgen, eingenistet in fremdem Land und Volk: Gibraltar, Malta, Cypern, der Suezkanal, Aden und Perim, Oman und dann das Sperrfort am Tore des stillen Ozeans, Singapore. Sie alle müßten zurückfallen an die Völker, aus deren lebendigem Fleisch sie geschn'tten sind (Malta an Italien, ganz im Ernste).

Desgleichen weiter das Land, das zuerst als Wegstation nach Indien, dann als selbständiges Ausbeutungsobjekt in Englands Krallen gefallen ist: Egypten. Es muß den Weg zu der Familie zurückfinden dürfen, zu der es gehört, und deren Haupt in Konstantinopel sitzt.

Persien, das viel mißhandelte, Afghanistan und Beludschistan endlich!

Wir haben wahrlich keinen göttlichen Auftrag, die Befreier zu spielen, und wenn wir befreien, muß es in unserm eigenen Interesse geschehen. Es geschieht hier in erster Linie, um das gewaltigste Raubvolk der Weltgeschichte zwangsweise, gewissermaßen einem embryonalen Rückbildungsprozesse zu unterziehen, um es nach seiner inneren Struktur friedlich zu machen: denn dies ist das Entscheidende, die Wegnahme der Flotte z. B. beläßt das Raubtier als Raubtier mit unveränderten Instinkten und Organen, und diese werden bald wieder eine neue Flotte als Mittel zu neuen Tyranneien aufbauen. Das Raubvolk soll nach wie vor glänzend leben, hat es doch für seine Bevölkerungszahl von allen europäischen Nationen den weitesten Spielraum in Kanada, Australien und Südafrika, aber es soll aus seinem eignen Volksgebiete leben und nicht auf fremden Wirtsvölkern schmarotzern, nicht das freie Meer als seinen Iagdgrund absperren. In zweiter Linie bedeutet natürlich die Befreiung jener asiatischen und nordafrikanischen Völker vom englischen Ioch auch eine Erweiterung des Bereiches unseres Handels, die offene Thür für ihn. England und auch Frankreich haben in den letzten 50 Iahren immer mehr von der früher noch dem Wettbewerb der Nationen offnen Welt für sich abgegattert. Das Gebiet unsres Welthandels wurde immer mehr eingeengt. In der Befreiung dieser organisierten Völker liegt für uns eine Erweiterung der Welt und damit eine Möglichkeit, die Kriegsschäden schneller auszugleichen, also eine indirekte Kriegsentschädigung. Daß Handelsverträge uns eine wirklich offne Tür nimmermehr bringen können, brauche ich wohl nicht im Einzelnen nachzuweisen. Das Stichwort Morokko genügt, oder auch die Statistik des indischen Handels, wie er sich, trotz anscheinender Handelsgleichheit für alle, zu alleinigen Gunsten Englands entwickelt hat.

Die ganz unberechtigte Wertschätzung von Handelsverträgen hängt zusammen mit der sonderbaren Vorstellung, die sich Scheidemann von dem macht, was er einen Verständigungsfrieden nennt. An und für sich ist natürlich jeder Friede ein Verständigungsfriede, sonst käme er überhaupt nicht zur Unterzeichnung. Die Verständigung findet aber stets so statt, daß der eine Teil einwilligen muß. Was sich aber Scheidemann unter Verständigung denkt, ist ganz unklar. Es sieht fast so aus, als ob er sie durch Überredung herbeiführen wollte! Kindlich ist auch die Vorstellung, daß, je weniger man dem Gegner im Friedensschlusse wehe tue, desto sicherer für die Zukunft sein guter Wille gewonnen sei. Die Völker richten ihre Beziehungen nicht nach Sentiments >ein, sondern nach realen Interessen und nach ihrer Macht, diese Interessen zu verwirklichen. An dem Sturze des Meertyrannen und der Befreiung der Weltstraßen haben obendrein alle europäischen Völker, vor allem Rußland ein Interesse und sie werden es schon bekunden, sobald erst ihre Furcht vor dem Würgestrick — denn nur der hat sie in den Bund mit England getrieben — endgiltig beseitigt ist.

Bleibt die Gefahr Rußland, wird man einwenden, und seiner 4M Millionen. Gut, sie bleibt und ist wohl auf die Dauer nicht abwendbar. Sie liegt nicht, oder braucht doch nicht zu liegen, in naher Zukunft. Selbst 4lX) Millionen kann Rußland bequem innerhalb seiner Grenzen ernähren. Aber soll man eine gegenwärtige Gefahr nicht beheben, nur weil eine andere befristete und bedingte Gefahr fortbesteht?

Und die gegenwärtige Gefahr würde radikal beseitigt, die Freiheit der Meere und damit die Möglichkeit eines gesicherten Friedens auf lange hinaus, und was mehr bedeutet, eine friedliche Struktur des europäischen Zusammenlebens gewonnen sein.

Ist dies Ziel es wert, zu seiner Erreichung den Krieg und alle seine Leiden zu verlängern auch über die hundert Tage Scheidemanns hinaus?

Ia, es ist es!

Und wer mir hier zustimmt, muß auch zustimmen dem Veterum ««use«, das sich mit unerbittlicher Logik daraus ergiebt: Großbritannien muß durch diesen Krieg erlöst werden, von seiner eigenen parasitären und räuberischen Natur.

Das wäre die größte Befreiung in diesem Kriege. Die Befreiung vom waffenstarrenden Europa!

Otto R. Hübner:

Das Verfassungsproblem.

Wenn wichtige Daseinsfragen an uns Menschen herantreten, die eine bestimmte Entscheidung verlangen, so suchen wir unser Handeln nach mög« lichster Überlegung einzurichten; und wir erreichen eine solche, indem wir das Fragliche einfühlend überdenken, so daß wir unser Tun, es subjektiv und objektiv abwägend, dann völlig bewußt ausführen. Denn das ist ja unser hohes Menschenvorrecht, eine klare Einsicht in die Dinge gewinnen zu können, da wir sie ebenso durch unser individuelles Gemüt wie mit dem generellen Verstande zu betrachten vermögen: welche beiden Kräfte zusammen unsere lichte Vernunft ergeben, diese beste Ratgeberin des menschlichen Lebenswillens!
Sie war es auch, die zu Beginn des großen Völkerkrieges allen Parteien und Ständen des deutschen Volkes lehrte, einmütig-geschlossen dem über-mächtigen Feindesbunde entgegen zu treten und alles Forschen nach den ersten Ursachen und der letzten Schuld an diesem Weltbrande hinter die Forderung des Tages zurück zu stellen. Auch heute noch, da uns im dritten Kriegsjahre immer neue Gegner erwachsen, handelt es sich nicht darum, zu entscheiden, welcher der vielen redenden Staatsmänner theoretisch am meisten recht hat, sondern es gilt vor allem unser deutsches Daseinsrecht zu behaupten, die praktische Führung unserer guten Sache aber den besten Feldherren zu überlassen. Da nun diese Verteidigung eine wohlüberlegte ist, so können wir hoffen, diesen fürchterlichen Daseinskampf günstig zu überstehen; und es will ja heute scheinen, als ob da« Morgenrot eines kommenden Friedens schon langsam am Horizonte heraufziehe.
Für diese künftige Zeit aber heißt es sich auch rechtzeitig vorbereiten: denn mit ihr werden eine Menge allgemeiner Forderungen auftreten, die vor dem Kriege nur als Fragen einzelner Parteien bestanden haben. Unter diesen wird das Verfassungsproblem wohl die wichtigste sein, da es alle Volksklassen angeht und von seiner richtigen Lösung das Heil der deutschen Zukunft abhängt. Denn Deutschland kann nur als ein innerlich zufriedenes und fest in sich geschlossenes Reich fortbestehen; wenn sich sein Staatenbund lockern wollte, so ginge nicht nur dessen Gesamtmacht, sondern mit ihr auch das ganze Deutschtum verloren. Dieses aber zu schützen und der deutschen Kultur eine sichere Stätte zu bereiten, ist die hohe Aufgabe der deutschen Reichsverfassung; während die 26 Bundesstaaten daneben ihre Stammes- und Heimatsinteressen durch eigene Staatseinrichtungen ruhig pflegen mögen, soweit sie den Bestand des Ganzen nicht gefährden.

Nun setzt sich unser Reich aus 22 erblichen Monarchien und 3 Stadt»
republiken zusammen, deren Regierungsformen sich recht verschieden abstufen.
Während in den beiden Großherzogtümern Mecklenburg noch die alte Stände»
verfassung aus dem 18. Iahrhundert zu Recht besteht, erbrachten die Um»
wälzungen des 19. Iahrhunderts den 7 Fürstentümern, den 5 Herzogtümern
und den andern 4 Großherzogtümern, sowie den 4 Königreichen zwar ähnliche
Staatsregierungen, mit jedoch sehr von einander abweichenden Volksver»
tretungen. Dazu gesellt sich das Reichsland Elsaß«Lothringen, wo über den
Abgeordneten ein Kaiserlicher Statthalter mit starken Vollmachten herrscht.
Und endlich gehören dem Reiche die drei freien Hansestädte an, die imgrunde
nur erweiterte Gemeindeverwaltungen darstellen.

So weist unser Bundesstaat eine bunte Mannigfaltigkeit von Regierungs»
formen auf, die, dem deutschen Sondergeiste ganz entsprechend, zwar viel»
artige Lebensmöglichkeiten bieten, aber auch die Gefahr innerer Zersplitterung
immer wieder nahe bringen. Und darum verfolgen die vorwärts blickenden
progressistischen Volksparteien einen immer festeren Zusammenschluß des Reiches,
entgegen dem Beharrungswillen der konservativen Mächte, welche die alten
Einrichtungen möglichst fest zu halten suchen. Aber was in der Fricdens«
zeit angängig gewesen, hat sich für den Kriegszustand als gefährlich bewiesen:
denn, abgesehen von der Kriegsführung, sind in Steuerfragen, vor allem aber
bei der Ernährungsfrage die Leben<interessen der einzelnen Staaten ganz
natürlich schwer in Einklang zu bringen, solange Deutschland keine wirt-
schaftliche Einheit bildet, die, politisch als ein Ganzes, innerlich ebenso ge-
schlossen dasteht, wie äußerlich als Kriegsmacht.

Um nun eine festere Geschlossenheit künftig zu erreichen, hat der Reichstag
bekanntlich vor Kurzem einen Verfassungsausschuß beauftragt, die deutsche
Reichsverfassung von 1871 nachzuprüfen, und bald werden wohl entsprechende
Verbesserungsvorschläge unsere Abgeordneten beschäftigen. Es wird sich darum
handeln, das Verhältnis zwischen Bundesrat und Reichstag zu vervollkommnen,
insbesondere aber die Stellung des Reichkanzlers und der Staatssekretäre zu
der Volksvertretung neu zu ordnen. Hier werden die Forderungen weit
auseinander gehen, da die einen das republikanische Ideal im Sinne tragen,
die andern das sogenannte parlamentarische Regime aufrichten, viele dagegen
nur die bisherige Konstitution erweitern wollen.

Dabei wird sich der alte Streit von neuem entspinnen, welche Staats-
einrichtung im Prinzipe voran zu stellen ist: ob die Monarchie, Oligarchie
oder Demokratie, die so leicht ausarten in eine Despotie, Plutokratie oder
Ochlokratie? Und man wird sich bei alten wie neueren Staatswcisen Rats
holen und hören, daß Platons Staatsideal eine von Philosophen geleitete
Republik war, während Aristoteles die beschränkte Monarchie am höchsten

pries; daß zwei Iahrtausende später Hobbes und Locke die moderne eng«
tische Staatsphilosophie begründeten, welche am Ende des 17. Iahrhunderts
in der Vorherrschaft des Parlamentes zum Ausdruck kam; und daß die
Lehren von Montesquieu und Rousseau hundert Iahre später den Sturz der
absoluten Monarchie in Frankreich herbeiführten, an deren Stelle eine
radikale Republik, allerdings mit wiederholten Unterbrechungen, getreten ist.
Man wird ähnliche Staatsumwälzungen bei anderen romanischen Völkern
wiederfinden und bemerken, daß die Nordamerikanische Union ihre Staats«
verfassung der englischen nachgebildet hat, die zwar keine Republik ist, jedoch
eine Demokratie darstellt, mit aristokratischer Regierung und monarchischer
Spitze. Und diese Verbindung der drei hauptsächlichsten Staatsformen ist
dann auch das Vorbild für. andere europäische Monarchien geworden.
Beim Nachdenken darüber erinnert man sich, daß das englische Volk ja
aus einer Mischung dreier Rassen entstanden ist: der keltischen, germanischen
und romanischen. Und lehrt die Geschichte nicht, daß die leicht beweglichen
Südländer ihre Staatsformen oft gewechselt haben, während die schwerfälligeren
Nordländer stets gern einer alten Herrschaft treu geblieben sind! So mag
sich wohl das Festhalten am Königstume in England erklären; daher aber
rührt auch die Treue der deutschen Stämme zu ihren alten Fürstengeschlechtern,
trotz mancher schlimmen Erfahrungen damit im Laufe der Zeiten. Und blicken
wir dann die Iahrtausende auf die Entwicklung unseres Volksstaates zurück, so
können wir gar wohl aus den Erfahrungen unserer Vorfahren gutes Wissen
schöpfen und mit bewußter Vernunft diejenige Staatsverfassung herausbilden,
die unserer deutschen Eigenart am besten entspricht.
Möchten doch alle, die berufen sind, an dem großen Werke der Umbildung
unserer Staatseinrichtungen mitzuwirken, aus der deutschen Geschichte lernen,
und zwar vor allem: daß die Macht über ein Volk nie in einer Hand allein
ruhen darf, sondern daß die öffentlichen Gewalten, stets verteilt, sich gegen-
seitig ausgleichen müssen. Denn so hielten es schon die alten Germanen, die
als freie Bauern auf ihren Hufen saßen und die Fürsten aus Edelingsgeschlech«
tern im Volksthing kürten: zum Rechtsprechen im Frieden, im Kriege aber
zum Führen in der Schlacht. Vis ins sechste Iahrhundert gab es nur Wahl-
könige in deutschen Landen, und Chlodwig erst richtete mit Hilfe der Kirche
das erbliche Königtum im Frankenreiche auf; die Stammesthinge aber blieben
noch lange fortbestehen. Auf diesen uralten Volksversammlungen kamen von
jeher drei Stände zu Worte: die Fürsten, die Freien und die Hörigen. Hier
war das deutsche Kriegervolk souverän und urteilte über wichtige Rechtsfragen,
wie es auch über Krieg und Frieden abstimmte. IIn einigen Schweizerin«
tonen hat sich eine Art Volksthing bis heute erhalten). Diese Stammesthinge
verloren zwar mit der zunehmenden Fürstenmacht sehr an Bedeutung, doch
hörten sie nie ganz auf fortzubestehen, und in den Landständen der neuen Zeit

erwachten sie dann langsam zu frischem Leben. Daraus entstanden zuletzt unsere Abgeordnetenhäuser, die endlich im deutschen Reichstage gipfelten: der also nichts anderes ist — oder wenigstens sein sollte — als ein Reichsthing des deutschen Volkes in heutiger Zeit!

Eine große Bedeutung kommt dieser Versammlung aller Volksstände daher zu, doch steht ihre Macht noch nicht wieder auf jener Höhe, die ihr von Natur gebührt. Und das hat eine innere und äußere Ursache. Innerlich nämlich ist der Reichstag nicht organisch richtig zusammengesetzt, und äußerlich wird seine Geltung durch die Regierungsgewalt zu sehr behindert. Die letztere muß also zurückgedrängt werden, und eine gerechtere Vereinigung aller Stände ist durch ein besseres Wahlrecht anzustreben, damit das alte Reichsthing wieder in voller Herrlichkeit erstehe: nämlich als eine Lebendige Verkörperung des deutschen Lebenswillens! Denn das ist der Reichstag im Grunde — oder auch eine Verdichtung des deutschen Volksstaates zu einer Körperschaft von 400 Köpfen.

Nun ist es kein Zweifel, daß gerade im deutschen Volke die Parteienblldung am stärksten hervortritt; denn während z. B. die Engländer und Nordamerika»»« seit langem nur zwei Parteirichtungen kennen: die beharrende (konservative) und die fortschreitende (liberale), so zerteilen sich diese bei uns mehrfach, und durch Auftreten der Arbeiterpartei und der Katholiken als Partei (den Protestanten gegenüber) entsteht im Reichstage ein gar buntes Bild sich bekämp« fender Fraktionen. Der Fehler rührt daher, daß wir von jeher die wirtschaftlichen Lebensfragen verquicken mit nationalen und religiösen Prinzipienfragen, anstatt zu versuchen, diese gesondert zu lösen. Darin sind uns die Angelsachsen jedenfalls voraus, da sie in ihren Parlamenten religiöse Streitfragen nicht behandeln. Und dieselbe Meinung teilt unsere Sozialdemokratie, jene mächtige Partei der Arbeiter, die in der Tat den vierten Stand des Volkes vertritt.

So haben diese auch zuerst die gegebene ständische Gliederung begriffen, aber zugleich den Kampf aufgenommen gegen die Stände der Beamten und Unternehmer. Und wir stehen jetzt mitten in diesem Kampfe um die Macht im Staate, der zwar durch den furchtbaren Daseinskrieg äußerlich zurückgedrängt erscheint, jedoch im Innern fortlodert und nach Friedensschluß zur Entscheidung drängen wird, ob es die andern wollen oder nicht!

Darum heißt es jetzt für alle Stände: sich sammeln, um zur Erkenntnis darüber zu kommen, wo das Heil der Zukunft liegt: ob bei einer Vorherrschaft des Unternehmerstandes, wie ehedem? oder bei einer Oberherrschaft des Beamtenstandes, wie jetzt im Kriege? oder bei der Alleinherrschaft des Arbeiterstandes, wie dieser sie fordert? oder — besser bei einem Zusammenwirken aller Stände?

Und ein jeder Staatsbürger muß zu diesen Fragen Stellung nehmen:

denn es handelt sich ebenso um sein persönliches Wohl, wie um das der
Allgemeinheit, ja um die ganze Zukunft seines Volkes. Darum gilt es,
unsere Vernunft als höchste Ratgeberin des Lebenswillens zu Rate zu ziehen
und ruhig abzuwägen, auch gerecht zu urteilen, um eine richtige Entschließung
zu fassen. Welche Aufgabe vor allen unseren Reichstags«Abgeordneten wie
auch dem Bundesrate zufällt, jenen beiden hohen Körperschaften, die das
deutsche Volk und seine Regierungen zusammengefaßt darstellen. Denn beide
sind ja die Verkörperungen der zwei Willensrichtungen unseres Volkes (wie
im einzelnen Menschen): nämlich der Reichstag entspricht der Gemütsmacht,
der Bundesrat aber der Verstandesmacht unserer Nation: die beide zusammen«
wirkend dann deren Vernunftsmacht ergeben.
Sollte diese nicht nur unsern Staat voll Weisheit lenken!
Hier gedenken wir nun eines berühmten Wortes des weisen Platon:
„Der Staat ist ein Mensch im Großen", das uns bei einigem Nachdenken
über alle die angeregten Fragen philosophisch am besten zu beraten vermag.
Denn es erklärt die Herkunft des Staates und gibt uns Aufschluß über das
Wesen seiner Bürger. Wenn wir nämlich den Staat als ein Abbild des
Menschen begreifen, so können wir seine Bestandteile auch nur aus uns
selbst verstehen: indem wir das Handeln der Staatsbürger gleich dem Wir-
ken unserer Lebenskräfte erfassen. Und so ist es ja in der Tat! Denn
wie der einzelne Lebenswille sich doppelt bewegt: nämlich aktiv oder passiv
— und zweiseitig empfindet: nämlich subjektiv oder objektiv — so äußert
sich auch der Gesammtwille eines Volkes im Staate durch seine vier natür-
lichen Stände. Gliedern sich nicht alle Berufe deutlich in die zwei Arten
von Arbeitgebern, die wir praktische wirtschaftliche oder theoretische geistige
Unternehmen nennen, und weiter in zweierlei Arbeitnehmer, nämlich Geistes«
Arbeiter (Beamte) und körperliche Lohnarbeiter! Wie heißen diese vier
Menschentypen auch: Tatmenschen, Fantasiemenschen, Verstandesmenschen
und Gemütmenschen, und erkennen in ihnen den Lebenswillen in viererlei
Ausprägung.
Diese vier Stände drängen nun nach Geltung und kämpfen von jeher
um die Vormacht im Staate. Aber geradeso wie der Wille zur Macht
sich nach außen Bahn bricht, so äußert er sich im Innern der Staaten
durch die Vorherrschaft einzelner Menschen und Klassen. Eine solche
ist schädlich, kann aber nur gebrochen werden, wenn die Masse der
Bürger zu dem Bewußtsein ihrer Rechte gelangt und die Staats«
regierung wieder dahin zurückführt, woher sie gekommen ist: nämlich
zur Oberhoheit des ganzen Volkes. Diese äußert sich durch ein freies Er-
wählen der leitenden Führer, wie solche Wahl ursprünglich bei jeder Gemein«
schaftsbildung stattfindet. Das politische Wahlrecht gilt daher von jeher für

ein hohes Gut des freien Bürgers und steht schon immer nur den erwachsenen
und geistig gesunden Menschen zu. Es ist also kein unbeschränktes Recht
aller Bewohner eines Landes, sondern stets nur einer gewissen Oberschicht
verliehen gewesen — zum mindesten bloß den mündigen Bürgern.
Im deutschen Reiche zählt diese politische Mündigkeit vom vollendeten
25. Lebensjahre ab. Die Arbeiterpartei möchte sie, wie bekannt, schon mit
dem 21. Iahre beginnen lassen, sie auch den Frauen verleihen, und allen
das gleiche direkte Stimmrecht zugestehen. Letzteres gilt für die Reichstags«
wahlen seit 1867, während die Abgeordnetenhäuser der deutschen Bundes«
staaten durch andere sehr verschiedene Wahlrechte gebildet werden. Da nun
der Arbeiterstand der zahlreichste der vier Stände bei uns ist, auch zufolge
der wachsenden Industrie und der Großstädte weiter zunimmt, so würde dieser
unausbleiblich die ganze Macht im deutschen Staatenbunde an sich reißen,
wenn das allgemeine gleiche aktive und passive Wahlrecht beiden Geschlechtern
vom 21. Lebensjahre ab schon zufallen sollte. Damit wäre aber zugleich die
Bedeutung der andern drei Stände vernichtet, da — philosophisch erklärt —
alsdann der Stand der Gemütsmenschen (der passiv»fühlenden) über jene
anderen völlig obsiegen würde. Welche radikale Umwälzung unserer bisherigen
Gesellschaftsordnung auch alle jetzigen Kulturwerte in Frage stellen würde, da
sie eine unl^dingte Neuordnung auf allen geistigen und wirtschaftlichen Ge-
bieten nach sich ziehen müßte.
Ehe wir nun das gewagte Erperiment des kommunistischen Zukunftstaates
unternehmen (mit seiner geplanten Abschaffung des Privatbesitzes und der
Verstaatlichung aller Betriebe), sollten wir es doch vorher mit einer vernünftigen
Abänderung unseres Wahlrechtes versuchen, um so eine gerechtere Volksver-
tretung zu erhalten; welche Verbesserung dieser wichtigsten Staatseinrichtung
dann manche andere notwendige Umänderung unserer Staatenverfassung auch
hervorrufen würde. Wie aber könnte das Recht des Volkes, Abgeordnete zur
Landesregierung zu erwählen, besser geändert werden, als nach dem Vorbilde
in uns selbst: wo die Kräfte eines passiv»aktiven Willens fühlend und denkend
gleicherweise abgestimmt unser ganzes Leben lenken!
Wir müssen daher den vier natürlichen Ständen das Recht verleihen,
dieselbe Zahl von Volksvertretern zu wählen, so daß also die 400 Reichstags-
abgeordneten (397) sich aus 4x100 Vertretern der vier Stände künftig zu-
sammensetzen würden: damit wäre dann eine gleiche Machtvertretung aller
wirtschaftlichen Interessen gewährleistet. Das Lebensalter der Wahlberechtigten
könnte wie bisher beibehalten werden, da es nicht geboten erscheint, es der
besseren Lebenserfahrung entsprechend zu erhöhen; wohl aber sollte den
Familienvätern eine Zusatzstimme zugebilligt werden, womit auch der Frau
ein indirekter Einfluß zugestanden wäre.

Diese einfache ständische Gliederung würde sich bald derart bewähren,
daß sie auch bei allen Bundesstaaten angenommen und sich wohl noch weiter
verbreiten könnte. Man werfe nicht dagegen ein, daß sie sich nur auf ma-
terieller Grundlage aufbaue: ruft diese nicht im Grunde alle Lebensberufe
erst hervor und bestimmt so immer zunächst unser Handeln! Darüber hinaus
bewegen uns freilich auch ideelle Gründe (da sich der Mensch nicht nur nähren,
sondern auch fortgebären, sein Dasein erklären und zuhöchst verklären will);
doch sind diese Willensrichtungen stets entweder mehr passiver oder aktiver
Art: was sich durch ein Beharren« oder Fortschreiten«Wollen kundgibt. Und
darauf beruhen denn auch die zwei politischen Parteibildungen der Konservativen
und Progressisten, die sich in den meisten Parlamenten gegenüberstehen und
das Staatsschiff einmal langsamer, einmal schneller antreiben. Auch wir
Deutsche sollten diese heilsame Zweiteilung annehmen und unsere Negierungs«
gewalten danach verschieden bilden; vor allen aber alle nationalen und religiösen
Streitfragen aus den Volksversammlungen fernhalten: denn diese subjektiven
Gefühlsangelegenheiten hindern nur die objektive Behandlung aller Staats-
fragen. Indem sich aber die Abgeordneten der vier Berufsstände je nach
ihrer angeborenen Bewegungs- und Empfindungsart durcheinander mischen,
werden sie die innere und äußere Politik des Staates immer wechselnd be-
handeln, wodurch die materiellen und ideellen Interessen des Volkes am
besten gewahrt erscheinen.
Nun ist allerdings zu bedenken, daß eine Menge Wähler zweierlei
Ständen angehören fz. B. gibt es Arbeiter, die als Grundbesitzer zugleich
Landwirtschaft treiben; auch kann jemand zweifacher Unternehmer sein u.s.f.):
in welchen Fällen es jedem freistehen müßte, seine Wahlabteilung selbst
zu bestimmen — wobei die natürliche Veranlagung wohl stets den Aus-
schlag geben wird. Auch dadurch muß eine wichtige Vermischung der
Standesinteressen eintreten, was ja nur zu wünschen wäre. Iedenfalls aber
würde durch die vierfache ständische Gliederung künftig die Gefahr vermieden,
daß sich eine Bevölkerungsklasse alle Macht im Staate aneignen kann,
— wie bisher so oft geschehen — um ihre einseitigen Bedürfnisse auf
Kosten der anderen zu befriedigen. Vielmehr würde damit jeder Willkür«
herrschaft vorgebeugt und dieselbe Gerechtigkeit im Staate regieren, wie sie
im einzelnen Menschen ein vernünftiger Wille ausübt, der alle Lebenskräfte
im Gleichgewicht erhält. Und solche Harmonie bedeutet höchste Gesundheit!
So lernen wir immer wieder begreifen, daß unser Leben im Einzelnen
wie im Ganzen der Gegengewalten bedarf, um in steter rechter Spannung
zu bleiben; daher wir darauf bedacht sein müssen, auch der Volksvertretung
eine gleichwertige Macht gegenüberzustellen, die natürlich entsprechend anders
geartet sein muß. Und wie nun die erstere im Organismus des Staates
das subjektive Gemütselement darstellt, da die Erwählten des Volkes nicht

eigentlich gelernte Regierungsleute sind, so bedeutet die Beamtenschaft der Regierung das objektive Verstandeselement im Staate: denn sie gleicht dem Nervensystem im Lebenskörper, während die Bürgerschaft dessen Blutadern vorstellte Beide arbeiten einander in die Hände, doch wirken die einen mehr leitend, die andern mehr aufbauend. Durch alle Zellen des menschlichen Körpers aber pulsirt ein mächtiger Wille zum Leben, der im Herzen und Hirn zwei Zentralen zu haben scheint, von wo alle Bewegung und Empfindung ausgeht.

Dieser Lebenswille des Einzelnen ballt sich im Staate als Daseinswille einer Nation zusammen und tritt in der Volksversammlung zunächst zutage; er ruft die Wahl von Abgeordneten, weiter von Vorständen derselben und schließlich von Spitzen als Führern hervor: die also nichts anderes sind, als ein verdichteter Volkswille. So ist daher auch die Person des Monarchen oder des Präsidenten zu verstehen, weswegen beiden mit vollem Rechte eine große Macht zukommt. Wie aber ein starker Menschenwille einer gesunden Vernunft als Beraterin bedarf, um im Gleichgewicht zu bleiben und nicht durch Willkür oder Absolutismus zu entarten, so müssen dem Fürsten unabhängige Abgeordnete gegenüberstehen; während die Beamten des Staates, als Vermittler zwischen beiden Gewalten, teils von der einen teils von der anderen zu berufen sind. Daher soll dem Könige oder Präsidenten, als obersten Führer im Kriege, die Wehrmacht unterstehen, der Volksvertretung aber die Wirtschaftsmacht zukommen (die beide ja von einander abhängig sind). Auch die Gesetzgebung sollte von der letzteren ausgehen; während das Richteramt der ausgleichenden Gerechtigkeit ein möglichst unabhängiges sein muß, das jedoch von Laien und Berufenen zusammen auszuüben ist.

Nun werden hier viele einwenden: alle diese Forderungen seien ja in den jetzigen konstitutionellen Monarchien wie in den meisten Republiken schon erfüllt. Warum also diese Untersuchung?: Weil sie die innere Berechtigung dieser Staatseinrichtungen erklärt und uns zugleich auffordert, die Verfassungen und Regierungssysteme auf das genaueste zu prüfen, auch mit einander sorgfältig abzuwägen. Welche Aufgabe nun vor allen dem Verfassungsausschusse des deutschen Reichstages obliegt, der in der nächsten Zeit alle die angeregten Fragen ebenso praktisch«fühlend wie theoretisch-denkend weise überlegen möchte. Denn unsere Verfassungen versprechen bekanntlich mehr, als wie sie halten. Die oberste Regierungsgewalt aber ist vermöge gewisser Mittel (Titel, Orden, Gehaltszulagen u. a. Begünstigungen) imstande, ihren absoluten Willen so gut durchzusetzen, daß manche von einer noch herrschenden Autokratie sprechen. Eine solche liegt natürlich nicht in der Absicht unserer Fürsten, darum werden sie bestimmten Abänderungen gewiß nicht widerstehen. Und zwar umsoweniger, als das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrheit nach wie vor die erbliche Monarchie einer Republik vor-

ziehen wird: weil erste« seiner Eigenart besser entspricht, auch viel verläß»
licher ist wie letztere Regierungsform. Daß aber die Macht des Reichs-
tages zu verstärken und sein Verhältniß zu Kanzler und Bundesrat zu ver-
bessern ist, wird freilich eine unabweisbare Forderung bleiben.

Diese kurze Abhandlung soll natürlich nur anregend wirken und ver-
mag weder ihren Gegenstand zu erschöpfen, noch auf Einzelheiten näher ein-
zugehen. Nur eine Sache möchte sie noch besonders berühren: die leidige
Steuerfrage! Sie, die unsere Volksvertretung als Wirtschaftlage vor allen
angeht, richtig zu lösen, ist ebenso schwer als wichtig: denn von einer ge-
rechten Besteuerung hängt die Zufriedenheit des ganzen Landes ab. Wie
aber sollen die gewaltigen Lasten des großen Krieges in künftiger Friedens-
zeit verteilt und von wem getragen werden? —

Wollte man aus dem allgemeinen gleichen Wahlrechte auch eine gleiche
Steuerpflicht für alle ableiten, so müßte wenigstens ein jeder Vollbürger so
viel Abgaben entrichten wie der andere. Da aber die wirtschaftlichen wie
geistigen Güter sehr verschieden vererbt und solche, infolge dieser wechselnden
Begabungen, auch verschieden erworben werden (was eben die ständische
Gliederung mit hervorruft); dagegen aber alle Staatsbürger denselben Ge-
setzen unterworfen sind, auch alle Männer der Wehrpflicht unterliegen: so
ist man in der Neuzeit, mit ihrer wachsenden humanen Gesinnung, dahin
gelangt, alle direkten Staatsabgaben den stärkeren Schultern mehr aufzu-
bürden wie den schwächeren. Ehedem war es umgekehrt, und gewisse in-
direkte Steuern treffen auch heute noch alle Bürger gleich; im allgemeinen
aber setzt sich das Prinzip einer ausgleichenden Gerechtigkeit im Steuer-
wesen zunehmend weiter durch. Ruft nun dieser Grundsatz nicht wie von
selbst eine Wehrsteuer hervor für alle diejenigen, die aus irgendwelchen
Gründen ihre Militärdienstpflicht nicht zu erfüllen brauchen — besonders in
diesen Kriegszeiten, wo es sich nicht bloß ums Gut, sondern ums Blut handelt,
was die einen ersparen, die andern darangeben müssen! Alle Nichtsoldaten
sollten daher zu einer hohen Wehrabgabe, je nach ihrem Einkommen, heran-
gezogen werden, denn die sogenannte Hilfsdienstpflicht trifft ja gewisse
Kreise überhaupt nicht.

Weiter zur Einkommensteuer! Diese gerechte Abgabe müßte im Sinne
eines Ausgleiches noch besser ausgestaltet werden, sodaß ledige Per-
sonen von ihr noch stärker betroffen würden wie die Familien. Auch sollte
die Prüfung der Einkommenserklärungen ohne Ansehen der Person, durchs
Los bestimmt, vor sich gehen und eine hohe Strafe jeden Hinterzieher
treffen.

Lurussteuern aller Art sind weiter auszubauen; und die Genußmittel:
Tabak, Tee, Alkohol in jeder Form u. a. könnten viel höhere Steuererträg-

nisse liefern wie bisher. Vor allen Dingen aber müssen wir eine Besteue-
rung aller Erbschaften einführen — sei es im Reiche oder in den Bundes»
staaten: nämlich auch das Erbgut der Kinder und Ehegatten mit zur Steuer
heranziehen — entferntere Erbanfälle aber natürlich durch Zuschläge noch höher
treffen! Wenn man bei Erbschaften von 1000 M. Wert mit 1°/, Steuer
anfinge, bei 50 000 M. auf 10°/« anstiege, bei einer Million zu 25"/, ge«
langte u.s.w., so könnte diese Abgabe vom unverdienten Glücksgute dem
Staate sehr hohe Einnahmen bringen. Bis zur Tilgung unserer enormen
Kriegsschuld aber sollte die Steuer in doppelter Höhe (also bis zu 50 "/<> vom
Erbe) erhoben werden, wodurch der Reichskasse sicher etwa drei Milliarden
jährlich zufliegen würden.

Nun wird diese radikale Erbsteuer freilich auf mächtige Gegner stoßen,
zumal im wirtschaftlichen Unternehmerstande, da viele Grundbesitzer, Indu-
strielle u. a. dagegen anführen werden, daß sie den Familienbesitz alter
Geschlechter zerstören und den Fortbestand von Fabriken nnd Handelshäusern
gefährden würde. Diese Möglichkeit sei zugegeben — wenn auch der Staat
sein Entgegenkommen zeigen und die Steuerbeträge in Form von amortisir-
baren Hypotheken erheben könnte. Aber diesen konservativen Bedenken stehen
die progressiven Überzeugungen gegenüber, daß die alten Anschauungen von
der Heiligkeit des Besitzes und von einem unbedingten Verfügungsrechte über
den Tod hinaus innerlich unbegründet und daher umzuändern sind. In der
Tat sind wir Menschen ja nur zur geistigen Hälfte Erzeugnisse unserer Vor-
fahren, während der Körper ein Produkt unseres Landes ist, dem er auch
im Tode wieder anheimfällt. Aber selbst unsere ideellen Güter erlangen
wir zwar durch eigene Anstrengungen, verdanken sie jedoch im Grunde zu-
meist der Arbeit unserer Volksgenossen, ja der Menschheit überhaupt. Durch
geistiges Regen ringen wir nun der Erde allerlei Wirtschaftsabgaben ab, und
diese werden nach allgemeinem Werte in Geld umgerechnet: das ergibt
dann eigenen Besitz und verleiht jedem ein Stück persönliche Unabhängigkeit:
die Freiheit nämlich, seiner angeborenen Veranlagung gemäß zu leben!

Mit Recht nennen wir dieses Freisein ein höchstes Menschengut, da es unser
heiliges Leben erst sich ganz entfalten läßt. Und diesen Zustand sollten
wir darum allen Mitmenschen ermöglichen: damit sich ein jeder zum Wohle
der anderen völlig entwickeln kann — wodurch man ja allein zu wahren
Glücksgcfühlen kommt!

Wohin unser bisheriges Erbrecht führt, das zeigen die riesigen Ver-
mögensansammlungen in einzelnen Händen solcher, die sie zu allermeist nicht
erworben, sondern ererbt haben. Und gegen diesen unberechtigten Kapitalis-
mus empört sich mit Recht unser Volksgemüt, da es fühlt, daß dieser Zu-
stand ein unvernünftiger ist. Wenn das der Unternehmerstand nicht einsieht
und beizeiten Abhilfe schafft, so werden ihn die andern drei Stände dazu

zwingen, was das Vertrauen zu dem ganzen wirtschaftlichen Unternehmer-
tum erschüttern würde. Das darf aber nicht eintreten: denn von der Unter-
nehmungskraft begabter Einzelner hängt der materielle wie ideelle Fortschritt
der Völker ab; nur müssen die wirklich Tüchtigen an die Spitze gelangen,
und nicht die faulen Untüchtigen vermöge ihrer Erbgüter sie daran hindern
können. Also besteuern wir die Toten künftig recht hoch (sie empfinden es
ja nicht), aber lassen wir die Lebenden ungehindert erwerben und ihre
Unternehmungslust entfalten!
Nun sind der Lohnarbeiterstand, wie auch ein großer Teil des Beamten«
standes, in dieser Frage heute freilich ganz anderer Meinung: denn sie halten
«inen Staatssozialismus für den erstrebenswerten Zustand; womit die ersteren
die Verstaatlichung aller Betriebe erreichen, die letzteren aber den Staat
zum Hauptunternehmer machen wollen. In beiden Fällen würden dann
nicht mehr willensstarke Phantasiemenschen, sondern objektive Verstandesmenschen
an die Spitze von wirtschaftlichen oder geistigen Unternehmungen treten:
nämlich Beamte; denn Arbeiter, als subjektive Gemütsmenschen können, nicht
«igentliche Betriebsleiter sein. Sie sind notwendig zur Gütererzeugung, wie
die Beamten zur gewissenhaften Verwaltung dieser und wie die Unternehmer
endlich zur Entdeckung und Erfindung solcher Werte.
Und hieraus lernen wir immer wieder, daß die vier natürlichen Bürger-
stände zusammenhalten müssen: zum Wohle des ganzen Staates, und sich
nicht bekämpfen, sondern jeder des andern Lebensrechte anerkennen sollen.
Denn darin liegt die höchste soziale Aufgabe aller menschlichen Gesellschaften,
daß der Einzelne ein Teil des Ganzen wird und das allgemeine Interesse
über das eigene stellt. Bei solcher Gesinnung gedeiht schon die Familie
wie die Bauernwirtschaft, die Handwerksstube wie das Handelshaus u.a.m.
am besten; welche Gemeinschaften alle zuletzt im Staate gipfeln, diesem
^.Menschen im Großen".
Wenn dieser nun, oder auch die Stadt« und Dorfgemeinden, wirtschaft«
liche Betriebe selbst unternimmt, so treten naturgemäß höhere Beamte an
1)eren Spitze, die dann aus Verwaltern zu Organisatoren werden. Be-
sitzen sie einigen Unternehmergeist, so können solche Großbetriebe (wie Wasser-
werke, Straßenbahnen, Markthallen u.a.m.) auch recht gut gedeihen; wenn
sie allerdings blos bürokratisch regiert werden, müssen sie unweigerlich ver-
kümmern. Und diese Gefahr tritt ein, wenn Monopole von Behörden ge«
leitet werden, die solche Unternehmungen wohl beaufsichtigen, aber nicht selbst
betreiben sollten!
Alle diese öffentlichen Unternehmungen sollen ja der Allgemeinheit
dienen: darum darf ihr Antrieb nicht, wie bei privaten Betrieben, die Er«
werbssucht sein, sondern das Geldverdienen muß hinter der Erfüllung höherer

Aufgaben zurücktreten. So möchten die Post, die Eisenbahn, das Fernsprech«
wesen, die Straßenbeleuchtung u. a. nur den öffentlichen Verkehr erleichtern
(wofür auch die Landstraßen, Brücken, Flußläufe u.a. da sind), auf daß alle
Berufsstände ungehindert zusammen arbeiten können. Wenn solche Ein-
richtungen dagegen benutzt werden, den Staatssäckel zu füllen, so hemmen
sie das flutende Getriebe, anstatt es zu fördern. Und dieser Übelstand tritt
immer dort zutage, wo das Beamtentum als herrschender Stand auftritt
und das Unternehmertum wie Arbeitertum zurückdrängt. Man nennt diese
Erscheinung Bürokratismus, welcher gleichbedeutend ist mit dem Intellektualis-
mus, jener Verstandessucht, die gerade das deutsche Volk so stark bedroht,
da sie seiner Eigenart völlig widerspricht.

Denn wir Deutsche besitzen von Natur einen mehr gemüthaften Willen:
nämlich Phantasie, und neigen daher ^weit mehr zur Kunst, wie z. B. die
verstandesbegabten Romanen. Danach sollte unsere Erziehungsweise sich besser
richten und nicht, wie das die meisten öffentlichen Schulen tun, bloß die
Denkkroft und das Gedächtnis auszubilden, sondern auch das Gemüt und die
Phantasie zu entfalten trachten. Unser Schulwesen ruht zwar recht sicher in
den Händen der Gemeinden und des Staates; aber der es beherrschende Geist
ist ein bürokratischer, da sich die meisten Lehrer als Beamte und nicht als
Priester der Menschheit betrachten. Auch beherrscht die Lehrerschaft >die Schule
zu unumschränkt — sie sollte in einem Ausschusse der Elternschaft eine not-
wendige Gegenmacht finden; denn die Kirche, die diese sein könnte, ist ja
längst auch nur zu einer Staatseinrichtung geworden, weil ihre Hierarchie sich.
so am besten befindet.

Immer wieder merken wir also, daß eine jede Gewalt der Gegengewalt
bedarf, um nicht zu erstarren, sondern ihre Spannkraft zu behalten. Dieses
Gesetz der Polarität beherrscht den Makrokosmos Welt, wie den Mikrokosmos
Mensch und sollte auch in dessen Gesellschaftsbildungen überall zum Ausdrucke
kommen. Unsere Gemeindeselbstverwaltung neigt diesem Gleichgewicht der
Kräfte zu, da bei ihr dem gewählten Gemeinderate (aus zwei Ständen hervor-
gegangen) ein berufener Beamtenkörper gegenübertritt; doch sind beide vor»
der Staatsgewalt sehr abhängig. Und da unsere Staatsregierungen auch dew
Landesabgeordneten noch übermächtig entgegenstehen, so ist es eben nötig, diese
Gemeindeverfassung noch zu verbessern, und zwar auf grund der künftigen
Reform unserer Staatsverfassungen.

Unser deutsches Reich wird wohl immer ein Bundesstaat bleiben, da uns
die Sonderung in Stämme zu sehr im Blute liegt. Sie entspricht ja auch
der Organisation des Menschen und dessen Gliederung. Wie aber ein gemein-
samer Lebenswille alle unsere Körperzellen durchpulst und Herz und Hirn
innig miteinander verbindet, so sollte auch ein deutscher Daseinswille alle

Volksgenossen gleich beseelen und den Reichstag mit der Reichsregierung fest vereinen, jedoch mit dem Grundsatze: gleiche Rechte — gleiche Pflichten!
Möge diese Untersuchung dazu beitragen, die so wichtige Verfassungsfrage ihrem innersten Wesen nach aufzuklären, und dadurch helfen, die lebensnot« wendige Einigung aller Stände unseres Volkes herbeizuführen: zum Wohle des Vaterlandes.

Dr. Paul Ostwald:

Rußlands Freundschaft — Englands Dank.

„Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären"

so kann man mit dem Dichter wahrlich sprechen, wenn man auf die Folgen sieht, die dem Zartum und der absolutistischen Regierung aus dem verhängnisvollen Schritte erwuchsen, daß sie Englands Freund wurden, um dafür andrerseits die traditionelle Freundschaft zu Deutschland ganz fallen zu lassen. Hatten wir doch gerade durch unser loyales neutrales Verhalten während des russisch» japanischen Krieges deutlich genug gezeigt, daß wir trotz des russisch«österreichischen Gegensatzes und des russisch«französischen Bündnisses den Weg der alten Bismarckschen Politik weiter verfolgen, den Draht zwischen Petersburg und Berlin nicht abreißen lassen wollten. Doch kaum war der Friede in Portsmouth geschlossen, so warf man sich in Petersburg England völlig in die Arme. Es war das ein gegen Deutschland gerichteter Schritt, und man wird in Petersburg nie ab- leugnen können, daß er im vollen Bewußtsein über die Folgen für Deutschland getan wurde. Es läßt sich dafür wohl kaum ein besserer Zeuge anführen als der damals mitten in der russischen Diplomatie stehende Fürst S. Trubetzkoi. Urteilt er doch in seiner bekannten Arbeit: „Rußland als Großmacht" folgendermaßen: „Wenn wir die gegenwärtige internationale Lage genau betrachten, so überzeugen wir uns, daß man sie ohne jede Gezwungenheit in den Hauptzügen als eine grandiose Rivalität zwischen England und Deutschland charakterisieren kann. Dieser Rivalität liegen nicht Zufall, Neigungen oder Antipathien, sondern tiefe soziale und wirtschaftliche Ursachen zugrunde." Man sah also in Petersburg den kommenden Zweikampf zwischen England und Deutschland voraus, tat aber nichts, um ihn zu verhindern oder abzuschwächen, sondern verschärfte nur noch die an sich sehr schwierige Lage für uns.

Aber woran lag es doch, daß man in Rußland die alte Feindschaft mit Eng- land so plötzlich vergaß, daß man eine Freundschaft einging, von der man wußte,

daß sie das Land, das wahrlich die Ruh« für seine innere Entwicklung nötig hatte, doch bald wieder in einen neuen und schweren Krieg stürzen mußte? Die Antwort ist nur darin zu finden, daß der Zar und seine Regierung von ihrem politischen Ehrgeiz getrieben wurden und nach Gelegenheiten suchten, durch die sie möglichst bald nach dem Zusammenbruch der ostasiatischen Politik mit neuen Erfolgen vor dem Volke glänzen konnten. Man hatte solche ja bitter nötig, um den schon damals wankenden Thron der absoluten Herrschaft zu sichern, und von englischer Seite glaubte man sie ohne Schwertstreich erlangen zu können. Zeigte sich doch England damals nur zu bereit, um seiner Feindschaft gegen Deutschland willen, Rußland entgegenzukommen. Im russischen Interesse, so meinte die Regierung in Petersburg, durfte man diese Gelegenheit, politische Vorteile zu erringen, nicht vorübergehen lassen, doch der Ehrgeiz machte blind und man sah nicht, daß man nicht russische, sondern englische Politik betrieb. Für Augenblicks' erfolge, die außerdem auch nur scheinbar waren, verkauften die beiden Förderer der russisch-englischen Annäherung, Graf Lamsdorf und dann sein Nachfolger Iswolski, die politisch« Selbständigkeit des großen Zarenreiches und machten es zum Schleppträger der englischen antideutschen Politik.

Das zeigt schon die Hauptgrundlage der russisch-englischen Freundschaft, das Abkommen beider Mächte über Persien, Afghanistan und Tibet vom 31. August 1907. Einmal ist der Inhalt des Abkommens in Wirklichkeit weit mehr im eng« ^ tischen Interesse, als es die russische Regierung meinte. Wenn wir die Dinge genau betrachten, so lag in der Tat kein Grund vor zu dem Stolze, mit dem Iswolski und seine Getreuen ihr Volk auf die in Persien von England errungenen Erfolge hinwiesen und womit sie glaubten, die ostasiatischen Niederlagen wieder wettgemacht zu haben. Gewiß, den Worten des Vertrages nach steckte Rußland in bezug auf Persien den Löwenanteil ein. Dadurch, daß ihm Nordpersien als Einflußsphäre von England zugestanden wurde, bekam es alle wichtigen Handels» straßen in seine Hand und ebenso die reichsten, dicht bevölkertsten Bezirke mit den Hauptzeutren des Handels. Doch dem gegenüber darf man eben nicht vergessen, was die Russen an schon errungenen Vorteilen und an Zukunftsmöglichkeiten verloren. Das hat keiner besser als Sir Edward Grey im Unterhaus zu beleuchten verstanden, indem er folgendes ausführte: „Im Laufe des größten Teiles dieses Iahrhunderts hatten wir weder einen politischen noch einen Handelsrivalen in Pcrsien. Von Süden vorrückend, konnten wir alles tun, was wir wollten

Was für ein Ergebnis würden wir im Laufe der nächsten 100 Iahre ohne das jetzige Abkommen erzielen? Ich bitte die Kammer, an den Umschwung zu denken, der sich in Persien in den letzten zwanzig Iahren vollzogen hat. In Südpersien gab es vor zwanzig Iahren weder russische Konsuln noch einen russischen Handel; — es eristierte keine russische Bank. Ietzt ist in diesen zwanzig Iahren die transkaspische Eisenbahn gelegt, drei Linien nach Teheran nnd Meschhed sind errichtet worden. Der russische Handel dehnt sich nach dem Süden aus nnd wetteifert mit

dem unsrigen; die russischen subventionierten Dampfer verkehren im Persischen
Golf; Rußland hat Generalkonsuln in Ispahan, Buschir, Konsuln in Bender-
Abbas, Kirmau, Hamada und Seiistan, und es hat eine Telegraphenv«-
bindung nach Seiistan gelegt. Und hinter alldem erhebt sich der kriegerische
Schatten der russischen Streitkräfte." Hierzu kommt nun noch, daß Rußland die
Schiffahrt auf dem Persischen Golf an England überließ, daß es in bezug auf
Afghanistan England Konzessionen machte und für Tibet auch weiter nichts er-
reichte als eine für beide Mächte gleichbindende Verpflichtung, von jeder Er-
oberung vorläufig abzustehen. Wir sehen, England wußte in geschickter Weise
seine Vorteile wahrzunehmen und diese zu verschleiern, um als der nachgebende
Teil zu erscheinen.

Noch weit deutlicher aber kommt das besondere englische Interesse zum Aus»
druck, wenn wir an die Beweggründe denken, aus denen heraus man sich in London
zu dem Abkommen mit Rußland entschloß. Befürchtete man doch in London in
richtiger Einschätzung des politischen Ehrgeizes der herrschenden Kreise nichts
Geringeres, als daß Rußland nach dem mißlungenen ostasiatischen Abenteuer ganz
besonders stark sich seinen südasiatischen Plänen zuwenden würde. Was man am
Stillen Ozean und am Gelben Meere verloren hatte, würde man am Indifchen
Ozean und am Persischen Golf durch vermehrte Anstrengungen wieder gutzu»
machen versuchen. So war für England Gefahr im Verzug, sowohl in Persien wie
auch ganz besonders für Indien. Dem galt es zuvorzukommen, und, wie wir
oben sahen, man verstand es, mit der Miene des Nachgebenden den russischen
Bären an die Kette zu legen. England hatte die so drohende Gefahr für sich
gebannt und sich zugleich die Grundlage geschaffen, von der aus es nun weiter
Rußland zu gewinnen hoffen durfte zu den großen Diensten, die es mit seinem
Volksblute im Vernichtungskampf gegen Deutschland einstmals leisten sollte.
England schritt denn auch auf dem einmal betretenen Wege vorsichtig
weiter um Rußland immer fester in sein Garn zu locken. Das geschah vor
allem mit Hilfe einer veränderten Balkanpolitik. Auch hier machte man englischer-
seits Rußland Hoffnungen, endlich an das Ziel der Iahrhunderte hindurch er-
strebten Wünsche zu gelangen. Wohl gemerkt, es waren Wechsel, die England auf
die Zukunft ausstellte, und ihre Einlösung wäre sicher nicht unter Preisgabe des
englischen Interesses im Mittelmeer erfolgt.

Die Zusammenkunft der Monarchen beider Reiche in Rcval im Iuni 1908 ist
jedenfalls als der Anfang des offiziellen Zusammengehens der früheren Gegner auf
dem Balkan zu bezeichnen. Die Trinksprüche, die der Zar und der englische König
austauschten, enthielten deutliche Anspielungen in dieser Hinsicht. Der Beweis
wurde ja denn auch bald durch die Tatsache erbracht, daß die englische und die
russische Regierung in Macedonien nach gemeinsam ausgearbeiteten Programmen
vorzugehen gedachten. Auch in den panslawiftischen Wühlereien Rußlands auf
dem Balkan und seinen Bemühungen, einen Bund der Balkanstaaten zu schaffen,

mischte man sich englischerseits nicht ein, sondern ließ die Petersburger Re»
gierung ruhig gewähren. Doch tat man das wahrlich nicht aus Rücksicht auf
russisches Interesse. Man hatte in London in der Förderung, die man den sla»
wischen Staaten auf dem Balkan und anderswo «ngedeihen ließ, das beste Gegen»
gewicht gegen die Ausdehnung des Pangermanismus erkannt; ein Bund der
Balkanstaaten war ja unter Rußlands Führung und damit auch in der Hand Eng-
lands ein vorzügliches Instrument, das Österreich-Ungarn, dem Bundesgenossen
Deutschlands, und auch der Türkei, in der Deutschlands Einfluß immer stärker
wurde, im gegebenen Augenblick den Todesstoß versetzen konnte. Daß Rußland
dadurch auf dem Balkan und im Mittelmeer vielleicht zum Schaden des eng
lisch«n Interesses zu mächtig werden konnte, brauchte man in London jetzt nicht
wie früher zu befürchten. Abgesehen von der eignen gesicherten Stellung im
Mittelmeer waren Frankreich und Italien noch ganz an England gebunden.
Auf jeden Fall also, auch auf dem Balkan tat Rußland englische Dienste, so
sehr es auch für sich zu arbeiten meinte. Wäre seine Politik von Erfolg gekrönt
gewesen, so hätte man von London aus schon sicher für die richtigen Grenzen
gesorgt.
Wenn Rußland die Mörder von Sarajewo schützte, so war das nur die Folge
dieses russisch-englischen Einvernehmens auf dem Balkan. Die Petersburger
Regierung hielt den Zeitpunkt für gekommen, um die Früchte ihrer Balkansaat ein»
einzuernten, gab aber in Wirklichkeit mir das von England erwünschte Zeichen zum
endlichen aktiven Vorgehen der von ihm gegen Deutschland zusammen gebrachten
Koalition. Die im deutschen Weißbuch und englischen Blaubuch veröffentlichten
amtlichen Aktenstücke haben uns ja genugsam bewiesen, wie sicher Sasanow, der da»
malige russische Minister des Äußeren, der englischen Hilfe im Falle des
Krieges war.
Noch 1910 erklärte Fürst Trubetzkoi in seinem oben schon erwähnten Buche
einen Krieg zwischen Rußland und Deutschland für sinnlos. „Wir wollen bemerken,"
so schreibt er. „daß von keiner wirtschaftlichen oder kolonialen Rivalität zwischen
den be!iden Mächten die Red« sein kann. Im Gegenteil, die inneren Produktionsver»
hältnisse und die geographische Lage schufen für den Absatz der Industrieerzeugnisse
Deutschlands in Rußland, wie für unseren Getreideabsatz in Deutschland absolut
natürliche Bedingungen. . . . Wie die Statistik zeigt, steht unser Handelsumsatz
mit Deutschland unabänderlich in erster Reihe, sowohl der Ausfuhr wie der Ein«
fuhr nach". Trotzdem trieb man nach der Mordtat in Sarajewo zum Kriege mit
Osterreich-Ungarn, an dessen tatkräftiger Unterstützung durch Deutschland in
Petersburg niemals ein Zweifel herrschen konnte. Verblendet durch die englischen
Lockungen auf dem Balkan ließ man in Petersburg alle ruhigen Erwägungen
außer acht, man tat, was England wünschte und wollte.
England sah sich nun allerdings in seinen Hoffnungen auf die russische
Damfwalz« betrogen, aber daran ist nicht so Rußland schuld als vor allem die

geniale Feldherrnkunst unseres Hindenburg und die Tüchtigkeit unserer Armee.
Opfer genug hat Rußland an Blut und Gut gebracht, um Englands Interesse zu verteidigen. Und je länger der Krieg dauerte, desto deutlicher wurde nur, daß Rußland nicht für sich, sondern für England kämpft. Gern hätte wohl der durch die Mißerfolge gedemütigte Zar einen Sonderfrieden geschlossen, um sich und seinen unsichern Thron zu retten, aber nicht er regierte in Rußland, sondern England durch seinen Botschafter Buchanan. Er machte alle Sonderfriedensversuche für das durch den Krieg wahrlich schwer heimgesuchte russische Volk unmöglich. Auch vor dem Letzten scheute England mcht zurück, als es fürchten mußte, daß die Friedensabsichten des Zaren vielleicht doch noch gelingen konnten. Es half mit, die Revolution zu entfesseln, um den Zaren zu stürzen, in der Hoffnung, jetzt um so besser mit den Liberalen und Kriegshetzern gemeinsame Sache machen zu können.
Alle wirklichen Freunde ihres Vaterlandes waren überzeugt, daß Rußland nach dem unglücklich geführten japanischen Kriege eine lange Friedenszeit nötig habe, um innerlich zu erstarken und all der schweren, auf Lösung harrenden Fragen der Innenpolitik Herr zu werden. Nur dann ist die Macht eines Staates fest ge» gründet, wenn er in seinem Innern gesund ist. Aber das war dem politischen Ehrgeiz der in Petersburg regierenden Männer eine gleichgültige Sache, und England wußte sich ihrer zu bedienen. Nach kaum 9 jähriger Friedenszeit entfesselte Rußland den Weltkrieg, und es kam, was kommen mußte — der Zusammenbruch. Rußland wurde das Opfer der englischen Diplomatie.

Dr. N. Hansen:

Unbekannte Dokumente über das russisch-französische Bündnis.

Im Anfang März dieses Iahres sind die Nachlaßpapiere Thiers, die bis dahin in der Nationalbibliothek in Paris aufbewahrt wurden, für die Öffentlichkeit freigegeben worden. Die „Nevue ä« ?»ri»" hat es sich angelegen sein lassen, in einer größeren Abhandlung den Brief« und Dokumentenschatz dieses hervorragenden französischen Staatsmannes sofort nach Ablauf der von ihm letzt» willig verfügten Sperrfrist zu bearbeiten. Die Tendenz dieses Aufsatzes ist, z u beweisen, daß der Krieg 1870/71 den eigentlichen Anstoß zum französisch«russischen Bündnis gab. Viele der in ben Thiersschen Papieren ruhenden historischen Daten und Mitteilungen sind auch

heute noch so zeitgemäß, neu und interessant, daß sie verdienen, der deutschen Öffentlichkeit bekannt gegeben zu werden.

„Nach unserem Zusammenbruch", so schrieb Thiers gleich nach dem Frankfurter Frieden, »hatte sich in Europa die Ansicht verbreitet, daß der Triumph der Preußen ernste Gefahren für die Zukunft bringen würde." Der englische Unter« staatssekretär des Auswärtigen hat, so berichtet Thiers weiter, dem französischen Gesandten in London erklärt: ,,^out cell» tiuir» Mr uu« cnl»litinu «urupseun«» coutr« I'^IIemaßne." Über die Haltung Rußlands in dieser Zeit sagt Thiers:

„Die Furcht vor der Entwicklung Preußens griff auch nach Rußland über. Das russische Volk wäre schon für ein Zusammengehen mit Frankreich zu haben ge-Wesen. Iedoch war der Hof in zwei Lager geteilt. Die stärkere Partei stand noch völlig unter dem Einfluß Preußens, der mächtiger war als die noch frischen Er» innerungen an den Krimkrieg. Sie benutzte außerdem geschickt die polnische Frage, die damals ständig Anlaß zu Schwierigkeiten mit Frankreich zu geben drohte. Dazu kam, daß die russischen und englischen Interessen in Asien gerade heftig kollidierten.

Frankreich befand sich somit in einer ziemlich verzweifelten Lage bei der Wahl seines Bundesgenossen. Es hatte zwischen Rußland und England zu wählen und konnte sich unter Umständen beide verscherzen."

Ein im August 1870 von Vu^tzne ä'^rnoult, dem französischen Vertreter in Rußland, verfaßter Bericht von Thiers, geht auf diese Verhältnisse näher ein. Er weist darauf hin, daß die stärkere Hofpartei sich in Dankbarkeit der Rolle Preußens im Iahre 1854 erinnerte, wo es zu Gunsten Rußlands gegen Osterreich seine Stimme erhob. Andererseits wurde die andere Partei in erster Linie von der Furcht vor dem militärischen Machtzuwachs Preußens angetrieben.

„Gegan diesen Machtzuwachs," so heißt es im Bericht wörtlich, „gibt es kein anderes Mittel als ein Bündnis mit Frankreich und als eine Rückkehr zur Politik von Tilsit und Karls X."

Alerander II., der mit Preußen sympathisierte,'schwankte zwischen beiden Parteien hin und her. Der französische Gesandte schlug damals als Grundlage des Bündnisses die Aufhebung der Verträge von 1856, soweit sie die Freiheit der Meerengen betraf, vor. „Wenn wir diese Verträge zu Gunsten Rußlands auf» heben und ihm die Passage der Donau gewähren, so wird Rußland auch nach Konstantinopel gehen wollen. Was kümmert es uns, ob es dorthin geht."

6'^ruoult schloß seine Note vom 29. August 1870 mit folgenden Worten:

„Wir haben das größte Interesse daran, Deutschland in seiner Entwicklung Einhalt zu gebieten. Nur mit Rußlands Hilfe wird uns das möglich sein. Darauf beruht in Zukunft unsere Größe, wenn wir Sieger sind. Dort liegt unser Glück und Heil."

Im Sommer des Iahres 1871 hatte üu^ue 6'^.runult dann eine Unter-
redung mit dem Grafen Tynatieff, den er als einen der glühendsten Franzosen»
freunde schilderte. Tynatieff soll damals über die Folgen des Krieges von 1870
für Europa erklärt haben: „Infolge der Niederlage Frankreichs gibt es äugen»
blicklich in Europa nur noch zwei große Militärstaaten: Rußland und Deutsch»
land. Von diesen ist einer überflüssig. Deutschland möchte natürlich gern allein
sein, um die Angelegenheiten Europas und der übrigen Welt nach seinem Gut»
dünken zu gestalten. Bismarck ist ein nüchterner, praktischer Mann, der vor
allem an die Macht des Geldes glaubt. Er will, daß Deutschland reich wird,
damit es allmächtig sein kann. Zu allen Zeiten ist der Handel die größte Quelle
des Reichtums für die einzelnen Länder und Personen gewesen. Bismarck träumt
von einem deutschen Handelsmonopol in Europa und Asien. In der europäischen
Türkei will er das Ziel mit Hilfe Österreichs erreichen. Ganz von dieser Idee
beherrscht, würde Bismarck fähig sein, Franz Ioseph zu helfen, die Türken aus
Konstantinopel hinauszuwerfen, mit dem Hintergedanken, diesen Helfer selbst
wieder von dort zu vertreiben. Das können wir nicht zugeben."
An einer anderen Stelle heißt es wieder: „Der Kaiser Alerander hat deutsche
Sympathieen, weil er mit Kaiser Wilhelm eng verwandt ist. Aber der Kaiser
ist auch human. Er fürchtet die Schrecken des Krieges und er gibt sich keinen
Täuschungen darüber hin, daß Elsaß und Lothringen in den Händen der Deutschen
einen neuen, schrecklichen, vielleicht europäischen Krieg in nicht zu ferner Zukunft
bedeuten. In dieser Beziehung bestehen in Rußland keine Illusionen. Wir
wissen, daß die Dinge, wie sie heute liegen, uns eines Tages überfallen werden;
denn wir sind heute ein Hindernis für die Reichtumsträume Bismarcks im Orient.
Frankreich bedarf jetzt der Ruhe und Erholung. Das bedeutet jedoch nicht, daß es
isoliert bleibt. Indem es sich innerlich reorganisiert, muß es den Blick nach
außen richten und einen soliden Stützpunkt suchen. Ein Revanchekrieg ist für die
Wiedererlangung seiner verloren gegangenen Provinzen zur Zeit weniger not-
wendig als die Annahme einer Hilfe und Stütze, die es bei uns finden kann."
Tatsächlich war in dieser Zeit der Abschluß eines russisch«französischen
Bündnisvertrages nicht so leicht durchführbar, wie es sich Herr Tynatieff dachte.
Das geht deutlich aus einem Brief vom 4. September 1874 hervor, den er an den
General I^e I'lü, den damaligen französischen Gesandten in Petersburg schrieb.
Darin heißt es:
„Die russische Nation ist für uns, das ist offensichtlich. Aber der Kaiser hat
keine Meinung. Er ist uns zwar gewogen, aber weiter ist von ihm noch nichts
zu erreichen gewesen. Indes hat die Gasteiner Zusammenkunft einen gewissen
Effekt in Petersburg erzielt, dessen Erfolge wir jetzt ernten und worüber Sie schon
durch die Andeutungen Okuniefs, des russischen Geschäftsträgers in Paris, auf»
geklärt sein dürften. Um richtig einzuschätzen, was hinter der Gasteiner Be»

sprechung steckt, muß man den Inhalt derselben zu ergründen versuchen. In ganz Europa hat man hierüber bisher ergebnislos orakelt, ohne daß man greif» bare Resultate erzielen konnte. Es gibt zwei Möglichfeiten: Entweder hat Bismarck, launenhaft und heftig, wie Sieger nun einmal sind, bei der Besprechung der rumänischen Wege den Herrenton in Orientfragen angeschlagen. Das würde Rußland mißfallen. Oder aber er hat den Wunsch ausgedrückt, sich mit ernsten Absichten Österreich zu nähern, was ebenso bedenklich wäre. Es ist auch schließlich möglich, daß an allem mehr Geschwätz als Wirklichkeit ist. Indes müssen wir die Augen offen haben und uns vorsichtig und klarblickend verhalten. Aus dem Gang der beiden möglichen deutschen Kurse werden wir bald schließen können, ob die Freundschaft die erste Schneeschmelze überdauern wird. Ist jedoch etwas Ernsthaftes im Spiele, so wird Rußland, das Österreich den bekannten Undank und seine polnischen Gelüste noch nicht verziehen hat, uns noch mehr als bisher gewogen sein. Wir werden uns für ein preußisch-österreichisches Bündnis ent» schädigen können und dabei wahrhaftig nicht schlecht fahren."

Der General I^e I'Iö erhielt dementsprechend von Thiers Anweisungen.

„Ich nehme das," so schrieb Thiers, „was in Petersburg vorgeht (gemeint ist das Bestreben Bismarcks, den Zaren Alerander II. zu gewinnen und irrige Ansichten über die Gasteiner Besprechung zu zerstreuen) nicht tragisch. Die Annäherung zwischen Rußland und Frankreich, die ich seit einiger Zeit, wenn auch noch in un» klaren Umrissen sehe, scheint mir von dem jeweiligen Gang der Verhältnisse abzuhängen. Darum machen Sie folgendes: Sobald man auf der anderen Seite einen Schritt unternimmt, tun Sie desgleichen, aber nicht mehr. Es wäre der Fall denkbar, daß man sich auf die Hinterbeine stellt. Das wäre für uns sehr beschämend, ja, es wäre noch schlimmer als beschämend; denn wir würden kompromittiert sein. Wir würden jedenfalls die englische Bündnismöglichkeit verlleren, ohne daß wir dafür eine andere gewonnen hätten. Ich glaube allerdings noch nicht ganz an diese Möglichkeit. Aber je nach Lage der Verhältnisse müssen wir unsere Schritte bemessen, die zwar nicht entscheidend zu sein brauchen, aber doch sehr vorsichtig gemacht werden müssen."

Ein Rückblick auf das hier Dargelegte zeigt, daß Thiers' Papiere in der Tat manche politisch sehr wichtigen Aufschlüsse über bisher unbekannte Kulissenvorgänge geben. Eine Möglichkeit, schon damals eine gegen Deutschland gerichtete Entente zwischen England, Rußland und Frankreich zustande zu bringen, bestand damals, wie Thiers selbst zugibt, noch nicht. Auch die von Frankreich angestrebte Allianz mit Rußland bot große Schwierigkeiten. Bei der Wahl seiner künftigen Bundesgenossen hat Frankreich unter der Führung von Thiers Rußland unbedingt bevorzugt und England mehr als Notbehelf betrachtet. Bezeichnend ist und bleibt die Äußerung des englischen Unterstaatssekretärs des Auswärtigen, der damals schon mit dem Weltkriegsgedanken gegen Deutschland spielte. Der Gesandte ä'^.ruoult

war in seiner Note vom 29. August 1870 aufrichtig genug zu schreiben: „Wir haben das größte Interesse daran, Deutschland in seiner Entwicklung Einhalt zu gebieten. Nur mit Rußlands Hilfe wird es uns möglich sein. Darauf beruht in Zukunft unsere Größe, wenn wir Sieger sind. Dort liegt unser Glück und Heil." Wenn er Recht hätte, so hinge Frankreichs Zukunft, Glück und Heil heute an dem dünnen Faden der Revolution in Rußland.

Dr. Gustav Motschmann, Brüssel:

Der Endkamps.

Vald werden es drei Iahre sein, daß wir in diesem großen Ringen stehen. Seit Wochen hat sich die starke Anspannung aller Kräfte, die der Krieg überall hervorgerufen hat, in allen Ländern und auf allen Gebieten noch gesteigert. Mehr und mehr drängt der gigantische Kampf seiner Entscheidung entgegen. Aber noch »ermögen wir das Ende nicht mit Sicherheit zu erkennen. Ob die Entwicklung in den nächsten Monaten zur Lösung reif sein wird oder ob weitere Kämpfe folgen werden, und wie der Krieg überhaupt ferner verlaufen und auf welche Weise die Lösung schließlich erfolgen wird, auf alle diese Fragen vermag heute niemand eine bestimmte Antwort zu geben. Wir glauben dem Ende des Krieges nahe zu sein, aber wir wissen es nicht. Wohl wächst mit jedem Tage die allgemeine Sehnsucht nach einem Ende des furchtbaren Kampfes und doch läßt sich der Friede nicht er, zwingen. Wir sind voll fester Zuversicht in den Ausgang des Krieges, aber wir erkennen auch die ganze Schwere des Kampfes, in dem wir stehen, und die Be, tcntung dessen, was von seinem Ausgang abhängt.

Wer sich umsieht in der Welt und auf die tatsächlichen Verhältnisse blickt, wie sie der Krieg geschaffen hat, und wer gleichzeitig die großen Zusammenhänge zwischen Vergangenheit und Gegenwart, die politischen und wirtschaftlichen Gegensätze zwischen Völkern und Staaten sich vor Augen hält, wie das die leb» hafte Erörterung dieser Fragen jetzt besonders nahe legt, der wird zu dem Urteil kommen, daß es sich hier um außerordentlich verwickelte Verhältnisse handelt, die sich nicht so einfach und so rasch lösen lassen. Wie zahlreich« Fäden sind unsere eigenen Interessen und die unserer Verbündeten mit denjenigen aller unserer Gegner ineinander verflochten. Ie länger der Krieg dauert, desto schwieriger gerade wird die Entwirrung. Der Einsat z ist immer größer geworden, und das Bewußtsein wird überall täglich stärker, wieviel von dem Ausgang des Krieges abhängt.

Gustav Motschmann Der Endkampf
Es ist ein ungeheures Gesetz der Beharrung, das der Krieg in sich selbst trägt und das ihm stets wieder neue Nahrung gibt. An dieses Gesetz sind alle Teilnehmer gebunden, selbst diejenigen, die sich davon mit allen Kräften befreien mochten. Niemand vermag deshalb heute — weder die führenden Staatsmänner noch die obersten Heerführer — zu sagen, wann der große Kampf zu Ende sein wird.
Mottke, der eine so überragende Urteilskraft nicht nur auf dem Gebiet der Strategie, sondern in der Kriegführung überhaupt besaß, hat schon 1890 darauf hingewiesen, daß keine der großen Mächte Europas, die jetzt miteinander im Kampf stehen, in einem oder zwei Feldzügen vollständig niedergeworfen und zu einem Frieden gezwungen werden könnte*).
Wir dürfen vor diesen Tatsachen die Augen nicht verschließen. Die Gegner sind durch das gemeinsame Unternehmen und durch die gebrachten Opfer anein- ander gekettet. England weiß, um welche Entscheidung es geht, und so setzt es alle Zähigkeit ein, mit der es in zahlreichen früheren Kriegen sich seine ganze Stellung in der Welt geschaffen hat. Deshalb ist es möglich, daß es trotz der wachsenden Schwierigkeiten, die es täglich selber immer deutlicher spürt, den Krieg fortsetzen und nur einen Frieden schließen will, bei. dem es wenigstens seine wich» tigsten Ziele durchsetzen kann. Zu einem Teil hängt das allerdings auch davon ab, wie lange die übrigen Genossen des Verbandes sich dem Zwange Englands noch fügen können. Einen eigenen Willen haben sie alle längst nicht mehr. Frank- reich und Italien sehen sich immer tiefer in die Folgen der eigenen Schuld verstrickt. In Rußland ist es darüber zu schweren Umwälzungen gekommen, die noch keineswegs beendet sind, und deren weitere Entwicklung sich gar nicht ab- sehen läßt. Gegenüber allen seinen eigenen Wünschen nach Beendigung des Krieges wird es von seinen Bundesgenossen einschließlich Amerika mit allen Druck» mitteln zur Fortsetzung des Krieges angetrieben. Die wirtschaftliche und finan- zielle Abhängigkeit Rußlands von ihnen ist groß und wird durch politische Faktoren verstärkt. Amerika vermag wohl selbst heute noch nicht zu bestimmen, wie weit es die Konsequenzen seiner Handlungsweise ziehen soll. Ie mehr es sich neben der wirtschaftlichen und finanziellen Mitwirkung auch unmittelbar am Kriege be» teiligt, desto mehr erwachsen gewisse Gefahren namentlich gegenüber Iapan. Dieses könnte zwar auch ein direktes Eingreifen Amerikas zunächst mit Genugtuung betrachten, aber doch nur bis zur einer gewissen Grenze.
Für uns aber bleibt heute gar keine Wahl. Mehr als je richtet sich alles Streben der Gegner auf unsere Vernichtung. Es handelt sich in der Tat für uns

*) Daran erinnert uns Hermann Stegemann in seinem ausgezeichneten Werk über die Geschichte des Krieges, das zu den besten Büchern der ssricgsliteratur gehört. Er sucht dm Krieg als Ganzes in seinen Zusammenhängen zu erfassen und ihn vor allem von der vlvchologifchcn Seite zu begreifen, und bekennt selbst, daß der Anreiz hierzu für ihn „ein emineiit künstlerischer" ist.

um einen Entscheidungskampf in des Wortes höchster Bedeutung. Nicht nur die Gegenwart, sondern die ganze Zukunft unseres Volkes stehen auf dem Spiel. Wir können und dürfen uns über den ganzen Ernst unserer Lage nicht tauschen. Wohl sind die Opfer und Leiden des Krieges sehr schwer und sein Druck wächst von Tag zu Tag. Aber die Schwierigkeiten der Ernährung und vieles andere würden mit dem Ende des Krieges keineswegs beseitigt sein. Alle diese Dinge haben zu tiefliegende Ursachen und hängen von zu zahlreichen Faktoren ab. Der Friede ist nicht in unsere Macht gegeben. Wir haben wiederholt unseren Friedenswillen kundgegeben, aber wir müssen weiter kämpfen, weil unsere Gegner davon noch nichts wissen wollen. Ihre Forderungen sind noch immer maßlos und der Verstand hat bei ihnen über die Leidenschaft noch nicht gesiegt.

Wie weit wir den Krieg fortsetzen sollen und welche Sicherheiten wir im Frieden erreichen müssen, dafür können allein die Rücksichten auf unsere eigenen Interessen entscheidend sein. Es liegt nahe, daß wir die Möglichkeiten des Friedens erörtern, aber wir können diese von uns allein aus nicht herstellen. Di« Regierung kann und darf sich auf bestimmte Kriegsziele nick)t festlegen, um sich das Spiel nicht dadurch selbst zu gefährden, daß sie vorzeitig ihre Karten aufdeckt. Auch wir selbst müssen uns stets bewußt bleiben, daß wir mit der Aufstellung gewisser Ziele die Tatsachen nicht gewaltsam umdrehen können, und daß die Ent- Wicklung reif werden muß, bis der Zeitpunkt zum Handeln gekommen ist.

Der letzte Abschnitt des Krieges ist der schwerste. Er stellt an unsere Widerstandsfähigkeit die höchsten Anforderungen. Gerade jetzt aber gilt es, die Kraft der Nerven zu bewahren, die in diesem Kriege so viel haben leisten müssen. Auch bei einer Wanderung ist der letzte Teil der schwierigst«, besonders wenn der Weg aufwärts führt. Aber der Blick auf das Ziel hilft alle Schwierigkeiten überwinden. Das gilt auch jetzt. Weil soviel, wenn nicht alles von dieser Lösung ab» hängt, deshalb ist Durchhalten mehr als je das höchste Gebot der Stunde. Weil wir so unerhörte Opfer gebracht haben, muß auch das Ergebnis ihrer Größe ent? sprechen. Mit aller Energie wird darauf hinzuwirken sein, daß die Gegner nicht sobald wieder ein solches Unglück heraufbeschwören. Das ist die tiefe Bedeutung der Forderung nach einem deutschen Frieden, um die jetzt der Streit der Meinungen bei uns wogt.

Es wird sehr harter Arbeit bedürfen, die Erfolge des Krieges in den Bedingungen des Friedens sicherzustellen. Wir werden unsere Wünsche und diejenigen unserer Verbündeten gegen eine starke Übermacht von Gegnern durchzusetzen haben. Sehr viel wird dabei von unserer Gesamtlage und von der Energie und dem Geschick der beteiligten Personen abhängen. Die außerordentliche Auf» gab« darf deshalb denjenigen Männern, die die ungeheure Verantwortung tragen, nicht dadurch erschwert werden, daß Uneinigkeiten und Mißmut im eigenen Volk ihre Bewegungsfreiheit einengen und ihre Entschlußfähigkeit hemmen. Wie die

Truppen bis zuletzt auf ihrem Posten aushalten müssen, bis das große Signal des Friedens ertönen wird, so sind auch hinter der Front Kleinmut und Streitigkeiten jetzt weniger denn je am Platze. „Zum Kampf entschlossen, zum Frieden bereit" — diese große Parole, die der Reichskanzler schon im Dezember ausgab, als wir den Gegnern den Frieden anboten, soll uns jetzt erst recht leiten, wenn wir das wirklich erreichen wollen, was uns die Gegner so hartnäckig und leiden> schaftlich verwehren. Wir können ruhig und fest den Ausgang des Kampfes abwarten. Wir haben den Frieden nicht nötiger als unsere Gegner.

Auf den militärischen Schauplätzen ist nach der längeren Kampfpause des Winters mit dem Frühjahr das große Ringen wieder aufgeflammt. Die Feldherrnkunst unserer Obersten Heeresleitung hatte zu rechter Zeit das große Spiel neu aufgebaut, um die schweren Stöße aufzufangen, die heftiger denn je gegen unsere Westfront gerichtet werden. Trotz schärfster Abwehr und trotz schwerster Verluste dauern sie fort. Denn unsere Gegner wollen endlich den Sieg erringen, den sie so lang« verkündet und den si? so oft vergeblich versucht haben. Deshalb haben sie ihre ungeheuren Anstrengungen vervielfacht. Der ganze Mechanismus der „Kriegsmaschine" arbeitet noch einmal mit furchtbarer Kraft. Die Heeresberichte seit den Ostertagen sind schwerer noch an Inhalt geworden als zuvor. Sie künden von Vorgängen, die weltgeschichtliche Bedeutung haben, und ihre Sprache bringt die höchste Steigerung der Kampfhandlungen zum Ausdruck. Sie ist ehern und ernst und wirkt durch ihre ruhige Zuversicht um so wuchtiger. Es wird darin auch in besonderer Weise der Heimat gedacht, die die Geschicke mit der Front teilt und deren Mitarbeit Voraussetzung des Sieges ist. Das ist zugleich auch eine ernste Mahnung, alles zu vermeiden, was den Kampf erschweren und den Sieg beeinträchtigen könnte.

Auch in militärischer Beziehung sind die Formen wie die Wirkungen des Krieges Hegen früher völlig andere geworden. Durch die enge Verbindung mit der Technik ist es ein großer Materialkrieg geworden, der sich nicht nur auf militärische Dinge beschränkt, sondern auf alle anderen Gebiete übergreift. Die Ausdehnung der Fronten wie die Art der Kriegsführung haben in der Vergangenheit nicht ihresgleichen. Auch die Opfer des Krieges wachsen ins ungeheure. Der Kampf wird mit einem außerordentlichen Aufwand an Material und mit höchster persönlicher Aufopferung und Leidenschaft geführt. Das alles hat sich im Laufe des Krieges derart verstärkt, daß eine weitere Steigerung kaum noch möglich erscheint.

Neben den Kämpfen zu Lande wird der Tauchbootkrieg mit sichtbar steigendem Erfolg fortgesetzt, der gleichfalls ganz besondere Leistungen persönlicher Art erfordert und für die ganze Kriegführung entscheidende Bedeutung erlangt hat. Denn alles ist nach den Worten Hindenburgs e i n großer Plan. Schon mehren sich englische Urteile, daß die britische Seemacht in dem Sinne, wie sie vor dem Kriege verstanden wurde, nicht mehr besteht, und daß es mit dem früheren

Wirtschaftssystem vorbei sei, das auf der völligen Sicherheit der Seetransporte beruhte.
Mit der Schiffahrt wird der Lebensnerv der britischen Volkswirtschaft ge-
troffen. So wird sich auch bei den Gegnern die Einsicht allmählich verstärken,
daß sich ihre eigenen Lasten um so mehr erhöhen, je länger sie den Krieg hinaus»
zuziehen suchen. Die Zeit, die vor allem England als eine der stärksten Waffen ge-
brauchen wollte, arbeitet jetzt auch für uns.
Inzwischen haben sich auch große politische Umwälzungen vollzogen.
Schwere Wetter haben sich vor allem im Osten entladen und neue Stürme folgen
einander. Sie haben die Offensivkraft Rußlands gelähmt und ihre Wirkung kann
für den ganzen Verlauf des Krieges entscheidend werden. Für uns hat sich daraus
die schwierige Alternative ergeben, ob wir der Entwicklung in Rußland ihren
Lauf lassen sollen — du die schweren inneren Umwälzungen nicht von heute auf
morgen abgeschlossen sind, und da Neuordnung im Innern und Kampf nach außen
sich auf die Dauer nicht vereinigen lassen — oder ob wir auf die Verhältnisse ein-
wirken sollen, um von dieser Seite her die ganze Front unserer Gegner aufzurollen.
Die große Frage der Neuorientierung unserer Politik hängt damit aufs engste zu»
sammen. Noch erscheint die Lage in Rußland jedoch nicht reif und es fehlt nicht
nur an Klarheit über die weitere Entwicklung, sondern es fehlt vor allem an einer
Regierung, mit der wir einen Frieden von Dauer schließen könnten. Wie es neuer-
dings scheint, richten sich die Wünsche in Rußland weniger auf einen Sonderfrieden
als auf einen möglichst baldigen allgemeinen Frieden. Ob und wie weit die inter-
nationale Demokratie imstande sein wird, die Aufgaben ihrer Lösung nclherzu»
bringen, die bisher den Regierungen nicht gelungen ist, wird die Zukunft lehren,
überall aber wächst die Friedenssehnsucht der Massen, je höher die Wellen der
Kriegsnot steigen. Mehr und mehr hat sich der Schwerpunkt des Krieges auf das
politische Gebiet verschoben, wo nach den militärischen Handlungen die schwere
Arbeit der Neuordnung im Leben der Völker durchzuführen sein wird.
Die Fülle der Probleme hat sich vermehrt, seitdem das „freie" Amerika,
das seit Beginn des Krieges unsere Gegner in jeder Weise unterstützt hat, ihrem
Bunde auch unmittelbar beigetreten ist, ohne zwingenden Kriegsgrund und ohne
erkennbares Kriegsziel. Es nimmt Teil am Krieg«, weil es die Waffenausfuhr
nicht einstellen wollte, womit es, wie wirklich Neutrale bestätigen, dem Kriege
längst ein Ende hätte bereiten können. Sein Kriegsziel ist, sich „einen Beute-
anteil zu sichern", wie es in der italienischen Presse hieß, sein Kriegsgrund „kapita-
listische Profitgier", um seiner Gewohnheit folgend „Geld zu erobern", wie skandi»
navische Blätter schrieben. Die Machthaber, das sind vor allem die Führer der
Finanzhäuser und der Trusts, haben sich zu stark an dem großen britisch-französi»
schen Geschäftsunternehmen beteiligt, das die Kultur fördern soll, indem es hohe
Werte zerstört. Die Bevölkerung aber, geblendet durch die Konjunktur des Krieges

und betört durch den Lügenschein der Presse, die ganz unter englischem Einfluß steht, hat weder eigenen Willen noch eigenes Urteil, verspürt aber auch leine Neigung zu diesem Kriege. Die Handlungsweise Amerikas hat uns indessen kaum noch überrascht und unsere Zuversicht in den Ausgang des Krieges nicht erschüttert.
In allen Phasen dieses schweren Krieges, wenn neue Schwierigkeiten sich er» hoben oder neue Gegner zu den alten sich gesellten, ist unser Wille erstarkt, durch-zuhalten in dem Kampf um Sein oder Nichtsein. Immer wieder hat sich das Wirken jener starken mannigfachen Kräfte offenbart, deren Vereinigung die Quelle unserer großen Erfolge ist. Deuts ch lan d s Stärke hat erst die schwere Zeit dieses Krieges zur vollen Entfaltung gebracht, der eine so ungeheure Kraftprobe für unser Volk geworden ist. Es ist keine Überhebung, sondern es ist berechtigte, ja not» wendige Selbstbesinnung, ein Schutz zugleich gegen Kleinmut und Zweifel, wenn gemeinsame Arbeit von Politikern und Volkswirten, von Wissenschaft und Presse das Bewußtsein für die Bedeutung dieser Kräfte im eigenen Volk zu wecken und zu fördern sucht. Diese Arbeit bildet einen bedeutsamen Teil unserer Kriegführung und ist über ihren unmittelbaren Anlaß immer mehr hinausgewachsen. Sie ist zu« gleich Erziehung für die schweren Aufgaben der Zukunft.
Das trat auch bei der letzten Kriegsanleihe deutlich zu Tage. Sie fiel in die Zeit der Kriegserklärung Nordamerikas, aber der große finanzielle Erfolg wurde dadurch nicht beeinträchtigt. Sechzig Milliarden sind es, die wir mit unseren Kriegsanleihen insgesamt aufgebracht haben, nachdem die sechste alle früheren noch übertroffen hat. Es ist eine Summe, deren Aufbringung uns früher völlig un» möglich erschienen wäre, und für die auch heute unsere ziffernmäßigen Maßstäbe der Friedenszeit versagen. Was dieser Erfolg bedeutet als wirtschaftliche Leistung und als finanzieller Sieg wie als Ausdruck allgemeiner Pflichterfüllung in unserm Kampf mit übermächtigen Gegnern, die uns vor allem wirtschaftlich zu bekämpfen suchen und auch finanziell zu erschöpfen hoffen, das ist anläßlich der Aufklärungs-arbeit für die Kriegsanleihen eingehend gewürdigt worden. Auch an dieser Stelle wurde früher schon ihrer Bedeutung und ihrer Gründe gedacht*).
Wie es zu der großen Koalition gegen uns kommen konnte, die für ver-letzte Menschenrechte und für die gefährdete Zivilisation zu kämpfen behauptet, wird später noch zu erörtern sein. Heute heißt es ihr standhalten, und das werden wir. Ob und wieweit wir durch andere Organisation unserer politischen Arbeit, insbe-sondere in Diplomatie und Presse sie hätten vermeiden können, darüber ist der Meinungsaustausch noch nicht abgeschlossen. Wir haben noch nicht die politische Schulung wie andere Läinder, vor allem England, das sich in einer Reihe bestän< diger Kriege seine weltbeherrschende Stellung geschaffen hat. Sicher ist, daß wir

») Vgl. das Iuniheft 19 IL.

auch sonst mancherlei Mängel, die der Krieg bei uns aufgedeckt hat, auf Grund
der gemachten Erfahrungen werden abzustellen haben. Auch den mehr ver-
borgenen Kräften, die neben den großen kausalen Zusammenhängen bei dieser Ge-
samtentwicklung wirksam waren, wird noch naclMspüren sein. Warum sie mit
all dem ungeheuren Übergewicht an Menschen und Material nicht mehr zu er-
reichen vermochten, darüber mögen sich die Gegner nach dem Kriege erst recht
streiten. Daß wir gegen eine Welt von Feinden uns zu behaupten vermochten,
wird die Geschichte in jedem Falle als großen positiven Erfolg bewerten.
Der deutsche „Militarismus" hat schon den Sieg errungen, seitdem
England und Amerika seine leidenschaftlichsten Vertreter wurden. Nur was in
ihm steckt, das können sie uns nicht nachmachen. Die Freiheit der Völker ist eines
der großen Ziele, wofür ein Teil der Kriegführenden zu kämpfen angibt, und was
-er durch internationale Vereinbarungen zu sichern hofft. Aber der Krieg selbst
hat gelehrt, wie wenig Verträge Bestand haben, und daß stärker als die nationalen
die imperialistischen Tendenzen sind, die im Krieg selbst noch gewachsen sind. Der
Staat ist die alles beherrschende Macht. In ihm verkörpern sich die Geschicke des
Volkes, und er ist es, der die Generationen überdauert. Der Staat bildet die
feste und bleibende Organisation und Ordnung ist die Voraussetzung der Freiheit.
Das ist die deutsche Auffassung vom Staate, die das Gesetz der Pflicht gegen das
Ganze in sich schließt.
Was ein festes Gefüge des Staates und die eiserne Disziplin des Heeres be-
deuten, das hat dieser Krieg aufs eindringlichste bestätigt. In den demokratischen
Staaten hat er Erscheinungen gezeitigt, gegen die sich die Völker durch ihre Ver-
fassung zu schützen glaubten. Mit ihrem Recht, die eigenen Geschicke selbst zu be-
stimmen, sind die Ereignisse des Krieges nicht zu vereinigen. Auch der Ausweg
aus all den Schwierigkeiten ist nicht leicht zu finden, obwohl doch der Wille dazu
fast überall vorhanden ist. Die großen Probleme im Leben der Völker lassen sich
eben nicht so restlos lösen, wie die Geschichte uns zeigt, die der größte Lehrmeister
bleibt. So kreuzen sich überall verschiedene Strömungen. Den Wünschen nach
Schaffung eines immerwährenden Friedens stehen die Tatsachen des Krieges
gegenüber, der neue Kriege zur Folge haben kann. Die Gruppierung der Staaten
und Völker ist eine andere geworden. Aber was heute ist, wird morgen nicht sein.
Ähnliches beobachten wir auch auf wirtschaftlichem Gebiet. Auch hier
hat uns der Krieg neues gelehrt, altes bestätigt. Wie er die Begriffe des Völker-
rechts und der Neutralität mehr und mehr ihres Inhalts entkleidet hat, und wie vor
allem Deutschland in seinem schweren Eristenzkampf bei den anderen Völkern so
ivenig Sympathie und Verständnis gefunden hat, so haben wir auch in wirt»
schaftlichen Dingen im Laufe des Krieges zum großen Teil umlernen müssen. Der
Mangel an wirtschaftlicher Vorbereitung des Krieges ist etwas, was wir uns heute
offen eingestehen. Der Begriff der Vorratswirtschaft hat einen ganz neuen In«

halt gewonnen. Die von England, unserm eigentlichen Gegner, über unseren überseeischen Handel und Verkehr verhängte Blockade hat auch denjenigen die Augen geöffnet, die die Notwendigkeit eines stärkeren Schutzes unserer landwirtschaftlichen Produktion bisher nicht als so ernst ansehen wollten. Der Grund und Boden mit all seinen Erzeugnissen hat für die ganze Kriegführung eine außer» ordentliche Bedeutung erlangt. Die Verteilung der nur in beschränktem Maße verfügbaren dringendsten Gebrauchsgüter und in Verbindung damit die Regulierung der Preisgestaltung haben sich als besonders schwierige Aufgaben erwiesen, deren Lösung bisher jedenfalls kaum als befriedigend angesehen werden kann.

Anderseits hat der Krieg bei uns die geschlossene Wirtschaft, die wir bisher nur als ein Gebilde der theoretischen Vorstellung betrachtet haben, zur Wirklichkeit gemacht. Ie länger, je mehr hat unsere Friedenswirtschaft zur Kriegswirtschaft sich umgewandelt und damit ein immer strafferes Gefüge erhalten. Die Organisation der Arbeit und des Kapitals sind starke Fundamente der Kriegswirtschaft und der Kriegführung geworden, auch Verkehr und Technik sind ganz in diesen großen Dienst gestellt. Die staatliche Regulierung hat uns weite Schritte in der Richtung einer sozialistischen Wirtschaftsverfassung geführt, womit vieles zum praktischen Erlebnis geworden ist, was bisher nur den Gegenstand theoretischer Erörterungen gebildet hat.

Schon knüpft sich daran die Frage, ob und wie weit wir nach dem Kriege zur freien Wirtschaftsführung werden zurückkehren können und sollen, oder ob nicht vielmehr vieles von dem Zwange der Organisation, der uns den wirtschaftlichen Kampf allein bestehen half, wird bleiben müssen, wenn es gilt, d<n großen Wieder» aufbau unserer Wirtschaft nach innen und außen durchzuführen. Die Erscheinungen der Knappheit und der Teuerung sind allgemein und nach dem Kriege wird ein ver» stärkter Wettbewerb um die Vorräte und die neuen Produkte sich erheben. Der Mangel an Frachtraum wird sich um so schärfer fühlbar machen, je größer diese Bedürfnisse sein werden. Auch hier werden die Wirkungen des Krieges sobald nicht verschwinden. Die Probleme der Friedenswirtschaft sind es, die im Zu» sammenhang mit alledem jetzt erörtert werden, und für die Zeit der Übergangswirtschaft werden schon die praktischen Vorarbeiten geleistet.

Das ist wichtig und notwendig. Denn auch auf wirtschaftlichem Gebiet werden die Wirkungen des Krieges immer schwerer. Seine Lasten haben sich fast ins unerträgliche gesteigert. Die Formen des Wirtschaftskrieges werden immer sinnloser und seine Wirkungen sind voller Widersprüche. Die Einschnürung in der Verfügung über dringendste Bedarfsgüter verschärft sich von Tag zu Tag. Die Grenze scheint nahe, die kaum noch überschritten werden kann. Das Gespenst einer Welt» hungersnot oder doch einer allgemeinen Teuerung steigt am Horizont herauf, auch sonst ist der Ausblick in die Zukunft von Wolken nicht frei.

Auch das geistige und sittliche Leben ist unter dem Druck des Krieges
aufs höchste gesteigert. Das Bewußtsein unserer Kraft und der Glaube an unser
gutes Recht stärken uns in diesen Tagen, je mehr die Wogen des Krieges uns um«
branden. Täglich wächst die Zahl derer, die leiden und darben. Aber mit Ruhe
und Würde nehmen viele ihre schwere Last auf sich, und mit höchstem Gleichmut
der Seele werden auch die härtesten Geschick« getragen. Das sollten diejenigen
nie vergessen, die noch immer — auch ihre Zahl ist groß — vom Kriege garnicht
oder wenig berührt sind. Die höchste Not macht die besten Kräfte frei, und die
innere Erhebung ist dort am stärksten, wo die größten Opfer gebracht werden.
Damit tritt auch die Frage nach dem Sinndes Krieges vor unser Bewußtsein.
Wir können nicht glauben, daß alle diese Opfer vergeblich sein sollen, oder daß das
Geschick unser Volk vernichten will, wenn es alle Völker der Erde gegen uns zu»
sammenballt. Der Glaube an einen Sinn in dem scheinbar Sinnlosen bleibt in
uns lebendig. Wir zweifeln nicht, daß alle diese Bewegung ein Ziel haben muß,
auch wenn wir es noch nicht deutlich erkennen. Wir blicken in die großen Tage
der Vergangenheit zurück und überschauen die Iahrhunderte menschlicher Entwick-
lung. Was unser Volk von andern als Vermächtnis übernahm, was die Besten
unter uns in schwerer Zeit errungen haben, das wollen wir mit doppelter Kraft
erhalten und mehren, von neuem erwerben, um es zu besitzen. Ie heißer wir darum
kämpfen, desto höher wird uns sein Wert. Auch der Weltkrieg, in dessen Ursachen
und Wirkungen wir Lebenden gebunden bleiben, ist nur ein vorübergehender Ab-
schnitt im unendlichen Lauf der Zeit. Das Zeitliche wird uns zu einem Teil des
Ewigen. Der Einzelne mit all seinem Geschick geht unter im Ganzen.
Welche Zerstörung an Gütern und Werten hat der Krieg uns gebracht, wie-
viel Leiden und Not, wieviel widerwärtige Erscheinungen selbst — wer könnte
das leugnen! Und dennoch: welche Ausweitung unserer Sinne, welche Erneuerung
unseres Lebens nach außen und innen. Der Krieg löscht alte Gegensätze aus, neue
ruft er hervor. Er zerstört Werte, um andere zu bilden. Er bringt hundertfachen
Tod und schafft tausenfältiges Leben. Neues Leben und neue Ziele. Denn
alles fließt. Die Entwicklung ist ewig und sie nur allein. Wir können einen
Anfang nicht denken, wollen ein Ende nicht glauben — —
So erhöht uns auch der Krieg mit all dem, was er uns lehrt. Er durchdringt
unser Empfinden und stärkt unsern Glauben. Er vertieft unser Denken und er-
weitert unsere Erkenntnis. Er macht uns zu den höchsten Leistungen fähig und
aibt une neuen Willen zur Tat. Was vermöchten wir Menicheu von unscrm
Leben größeres zu erwarten? —

M. P. C. Valter:
Präsident Wilson.
Aus dem Holländischen übersetzt von Adolf Teutenberg.
Über die Politik des Kabinetts Wilson wurde schon wiederholt Kritisches angemerkt — es ist vielleicht von Nutzen, auch einmal über den Präsidenten selber etwas zu sagen, über den Präsidenten, der einen größeren Einfluß auf die auswärtige Politik seines Landes und auf die Geschichte unserer und vielleicht auch einer sehr fernen Zeit ausüben konnte als irgendein Minister oder Monarch eines andern Staates.
,Vorab mag bemerkt werden, daß, so unehrlich die Politik der Vereinigten Staaten unserer Wahrnehmung nach heißen mag, der Präsident selber, der formell für diese Politik verantwortlich ist, als ein Mann von hohen und edlen Anlagen gilt und als solcher nach allem, was wir von ihm wissen, zu Recht eingeschätzt wird. Seine Vorzüge aber sind im Geschäft der internationalen Politik in Schwächen und Fehler umgeschlagen, sodaß der Steuermann Amerikas just in eine andere als die ursprünglich gewählte Fahrtrichtung getrieben ward und höchst wahrscheinlich gerne seinen ursprüng« lichen Kurs wiedergewinnen würde. . . .
Die Geschichte von Wilsons Tatverrichtungen in der auswärtigen Politik ist eine schnelle Folge von Irrtümern und Fehlschlägen. Ohne die Zeit» umstände gehörig berücksichtigen zu können, verwachsen mit bürgerlichen Tugend« und Ehrbegriffen, die für den Hausgebrauch vortrefflich sein mögen, im Leben der Völker aber leider nichts zu sagen haben, dazu allmählich immer mehr unter den Einfluß der englisch orientierten Amerikaner geratend, war Woodrow Wilson bald eine Spielpuppe in den Händen derer, die klug die Drähte zu handhaben wußten. So wenigstens sehen viele Zeitgenossen den gegenwärtigen Mann auf Amerikas Präsidentenstuhl.
Die Demokraten, die ihn ans Ruder brachten, sind Anti«Imperialisten und bis zu einem hohen Grade, vornehmlich da, wo sich der irische Einfluß geltend macht, gegen die Engländer. Wilsons Hervortreten in der Zeit eines schon lange gefährdeten Weltfriedens erweckte in den europäischen Kabinetten, soweit sie nicht zur Entente gehörten, große Erwartungen. Dieser Demokrat würde sich, so sagte man sich, von den gefährlichen Wegen eines waghalsigen Imperialismus, die, unter britischem Einfluß, seine Vorgänger Mc. Kinley, Roosevelt und Taft eingeschlagen hatten, beizeiten abzuwenden wissen. Das werde er nicht nur sich selbst und seiner Partei, sondern auch der Welt und dem heiligen Frieden schuldig sein. . . Aber der schweren Aufgabe, diesem Kriege vorzubeugen, war Woodrow Wilson nicht gewachsen.

Die Kunst des Messens, Berechnens und vorsichtigen Abwickelns der Dinge, die da einmal geworden waren, lag ihm nicht. Sofort nach seinem ersten Auftreten trat das sichtbar ans Tageslicht.
Präsident Wilson begann mit einer Erklärung, die den Bewohnern der Philippinen baldigste Unabhängigkeit zusagte, aber anstatt daß die Verwaltung dieser Inseln besser wurde, trat Unordnung e>n, denn Wilson hatte vergessen, daß die Philippiner für Selbstverwaltung noch nicht reif waren, und daß man ihnen, nachdem man sie von der spanischen Regierung „erlöst" hatte, eine andere Regierung schuldig war. Indem Wilson „Unabhängigkeit" proklamierte, schadete er sowohl den Eingeborenen wie den Europäern (u. a. auch Holländern, die in ihrem heute als voreilig erwiesenen Zutrauen zu der neueingerichteten „zivilisatorischen" Regierung für die Entwickelung des Landes Geld hergegeben hatten). Statt des erwarteten Fortschritts gab es eine rückläufige Bewegung. Und indem Wilson die „Selbständigkeit" der Philippiner kultivieren wollte, erhöhte er durch sein unpolitisches Gebaren die Gefahren einer neuen Gewaltherrschaft: denn nun erhob die Hoffnung auf den Erwerb der vormals spanischen Besitzungen in Iapan ihr Haupt; worüber wieder bei uns in Holland allerlei Besorgnisse gegenständlicher wurden. . . .
Ein zweiter Mißgriff des Präsidenten Wilson war noch ernsthafterer Art. Einer der leicht entzündlichen Stellen, die einen großen europäischen Krieg verursachen konnten, lag in China. Die großen wirtschaftlichen Unternehmungen Deutschlands wurden dort durch die Entente erschwert. Durch geschmeidige Fügsamkeit gelang es zuletzt der deutschen Diplomatie, mit Hilfe amerikanischer Finanzleute einen Kooperationsplan der Großmächte Deutschland, England, Frankreich, Rußland, Iapan und Amerika durchzusetzen. Einige hundert Millionen Taels sollten China als Anleihe für Kultivations« arbeii gegeben werden. Zusammengehen sollte an die Stelle des bisherigen Wetteifers treten. Eine Politik der Zusammenarbeit Europas in den entfernten Ländern, für die Bismarck und seine Nachfolger immer geeifert hatten, wollte sich ankündigen. Die britische Diplomatie schien durch das Zusammengehen der amerikanischen mit der deutschen großen Finanz geschlagen zu sein. Die Unantastbarkeit des Himmlischen Reiches sollte verbürgt werden, seine Zivilisation in europäischem Geiste schien gesichert zu sein. Der bedrohte Weltfriede würde in dem neuen, mehr oder weniger für gemeinsame Rechnung unternommenen Riesenwerk der Entwickelung Chinas einen starken Stützpunkt finden, der in wenig Zeit im fernen Osten noch stärker werden mußte und bald auch an andern Stellen fundamentiert werden konnte.
Kurz, „Internationalisierung der Interessen" schien der friedenfördernde Grundgedanke der Politik der europäischen Großmächte werden zu können. Da aber war es — Präsident Wilson, der bis dahin einem Zusammengehen mit

England, d. h. dem Kriege entgegenzustehen schien, welcher plötzlich die schönen Aussichten zunichte machte. Seine demokratische Regierung wollte den republikanischen Kapitalisten nicht dienlich sein: den Finanzleuten in New-Pork w<nh bedeutet, Wilsons Regierung könne keinerlei Schutz für Unternehmungen in China in Aussicht stellen. Daraufhin zogen sich die amerikanischen Geldleute zurück, und die Diplomaten der Entente frohlockten, ihren Bankiers den Rat geben zu können, dem Beispiel der Amerikaner Folge zu leisten. Herr Wilson hatte, vielleicht unbewußt, der Entente, d. h. der Kriegspartei, in die Karten gespielt. Die große Anleihe der sechs Groß« mächte kam nicht zustande. Die schon im Gange befindliche Zusammen-arbeit war vereitelt. Präsident Wilson, der berufen schien, eine ausschlug« gebende Rolle in jener kriegsschwangeren Zeit zu spielen, hatte versagt.
Es galt hier eine Sache, durch die der Weltfriede gerettet werden konnte. Wenn irgendeiner großen Unternehmung, so mußte der Präsident dieser seine Unterstützung leihen und sich davor hüten, sie voreilig im Stiche zu lassen und ihr dadurch den Hals zu brechen. Aber der Herr Professor hat die Bedeutung der Sache vielleicht nicht einmal ganz durchschaut.
Der vortreffliche Mensch und der Gelehrte von Ruf schien ein unbe-rechenbarer, ja gefährlicher Politiker. Seine imperialistischen Vorgänger, die nach erhöhtem Machtbesitz am Panamakanal und nach Gebietszuwachs in nahen und fernen Landen strebten, hatten in Meriko heftige Unruhen hervor-gerufen: zuerst zwangen sie den Präsidenten Diaz zur Hergabe einer Flotten-station an der Magdalenenbai und danach halfen sie, durch Waffenlieferungen an Madero, den Aufständischen, Präsidenten Diaz verjagen. Als nun nach dem Regierungsantritt Wilsons General Carranza, ein Diaz«Mann, Madero gefangen nahm und, wie es scheint, die Tötung dieses Mannes — einer Tat im Stile alter merikanischer Sitten — zuließ, hätte Wilson das auf sich beruhen lassen können: die internen Angelegenheiten Merikos gingen ihn nichts an, und in der Tat wollte er sich auch nicht in sie einlassen.
Außerdem ordneten verschiedene Regierungen Gesandte ab, um Carranza anzuerkennen. Woodrow Wilson aber, — es scheint unglaublich, ist aber dennoch so, — der brave, ehrliche, allen Gewalttaten widerstrebende Präsident, ließ sich durch Imperialisten und Petroleumkönige, die eine Einmischung wünschen mußten, überzeugen — oder überzeugte er sich selber? — daß er den „Mörder" Carranza nicht als merikanisches Staatsoberhaupt anerkenne« dürfe. Dahingegen schenkte er General Villa, dem Feind des „Missetäters", seine Sympathien: Villa wurde als Kriegführender anerkannt und erhielt Waffen aus Teras. So wurde der friedliebende Präsident Wilson, wenn nicht der Urheber, so doch ein mächtiger Förderer des blutigen merikanischen Revolutionskampfes. Und als eines Tages ein Amerikaner und ein Engländer ihr Leben in diesen Wirrnissen einbüßten, — und das durch Zutun des

edlen Villa, der den bösen Carranza bestrafen sollte, — und Europa dahin
vorstellig wurde, die Vereinigten Staaten möchten die Ruhe, die sie gestört
hatten, nun auch wieder herstellen: da befahl der Präsident die Besetzung
von Vera Cruz, und wieder gingen viele Menschenleben drauf, mit keinem
andern Ergebnis, als daß die Wirrnis noch viel schlimmer wurde und die
europäischen Staaten, deren Angehörige durch den Krebsgang der merikanischen
Werte Hunderte von Millionen Schaden erlitten, immer mehr Grund zu
klagen hatten. Präsident Wilson aber wollte keinen Krieg erklären. Wenn
auch niemand anderem, so erschien doch ihm das A und O der ganzen
Sache, durch die viele Hunderte von Menschenleben und viele Hunderte von
Millionen Gulden verloren gingen: einmal den „Mörder" Carranza nicht an-
zuerkennen und zum zweiten dann auch noch den „Mörder" Villa zu bestrafen.
Er war Anti«Kapitalist und vor allem Nationalist. Aber infolge der
Abhängigkeit von England, in die man hineingeriet, konnten kanadische
Eisenbahnbesitzer es fertig bringen, daß Wilson eine Auslegung des Panama-
Kanal«Vertrages annahm, durch die die amerikanische Küstenfahrt ebenso
schwer wird belastet werden müssen wie der große interozeanische Verkehr.
Seine Erwägungen dauerten lang, aber am Ende überzeugte er, wenn
niemand anders, so doch sich selber, eine tadellose Interpretation des Hay«
Pauncefote«Vertrages besorgt zu haben.
Während nun das Kabinett von St. Iames auf Wiederherstellung der
Ordnung in Meriko drang, sandte Iapan ein Kriegsschiff in den Golf, dessen
Kommandant dem Präsidenten Carranza seine Aufwartung machte. Und
während Wilson die Monroelehre neueren Stils in Anwendung bringen mußte,
gab seine Haltung in den merikanischen Angelegenheiten andern Regierungen
Gelegenheit, in Mittelamerika „» tootinß" zu suchen.
Der Standpunkt des Präsidenten in Sachen der Philippinen änderte
sich sehr. Man scheint ihn dazu überredet zu haben, die Eingeborenen nicht
den Iapanern zu überlassen. Und der Mann, der als Anti«Imperialist be-
gann, beratschlagte nun nicht mehr allein über die Verteidigung dieser Inseln,
sondern auch über die gleichzeitige Beschirmung des ganzen niederländisch«in-
dischen Archipels.
Ein paar Iahre, nachdem Präsident Wilson als Mann des Friedens
sein Amt angetreten hatte, unterzeichnete er Beschlüsse, die eine sehr ansehn-
liche Vergrößerung der amerikanischen Flotte bedeuteten: schon gab Amerika
für seine Marine viel mehr aus wie Deutschland, und schon baute es größere
und schwerer bestückte Kriegsschiffe, als selbst England sie besaß.
Wenn jemals eine Regierung ohne festen Kurs umhertrieb, so war es
die des Präsidenten Wilson. Es kam endlich wohl eine Fahrtrichtung her-
aus: die britisch«imperialistische, in der denn auch immer schneller und hals«

brecherischer weitergefahren wurde — aber es war nicht des Präsidenten
Wilson Hand, die eigenkräftig das Steuer hielt. . . .
Bei Ausbruch des europäischen Krieges wurde eine lahme Neutralitäts-
erklärung abgegeben. In London aber brauchte man sich darum nicht ernst«
haft zu kümmern: der Präsident verabscheute ja den Krieg und würde den
Frieden (um einiger Seerechtsverletzungen willen) nicht brechen. Damit konnte
man damals rechnen. — Unter Verletzung der Würde und der Interessen
Amerikas und anderer Mächte machte England allem Handel nach Deutschland
ein Ende, wobei es hoffen durfte, die Frauen und Kinder der kämpfenden
Soldaten auszuhungern. Sogar Verbandmittel für die Verwundeten und
Nahrung für Säuglinge wurden nicht durchgelassen.
Präsident Wilson hätte damals England mit einem Wort zur Achtung
des geltenden Seerechtes und zu humaner Kriegführung zwingen können.
Er muß damals wohl geschwiegen haben, weil er stark unter dem Eindruck
der „deutschen Greuel", der „Mordtaten von Vis4" usw. war und sehr fürch«
tete, das Kabinett von St. Iames möchte ihm in Meriko oder durch Iapan
unbequem werden.
Als nun die Deutschen einige englische Schiffe in den Grund bohrten,
wobei einige amerikanische Fahrgäste zu Tode kamen, wiederholte sich die
sonderbare merikanische Angelegenheit. Der Präsident sah nicht ein, daß jene
Leute, die man vorher gewarnt hatte, ihren vorzeitigen Tod selber verschul-
det hatten. Er zog wider den deutschen Tauchbootführer, der die Lusitania
in den Grund gebohrt hatte, zu Felde wie einst gegen Carranza — mit den
gleichen Folgen von Unruhe und Kriegsgefahr wie damals! Seinen tüchti-
gen, wirklich friedliebenden und anti-imperialistischen Staatssekretär Bryan,
der öffentlich erklärte, die anmaßliche Lusitania«Note Wilsons könne das Vor-
spiel eines ungerechtfertigten Krieges gegen Deutschland werden, ließ der
Präsident ohne weiteres ziehen.
So schwamm Herr Wilson mehr und mehr in einen ganz und gar
angelsächsischen Kurs hinein; so trug er, der über Europens Verblendung
und schlechtes Betragen nicht tadelnd genug reden konnte, zur Verlängerung
des Krieges Erhebliches bei, indem er nämlich Deutschlands Tatverrichtungen
sehr erschwerte und England durch passivisches Geschehenlassen sehr wesentliche
Hilfe angedeihen ließ. Aber der unbedachte Mann, der so voller Liebe zu
den Menschen war, daß sein Herz über den Tod einiger weniger Amerikaner
zu bluten schien, wird dereinstens für die Fortsetzung dieses furchtbaren
Krieges und für den Tod von Hunderttausenden mitverantwortlich gemacht
werden von der Geschichte.
Er ging und er geht — vielleicht ohne es anfangs gewollt und ganz
gewußt zu haben — die Wege eines Nicht«mehr-Neutralen, die Wege Eng«

londs, die für Holland so sehr gefährlich sind: wer wirklich neutral sein und Frieden halten will, muß sich fern von diesem Manne halten.

Der Präsident will vielleicht das Beste, aber er kann es nicht verwirklichen.

Im April 1916 war Wilson wieder überzeugt, Carranza sei kein Mörder, und er erkannte ihn an als Oberhaupt der Merikanifchen Republik; doch nun bedrohte er Deutschland mit Krieg: im Namen von Recht und Kultur, aus reiner Humanität; denn er hatte einen neuen „Mörder" entdeckt in jenem deutschen Unterseebootkommandanten, der die „Susser" für ein Kriegsschiff hielt und sie aus reinem Pflichtgefühl in den Grund gebohrt hatte.

Es gibt in der amerikanischen demokratischen Partei, aber auch außerhalb ihrer, eine starke Strömung, die dahin geht, England durch Zwang zur Freigabe des friedlichen Handels zu veranlassen. Man könnte das erreichen, sogar sehr leicht. Was der amerikanische Präsident Madison vor hundert Jahren in ungefähr einem Iahre zustande bringen konnte, vermöchte Wilson in einem Tag zu tun. Er brauchte nur zu fordern und mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu drohen. Denn es gibt Mittel genug, um England zu nötigen, die völkerrechtlichen Gesetze auf dem Meere zu respektieren, die in der zweiten Hälfte des 19. Iahrhunderts zu Recht bestanden. Aber man ist in London, und allem Anscheine nach aus Gründen, der Meinung, daß von dem Manne, der gegenwärtig im Weißen Hause herrscht, für England nichts zu befürchten sein wird.

Gerne, herzlich gerne sei hier noch einmal dem ersten Bürger der Vereinigten Staaten das Lob gesungen, das ihm, so viel man wissen kann, zukommt: er sei ein ehrlicher und tugendhafter Mensch. Nicht aber ist Wilson, was dabei gesagt werden muß, der Mann, den Amerika, den die Welt in diesem Augenblick brauchte. Es ging kein guter, sondern ein verwirrender Einfluß auf das große Geschehen der Zeit von ihm aus. Wilson scheint, ein Opfer seiner „guten" Eigenschaften, Spielball in den Händen der Engländer geworden zu sein. Und Europa wird er die Hilfe nicht bringen, die es zur Beschwörung des allesoernichtenden Kriegssturmcs so sehr braucht. Dieser Sturm wird weiter rasen, weil England ihn entfesselte und weil England ihn so lange nicht wird mitbeschwichtigen wollen, bis es selber so gelitten hat wie seine Bundesgenossen — oder bis ihm, wie vor hundert und zweihundert Iahren, wieder mal die still genährte Hoffnung reift: auf den Schlachtfeldern der andern reiche Beute machen zu können.

Die Zeit kann kommen, und vielleicht schon bald, da wir den Präsidenten Wilson als Friedensstifter auftreten sehen. Aber er wird dann kein unabhängig dastehender Bereiter des Friedens sein, und es müßte mit merkwürdigen Dingen zugehen, wenn ihm der große Wurf gelingen sollte.

Professor Dr. E. Rosenbach:

Die Weltbetrachtung eines Englanders.

Ein Beitrag zur deutschen Kriegsliteratur.

Den Kenner des englischen Schrifttums unserer Tage, der in der Überschrift den Titel einer im Iahre 1914, kurz vor Kriegsausbruch, erschienenen Aufsatzsammlung von H. G. Wells*) wiedererkennt, wird es nicht überraschen, den berühmten Verfasser von „A Modern Utopia" — „Kipps" und „Tono-bungay" in die stattliche Schaar jener ausländischen Schriftsteller aufgenommen zu sehen, welche in diesem Kriege als überzeugte Anwälte unserer Sache auftreten oder deren Anschauungen — bisweilen auch gegen ihre Absicht — eine wertvolle Bekräftigung des deutschen Standpunktes darstellen. Und zu jener letzteren Gruppe, deren Werke dem deutschen Leser gerade jetzt eine besondere Genugtuung bereiten können, gehört zweifellos auch Wells. Er ist freilich keiner von jenen Geistern, die in jüngster Zeit so oft auf unserer Seite zitiert wurden, aber wir sollten doch nicht vergessen: wenn Männer wie Carlyle, Matthew Arnold, Meredith und Shaw den englischen Nationalcharakter einer herben Kritik unterzogen haben, so wird die Beweiskraft ihrer Vorwürfe doch durch den Umstand beeinträchtigt, daß die Persönlichkeit der beiden Erst« genannten vom deutschen Geistesleben durchtränkt ist, daß Meredith ein Kelte war und der kampfesfrohe Irländer nur eine lange Kette von Anklägern gegen englische Unterdrückung beschließt. Von ungleich höherem Werte müssen uns daher die Erkenntnisse eines H. G. Wells sein, der, ein bewußter Engländer, aus keinem anderen Grunde als aus ehrlichem Bekehrungseifer seinen Landsleuten ein umfangreiches Sündenregister vor Augen führt. Deshalb wäre es nur zu begrüßen, wenn das genannte Werk, in einer zulänglichen Übertragung, als volle Bereicherung der deutschen Kriegsliteratur bei uns Verbreitung fände; bis dahin möge der Leser, sofern er des Englischen nicht kundig ist, mit den folgenden Ausführungen vorlieb nehmen.

Im Gegensatze zu R. Kipling, dessen Unvermögen, das Wesen und die Triebkräfte der modernen Gesellschaft zu erfassen und seine mit journalistischer Empfänglichkeit gewonnenen Eindrücke des Augenblicks zur Weltanschauung zu verdichten, mit jedem neuen Werke klarer zutage tritt, bildet es bei Wells einen besonderen Reiz, von Buch zu Buch die Entwicklung dieses komplizierten Kulturmenschen zu verfolgen. Er ist längst nicht mehr der Verfasser jener Iules«Verneiaden, die auch in Deutschland bekannt sind**) und in denen er

») ^n LllFliüNmnu !ooll3 2t in« vorlä. Tauchnih, Nr. 4476.

") Menschen im Mond', „Der Krieg der Welten', „Im Jahr des Kometen", .Die Riesen kommen", „Die Zeitmaschme" u. a.

die phantastischen Folgerungen einer modernen Erfinderromantik mit erbarmungsloser Kritik der Gegenwart verbindet. Er legt allerdings schon in diesen Werken den Finger auf die Wunden des sozialen Organismus Englands, er weist auf die geistige Enge des Lebens, auf die Bildungsfeindlichkeit des Bürgers, die hemmenden Fesseln einer allmächtigen Konvention und all die anderen Auswüchse einer bloß technischen Kultur hin. Allein bei dem Proteste bleibt Wells — wie etwa Shaw und Galsworthy — nicht stehen; auch flüchtet er nicht in die erotischen Wunderreiche des buddhistischen Orients, wie Lafcadio Hearn und Kipling im „Kim", oder in die ländlich«patriarchalischen Zustände wie Hardy, Peats u. a. Er setzt sich vielmehr entschlossen zur Wehr, sinnt auf Abhilfe und hält an dem Glauben fest, daß Geisteskraft, ethische Vertiefung und Erfindungsgabe den Weg zu immer höherer Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft weisen können. Die sozialistischen Dogmen marristischer Prägung und die etwas lebensfremde Wissenschaftlichkeit der Fabier sind nur Etappen auf seinem Wege; er ist heute bei einer Synthese von Individualismus und Demokratie und einer Verbindung von Imperialismus und intellektuellem Sozialismus angelangt, welche dem deutschen Leser umso interessanter erscheinen müssen, als ja auch unserer öffentlichen Meinung der Gedanke des Staatssozialismus im Kriege vertraut geworden ist.

Und nun zu unserem Thema! Die größte Zahl der Vorwürfe und das ernsteste Pathos, mit dem Wells seine Landsleute aufzurütteln versucht, kehren sich naturgemäß gegen deren auffälligste Schwäche, den Mangel an tieferer Bildung und wissenschaftlichem Denken. Das träge Beharren in hergebrachten Denkformen, das Versiegen erfinderischer Tätigkeit, die intellektuelle Rückständigkeit der führenden Politiker sind ihm ein beständiger Grund zur Klage. Das Übel wird bereits in der Schule gezüchtet; denn schon hier lernt der Engländer, die geistigen Gaben geringer zu schätzen, als gutes Benehmen, gesunden Körper und die anderen „Alltagstugenden der Mittelmäßigkeit". Weit entfernt, den Ansprüchen der Gegenwart zu genügen, sind die Mittelschulen und Universitäten vielmehr „die letzte Zufluchtsstätte einer überlebten Rechtgläubigkeit und ein Museum toter Sprachen" (Seite 82). „Unsere Studenten müssen mit der klaren Erkenntnis genährt werden, daß die „Geschichte" nicht vorüber ist, daß nichts endgültig geregelt ist, daß vielmehr die höchste dramatische Phase in der Geschichte Englands erst bevorsteht" (82). In diesem Kampfe aber, der eben ein Konflikt der Geister sein wird, fehlt es in England an der Hilfe der modernen Forschung. „Die Naturwissenschaften sind verkümmert durch die Eifersucht der klassischen Gelehrten, von denen unsere Hochschulen beherrscht werden, durch die Furcht und den Haß der Staatskirchc und den völligen Mangel an Verständnis und Unterstützung von feiten der Advokaten und Geldmänner, die unser öffentliches Leben leiten" (75). „Großbritannien hat eine Lücke in seiner Rüstung, die

gefährlicher und verhängnisvoller ist, als die zahlenmäßige Unzulänglichkeit an
Schiffen und Menschen es je sein kann. Es fehlt uns an Gehirnen. Hinter
der Stärke unserer Rüstungen, einer Stärke, die mit dem Augenblicke, da sie
ins Leben tritt, schon unwirksam und veraltet zu werden beginnt, braucht
ein Land immer mehr die noch viel wirksamere Stärke der intellektuellen
und schöpferischen Tätigkeit" (142). Nicht Großkampfschiffe, sondern die
Laboratorien des Physikers und Chemikers, systematisches Forschen und
wissenschaftlich begründete Organisation werden den Krieg der Zukunft
entscheiden.

So erblickt Wells, der Intellektuelle, in der geistigen Rückständigkeit
seiner Landsleute die größte Gefahr für Englands Zukunft; allein nicht minder
ablehnend ist die Kritik, die der Autor als Demokrat an den staat-
lichen Einrichtungen übt. Er wird nicht müde, auf das Versagen des
Parlamentarismus, auf die Unzulänglichkeit der Regierungen Englands hin«
zuweisen. Von den zünftigen Politikern spricht er mit Verachtung; ihnen
verdanke das Reich sein Wachstum keineswegs, ihr einziger Beitrag zur Ge-
schichte Englands sei der Verlust Amerikas gewesen (42). Was England groß
gemacht habe, seien glückliche und unvorhergesehene Umstände, Handels-
gesellschaften, Pfadfinder, Forschungsreisende, Entdecker zur See, Abenteurer
wie Clive, verschrobene Menschen wie Gordon, Invalide wie Rhodes (42).
„Von Sonderlingen, von Ausgestoßenen ist unser Reich aufgebaut worden
und es wird schließlich, wie ich fürchte, an der Gedankenträgheit jener geist-
losen Durchschnittsmenschen zugrunde gehen, die uns regieren. Weltreich und
Zivilisation sind ihnen in den Schoß gefallen, wie etwa eine blinde Henne
ei» Korn findet, Kunst, Bildung., und Literatur, kurz alles, was den Menschen
über die Beschränkungen durch Örtlichkeit und Herkommen hinaushebt, alles,
was unsere Weltmacht rechtfertigen und befestigen kann, bedeutet ihnen nichts.
Sie sind beschränkte Provinzler, genarrt durch die Aussicht, die Welt zu lenken —
sie sind die albernen Erben einer großen Generation von Ausgestoßenen.
Sie begeben sich zur Iagd aufs Land, kehren zurück, wenn die Torheiten
des Parlaments beginnen, erfahren nur das, was die Zensur an Theater-
stücken und Büchern verschont ließ, speisen in Restaurants und sind tadellos
angezogen. Das allmähliche Verkümmern und der Niedergang unserer Philo-
sophie und Wissenschaft, das Absterben britischer Erfindungsgabe und des
Unternehmungsgeistes sind ihnen gleichgültig, weil sie den Zusammenhang
dieser Dinge mit den augenfälligen Interessen des Reiches nicht zu erfassen
vermögen. Aber die Welt hat keine Zeit, auf England zu warten .... Und
die für unsere Weltreichsbestrebungen günstigen Stunden verrinnen" (45/46).
Auch der Grund, den Wells für solchen Verfall politischer Begabung anführt,
entbehrt für uns nicht des Interesses: er erblickt ihn in der Überflutung
des öffentlichen Lebens durch die Iuristen. Diese haben es

„durch ihre Freude an verdrehten Streitfragen und an den rein formalen Machenschaften ihres Berufes" dahin gebracht, daß die englische Politik nicht mehr die tatsächlichen Verhältnisse des nationalen Lebens widerspiegelt. „Schritt für Schritt mit dem Machtzuwachs des Unterhauses haben die Iuristen alle anderen Berufszweige des politischen Einflusses beraubt. Der Zusammenbruch des Oberhauses" (gemeint ist die Entziehung des Vetorechtes und des Rechtes der Beratung von Budgetfragen) „war der letzte Triumph des Hauses der Advokaten; wir haben nunmehr keine Regierung des Volkes für das Volk, sondern eine solche von Advokaten für Advokaten. Diese geben im öffentlichen Leben den Ton an. Ihre fachliche Schulung steht im völligen Gegensatze zu den schöpferischen Kräften des aufbauenden Künstlers wie zu den zielbewußten Erperimenten des Gelehrten, sie verstehen sich lediglich auf ein geschicktes Hantieren mit Beweismaterial und legalem Vorteil und haben daher unter allen Gebildeten die geringste staatsmännische Begabung. Mit den großen und dringenden sozialen Fragen wollen sie nichts zu tun haben. Sie spielen ein langes und fesselndes Spiel mit politischen Parteien als Gegner, welches den emsigen Spieler mit Ehren, Stellungen, Macht und reichem Gewinn belohnt. Eine angesehene, geschäftige Ergebnislosigkeit, bei der es in der Welt hübsch beim Alten bleibt — das ist die ideale politische Laufbahn des Iuristen" (55). Wie weit ist es unter solchen Umständen mit dem vielgepriesenen englischen Parlament gekommen! „Wer Abgeordneter wird, verläßt den breiten Strom des lebendigen Gemeinwesens und begibt sich in einen Winkel, wo nichts gelernt und viele Ränke gesponnen werden, in eine privilegierte Versammlung, die sich um unsere Angelegenheiten gar nicht kümmert und sie doch in verhängnisvoller Weise beeinflußt. Die Parlamentsdebatten, einst der wesentlichste Bestandteil unseres nationalen Denkens, begegnen heute im Volke völliger Gleichgültigkeit" (79). „Die geheime Verkommenheit des öffentlichen Lebens, dieser versteckte Geheimbund, der Ehren verschachert, finanzielle Schiebungen vornimmt, die heißesten Wünsche des Volkes unterschlägt, ehrliche Männer durch dunkle Wahlmanöver beseitigt" (265), hat zur Folge, daß nun auch in England, wie in manchem anderen Staate, das politische Handwerk verächtlich geworden ist, und daß die Völker auf diese Weise die Macht aus der Hand geben. „Die Regierungsformen in den zivilisierten Staaten der Erde sind nur in der Theorie demokratisch. In Wahrheit sind sie nur die Hülle für parasitische Oligarchien, die sich in ihrem Rahmen und an ihrer Statt gebildet haben. Der alte Geist der Freiheit und des Gemeinsinns, der Priestertücke beseitigte und Tyrannenmacht brach, scheint sein Werk bloß vollbracht zu haben, um dann dunklen politischen Verschwörungen zu weichen" (256). Die politischen Körperschaften regieren unumschränkt; die Stimmen der Völker dringen nicht zu einander, keine Macht der Erde verhindert das immer näherrückende Verhängnis — den Krieg.

> »
So gelangt Wells mit innerer Folgerichtigkeit dazu, den Zusammen-
bruchdesalten Europa als unmittelbar bevorstehend anzunehmen.
Ist es nicht seltsam, daß dem scharfbeobachtenden Engländer der baldige
Ausbruch des Krieges keineswegs zweifelhaft war, daß der Krieg vielmehr
wie eine finstere Gewitterwolke hinter allen seinen Ansichten und Äußerungen
steht? Und das zur gleichen Zeit, da sich bei den Zentralmächten die öffent-
liche Meinung in Hoffnungen wiegte, bis der Mord von Sarajewo deutscher
Vertrauensseligkeit ein jähes Ende bereitete? Aber unser Staunen über die
Offenheit des Engländers wächst zur Verblüffung, wenn wir lesen, was
dieser in militärischen Dingen völlig Unerfahrene über den Verlauf des
Krieges vorherzusagen weiß. Darüber, wer der künftige Gegner ist,
herrscht natürlich kein Zweifel: „Es ist bei uns nur allzugebräuchlich, Deutsch-
land als den Feind schlechthin zu betrachten. Wir Engländer sind jetzt auf
Deutschland ungemein eifersüchtig; und zwar nicht blos deshalb, weil die
Deutschen uns an Zahl überlegen sind, weil ihr Land größer und vielge-
staltiger ist, als das unsere, und weil es im Herzen Europas liegt, sondern
besonders deshalb, weil die Deutschen im letzten Iahrhundert, während wir
uns von Plattheiten und Einbildung nährten, genug Tatkraft und Unter-
ordnung besaßen, um ein ausgezeichnetes System der Volkserziehung zu ent-
wickeln, sich um Wissenschaft, Kunst und Schrifttum zu bemühen, den sozialen
Bau auszugestalten, unsere Methoden in Handel und Industrie zu beherrschen
und zu verbessern und uns an Kultur zu übertreffen. Dies hat uns ge-
demütigt und erbittert, anstatt daß es uns gebessert hätte; und diese Er-
bitterung wurde noch verschärft durch prahlerische Verstöße gegen den guten
Ton, durch die Redewendungen von „Blut und Eisen" und der gepanzerten
Faust und die weltpolitischen Phantasien, welche die neuere deutsche Ge-
schichte einleiteten" (41). Solche Äußerungen sind von löblicher Offenheit,
aber nicht neu. Was soll man jedoch zu folgenden Prophezeiungen sagen,
die sich in dem bedeutsamen Aufsatz „Was der gesunde Menschenverstand vom
Kriege hält?" finden? „Unsere öffentliche Meinung hält an dem Glauben
fest, daß der nächste Seekrieg mit einer entscheidenden Handlung der See-
streitkräfte einsetzen werde. Der Schlachtenplan, wie er uns angekündigt
wird, ist von berückender Einfachheit. Unser Gegner wird sich uns in einem
Verhältnis von 10 : 16, oder — je nachdem, wer unser Feind ist — in
einem für uns noch günstigeren Verhältnis stellen, dann wird ein furcht-
barer Kampf mit Kanonen und Torpedos losgehen und dann kehren unsere
Admirale siegreich heim und plaudern in den Monatsschriften von dem Plane
und den Einzelheiten der Schlacht und ein jeder schreibt von den kleinen
Schwächen des anderen. Nun, dies ist eine zwar wünschenswerte, aber
recht unwahrscheinliche Voraussage. Es ist gar nicht anzunehmen, daß der
Feind Schlachtenschiffe gegen unsere übermächtigen Dreadnoughts aussenden

wird. Diese werden vielmehr auf dem Meere herumfahren und auf der Suche nach einer Flotte sein, die aber schön aus ihrem Wege und in Sicherheit gebracht ist. Zu nahe an die feindliche Küste werden sie natürlich der Minen wegen auch nicht kommen können, und inzwischen werden nur unsere Kreuzer den feindlichen Handel in die Häfen gescheucht haben. Aber dann wird etwas ganz anderes eintreten! Wir werden auf einmal entdecken, daß der Feind gegen unsere schönen Schiffe Mittel anwendet, die nicht „sportsmanlike" sind. Er wird selbstverständlich in Wirklichkeit viel mehr Unterseeboote, Torpedoboote, Wasserflugzeuge und Luftschiffe haben, als auf dem Papiere. Die kosten nicht viel und sind leicht zu verbergen. Und in einer trüben, nebeligen Nacht, wie sie bei uns so häufig sind, werden sich ihm einmal besondere Gelegenheiten bieten und früher oder später, es sei denn, daß wir ihn unter Wasser und in der Luft entscheidend besiegen — wofür wir aber in keiner Weise gerüstet sind — wird er einmal eine solche Gelegen« heit wahrnehmen und wir werden einen Dreadnought verlieren. Es wird ein schwacher Trost sein, wenn ein verirrter Zeppelin etwa die Ruhe des Landlebens unterbricht, indem er zur Erde geht und in unsere Hände fällt. Die Dreadnoughts werden dann nicht länger die Quelle unserer unerschütterlichen Zuversicht bilden. Ein zweiter Schiffsverlust wird gewaltige Aufregung in der Presse hervorrufen und ein dritter wird dazu führen, unsere Flotte in einem östlichen Hafen oder an der Westküste Irlands zu verstecken — und dann erst wird der wahre Seekrieg beginnen, der ein Krieg der Zerstörer, der Tauchboote und Wasserflugzeuge sein wird. Als ein Engländer, der sein Vaterland liebt, werde ich immer stärker von Zweifeln beunruhigt, ob wir dem Gegner in diesen entscheidenden Kriegsmitteln ebenso gewachsen sein werden, wie in der Anzahl der Großkampfschiffe. Und wenn an einem Tage die kriegslustige Presse wieder einmal recht laut gewesen ist, dann liege ich nächtens wach und grüble darüber nach, ob nicht schon jetzt die Herrschaft zur See unserer Hand entglitten ist, während wir noch, wie hypnotisiert durch die Idee der großen Schiffe, auf das gewaltige Geschwader unserer großen Flotte starren " (141/2).

Wir sehen: Norman Angell steht in seiner Ablehnung des Krieges nicht allein: auch H. G. Wells ist sein grundsätzlicher Gegner; in einer Zeit, wo die Kriegspsychose die westlichen Völker bereits unterjocht, bleibt es Wells Verdienst, mit allem Nachdruck verkündet zu haben: Der moderne Krieg ist ein Irrsinn und Verbrechen; sein Ausgang für England mehr als zweifelhaft; zweifelhaft aber auch Englands Berechtigung, die Herrschaft der Welt an sich zu reißen, selbst wenn dies mit Waffengewalt möglich erschiene; ein Volk mit so schwerwiegenden äußeren und inneren Gebrechen müsse dem Wahne entsagen, von Gott zur Weltherrschaft bestimmt zu sein. (Welch unenglische „Weltbetrachtung eines Engländers"!). An Stelle des ver-

stiegenen, dem sicheren Verfall zutreibenden Nationalismus weist Wells den Völkern ein anderes Ziel; der Aufsatz: „Vom möglichen Zusammenbruch der Kultur" schließt mit den Worten: „Es ist möglich, daß das zwanzigste Iahrhundert doch schließlich keinen solchen Fortschritt mit sich bringt, wie das neunzehnte. Statt rastlos vorwärts zu schreiten, können wir auch zurück» geworfen und gezwungen werden, noch einmal und unter bescheideneren Lebensumständen einige jener grundlegenden Wahrheiten zu lernen, welche die Menschheit noch nicht genügend begriffen hat — Ehrlichkeit und brüderliche Gesinnung, Völkereintracht („nooial ooll«ativism") und ein Staatsrat aller Völker, der den Frieden wahrt" (327). Und hier, wo — unseres Wissens zum erstenmale in der Literatur Englands — ein moderner Humanismus um unsere Herzen wirbt, geben wir uns restlos dem Denker hin: „Es ist vielleicht ein schwereres Unternehmen, dem guten Willen und dem Gemüte der Menschheit zum Durchbruche zu verhelfen, als ein Gebirge zu durch« bohren oder einen Deich gegen das Meer zu errichten. Aber es ist ebenso durchführbar. Der Weg, der uns von der Finsternis der Höhlenwohnungen zum elektrischen Licht geführt hat, er wird uns auch zum Lichte in der menschlichen Seele führen; es ist der Weg des freien, unerschrockenen Denkens und Versuchens, des systematischen Austausches von Gedanken und Erfahrungen, der Weg der Geduld, der Ausdauer und der geistigen Gesittung. Hand in Hand mit dem Wachstum der philosophischen und technischen Errungenschaften wird der Mensch auch in seiner Selbstbeherrschung erstarken und Probleme, die heute frommen Wünschen über einem Abgrund von Unwissenheit und Hindernissen gleichen, werden ihrer Lösung entgegengehen. Einst kommt der Tag, da die Menschen die Kenntnisse und Fähigkeiten haben werden, das Leben zu meistern und dafür zu sorgen, daß jede Generation die vorherige übertrifft. Und damit wird ein neuer Tag in der Geschichte der Menschheit anbrechen, ein Tag, der sich zu unserem jetzigen Leben verhalten wird, wie das Tageslicht zu den Träumen eines ungeborenen Kindes." (344) —

Mit diesem versöhnlichen Ausblicke in eine bessere Zukunft entläßt uns der Verfasser. Er hat die schlimmsten Nöten unserer Kultur erkannt, er sieht das furchtbar reinigende Gewitter näherziehen, aber er weist uns schließlich doch den Aufstieg einer neuen Friedenssonne. Und so legt Wells in seine, „Weltbetrachtung" die gedanklichen Grundlagen zu seinem nächsten — ebenfalls vor dem Kriege geschriebenen Werk, der „Welterlösung"*), von dem nach meiner Meinung noch viel die Rede sein wird, bis seine Zeit gekommen ist. Mit Erschütterung lesen wir hier eine „Menschheitsgeschichte", in der eine hinreißende Vereinigung von Geist und Gemüt den

*) l'l»« Noild 8«t ?r»«. Tauchmtz Nr. 4496.

Ausbruch, Verlauf und — oft bis in die Einzelheiten zutreffend — die Wirkungen des Weltkrieges vorauskündet; und wie er schließlich auf den Trümmern der Gegenwart den Bau einer künftigen Völkergemeinschaft errichtet, in der das reine Menschentum sein lange vorenthaltenes Erbe antritt, das sichert Wells einen Platz dicht neben jenen Höhen, welche der deutsche Humanitätsgedanke in seinen kühnsten Flügen erstiegen hat.

Was Wells seit Kriegsbeginn geschrieben hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Ich finde bloß in der Februarnummer des „Literarischen Echos" dieses Iahres ein Referat über sein jüngstes Werk >,5lr. Lritlmß «e«» it tbroußb«, aus dem hervorgeht, daß Wels, mag auch die Leidenschaft zur Stunde in manchem sein Urteil trüben und zu ungerechten Ausfällen gegen uns verleiten, auch hier noch eine scharfe Kritik der englischen Politik und Kriegsführung mit ungeschwächter, den wahren Menschheitszielen zustrebender ethischer Kraft verbindet. Und darum glaube ich: wenn nach dem Kriege den Völkern die schwere Aufgabe bevorsteht, neue Brücken zu schlagen und über dem Nationalismus die Kuppel des Menschheitsgedankens zu wölben, dann wird unserem Dichter ein wesentlicher Anteil an der von England zu leistenden Arbeit zufallen.

Akos v. Timon,
o. ö. Professor an der Universität Budapest:

Die Theorie der heiligen ungarischen Krone und die Krönung.

II. Die Krönung.

Seitdem die ungarische Nation die Heilige Krone als das Symbol des Staates betrachtete und die höchste Staatsgewalt dann personifiziert sah, mußte notwendigerweise der Rechtssatz zur Herrschaft gelangen, daß die Krönung die unerläßliche Bedingung des verfassungsmäßigen Besitzes der königlichen Gewalt sei, da die königliche Gewalt mittelst der Heiligen Krone durch die Krönung auf den König übergeh«. Klar und deutlich hat dies — wie wir schon oben ausführten — Matthias Hunyady in seinem an die Stadt Pozsony gerichteten Einladungsschreiben ausgesprochen Denselben staatsrechtlichen Grundsatz lehrt auch Werböczy, indem er ausführt, daß seit dem Heiligen Stefan das Recht der Herrschaft und der Regierung von der

Gesamtheit durch den Willen der Nation auf die Heilige Krone und infolgedessen auf unseren Fürsten und König übertragen worden ist.
Es bedurfte keines Gesetzes, das die Krönung vorgeschrieben hätte. Die Stelle des Gesetzes vertrat in wirksamster Weise die lebendige nationale Rechts- überzeugung, die die Legalität der königlichen Macht durch die Krönung bedingt sah. Darum sagt Werböczy, daß man die Könige Ungarns mit der Heiligen Krone zu krönen pflege; und Art. I. des (II.) Dekrets von 1572 erklärt, daß „Fürst Rudolf in Gemäßheit der alten Gesetze und Einrichtungen mit der Heiligen Krone Ungarns gekrönt wurde". Unter den alten Gesetzen und Einrichtungen ist das Gewohnheitsrecht zu verstehen, denn durch Gesetz wurde die Krönung zuerst 1687 vorgeschrieben.
Die ungarische Nation verzichtete wohl zufolge der Festsetzung der Primo« geniturerbfolge im Dekret von 1687 und in der sog. Pragmatischen Sanktion von 1723 zugunsten der thronfolgeberechtigten Linien des Hauses Habsburg auf das Recht der Königswahl; aber nichtsdestoweniger erlangt auch der Erbkönig seine legale Gewalt erst vermittelst der Heiligen Krone. Iener Fundamentalsatz der ungarischen Verfassung, daß die höchste Staatsgewalt von der Heiligen Krone auf den König übergehe, behielt seine unverminderte Geltung. Sowohl G. A. II: 1687, als die Pragmatische Sanktion enthalten die klare Vorschrift, daß der Erb» könig sich unter Ausfertigung des Versicherungsdiploms und Ablegung des ver» fassungsgarantierenden Eides krönen lassen müsse.
Ohne Krönung gibt es — nach dem ungarischen öffentlichen Rechte — keinen gesetzlichen König, keine rechtmäßige Gewalt, denn der Thronfolger erwirbt diese Gewalt durch den Willen der Nation von der Heiligen Krone. Es besteht — wie Werböczy lehrt — keine Untertanenpflicht, da die vollfreien Mitglieder der Nation einzig der Gewalt des gesetzmäßig gekrönten Königs (rex legitime corouatu») unterworfen' sind. Bloß der gekrönte König hat das Recht der Gesetzessanktion und der Besitzschenkung.
Diese staatsrechtliche Grundanschauung drückt auch G.A. III: 1790 aus, indem er bestimmt, daß die Krönung unweigerlich (womin»e) binnen sechs Monaten, von der Thronbesteigung an gerechnet, stattzufinden habe. Während dieser Frist kann der Thronerbe, der baer«clitariunrex, bloß die verfassungsmäßig umschriebene Regierungsgewalt ausüben, aber die Erteilung von Privilegien, worunter nach altem ungarischen Recht auch die Sanktion der Gesetze zu verstehen ist, steht einzig dem gesetzmäßig gekrönten König zu. Wenn die im Gesetze vorgeschriebene Frist verstreicht, ohne daß die Krönung erfolgt wäre, ist die Rechtskontinuität aufgehoben; die Herrschaft des Thronerben wird zur ungesetzlichen, seine Handlungen und Verfügungen sind vom Standpunkte des Staatsrechts null und nichtig; er ist nicht nur nicht befugt, Ge- setze zu sanktionieren, sondern er kann überhaupt keinen Akt der Staatsgewalt in rechtsgiltiger Weise vornehmen.

rischen Krone und die Krönung Akos v. Timon
Mit der Institution der Krönung sind zwei wichtige Verfassungsgarantien,
der Krönungseid und das Versicherungsdiplom, enge vcr-
bunden. Ersterer stellt eine religiöse, letzteres eine urkundliche Garantie der
konstitutionellen Rechtsordnung des ungarischen Staates dar. In beiden ge-
langt die große staatsrechtliche Bedeutung der Krönung zu kräftigem Ausdrucke.
Beide bezwecken, daß der Träger der Heiligen Krone, der verfassungsmäßige
Inhaber der höchsten Staatsgewalt, die Fülle seiner Macht nicht mißbrauche, daß
er die Verfassung und Rechtsordnung, die internationale Selbständigkeit und
territoriale Integrität des ungarischen Staates, sowie die gesetzlich gewähr-
leisteten Rechte und Freiheiten der Staatsbürger unverbrüchlich bewahre und
von den Anderen bewahren lasse. Am kräftigsten bvingt Punkt 5 des Ver»
sicherungsdiploms das Prinzip der Rechtskontinuität zur Geltung: der
gekrönte König verpflichtet nämlich darin sein« Erben und Nachfolger, sich je»
weilig unter Ausfertigung derselben Versicherungsurkunde und AblegunH des
gleichen Eides krönen zu lassen.
Die Krönung muß auf dem, zu diesem Behufe einberufenen Reichstage, unter
Mitwirkung der katholischen Kirche stattfinden. Die Krönung ist das Recht des
Reichstages, als des Vertreters der Nation. Iener alte Grundsatz des ungarischen
Staatsrechts, „daß die Krönung der Könige stets von dem Willen der Landts«
bewohner abhänge und die Rechtswirkung und Kraft der Heiligen Krone in der
Zustimmung der Nation beruhe," gilt auch heute in dem Sinne, daß es das Recht
und die Aufgabe des die Nation repräsentierenden Reichstages ist, zu prüfen, ob
der zu Krönende gemäß der Pragmatischen Sanktion auf den ungarischen Königs-
thron Anspruch habe, und dafür zu sorgen, daß der Thronerbe die verfassungs-
mäßigen Bedingungen der Krönung erfülle. Zu unmittelbarem Ausdrucke gelangt
dieser Rechtssatz darin, daß dem König die Heilige Krone durch den ersten geist-
lichen Würdenträger des Landes, den Fürstprimas Erzbischof von Esztergom, und
durch den Palatin, bezw. gegenwärtig durch den besonderen Bevollmächtigten
des Reichstages gemeinsam aufs Haupt gesetzt wird.
Es bildet ferner einen Fundamentalsatz des ungarischen Staatsrechts, daß
die Krönung mit der Krone Stefans des Heiligen, der Heiligen Krone zu ge-
schehen habe. Nach dem nationalen Gemeinbewußtsein ist das Mysterium,
das ist die verfassungsrechtliche Wirkung der Krönung, eben an die Heilige Krone
gebunden.
Dieser Auffassung verleiht bereits eine Urkunde Andreas III. beredten Aus-
druck: der König berichtet, daß die Gegner seiner Herrschaft ihm die Heilige
Krone durch allerlei Ränke vorzuenthalten versuchten, um das Ansehen seines
Königtmus zu schmälern. In viel eindringlicherer Weise lehn dasselbe die Ge-
schichte der Thronbesteigung Karl Roberts und Wladislaus' I.
Da es zur Zeit der Wahl Karl Roberts im Iahre 1308 nicht möglich war,

die Heilige Krone rechtzeitig von dem Woywoden von Siebenbürgen, Ladislaus, der sie mit Gewalt an sich gebracht hatte, zu erlangen, weihte der päpstliche Legat, Kardinal Gentilis eine neu« Krone und erklärte die echte Heilige Krone für verworfen und ihrer Kraft entkleidet. Dessen ungeachtet, betrachtete die Nation Karl Robert nicht eher als gesetzlich gekrönten und verfassungsmäßigen König, — wie das der König in einigen Urkunden selbst gesteht, — bis ihm nicht die Heilige Krone aufs Haupt gesetzt wurde.

Wladislaus I. wurde von dem Kern der Nation, von dem Adel einstimmig zum König gewcthlt, gleichzeitig erklärte die, auf dem Reichstage zu Buda er» schienene überwiegende Majorität der Nation in feierlichster Form, daß das Mysterium und die Kraft der Heiligen Krone auf das bei der Krönung Wladislaus' benützte Diadem, übertragen werde. Doch die Macht des Iahrhunderte alten nationalen Bewußtseins erwies sich als stärker, denn jene gelegentliche Erklärung: Wladislaus wurde nicht als verfassungsmäßig gekrönter König bettachtet. Bereits der Reichstag von 1453 ersuchte König Ladislaus V., er möge die Schenkungsbriefe König Wladislaus' widerrufen. Die in der Nation lebendige Anschauung war es schließlich, welche die Politik König Matthias' während der ersten Iahre seiner Regierung diktierte: um die Heilige Krone zurückzuerlangen, führte er mit großen Opfern verbundene Kriege gegen Kaiser Friedrich und zögerte mit der Krönung, bis er sich mit der Heiligen Krone krönen lassen konnte; nach seiner Krönung aber führt er in der Schlußklausel zu seinen Dekreten die Iahre seiner Herrschaft und seiner Krönung besonders an.

In der Heiligen Krone verkörpert sich die staatsrechtliche Einheit des Stefansreiches, die die Nebenländer mitumfaßt, denn auch diese sind Glieder der Heiligen Krone. Wie es nur eine Krone gibt, die das Symbol der höchsten Staatsgewalt personifiziert und deren Inhaber sie ist, so gibt es auch nur eine einheitliche königliche Gewalt. Die Krönung, der Krönungseid, das Versicherungs» dlplom sind einheitlich für das ganze ungarisch« Reich, ebenso wie die ungarische Staatsbürgerschaft einheitlich ist.

Die ungarische Nation betrachtet die personifizierte Heilige Krone mit samt den Krönungsinsignien als Gemeinschatz des Landes (cleuoäia re^ni).

Die Heilige Krone gehört nicht dem Könige, auch nicht dem Herrscherhause, wie bei den westlichen Völkern, sondern dem ungarischenStaate, dessen höchste Gewalt sie repräsentiert und dessen Ganzes, den König und die Nation zusammen sie versinnbildlicht. Ein genügender Beweis für diese staatsrechtliche Auffassung ist, daß schon seit Matthias Hunyady die Bewachung der Heiligen Krone durch den König und die Nation gemeinsam, im Wege der Gesetzgebung erfolgt. Die Heilige Krone und die Krönungsinsignien werden von den, auf Grund der Kandidation des Königs vom Reichstage gewählten Kronhütern bewacht. Die Kronhüter sind ebenso wie der Palatin keine Beamten des Königs, sie sind keine

königlichen Oberbeamten, sondern Würdenträger des Landes, Beamte der
Heiligen Krone, die ihr Amt und ihren Wirkungskreis durch die gemein»
same Betrauung durch den König und die Nation erhalten. Einst verwalteten sie
mit der Verpflichtung zur Rechnungslegung die öffentlichen Gelder des Landes,
namentlich die zur Deckung der Kosten der Bewachung der Heiligen Krone, des
Baues des Reichstagsgebäudes und für sonstige öffentliche Reichszwecke bewilligte
Steuer, die sogenannte Kronensteuer.

Die Krönungszeremonien sind bis auf den heutigen Tag nicht
durch Gesetz festgestellt; sie bildeten sich durchaus auf gewohnheitsrechtlichem Wege.
Wie die Krönung nach ihrem Wesen ursprünglich ein kirchliches Institut war,
so tragen auch die Krönungszeremonien im Anfang rein kirchlichen Charakter; der
Krönungsakt nimmt jedoch stetig mehr und mehr verfassungsrechtlich bedeutsame
Momente auf. Man kann sagen, daß dem Krönungszeremoniell anläßlich der
Erhebung einer jeden Dynastie neue Elemente hinzugefugt wurden.

Die Könige aus den verschiedenen Häusern, bis Ferdinand I. wurden alle,
ohne Ausnahme zu Sztzkesfej^rv^r gekrönt. Nach der Katastrophe von Mohi»cs
fanden die Krönungen stets in Pozsony statt, zuletzt im Iahre 1867, in Budapest.
Das Recht der Krönung stand unbestreitbar dem Erzbischvf von Esztergom zu.
Ein anderer Kirchenfürst konnte diese Funktion nur ausnahmsweise, im Falle der
Vakanz des Erzbistums von Esztergom, oder der Verhinderung des Erzbischofs
erfüllen.

Die Krönung geht in der Kirche (bis Ferdinand I. in der von Stefan dem
Heiligen zu diesem Zwecke erbauten Basilika zu Sz^kesfej^rvi»r) im Rahmen einer
Messe vor sich. Vor Beginn des Hochamtes legt der zu krönende König knieend,
unter Berührung des Evangeliums, nach dem römischen Pontifikale den kirchlichen
Eid (wramentniu iu»titia« et paci») ab. Hierauf folgt die Salbung und Bekleidung mit den Krönungsgewändern. Dann nimmt die Krönungsmesse ihren
Anfang.

Der wesentlichste Akt der Krönungszeremonie — aus verfassungsrechtlichem
Gesichtspunkte — ist die Aufsetzung der Heiligen Krone. Anfänglich setzte der
Erzbischof von Esztergom dem Könige allein die Krone auf das Haupt; seit
Ladislaus V. ,'st der Palatin, als Stellvertreter der Nation, dem Primas beim
Aufsetzen der Krone behilflich. Im Anfang bestand diese Hilfe darin, daß der
Palatin die Heilige Krone trug, und ehe noch dem König die Krone von dem
Primas auf das Haupt gesetzt wurde, von der Stufe des Altars an das versammelte Volk sich wendete und fragte: „Ungarn, wollet ihr, daß der hier gegenwärtige N. N. mit der Heiligen Krone zum König von Ungarn gekrönt werde?",
worauf die dreimalige Antwort erscholl: „Wir wollen es; es lebe der König!"
Dieser Brauch nahm infolge des G.°A. II: 1687, welcher die Primogenitur«
erbfolge des Mannesstammes festsetzte, ein Ende, weil die Befragung des Volkes

unnötig wurde. Hiermit in Verbindung hat sich auch die Mithilfe des Palatins
geändert, in der Weise, daß seit Iosef I. der Palatin mit dem Primas zusammen
dem König die Krone auf das Haupt setzt und der Palatin zuerst ausruft: „Es
lebe der gekrönte ungarische König!" Es besteht weiter auf Grund des römischen
Pontifikals noch heute der Brauch, daß der Erzbischof von Kalocsa den Primas
mit folgenden Worten um die Vornahme der Krönung ersucht: üevor«u-
6 i 8 » im 6 ?l»ter> ?o»tu1»t 8 anera mkter « eeIe » i a
eatlioliea, nt z>r»6««iiteui »«reui38iiunm XX. nä
öißuitl»teiu Hun^ariue reFi » 8udl«veti». (Hochwürdiger
Vater! Die katholische heilige Mutterkirche wünscht, daß der anwesende, ruhm»
reiche N. N. zur Würde des Königs von Ungarn erhoben werde.) Der Primas
richtet hierauf an den Erzbischof die Frage: Veiti» UIuiu äißnum et urilein
e»»6 »6 dliiio äißuitl»teiu? (Haltet ihr ihn als würdig und geeignet für diese
Würde?), worauf der Gefragte antwortet: Vt unviinu« et ereäiiuu» euui
lli^nuiu e»»« n,e util«n» eoolenia,« vei «t »ä reßimeu rsßui. (Wir wissen
und glauben, daß er der Kirche Gottes und der Herrschaft dieses Landes nützlich
und ihrer würdig ist.)

Nach der Messe begibt sich der König in vollem Krönungsornate in eine
andere Kirche. Unterwegs werden ihm die Fahnen der zehn Länder vorgetragen,
ferner das apostolische Kreuz; hinter ihm schreitet seit der Krönung Wladislaus' II.
der Königliche Schatzmeister, zuletzt, im Iahre 1867, der Finanzminister, der Gold»
und Silbermünzen zwischen das Volk streut.

In der anderen Kirche angelangt, nimmt der König auf dem, zu diesem
Zwecke errichteten Throne Platz und schlägt — seit Robert Karl — einige Adelige
zu Rittern, indem er ihre rechte Schulter mit dem Schwerte Stefans des Heiligen
berührt; man nannte und nennt die derart zu Rittern Geschlagenen Ritter vom
goldenen Sporn. Hierauf spricht er am Throne sitzend in einigen Streitsachen
persönlich Recht und Urteil; noch von Wladislaus II. und sogar von Marimilian
ist uns die Abhaltung des Krönnngsgerichts überliefert.

Den Beschluß macht der wichtige Akt der Ablegung des Verfassungseides.
Dieser findet, wie erwähnt, seit Wladislaus II. unter freiem Himmel, auf einer,
zu diesem Zwecke errichteten Anhöhe statt. Der König begibt sich in Begleitung
des Primas, des Erzbischofs von Kalocsa, des Palatins und einiger Reichsbarone
(Bannerherren) dahin und leistet dort mit erhobener Rechten, das Kruzifir in der
Linken, den Versicherungseid, den der Primas ihm vorspricht.

Nach der Ablegung des Krönungseides reitet er auf den zu diesem Zwecke
errichteten Hügel, wo er nach den vier Weltgegenden Schwertstreiche führt, das
ist, das Schwert Stefans des Heiligen nach den vier Weltgegenden schwingt, zum
Zeichen dessen, daß er die Länder der Heiligen Krone gegen jeden, von wo immer
kommenden Feind beschützen wird.

richen Krone und die Krönung Akos v. Timon

Nach alter Gewohnheit pflegten die Landesoinwohner dem Könige anläßlich der Krönung Geschenke zu verehren. Am frühesten erscheint die Ochsengabe der SMer. Die erste Spur dieser Sitte im Gesetze zeigt das Dekret von 1563, als der Reichstag dem neugekrönten König Marimilian einen Gulden von jedem Untertanenhofe bewilligte. Später, seit Karl III. hatte man eine gewisse festgesetzte Summe angeboten, die zwischen 25—50 tausend Dukaten wechselte.

Die Gattin des Königs wurde gleichfalls gekrönt: entweder zugleich mit ihrem königlichen Gemahl, oder später; und zwar fand bis in das Zeitalter der Habs» burger auch die.Krönung der Königin mit der Heiligen Krone statt, wie uns namentlich von der Krönung der Gattin König Matthias', Beatrice, und der» jenigen der Gemahlin Wladislaus' II., Anna, berichtet ist. Aber ebendasselbe bezeugt schon eine Urkunde Elisabeths, der Gattin Stefans V., in welcher sie sagt, daß sie bei ihrer Krönung einen Eid ablegte. Was zugleich auch beweist, daß die Krönung der Königin einst eine verfassungsrechtliche Bedeutung hatte.

Wir haben mehrere Belege auch dafür, daß die Königinnen von Anbeginn «ine besondere Hauskrone besaßen. Wir wissen aus authentischer Quelle, daß Königin Anna, die Gemahlin Ferdinands I., nicht mehr mit der Heiligen Krone gekrönt wurde. Der Gattin Marimilians, Marien, setzte der Bischof von Veszpr^m die Hauskrone aufs Haupt; mit der Heiligen Krone berührte der Erzbischof von Esztergom ihr die rechte Schulter. Seither geht die Krönung der Königin kraft Gewohnheitsrechts in der Weise vor sich, daß der Bischof von Veszpr^m der Königin die Hauskrone aufsetzt; alle anderen Handlungen, namentlich die Salbung und die Berührung mit der Heiligen Krone, werden vom Erzbischof von Esztergom vollzogen.

Der tausendjährige staatliche Bestand, die weltgeschichtliche Rolle, das Dasein der ungarischen Nation sind mit der Heiligen Krone aufs engste verknüpft. Aus dem allgemeinen Bewußtsein dieses Zusammenhanges erklärt sich das kräftige monarchische Gefühl des ungarischen Volkes, das wohl in keinem andern europäischen Volke so lebendig ist; denn die ungarische Nation sieht in der Heiligen Krone, deren Glied jeder Staatsbürger ist, die höchste Gewähr, das Palladium seines verfassungsmäßigen Lebens, ihrer öffentlichen Freiheit. Deshalb ist die Krönung die größte Feier, die größte Nationalfeier, die im Herzen eines jeden Ungars Huldigung gegenüber seinem gesalbten Könige erweckt. Es ist dies die Freudenfeier der personifizierten Heiligen Krone, in der sich unser, die Heilige Krone auf dem Haupte tragender König mit seiner treuen ungarischen Nation und seinen Untertanen als den Gliedern der Heiligen Krone vereinigt.

Professor Dr. Julius Schiff:
Deutschland und das Ausland,
Erfahrungen und Urteile älterer deutscher Chemiker.

Mit Stolz und Dankbarkeit blickt seit der Mitte des vorigen Iahrhunderts und ganz besonders in der ernsten Zeit des Weltkriegs das Vaterland auf die deutschen Chemiker. Ohne in chauvinistische llberhebung zu verfallen, können wir behaupten, daß die anderen großen Kulturvölker in der theoretischen wie ange-wandten Chemie uns nirgends übertreffen, vielfach sogar uns wesentlich nach» stehen. Für die chemische Industrie müssen selbst die Engländer unsere llberlegen» heit anerkennen. Dies hat ja stark mitgewirkt, bei ihnen jenen Haß gegen uns zu erzeugen, der den lästigen Mitbewerber auf dem Weltmarkte, da er ihn durch wissenschaftlich geschulten Erfindungsgeist nicht schlagen kann, zu verleumden und schließlich mit Hilfe verblendeter Bundesgenossen zu vernichten sucht.

Dieser Hochstand der Forschung wie der Technik im Verein mit den aner» kannten Vorzügen unserer Hochschulen und ihrer Laboratorien hat Iahrzehnte lang bewirkt, daß die Fremden aus aller Herren Länder zu uns gekommen sind, um sich der Chemie zu befleißigen, ähnlich wie es auch für andere Wissenschaften der Fall war. So ist es nicht immer gewesen. Im letzten Viertel des 18. und in den drei ersten Iahrzehnten des 19. Iahrhunderts verließen die eifrigsten Iünger der „Scheidekunst" die deutschen Universitäten, auf denen eine falsche Naturphilosophie herrschte, und gingen, um zu lernen, ins Ausland, vor allem nach Frankreich, Schweden und England. Tatsächlich waren uns diese Länder in allen Zweigen der Chemie und in den Gewerben überlegen, und sie besaßen überdies — wenigstens in den Hauptstädten — Unterrichtslaboratvrien, während damals in unserem Nater-lande nur die Apotheken die Möglichkeit zu praktisch-chemischen Arbeiten boten. Von einigen hervorragenden deutschen Chemikern, die in jener Zeit und unter solchen Verhältnissen Beziehungen zum Ausland in besonderem Maße angeknüpft haben, soll im Folgenden die Rede seln.

Um das Iahr 1780 beschloß Herzog Karl August von Sachsen« Weimar, den die Welt als Gönner der Dichtkunst kennt, der aber auch in höchstem Maße für Naturwissenschaften und Gewerbefleiß interessiert war, an seiner „Akademie" in Jena eine besondere Professur für Chemie, die bis dahin nur als Hilfswissenschaft der Medizin von medizinischen Professoren gelehrt worden war, zu errichten. Goethe, sein Minister und vertrauter Freund, schlug vor, für sie den 1755 geborenen Provisor der Weimarer Hof- und Stadtapotheke Ioh. Fr. Aug. Göttling, der durch mancherlei Veröffentlichungen sowie durch Analysen von Wässern und Mineralien

schon Beweise tüchtigen Könnens erbracht hatte, heranzubilden. In
ähnlicher Weise hatten sie wenige Iahre früher den jungen ^Minera-
logen I. C. W. Voigt zum Geologen und Sachverständigen für die Ilmenauer Berg«
werksunternehmung zu erziehen gesucht. Tatsächlich wurde Göttling zunächst, um
sich die noch fehlende akademische Bildung zu erwerben, auf drei Iahre nach
Göttingen und hierauf, um gute Apparate und wirtlich bedeutende chemisch« An»
stalten kennen zu lernen, auf weitere zwei Iahre nach Holland und England geschickt.
Inzwischen wurde, da er die Möglichkeit zu eigenen Forschungen gewinnen sollte,
in Iena für ihn ein kleines Laboratorium eingerichtet, und zwar unter Goethes
eigener Leitung, der dem Herzog hierüber höchst sorgfältig in Briefen und dem uns
erhaltenen „Promemoria über Provisor Göttling" berichtete. Als dieser 1789, mit
geistigen Schätzen reich beladen, aus England heimkehrte, wurde er sofort zum
außerordentlichen Professor ernannt. Als solcher hat er in Jena 20 Iahre lang bis
zu seinem Tode unter größter Anerkennung von Amtsgenossen und Schülern ge»
lebrt. Auch durch selbständige Forschungen hat er die Erwartungen seiner beiden
großen Gönner voll erfüllt. Sie fußen durchaus auf seinen im Ausland gemachten
Studien und beweisen, wie sehr ihn diese gefördert haben. Alle seine Schriften
zeigen ihn nämlich als einen sehr entschiedenen Anhänger der neuen — der söge»
nannten französischen — Chemie, die von dem großen Forscher Lavoisier in Paris um
1778 begründet worden war und gerade in Deutschland auf den starrsten Wider-
stand stieß. Im Sinne dieser bis heut grundlegenden Richtung wirkte er als ein
Vorkämpfer in unserem Vaterland für die richtige Erklärung der Verbrennungs-
und Orydutionserscheinungen, daß sie nämlich auf der Aufnahme von Sauerstoff
aus der Atmosphäre und nicht — wie die altere, aus Deutschland stammend« An»
schauung besagte — auf der Abgabe eines geheimnisvollen Licht- und Wärme»
stoffs, des Phlogistons, beruhen. Diesem Kampfe folgte Goethe, der eifrige Natur-
forscher, mit warmer Anerkennung. In Briefen wie in den „Tag« und Iahres«
heften" rühmt er, daß Göttling als einer der ersten in Deutschland den „hohen Be-
griff der neueren französischen Chemie" in sich aufgenommen hube; ja, er entwickelt
sich selbst immer mehr zum Verfechter dieser Anschauungen, wie unter anderem ein
1797 im Musenalmanach veröffentlichtes Epigramm, das gleichzeitig einen Angriff
gegen die ihm so verhaßte Farbenlehre Newtons enthält, beweist. Es lautet:

Schon ein Irrlicht sah ich verschwinden, dich Phlogiston! Balde,
O Newtonisch Gespenst, folgst du dem Brüderchen nach.

Nach allem muß gesagt werden, daß Göttling im Ausland wohlmeinende
Förderung gefunden hat und daß sein Aufenthalt daselbst von vorteilhaftestem Ein-
fluß auf ihn und allgemein auf die Entwicklung der Chemie in Deutschland
gewesen ist.

Ein jüngerer Zeitgenosse Göttlings, gleichzeitig einer der eigenartigsten unter
den damaligen Forschern war Theodor von Grotthuß. Er wurde 1785

geboren, entstammte einer alten Adelsfamilie Kurlands und gehört zu der recht
stattlichen Zahl jener Balten, die das deutsche Geistesleben wesentlich bereichert
haben. Einer früh hervortretenden Neigung folgend, ging er 1803 nach Leipzig,
um Chemie und Physik zu studieren, und von hier, wo seine Erwartungen nicht er-
füllt wurden, sehr bald nach Paris zuFourcroy. Dieser — von dem der Name
„französische Chemie" herstammt, den sich auch Goethe, wie wir sahen, zu eigen
machte — war der gefeiertste Lehrer seiner Wissenschaft in Europa und der
kräftigste Vorkämpfer der antiphlogistischen Anschauung; überdies hat er mehr«
fach während der Revolutionszeit wie unter Napoleon das Unterrichtswesen Frank-
reichs geleitet, das durch ihn unter starker Berücksichtigung der naturwissenschaft-
lichen Fächer umgestaltet wurde. Trotz seines sehr chauvinistischen Standpunkts
nahm er Grotthuß in sein Laboratorium als Schüler auf, der hier rasch zum For»
scher heranreifte und dann zu längerem Aufenthalt nach Rom ging. Dort erschien
1805 seine erste größere Untersuchung. Sie gab eine höchst glückliche Erklärung der
merkwürdigen Erscheinungen bei der galvanischen Zersetzung des Wassers, machte
den Verfasser weltbekannt und übte einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Ent»
Wicklung der Wissenschaft aus. Sie ist, worin wohl eine Nachwirkung des Ein»
flusses seines berühmten Lehrers zu erblicken ist, >in französischer Sprache ge»
schrieben. Als aber Grotthuß 1808 seine Wanderjahre beendigte und auf sein
Erbgut an der kurländisch-litauischen Grenze zurückkehrte, kam das zähe Festhalten
der Balten am Deutschtum in ihm wieder zum Durchbruch. Er löste seine Be«
Ziehungen zu den französischen ‚AnnaI«» äe emmie" und knüpfte Verbindungen
mit den führenden deutschen Forschern und den von ihnen herausgegebenen Zeit»
schriften an. Im übrigen lebte er still auf seinem Gute, das er nicht mehr verließ,
und es ist zu bewundern, wieviel er noch in seinem Studierzimmer und seinem
kleinen Laboratorium — fern, wie er oft klagt, von Universitäten und wissen»
schaftlichen Gesellschaften — geleistet hat. Zu diesem zurückgezogenen Leben
veranlasste ihn ein schweres körperliches Leiden, das sich zu unerträglichen
Qualen steigerte und den siebenunddreißigjährigen, bis in die letzte Zeit
tätigen Mann im Iahre 1822 zum Selbstmord trieb. Sein Tod erregte die
größte Teilnahme bei den" Fachgenossen in ganz Deutschland.

Bei den britischen Naturforschern und wohl auch in Frankreich hat Grotthuß
bei Lebzeiten nicht die gebührende Anerkennung gefunden. Insbesondere zeigt sich
dies in seinen Beziehungen zu Sir Humphry Davy. Dieser galt damals
nicht nur in England, sondern auch auf dem Festland von Europa für den hervor-
ragendsten Vertreter der Chemie. Tatsächlich ist er eine der glänzendsten Er>
scheinungen, die die Geschichte der Naturwissenschaften kennt. Unsterblich machen
ihn seine Leistungen in der Elektrochemie, wie die Entdeckung des Kaliums,
Natriums und anderer Leichtmetalle. Ein Wohltäter der Menschheit ist er ge-
worden durch die Erfindung und Vervollkommnung seiner Sicherheitslampen, die
den durch schlagende Wetter in Kohlenbergwerken drohenden furchtbaren Gefahren

ein Ende bereitet haben und noch heut im Gebrauch sind. Der Verfasser des gegen» wärtig in Deutschland verbreitetsten Werks über Geschichte der Chemie, der kürzlich verstorbene Dresdener Professor Ernst von Meyer rühmt überdies auch seine „Persönlichkeit, welche aus den Aufzeichnungen seiner . . . Tagebücher, sowie aus seinem schönen Verhältnis zu Michael Faraday als ein« edel und poetisch angelegte höchst sympathisch berührt". Mit noch größerer Begeisterung wird er von den Engländern beurteilt. Sein Verhalten Grotthuß gegenüber, das augenscheinlich inzwischen auch in Deutschland völlig vergessen worden ist, zeigt ihn von einer weniger günstigen Seite, ja als einen typischen Vertreter britischen Hochmuts. Grotthuß hatte, schon bevor sich Davy mit der Frage der Sicherheits» lampe beschäftigte, Untersuchungen über die Entzündlichkeit von Gasgemischen ver« öffentlicht, die zu wichtigen Ergebnissen geführt hatten. Sie gaben Davy für seine Gedanken in Betreff der schlagenden Wetter Anregungen; er knüpfte an sie an, und es gelang ihm allerdings — eine Folge seines hervorragenden erperimentellen Geschicks und seiner sehr vollkommenen Hilfsmittel —, weit über den Vorgänger hinauszukommen. Doch bleibt bestehen, daß Grotthuß ihm bedeutsam vorgearbeitet hat. Es kommt dies aber in den VeröffentlichungenDavys recht wenig zumAusdruck. Erfreulicherweise war Grotthuß nicht dem Auslande gegenüber so demütig wie mancher seiner deutschen Fachgenossen, sondern wehrte sich. In der wichtigsten deutschen Zeitschrift, die sich allmählich auch die Beachtung der fremden Forscher erworben hatte, den noch heut bestehenden „Annalen der Physik", legte er im Iahre i818 in würdiger Weise seinen Standpunkt dar. Dann wendet er sich gegen Davy mit folgenden Worten: „Ehe ich schließe, sehe ich mich eine Beschwerde zu führen genötigt, darüber nämttch, daß Herr Davy in seinem Aufsatz . . . meiner nur erwähnt, wo er meine Beobachtungen und Schlüsse zu widerlegen oder zu berichtigen sucht; da.aber, wo er sie bestätigt, meiner nicht nur nicht gedenkt, sondern von mir weit früher beobachtete Phänomene sogar sich zueignet, als wären es seine eigenen Entdeckungen." Gegen diesen gewiß recht schwerwiegenden Vorwurf erwiderte der Angegriffene bezeichnender Weise nichts. Drei'Iahre später trat Grotthuß, obgleich schon schwer leidend, noch einmal kräftig für seine Rechte ein, dieses Mal nicht nur gegen Davy, sondern auch gegen den gleichfalls weltberühmten schwedischen Chemiker Iakob Berzelius. Er bespricht zunächst die Theorie der Sicherheits« lampe und fährt dann fort: „Daß zwei so ausgezeichnete Physiker wie Davy und Berzelius einige Ideen, die ich früher als sie vorgetragen habe, stillschweigend von mir... entlehnt haben, ersterer auch einige von mir früher angestellte Beobachtungen, ist mir zwar sehr schmeichelhaft, aber doch auch nicht ganz angenehm". Grotthuß fand kräftige Unterstützung bei L u d w i g Wilhelm Gilbert in Leipzig, dem Herausgeber der oben genannten „Annalen der Physik", einem Manne, der als akademischer Lehrer wie als Forscher hoch angesehen und überdies, obgleich aus einer französischen Calvinistenfamilie stammend, von wundervoll deutscher Gesinnung war. Zwei Briefe, die er in dieser Angelegenheit an den baltischen

Gelehrten geschrieben hat und die erst im vorigen Iahre von Professor Clemen — wohl im Zusammenhange mit den Ereignissen des Weltkrieges — im Provinzial» museum von Mitau aufgefunden worden sind (vergl. Archiv für die Geschichte der Naturw. und der Technik, 1916), beweisen dies von neuem. Er macht hier nicht nur seinem Unwillen über Davy Luft, sondern noch mehr — wie er, über das „Teutschtum" spottend, sagt — über „teutsche öffentliche Blätter", die „das Deutschtum vor sich hertragen und doch sich nicht entblöden", wichtige Entdeckungen unserer Landsleute ihren Lesern vorzuenthalten, während sie ihnen die Leistungen der Ausländer lobend verkündigen. Wenn es in Deutschland selbst so hergeht, fährt er fort, könne man nicht über die Ausländer klag«n, die alles „Deutsche für re» uulliu» nehmen, auf das man nur die Hand zu legen braucht, um es als Eigentum zu nehmen". Aber er scheute sich auch nicht, Davy selbst in veröffentlichten wie privaten Zuschriften auf das begangene Unrecht hinzuweisen — und nicht ohne Erfolg, denn Davy hielt es doch für nötig, sich zu entschuldigen, und zwar mit seiner geringen Kenntnis der deutschen Sprache, also einem Mangel, wie wir ihn auch noch heut häufig in dem auf seine Kultur so stolzen Inselreich finden. „Ich bedauere," so schreibt er nach der von Gilbert gegebenen Übersetzung, „daß Sie sich über Vernachlässigung der in Deutschland gemachten Entdeckungen in England zu beklagen haben. Die Sprache Ihres Landes ist unter uns nicht so gekannt, als sie es verdient; aber ich versichere Sie, daß wir es gern anerkennen, wie viel die Wissenschaft in ihrem täglichen Fortschritt den Arbeiten Ihrer Lands» leute schuldig ist". Das ist ein immerhin wertvolles Zugeständnis dieses Fürsten der Wissenschaft. Es beweist, daß Grotthuß und Gilbert nicht nur sachlich im Recht waren, sondern auch englischem Hochmut gegenüber die richtigen Worte zu finden wußten und mit Erfolg für die Ehre ihres Vaterlands eingetreten sind.

Von ganz anderer, erfreulicherer Art und besonders eng waren die Beziehungen, in denen der ausgezeichnete deutsche Chemiker Christian Friedrich Schönbein, der im Iahre 1799 in dem zeitlebens von ihm so geliebten Schwaben« lande geboren wurde, zum Auslande stand. Er war ein hochbegabter Mann von den vielseitigsten geistigen Interessen und hat von Basel aus, wo er bis zu seinem Tode im Iahre 1868 als die Zierde der Universität lebte und wirkte, mit der lebhaftesten Anteilnahme die politische Umgestaltung unseres Vaterlandes begleitet. Allerdings hat er — eine Folge des großdeutschen Standpunkts, auf dem er von Iugend an stand — für die Führerrolle Preußens und die Bismarcksche Staatskunst das volle Verständnis nicht besessen. Di« Wissenschaft verdankt ihm bedeutsame Förderung durch höchst eigenartige, von großer geistiger Selbständigkeit zeugende Untersuchungen. Er ist der Entdecker des Ozons, der durch Phosphorgeruch ausgezeichneten und chemisch so wirksamen U«» Wandlungsform des Sauerstoffs. Von ihm stammt auch das Verfahren, Baumwolle zu nitrieren und dadurch in einen der kräftigsten Sprengstoffe, die heut eine so große Rolle spielende Nitrocellulose oder Schießbaum»

wolle, zu verwandeln. Diese Erfindung machte ihn berühmt. Doch ist er
durch sie keineswegs ein reicher Mann geworden. Er hat für sein« Patente, wie
sein Biograph Kahlbaum berechnet hat, etwa 90 000 Franken erhalten, während
Alfred Nobel, der hervorragende schwedische Großindustrielle und Stifter der
Nobelpreise, an ihnen später mehr als 50 Millionen Fr. verdient hat. Hingegen
haben ihm die Patentschwierigkeiten, die zu überwinden der unpraktische Gelehrte
wenig geeignet war, so viel Arger und Schwierigkeiten bereitet, daß er, obgleich
er die volle Bedeutung seiner Erfindung von Anfang an mit voller Klarheit er«
kannte und voraussagte, weiterhin von ihr überhaupt nicht mehr sprechen hören
wollte. Es mag dies — wenn auch scheinbar nicht ganz hierher gehörig — mit»
geteilt werden, da es auch ein Streiflicht auf die Beziehungen deutscher Forscher
zum Auslande wirft.
Schönbein lernte Britannien und Frankreich im jungen Mannesalter kennen.
Nachdem er zunächst praktisch in Fabriken gearbeitet und später in Erlangen
Naturwissenschaften und Philosophie studiert hatte, lebte er von 1826 bis 1828
im Auslande, und zwar zwei Iahre in England als Lehrer der Naturwissenschaften
an einer in Pestalozzischem Sinne wirkenden Erziehungsanstalt und hierauf ein
Iahr in Frankreich, wo er in Paris Schüler der dortigen Chemiker und Physiker,
besonders des weltberühmten Gay«Lussac, war. In dieser Zeit, die für seine geistige
Entwickelung von ausschlaggebender Bedeutung war, gewann er für englische Art
die entschiedenste Hochschätzung, während ihm das Franzosentum, abgesehen von
seinen Leistungen in der Wissenschaft, wegen seiner Oberflächlichkeit und Eitelkeit
wenig zusagte. Iedoch auch in England wollte er, trotzdem sich ihm dort verlockende
Aussichten boten, nicht dauernd bleiben; vielmehr zog er eine ihm an der Universi-
tät und zugleich am Pädagogium von Basel angetragene, zunächst höchst be-
scheidene Stellung vor, um wieder unter Deutschen zu forschen und zu lehren. Ie-
doch übte England fortgesetzt eine bedeutende Anziehungskraft auf ihn aus. Er
suchte es noch wiederholt zu längerem Aufenthalt auf, insbesondere um an den Ver-
sammlungen der Britischen Naturforscher teilzunehmen, trat auch den größten von
ihnen wie Faraday und Graham freundschaftlich nahe, ja, im Iahre 1839 erhielt
er sogar von einer dortigen gelehrten Gesellschaft eine beträchtliche Geldunter«
stützung, um Untersuchungen elektrochemischer Art, für die ihm Basel keine Mittel
gewährte, weiterführen zu können.
Man wird es unter den geschilderten Umständen nicht wunderbar finden, daß
Schönbein bis ins Alter hinein — und viele von seinen Briefen an Iustus von
Liebig und andere Freunde beweisen es klar — ein ausgesprochener Freund der
Engländer, die ja auch gegen die damals so harmlosen Deutschen noch nicht von
Haß erfüllt waren, geblieben ist. Daß er aber in der Tiefe seines Herzens ein treu
deutsch gesinnter, durch persönliches Entgegenkommen nicht geblendeter und den
Wert des Heimatlandes über alles schätzender Mann war, mag Folgendes zeigen.
Er hatte im Iahre 1858 eine seiner Töchter zu ihrer Ausbildung nach London ge-

schickt; sie fühlte sich dort sowohl in ihrer Erziehungsanstalt als sonst sehr wohl und wünschte, als man sie heim rief, in England länger und womöglich dauernd zu bleiben. Da erhielt sie zur Dämpfung ihrer Auslandsschwärmerei von dem Vater folgendes recht bemerkenswerte Schreiben: „Du bist des Englischen in dem Maße Meister geworden, als Du Dir dies nur wünschen konntest, Du hast das Land und seine Sitten von mehr als nur einer Seite kennen gelernt und dadurch den Kreis Deiner Erfahrungen und Beobachtungen bedeutend erweitert, Du hast vom englischen Wesen so viel in Dich aufgenommen, als dies für Deine allgemeine Ausbildung, für Deine Individualität zuträglich ist, dut I »uoulcl not like to ne« ?ou eutir«l? trauLtormeü iuto au Nu^Iineb d««iuß. Du bist von Geburt eine Deutsche, und das Volk, dem Du angehörst, ist trotz seiner vielen Mängel und Schwächen ein edles, großes, geistiges Volk und nach meinem Dafürhalten in mehr als einer Hinsicht das vorzüglichste. Ihm möchte ich Dich daher nicht entfremdet sehen, und deshalb muß ich auch wünschen, daß Du bald wieder in Dein Vaterland zurückkehrst." — Das sind schöne Worte, die von der unwürdigen Überschätzung fremder Völker, wie man sie damals recht häufig auch in geistig hochstehenden Kreisen unseres Vaterlandes antraf, vorteilhaft abstechen und dem wackeren Ge» lehrten unvergessen bleiben mögen. Rechte deutsche Treue zeigte er übrigens auch, obgleich er durchaus Schweizer geworden war, durch zähes Hängen an seiner engeren Heimat; dadurch kam er auch mehrfach in Berührung mit dem Großherzog von Baden und seiner Gemahlin, der Tochter des späteren ersten deutschen Kaisers, so daß sich im Laufe der Iahre geradezu freundschaftliche Beziehungen zwischen dem edlen Fürstenpaare und dem geistreichen Gelehrten entwickelten.

Auf die Iahrzehnte, in denen diese und andere deutsche Forscher in England und Frankreich die Grundlagen für ihre weitere Tätigkeit gelegt haben, folgte — wie schon in den einleitenden Worten angedeutet wurde — die Zeit, in der die fremden Chemiker aus allen Erdteilen zu den deutschen Hochschulen pilgerten. Herbeigeführt wurde sie in erster Linie durch IustusvonLiebig unsterblichen Angedenkens, der, gleich Schönbein ein Schüler Gay-Lufsacs und überhaupt der Franzosen, alle seine Lehrer übertraf und durch seine und seiner Schüler Forschungen der deutschen Chemie ihre führende Stellung errang. Ihm vor allen anderen ver» dankt sie die Anerkennung, die ihr das Ausland, wenn auch manchmal widerwillig, seit der Mitte des vorigen Iahrhunderts gezollt hat und bis zur Gegenwart zollen muß. Ihm, der in seinen späten Lebensjahren überdies der Schöpfer der auf erakt wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Landwirtschaft geworden ist, verdankt das Vaterland noch Größeres, nämlich den intensiven Ackerbau und damit die Möglichkeit erfolgreichen Durchhaltens in dem uns aufgezwungenen Weltkriege. Seit dieser begonnen hat, haben alle menschlichen Verhältnisse sich geändert, und selbst die wissenschaftlichen Beziehungen von Land zu Land sind abgebrochen worden. Aber sicherlich werden die Tage kommen, in denen sie sich wieder knüpfen und wo sich auf dem neutralen Boden der Wissen«

schaft die erlesensten Geister der verschiedenen Völker im Wettstreit begegnen
und auch in friedlichem Zusammenwirken finden werden. Möge diese Zeit
nicht mehr fern sein und unserem teueren, auf der blutigen Walstatt so
herrlich bewährten Vaterlande nach dem kriegerischen Lorbeer den Palmen-
zweig neuer und reicher wissenschaftlicher Erfolge bringen.

Hans Paasch:

Ein neuer Ablaß.

Wir wären längst am Rande unserer finanziellen Leistungsfähigkeit, wenn
nicht England dafür gesorgt hätte, daß unser Ge"ld größtenteils im Land blieb.
Wenn uns dadurch auch nicht die Sorgen erspart sind, die die Schuldentilgung
verursachen wird, so haben wir uns doch nicht in die Abhängigkeit begeben,
die unsere Feinde in Form von Auslandskrediten auf sich nehmen mußten. Man
darf annehmen, daß die altruistische Einmütigkeit, die sich im Kriege als unüber-
windliche Stärke gezeigt hat, im Frieden nicht so völlig erlöschen wird, daß die
Regierung bei ihren Maßnahmen zum Übergang in die Friedenswirtschaft nicht
mehr mit ihr rechnen könnte. Es ist vielmehr den Deutschen schon heute bewußt
geworden, daß ein Frieden nur denkbar ist als Fortsetzung des Kriegssozialismus
in neuem Gewand, aber mit demselben Ziel, uns volle Entwicklungsfreiheit zu
sichern. Wir tun deshalb gut, wenn wir davon absehen, wie entgegenkommend sich
das Ausland in Zukunft zeigen wird, und uns ganz auf eigene Füße stellen, zu-
mal von dem wirtschaftlich noch weit mehr zerrütteten feindlichen Ausland selbst
bei besserem Willen nicht viel erwartet werden kann.

Die Ordnung der Finanzen steht unter den Friedensfragen an erster Stelle.
Wenn man bedenkt, daß in Zukunft jährlch etwa 8 Milliarden für den Schulden»
dienst und laufende Ausgaben vom Deutschen Reiche aufzubringen sind, so darf
man es keinem verübeln, wenn er den Gedanken an einen Staatsbankerott nicht
von sich fern zu halten vermag. Es kann daher nur nützlich sein, wenn die Frage,
wie diese ultima ratin zu umgehen ist, auf verschiedenste Art beantwortet wird,
wobei sich dann herausstellen dürfte, daß Deutschland dank der eigentümlichen Art
seiner Verschuldung, bei der die Bevölkerung Schuldner und Gläubiger zugleich
ist, weit mehr Kredit beanspruchen kann als irgend ein Land der Entente. Damit
wÄren wir natürlich auch weiter als unsere Feinde davon entfernt, den Gedanken
auch nur zn erwägen, durch Repudiation der Reichsschulden unsere wirtschaftliche
Lage zu verbessern. Gerade weil wir wirtschaftlich geschwächt sind, dürfen wir
nichts unternehmen, was unserm Kredit schädlich sein könnte; werden wir doch
zur Hebung unserer Valuta gerne Anleihen im Ausland unterzubringen suchen.

Es ist aber nun durchaus nicht nötig, daß das Reich, um die erforderlichen Zinsen

aufzutreiben, zu gewaltigen Vermögens- oder Rentenkonfiskationen greift, denn auch hierdurch würde die Gesundung unseres wirtschaftlichen Notstandes stark behindert werden. Das heimische Kapital soll die Industrie befruchten und sollte möglichst in den Händen der Fabrikanten bleiben. Dann hätten wir die Gewähr dafür, daß wir im friedlichen Wettbewerb der Nationen die Führerstellung ge» winnen. Der Fiskus muß seinen Anteil auf eine Weise sichern, die der ilbergangs« wirtschaft keine Schwierigkeiten bereitet. Wenn sich ein Weg zeigt, der dem Staat genügend Kredit erschließt, so müßte man es aus diesem Grunde gutheißen, wenn zur Schuldendeckung neue Anleihen aufgelegt werden.

Zwei Punkte dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren: die Notwendigkeit, unsere Maßnahmen so zu wählen, daß die Gesamtheit der Bevölkerung gleichmäßig getroffen wird, und daneben die besonder« An unserer Inlandsverschuldung, die die Bevölkerung gleichzeitig Gläubiger und Schuldner des Staates sein läßt. Lassen wir uns aber hierdurch die Richtung weisen, so kommen wir zu einer Lösung, die in ihrer sozialen Tendenz eine ungeahnt fruchtbare Fortsetzung des Kriegs» sozialismus bedeutet, der daher von keiner Seite Schwierigkeiten bereitet werden dürften; ebensowenig wie sich jemand scheute, in gemeinsamer Kriegsnot sein Opfer zu bringen. Ich bin überzeugt, wenn sich infolge von Finanzmaßnahmen eine soziale Perspektive eröffnet und nicht einseitig wie bei einem Bankerott die Schuldner vor den Gläubigern bevorzugt werden, dann könnte man von der Allgemeinheit noch weit mehr Hingabe beanspruchen, als sie unser Verfahren, das wir den Zinsablaß nennen wollen, voraussetzt.

Die Angabe^ daß durch die Kriegsanleihen im Lande ein wechselseitiges Schuldverhältnis entstanden sei, ist natürlich oura ß«mo nali» zu verstehen. WÄren alle, die sich Gläubiger des Staates nennen können, gleichermaßen auch dem Staate verschuldet, so könnte man ja die Schuldverträge gegeneinander austauschen und brauchte sich vor einem Bankerott nicht zu scheuen. Es sind im Gegenteil ganz gewaltige Kapitalsanhäufungen zu Stande gekommen, während andererseits eine große Anzahl von Eristenzen geschwächt aus dem Kriege hervorgehen dürfte. Iedoch müssen wir uns klar darüber sein, daß schon vor dem Krieg« jeder Staatsbürger tief in Schulden steckte. Gibt es doch kein Haus, auf dem nicht Hypotheken lasten, kein Stückchen Ackerlandes, das nicht durch Pfandbriefschuld beschwert würde, und nur wenig industrielle Unternehmungen, die nicht auf Anleihen gegründet sind. Daß hierdurch Brot, Kleidung, Wohnung, kurz alles, was wir brauchen, durch Zinsaufschlag verteuert wird, leuchtet ein und es ist sogar er» rechnet worden, daß schon in Friedenszeiten mehr als ein Drittel der taglichen Ausgaben eines jeden von uns dem Schuldendienst anheimfiel. Diese Quote müßte nun durch indirekte Steuern nach dem Krieg noch eine erhebliche Steigerung erfahren, wenn der Staat nicht lieber im Interesse einer annehmbaren Lebenshaltung aller Volksgenossen davon Abstand nimmt. Es wäre doch unserer Industrie unmöglich, weiterhin mit dem Ausland zu konkurrieren, wenn die Löhne

Ein neuer Ablaß
Hans Paasch
entsprechend solcher Preiserhöhung stark anzögen. Überdies glaubte man schon vor dem Kriege, daß unsere latente Verschuldung einen Grad erreicht habe, der durch Martin Luther bereits vorgeahnt war, als er in Bezug auf das Zinsnehmen sagte, die Menschen würden noch einander fressen. Er erkannte ganz richtig, daß die Verschuldung ja niemals abnimmt, sondern von Iahr zu Iahr wächst. Eine Abzahlung im großen Maßstabe verhindert ja das System, als Risikoprämie vom Darlehnsnehmer um so mehr Zinsen zu fordern, je unsicherer seine wirtschaftliche Lage ist. Das Verfahren ist grausam und hart, es schont das Großunternehmertum und erdrosselt den kleinen Mann, ja ihm gegenüber werden die unpersönlichen Schuldner (Aktiengesellschaften usw.) direkt gefördert, deren Dividende sich der normalen Leistungsfähigkeit anpassen kann. Hier könnte eine Reform einsetzen und zwar in einer Weise, die weder die gerechte Risikoprämie dem Gläubiger abspricht, die es aber verhindert, daß ihre pünktliche Zahlung nur dem Darlehnsgebcr nützlich ist, während der Schuldner keinen Vorteil davon hat. Der Wucher wäre beseitigt und unmöglich, wenn man eine Vorschrift träfe, die ausnahmslos einen kleinen Prozentsatz der gezahlten Zinsen als Darlehnstilgung gelten läßt. Dies bewirkt der Zinsablaß. Er gründet sich auf dem Gedanken, daß es unrecht und nnbillig ist, wenn jemand einer einmal verliehenen Summe ganze Geschlechter dienstbar macht, daß es vielmehr genug sein dürfte, wenn sich sein Kapital durch Zinsgenuß verdoppelt oder verdreifacht. Eine Verdreifachung des Kapitals soll den weiteren Betrachtungen über die Technik, das Wesen und die Folgen des Zinsablasses zu Grunde gelegt werden.

Wir sagten, der Zinsablaß sei geeignet, dem Staat zu neuem Kredit zu verhelfen. Hier war die Voraussetzung, daß Zinsgüter, nachdem sie 300"/« ihres normalen Tarwertes an Zinsen abgeworfen haben, also durchschnittlich etwa nach hundert Iahren, dem Staat zu weiterer Verpachtung zufallen. Dies erklärt das Wesen des Zinsablasses in seinem ganzen Umfang. Der Zinsablaß bewirkt die Herbeiführung eines staatlichen Zinsmonopols für Zinsgüter, nachdem sie dem derzeitigen Besitzer oder ihrem künftigen Begründer 300 "/<> Zinsen geliefert haben. Durch eine gesetzliche Einführung des Zinsablasses würde daher der Staat nach etwa 100 Iahren in den Besitz vieler kapitalistisch nutzbarer Güter kommen, und auf diesen Zukunftswechsel hin kann er reichlich neue Kredite aufnehmen, zumal ihm ja wie jedem Staatsbürger eine schonungsvolle Art, sich seiner Schulden zu entledigen, in Aussicht gestellt wird. Die Einführung des Zinsablasses ist nun faktisch nichts anderes, als eine allgemeine Zinsherabsetzung, die nach folgendem Schema vor sich gehen würde:

Nomineller Zinsfuß
1
2
2.5
3
3,5
4
4.5
5
«
7
8
9
10
15 "/«
Tilgungsdauer . . .
300
150
120
100
85"/7
75

66V5
60
50
42«/7
37.5
33'/«
30
20 I.
Wirkliche Zinsen. .
'/-,
IV-,
1'/-
,
2
2'/«
2'/-,
3
3'/«
4
4'/«
5V«
6
6'/-,
10«/„
Rückzahlung ....
>/«
'/«
'/«
1
IV«
1'/«
IV2
1"/3
2
2V3
2'/«
3
3^/3
5 "/»
79

Ein Teil des nominellen Zinsfußes wäre in Zukunft als Annuität anzusehen und zwar bei einer Kapitalsverdreifachung ein Drittel. Durch diese leicht in Rechnung zu stellende, latente Zinsermäßigung wird weder die Kapitalsbildung beeinträchtigt, noch sonst eine wirtschaftliche Enstenz gefährdet. Selbst der Rentner, der seine ganze Rente aufbrauchte, kann dies nach wie vor tun. Aller» dings wird er dann seinen Erben nicht mehr viel hinterlassen, denn nach unserer Tabelle wird eine vierprozentige Anlage nach dem Ablaßverfahren (Verdrei» fachung des Kapitals vorausgesetzt) nur 75 Iahre lang die alten Zinsen abwerfen, ehe sie verfällt resp. ehe das Zinsgut in den Besitz des Staates übergeht.

Ich glaube, man wird im Zinsablaß den Schlüssel zum Eintritt in das gelobte Land des Sozialismus erkennen. Personen sind Sachwalter, nicht Eigentümer mehr von Zinsgütern. Der Staat setzt sich mit ihnen auseinander unter irgend» welchen Bedingungen. Dies ist keine äußerliche, neue Form der Besteuerung, sondern kulturell tief einschneidend. Die Selbständigkeit des einzelnen ist im Zeitalter des Verkehrs und der Industrie nicht mehr möglich. Die Zeit der Ein-ordnung, der Organisation, so könnte man das XX. Iahrhundert nennen.

Der Weltkrieg war der Anfang. Wissenschaft und Technik verlangen nun auch für den Frieden Zusammenarbeit in einer aufwärtsstrebenden, machtvollen Ver-einigung. Diese in Deutschland herrschende Einsicht wird unser Vaterland auch in Zukunft im friedlichen Wettbewerb triumphieren und jede dazu geeignete Gelegen-heit wahrnehmen lassen. Der Zinsablaß scheidet den Begriff des Geldes; er läßt es als Mittel unangetastet, als Zweck geht er ihm zu Leibe. Wir zweifeln nicht, daß seine Einführung neues Leben im Lande erwecken wird. Der Staat wird an den Unternehmungen, die ihm zufallen, die Arbeiterschaft interessieren, Berufs-freude, Qualitäitsarbeit, Heimatsliebe, eine allgemeine Gesundung unseres Wirt-schaftslebens wird Platz greifen.

Es wäre nun noch darzulegen, daß unser Verfahren in seiner Durchführung so einfach ist, daß sich eine gesetzliche Anordnung ermöglicht. Es ist zur automa» tischen Kontrolle des Zinsenlaufs nach dem Ablaßverfahren nichts weiter er-forderlich, als die Rückseite der Darlehnsurkunde mit 300 Quadraten zu ver-sehen. Iedes einzelne dieser Quadrate dient zur Quotierung je eines Prozents ausgezahlter Zinsen durch Datum. Hierdurch ist dann die Darlehnsdauer für jeden beliebigen Zinsfuß fest begrenzt, denn nachdem alle 300 Felder ihr Datum haben, erlischt die Forderung. Zinsgüter werden gerichtlich eingetragen, eventuell in der Form einer Eigentümerhnpothek; Zinseszinsanlagen berechnen sich wie früher, indem man in die Rechnung den reduzierten Zinsfuß und nicht den nomi-nellen einsetzt. Soll eine Barrückzahlung erfolgen, so zeigt der dritte Teil un« quittierter Felder auf der Schuldurknnde in Prozenten an, was man noch schuldig ist. Die von Seiten des Schuldners angebotene Sicherheit wird durch die ge» sctzliche Vorschrift zur Rückzahlung zweifellos erheblich gebessert. Hierdurch erhält der durch den Ablaß entstehende Zinsnachlafi seine wirtschaftliche Berechtigung.

Man könnte, um dem einen deutlicheren Ausdruck zu geben, Zinsschulden rechtlich wie Wechselschulden behandeln.

Sehr wichtig ist die Frage, ob die Rücksicht auf das Ausland der Einführung des Zinsablasses im Wege steht. Sie ist deshalb zu verneinen, weil wir an Kredit» fähigkeit nichts einbüßen, sondern gewinnen. Übrigens ist die Bewertung des deut» schen Geldes, die sogenannte Markvaluta, erst in letzter Linie eine Einschätzung unserer Kreditfähigkeit. Sie ist vielmehr eine durch Angebot und Nachfrage bedingte Preisnotierung für das Zahlungsmittel, also direkt abhängig von unserer Handelsbilanz. Dieser aber kommen wir sehr zu Hilfe, wenn wir der Industrie ihr flüssiges Geld belassen in Erwartung einer Schuldenregulierung durch den Zinsablaß. Ob wir aber Geld bei uns niedrig verzinsen oder hoch, das ist dem Ausland ganz gleich, was ja auch die Verschiedenartigkeit des bürgerlichen Zinsfußes in den verschiedenen Ländern beweist, deren Valuta sich im Frieden doch eng an der Parität hielt. Auch braucht man nicht zu fürchten, daß nun alle Kapitalisten auswandern werden. Wenn ihnen der reduzierte Zinsfuß zu niedrig erscheint, wird sich der bürgerliche, nominelle Zinsfuß etwas erhöhen, eine Tatsache, mit der sowieso zu rechnen ist, besonders dann, wenn viel Kapital dem Markt entzogen wird sei es durch Steuern oder einmalige Vermögensabgabe.

Sollte unser Vorschlag aus praktischen und ethischen Gründen Verwirklichung finden, so würde das Wirtschaftsleben einen Verlauf nehmen, der der allgemeinen Entwicklung des Menschengeschlechts mit ihrer sozialen Tendenz völlig entspräche: vom Zinsverbot Aber den Kapitalismus zum staatlichen Zinsmonopol. Die Welt ändert täglich ihr Gesicht; unsere Sache ist es, dafür zu sorgen, daß es freundlicher werde.

Dr. Bernhard Diebold, Frankfurt a. M..

Ricarda Huch und der Teufel.

Zu nächtlichen Stunden, bis der silberne Hahn kräht und der Morgenstern die schwarzen Schauer durchleuchtet, schreibt eine warmblütige, geistvolle Frau über Sünde, Gnade und Liebe „Briefe an einen Freund", den un« gläubigen Kaiser des weltlichen Geistes, den sie zur Erlösung führen will. Vierundzwanzig Vigilien wacht und erzählt diese Scheherazade dem schönsten aller Eigenmenschen, die aus eigener Kraft selig werden wollen: es ist Luzifer, der teuflisch strahlende, der aus Selbstvergottung von Gott abfiel, der auf Wissen und Willen thront, aber der Tyrannis des Ich Herz und Liebe opferte. Wir kennen die ruhelos flackernden Züge; sie zeigen die Maske der faustischen Melancholia, das Antlitz der intellektuellen Persönlichkeit unserer

Zeit, der Übermensch sich wähnenden, die als Herr und Sklave der Welt«
mechanik herrscht und leidet. Wie die Gemeinde Klopstocks einst den gefallenen
Engel Abbadona mehr fast als den Messias beweinte und seine Erlösung er-
flehte, so klagt die fromme Dichterin, und mit ihr wir alle, um die Ver-
stoßung der erbsündigen Persönlichkeit, die nur sich selbst sein will und nicht
von Gottes Gnaden. Und die wir darum lieben und in uns und außer
uns in lustvoller Sünde anbeten. „Luthers Glaube" heißt das Buch
Ricarda Huchs, aus dem die Bekenntnisse einer wahrhaft schönen Seele
strömen zum Heil der luziferischen Menschheit, die da leidet. Sie, die be-
währte Erfühlerin vergangener Epochen, Wiederbelebenn verwehter Geistig«
keiten, erneut uns, und gerade den Feinen, den Dekadenten, den Zerrissenen,
die alten Verheißungen des Doktor Martin Luther in eigenster Offenbarung.
Woran leidet der moderne Mensch? An seiner Gottlosigkeit, und das
ist seine Sünde. An seiner Selbstvergottung, und das ist sein Teufel. Was
aber gelten ihm Gott, Sünde und Teufel, die längst im Papierkorb der Auf«
klärung begraben sind? Aber es gibt eine Auferstehung, eine ewige Wieder-
kunft unsterblicher Ideen, und was zu Luthers Zeiten und aus dem Munde
einer Dichterin mythologisch klingt und ammenmärchenhaft, das lebt euch
phantasiegeschwächten Gehirnautomaten als Begriff und als Tatsache. Seid
ihr denn nicht gehetzt, friedlos und über alle Maßen nervös? Seid ihr denn
nicht Unselige, die man einst Sündige nannte? Ihr überspannt euer Wollen,
und gebt doch eure Schwäche nicht zu; ihr denkt die letzten Dinge zu Ende
bis zu der logischen Nötigung, euch selbst eine letzte Ursache von Leben, Tod,
Anfang und Ende zu setzen, und aus purer Verlegenheit errechnet ihr euch mit
Hegel den absoluten Geist und postuliert mit Kant einen Gott. Aber ihr
wißt ihn nur und glaubt ihn nicht. Ihr schwört auf den Weltäther und
auf das „Ding an sich", aber eure Hypothesen werden gespeist von einem
Den» ex mllodlu»!

Mit gewollter Moral und eigendenkerischer Logik glaubt ihr euch
kulturvoll und stark, glaubt ihr den Zusammenhang von Ichbewußtsein
und Weltbewußtsein erzwungen und erkannt zu haben. Aber doch wohl nicht
erlebt? Das dritte große Seelenvermögen, das Fühlen, dient gerade noch
eurer ästhetischen „Interesselosigkeit". Die spärlichen Impulse und Instinkte
zum Guten und Bösen, das Unwillkürliche und Unbewußte, das aus euren
zivilen Affekten und Intuitionen als verkümmertes Daimonion und wahrhaft
armer Teufel hervorkriecht, dies alles wird womöglich völlig unterdrückt; stammt
es doch nicht vom Gehirn, diesem einzigen offiziellen Zentralorgan der In«
tellektuellen. Ihr lebt nur in der Bewußtheit, aber nicht im unwillkürlichen
Sein, das Gott ist. Denn das nicht bewußte Nicht«Ich in euerem Ich ist
die zeugende Liebeskraft des Weltganzen, die unsichtbar aber fühlbar gerade
im Sichtbaren waltet und damit in euch selber; doch da, wo ihr es weder

wissen noch wollen, nur glaubend fühlen könnt: im Herzen! Aber ihr seid
nur noch Kopf und Geschlecht, wo ihr selber herrscht und immer wieder euch
selber hört. „Im Besitze meiner Eigenheit bin Ich Eigner meiner Macht,
meines Verkehrs, meines Selbstgenusses, und Ich bin in ihr, wenn ich mich
als Einzigen weiß", ruft ihr mit Stirner.
Das aber ist Sünde! Sünde kommt von sondern, und ihr habt euch
abgesondert von der Urkraft, von Gott, den ihr doch täglich erschaut in seiner
dreifaltigen Offenbarung: unpersönlich als formende, schöpfende
Kraft in der Natur; persönlich als tätige Kraft, als Liebe, in der Menschheit
und ihrem geistigen Haupte, Iesus Christus, der Gottes Menschwerdung „beweist".
Und zum dritten zeigt sich seine erkennende Kraft überpersönlich, doch in der
Menschheit, als Geist, der im Worte verdichtet ist vom Dichter des Evan-
geliums. Und diese dreifaltige aber dreieinige Kraft wirkt durch die Aus-
erwählten des Herrn, die Genies, als Form des Bildners, als Tat des Helden,
als Geisteswort des Weisen und Dichters, wie sie Christus der Held, das
größte Genie, durch sein Leben, Wort und Werk in einer Person vereinigte.
Das sind die Seligen, die die Stimme ihres dämonischen Genius hören, die
nicht begrifflich, nur in Bildern und Ideen Stoff zu Geist verdichten. „Aus
der Fülle des Herzens leben ist das Geheimnis der Genies". In ihnen ist
das Selbstbewußtsein mit dem Gottbewußtsein eins geworden, die Subjektivität
in der Objektivität aufgegangen; ihr Wille und ihr Denken finden in ihren
größten Stunden die Harmonie mit dem Unendlichen. So sehen die Künstler
nicht die subjektive Erscheinung der Dinge, sondern ihre geistige Wesenheit.
Sie sind begabt mit Gottempfindlichkeit oder Glauben, sie sind be-
gnadet mit Gottverwandtschaft oder Liebe; und aus dieser Gnade schöpfen
auch alle einfältigen Herzmenschen ihren Frieden, wenn sie nur glauben. Aus
dieser Begabung schaffen die Genialen, denn ihre Glaubenskraft heißt Phan-
tasie: das ist die Fähigkeit, das Unsichtbare sichtbar zu formen, oder umgekehrt:
der Erscheinung den Geist einprägen.
' Doch nun kommt ein Mysterium! Diese Schaffenden bedürfen der
Persönlichkeit, die als Absonderung, als Individualität doch Sünde ist!
Aber Teufel und Sünde müssen sein, damit Leben entstehe. Gott ist Kraft
und ihr Wirken verzehrte alles Bestehende ohne eine Gegenkraft. In Gott ist
.positive und negative Energie, deren Spannung Leben schafft, wie die selbstsüchtige
Manneskraft in der göttlichen Fruchtbarkeit des Weibes. Ein Kraftblitz zielt
aus Gottes Einheit nach der chaotischen Vielheit der Dinge, an der er sich bricht
und teuflisch schön zurückspiegelt. Er ist göttlichen Ursprungs und verwandelt
sich zum Widerstrahl des Gegengottes, der Einzelpersönlichkeit, die sich hüte,
in stolzem Wahnwitz die abgeleitetete Kraft für eigene zu halten. Größte
Gegensätze zeugen größte Kraft im Einzelnen und in der Gesamtheit: zu
Christi Zeit wüteten satanische Cäsaren; die teufelsstarke Renaissance stand mit

der Reformation in Spannung. An den Teufel muß geglaubt
werden wie an Gott, denn Gott, Teufel und Mensch sind eins.
Dreifaltig ist auch der Teufel. Der dumme Teufel versucht die
Selbstsucht der Silnder im Fleische. Er kommt zur Iugend und reizt zu
Fortpflanzung und Ernährung, deren das Leben bedarf. Der böse Teufel
erscheint den Männern des Willens zur Macht, den Gewalttätigen, die welt-
liche Großtaten vollbringen, den Renaissancemenschen mit ihrem naoro e^oinmo
aus Trieb und Herz. Der stolze Teufel aber in seiner Majestät,
Luzifer, naht den Reifen und „Abgeklärten", denn er versucht im Geiste.
Er ist der schlimmste, er sondert ganz von Gott, denn er hemmt die —
Sünde. Er fesselt die Kraft, die „reizt und wirkt und muß als Teufel
schaffen." Er vergißt den Ursprung der Kraft und täuscht sich eigene vor.
Er erfindet die Spekulation des Gehirns, die ihn zum logischen Alleinherrscher
über alles Denkbare proklamiert, und flüstert ihm ein, das All sei denkbar.
Er befestigt die selbstgerechte Moral der Pharisäer, „welche doch fromme,
keusche, ehrliche Leute waren," die mit bewußtem Willen altruistisch sein
wollen. Wie wenn der Wille ohne Liebe in seinen letzten Zielen je anders
als egoistisch wollen konnte! So unterdrückt der Moralist in wahrhafter
Selbstentmannung mit Willen die zeugende Sünde, er lähmt die dämonische
Tatkraft seines göttlichen Nicht«Ich, das im Glauben an Gottes Liebe, die
durch die Menschheit tätig waltet, unbewußt und unwillkürlich nur das Gute
fördern könnte. „Denn, daß man Gott die Wahrheit und Frömmigkeit
gebe, das ist Recht und Wahrheit und macht recht und wahrhaftig", sagt
Luther. Statt dessen quält er sich in moralischer Werkheiligkeit um den
inneren Frieden; aber der in ihm unterjochte Gott der Leidenschaften ver-
söhnt sich nicht zum „gnädigen Gott." Er trinkt Menschenhaß aus der Fülle
von Moral. In seiner vornehmen Reinheit überkommt ihn die ganze Ver-
achtung der Mitmenschen, die seiner Eigenform so wohl ansteht, erfüllt ihn
die Medisance der Dekadenten, die ihre mutlose Teilnahmslosigkeit für weise
Toleranz halten. Darum liebt er die tatenlose Einsamkeit, kultiviert sein
Gehirn mit indischer und mystischer Passivität, isoliert sich in der Absonderung
einer besseren Welt, da seine Makellosigkeit den Schmutz des Alltags nicht
ertrüge. Ia, sein Schild ist blank und seine geistige Schöne verführt uns
alle; aber sein Fühlen ist dem Gehirn untertan, sein Sinn ist kalt, sein
Herz ist tot. Kierkegaard hätte ihn in seiner alleredelsten Form vielleicht
den Ritter der unendlichen Resignation genannt gegenüber dem Ritter des
Glaubens, der sündig und reuig bekennt, aber der Gnade gewiß ist.
Dreifaltig ist auch die Menschheit. Glücklich die Normalen und
Vielzuvielen, die die Spaltung von Ich und Gott nicht ahnen und unbe-
wußt Gutes tun oder kräftig sündigen, gereizt vom dummen und vom bösen
Teufel. Ihnen ziemt das Gesetz, das ihre Bosheit zügelt. Selig die

gotlhaften Geistmenschen, die im Gottbewußtsein aus dem Herzen schaffen, dessen Schlag lebendiger Rhythmus ihrer Taten wird, die als Persönlichkeiten die Kräfte des Hirns und der Sinne im Herzen vereinigen, deren Wirken teuflisch und göttlich ist wie Gott selber, die versucht werden, wie Christus in der Wüste, aber durch Leiden und Tod im Geiste aufgehen. Aber wehe den Interessanten, den nervösen mit den beiden Seelen, die sich moralisch zerfleischen, die zwischen Selbst- und Gottbewußtsein (inter e»»«) irren, gleich den Neutralen in Dantes Hölle zwischen Oben und Unten unstät flattern. Luzifer gibt ihnen weder Siindenqual noch Höllenlust; sie zeigen die unbewegte Scheinruhe des Ziellosen am Kreuzweg, aber hinter der Larve des Stoikers rumort, doch ach umsonst, das sündenlüsterne Herz. Selten, daß ihr verzweifelter Schrei wie aus Nietzsche die Moralkruste sprengt und nach dem Sinnen« und Machtteufel gellt. Teufel muß sein; ohne ihn kein Gott, ohne Gott kein Teufel.

So kämpft Ricarda Huch für Gott und den Teufel gegen Luzifer im Namen Luthers, an dem sie zumeist bewundert, daß er die Würde des Höllenfürsten erkannt, daß er die Theodizee, die Rechtfertigung des Bösen vor Gott, in einer Bestätigung der Sünde gefunden hatte: sie soll nicht sein, aber sie muß sein. Das Geheimnis des Lebensglücks ist der innere Friede, das Bewußtsein, im Herzen, in Gott, in der Liebe zu wollen, zu denken und zu fühlen; im „schlechthinigen Abhängigkeitsgefühl", wie Schleiermacher sagen würde. Die niederdrückende Bürde überheblicher Selbstver« antwortung muß abgeschüttelt werden, damit Kraft und Liebe frei werden; Gottes ist das Gericht, er ist nicht strafende Willkür, wie der junge Luther von der damals modernen Theologie der Okkamisten lernte, sondern bei ihm geht Gnade vor Recht, er ist die Liebe, die uns zugleich mit ihm und der Menschheit verbindet; so wie die Mystiker Gott deuteten. Doch nicht untätige Frömmigkeit im Winkel, sondern gegensätzliches, teuflisch-göttliches Leben des Gläubigen. Und im Höhepunkt der Menschheit das unermüdliche Schaffen der Genies, in deren größten Widersprüchen größte Kämpfe und Siege reifen. Geist und Chaos zeugen den tanzenden Stern.

Wir leben in einer Zeit religiöser Reaktion; Bergson, Eucken, Rudolf Steiner sind bedeutungsvolle Erscheinungen und Strindberg«Swedenborgs Inferno erhitzt die moderne Maschine zum Heißlaufen der Achsen. In aller Art Kunst hört man von Erpressionismus und doch weiß niemand deutlich, was da Ausdruck werden soll. Ricarda Huch sagt es auf ihre Weise; ihr Buch kam überraschend und wiederum konnte es gerade von ihr erwartet werden. Liest man es widerspruchslos hingegeben als „schöne Literatur", so kommt man sich zuweilen wie Hieronymus im Gehäus vor oder sonst als ein frommer Gottesmann, der sich in Parazelsus, Iakob Böhme, oder in einen luziferkundigen Gnostiker vertieft. Die dichterische Selbstverständlichkeit, mit der Natur und Geist mythisch und begrifflich zugleich zum Zu«

sammenfluß geleitet werden, wirkt ebenso unmodern als übermodern. „Der Sieg des Teufels ist körperlich dadurch ausgedrückt, daß das Blut entweder in der Region der Geschlechtsorgane oder im Gehirn sich sammelt und diese Organe erhitzt, anstatt daß es immer zum Herzen, der Quelle, zurückkehrt und den ganzen Körper durchblutet, beseelt, zu einer Einheit macht". Das Herz als Gefäß der Liebe Gottes ist dasselbe, das mit dem uervu» v«,Fu» und dem uervu» äeprennor zu tun hat; die Ausgießung des heiligen Geistes, bei der durch Christi körperlichen Tod der Geist mit physikalischer Notwendigkeit „frei wird", verliert so beinahe ihr Geheimnis. Der Glaube an das Unsichtbare wird zu einem Trennungsfaktor unseres Geisteslebens: den berühmten Scheidungen in apollinisch und dionysisch, in naiv und sentimental reiht sich der Gegensatz von gläubig und ungläubig an; darnach trennt man geniale von politischen Völkern, dämonisch barbarische Kraft von bewußt kultureller Degeneration, ideenhaltige von bloß denkerischen Persönlichkeiten, Herzmenschen von Gehirnmenschen. Nach solchen Gesichtspunkten liest man über Engländer, Deutsche, Schweizer und Iuden sehr viel Zeitgemäßes, das doch so garnicht der Erregung des Weltkrieges entspricht. Wunderliche Fragen: Sollte eine Verarmung Europas nicht Segen bringen? Sollte der Kapitalismus nicht einer Naturalwirtschaft weichen? Sollte sich je das Ideal des Mittelalters verwirklichen: ein weltliches Kaiserreich des Sichtbaren, beseelt durch das in ihm wirkende Reich des Unsichtbaren: die Kirche?

Ob alles dies im Luthergeiste geschrieben ist? Wer wagt ein Urteil angesichts der zweihundert Biographieen und mindestens zweitausend Abhandlungen und den ebensovielen abweichenden Meinungen über den Reformator. Die Theologen lesen bei aller Methode doch auch nur wieder ihren eigenen Geist zwischen den Zeilen der Dokumente heraus, und da ist uns der Seherblick Ricarda Huchs, die sich als Beherrscherin des historischen Apparats genugsam ausgewiesen, ebenso maßgebend wie die Brillenschärfe irgend eines Philologenauges. Iede Epoche sah Luther anders; den einen galt er als Prophet, der Orthodorie als dogmatischer Kirchenvater; die Pietisten ehrten in ihm den Verinnerlicher der Kirche, die Rationalisten den Vernunftsapostel gegen des Papsttum. Friedrich der Große tat ihn ab, als „wütenden Mönch und barbarischen Schriftsteller," und der „Bauer" und „Barbar" Nietzsches ist heute noch bei den Feinen sehr beliebt. Von katholischen Biographen ganz zu schweigen, von denen Pater Denifle noch 1904 in Luther einen Schädling der Menschheit aufweist, wenn er auch nicht gerade mit den Ausdrücken eines Murner oder des „gewaffeten Mans Cocleus" Luther als unflätige Sau, als Teufelssohn, schamlosen Fleischbengel, und öffentlichen Nonnenschänder charakterisiert. Das kommt von so sündhaften Liedern, wie dem berüchtigten von „Wein, Weib und Gesang," daö übrigens vom guten alten Voß Luther angedichtet wurde.

Lassen wir Ricarda Huch das Recht ihrer Stimme unter den tausenden. Etwas mehr Übersicht, einige Kapitelüberschriften wären dem Buche sehr zu statten gekommen; oder dann einheitlichere Stilbetonung der „Briefe an einen Freund". Aber die Dichterin haßt wie ihr Luther alles System. Sie hat seinen Geist jedenfalls mit dem Herzen eingesogen, ihn mit dem ihrigen unlösbar vermischt, und steht nun und kann nicht anders. Da sie den Teufel nicht als Person mit Schwanz und Hörnern glauben kann, soll und darf ihn auch Luther nicht so geglaubt haben, dem Tintenklecks auf der Wartburg zum Trotz und aller Wissenschaft entgegen, die es anders wissen will. So aber wird man auch den reisenden Engländern, wenn sie nach hundert Iahren Deutschlands Raritäten wieder absuchen und der berühmten Dichterin Heim beschnüffeln, mit keinem mysteriösen Klecksogramma auf fahler Kalkwand schaudernd aufwarten können, denn sie kämpfte mit einem Teufel, der gerade die Tintenfässer am allerwenigsten fürchtet. Aber, wenn wir sie recht verstehen, wollte uns ja Ricarda Huch zunächst gar nicht von Luther erzählen, sondern vom Glauben an Gott und die Menschheit zur „Änderung des Herzens" ihres geliebten Luzifer. Ihr Werk ist trotz aller „häßlichen Verstandesarbeit", wie sie sagt, ein Liebesgedicht. Den unsichtbaren Gott liebt man im Glauben, den in der Menschheit erscheinenden in der Liebe. Für den genialen Dichter wird nach Ricarda Huchs geistlicher Genielehre ein Gottesgedicht immer zum Liebesgedicht.

„ . . Ich bin Dein Schatten, Du bist, der mich schafft.
Du gibst Gestalt und Maß mir und Bewegen.
Mit Dir nur kann ich heben mich und legen.
Ich Dein Geschöpf, Du Willen mir und Kraft . . "

Diese Verse der Dichterin, „noch schwer von Erdenwonne schon in Gnade", findet man unter ihren — Liebesgedichten! Denn auch umgekehrt: ein echtes Liebesgedicht ist immer ein Gottesgedicht.

Nssas Cissrin:

Vom neuen Drama.

i.

Heinrich Mann, der als Erzähler ein Führer der Iungen ward, ihr Mann war, ist als Dramatiker ein Gezogener, ein Nachgezogener von dem dramatisch jungen Geschlecht. Er wird sie überholen und die Zügel übernehmen; sein Ruf ist gut, als Dramatiker bisher jungfräulich — nicht steril, sondern, seine Fruchtbarkeit auf dem Gebiet der Erzählung erkennend,

ließ er das Feld unbeackert. Ietzt säet er — Eigenes und viel Fremdes — und wird zu schönen Blüten treiben.
Madame Legros kündet größere Würfe an — und Heinrich Mann wird, wenn er dem Stücke folgt, wenn er nicht trügt, Dramatiker . . .
In seiner Behandlung des Stoffes, in der Formgebung des Histo« rischen durch rein menschliche, erdhafte Attribute, liegt ohne Zweifel Eigenart. Der Stoff ist revolutionär. Mann macht stoffliche Revolution und bleibt im Kern auf der Höhe, die er zuerst bestieg, stehen, um nur hineinzulugen in den Herenkessel von Paris, von den Flammen von 1789 unberührt — ob« jektiv, steif objektiv . . . Dies ist festzustellen. Heinrich Mann bleibt fern vom Gärenden und Sengenden, meidet ängstlich jede Berührung mit der Flamme, daß die Kleider nicht Feuer fangen; er grüßt von weitem. Ihm genügt ein Blick, um zu wissen: da brodelt es und zischt es — da brüllt etwas auf . . . Und man flüstert und zischelt sich von Mund zu Ohr: die Putzmacherin und Häubchennäherin Madame Legros hat eine Revolte gemacht; sie ist hysterisch, hat ein totes Kind vor einem halben Mond geboren. Die ward arg mitgenommen, aber ihre Schönheit! . . hier tuschelt man nicht mehr, das sagt mauslaut: die Schönheit ist Gottesgnadentum — und wir Franzosen sind Sklaven der Schönheit — und Madame Legros ist schön! . . Madame Legros wird Siegerin.
Mann ist nicht Dramatiker in des Wortes Sinn. Die Konflikte verlegt er außerhalb des Rahmens, was der echte Dramatiker zum Mittelpunkt ge« macht hätte. Madame Legros handelt, weil ein Zufallswind ihr einen Zettel von der Höhe des Bastilleturmes in die Hände herabflattern ließ — und weil sie ein totes Kind gebar. Nicht Notwendigkeit, sondern Zufall.
Wär' es nicht U»ä»iu6 I«ßro», die vom Strang des Mitleids wild gezerrt, zur Zünderin der Brandfackel geworden, so war es Hlou»ieur I^ßeuäl«, der mit einem Steinwurf in den Spiegelsaal der Königin den Volksbrand entfacht hätte. Im Zunder lag Notwendigkeit, im Zünder Zufall . . .
Mann wirkt nicht durch Theatralik (unnötigerweise spinnt er allerdings eine Intrige des Spitzels in Chevalierbrämung ein; er versteht sich auf die Kunst), das Menschliche wird zur Sprungfeder, zur Schleuder, zum dynamischen Löser heutiger Beengungen — zum Erlöser eines morgnenden Menschengeschlechts. — Madame Legros hat nicht Revolution gemacht; sie ist Kleinbürgerin in ihrem Innersten, aber in ihrem Herzen trat mit hundert-facher Größe der Trieb auf, erhob sich ein Drängen, tausendfach durch ihr Leiden als Kinderlose vergrößert, einen Menschen zu retten, der in der Nastille 43 Iahre sitzt. Latude sitzt 43 Iahre unschuldig im Turm — und er winkte ihr von der Höhe der Plattform zu, ihr, Madame Legros . . . Sie ist emp» findlich; sie hat nicht das Bewußtsein von dem Unrecht, das von Menschen ausgeht und Menschen quält (was die Ursache der Revolution ist), sondern

triebhaft, jungfräulich drängt es sie zur Befreiungstal, und war' sie zwiefach
Mörderin geworden, — edles Menschentum spräche sie zweimal frei. — Hierin
liegt ein Zug von Manns Dramatik: triebhaft jungfräuliches — unbewußt
zu einer Entscheidung drängend . . . hirnlos, hirnlos!
Ein Weib sieht ein Kind in die Flut fallen; es stürzt ihm nach, greift
das Kind, und die Frau, die ehedem nicht schwimmen konnte, teilt mit
sichersten Armen die Flut — und erreicht das Ufer. Nun Tücher her und
an den warmen Ofen! Die Frau erfriert . . . Namenlos will sie bleiben;
nach Abgespanntheit ruhen! Mensch sein — nicht Retterin. Geborgen im
Haus — der Neugier verborgen. So wird die Anstalt zur herrlichsten, innig-
sten Legende. Wärme quillt von dieser Menschennatur . . .
Handeln nicht durch die Legenden anderer über sie.
Sie gebar ein totes Kind, und diese Kinderlose wird Mutter einer ganzen
Welt. So geht es im Leben zu, so drängt es Hunderte, denen das Kleine
nicht gegeben, zum Größten sich erkürt wähnen. Einer kaum fand den Mut,
um Trieb, nur Trieb zu werden, um zu schaffen; das Nachdenken machte
schwach. — Madame Legros will Muster sein und heilen, weil irgend einer
irgend einen schlug und wieder schlug. Sie wähnt sich nicht die Braut des
Unsichtbaren — ihr ist es nicht um die Klarheit zu tun; sie ahnt das furcht-
bare Leiden des ihr unschuldig Scheinenden. Mitleid entzündet sie, ihr Feuer
brennt lichterloh über Gassen, Straßen und Dächer bis in den Vorgarten
von Versailles hinein; sie denkt nicht nach. Schlafwandlerkräfte sind ihr
gegeben und das Gebäude des „Dämmerkönigs Sonne" stößt sie in tiefe
Nacht. In ihrer Unbewußtheit liegt die Kraft. — Die nämliche Kraft,
die man an Manns Dramatik zu erkennen glaubt, weil alles aus Ver-
schwommenem gebaut, hinter Gewölk ein Riesenwerk ahnen läßt. Man
empfindet am Schluß die gewaltige Wirkung, die mittelbar auf den
Betrachter übergeht.
Madame Legros hat auch den Iugendpreis auf Geheiß Marie«Antoinettes,
die den Begriff der Tugend überhaupt nicht kennt, von der Akademie emp-
fangen. So schaut der moderne Heinrich Mann mit modern ironischem Blick
auf die Welt: so war die Welt, so ist die Welt, so wird sie bleiben! . .
Heinrich Mann gibt sich neu — und hat alte Dichtkunst gut studiert.
Ein Anflug von Anachronismus macht ihn liebenswert. Mit seinem Drama,
den Blick auf eine verschollene, gestorbene Zeit richtend, ist er tief in der
unseren verwurzelt . . . und denkt (wie Madame Legros) nicht nach, daß
es nach der Revolte einen Remple, eine Oouoierß«ri«, einen Tausendhenker
mit der Guillotine gab . . . Die Schreckensgesichte bleiben mit halbumge«
wandtem Nacken starr auf das Fenster, das der Dichter eilends schließen läßt,
gerichtet — und starren ... An die wollen auch wir nicht denken; sie senden
einen Blick aus offenem Grab herauf. Eine Schaufel Erde drüber! . .

Madame Legros schließt die Fensterläden; sie quarren in ihren verrosteten Scharnieren — verrostet wie seine trockne Seele — und er zündete die Lampe an. Das innere menschliche Leben ist abgeschlossen von dem äußeren Pulsschlag der Welt, der hämmernd der Erde Adern durchjagt.

Wie wohl tut dieses traute Heim — die Iungfrau von Orlsans, die zweite Aotre Dame äe ?»ri», ist in den von vier schmucklosen Wänden umschlossenen Arbeitsraum zurückgekehrt — um als Mensch, als Mensch nur zu leben . . . während draußen eine Genußwelt zugrunde geht, in Blutströmen erstickt wird . . .

Heinrich Mann umschrieb mit alter Historie das ewigjunge — hie und da gelallte — Menschenlied: vom Trieb eines jungen Lebens, das aus dem verrauchten Schutt einer zerberstenden Welt zu besserem Leben sich freiringt. Mit Mann als Dramatiker wird zu rechnen sein.

II.

„Volk in Not"*) von Karl Schönherr ist (so will es der Dichter) die Tragödie einer Gesamtheit; sie ist es nicht.

Obzwar Andrä Hofer den Oberton, das Familiengeschick des Rotadlwirts den Unterton des Iammers in Ehren bildet, findet das Stück seine Form im Zustand — und nicht in der Zeit, sie ist keine Menschentragödie. — Was lag vor? — Die Bildwerdung einer Not, ein Zustandsfilm ohne Bewegung; man braucht nicht hinzuhören, es bleibt beim gleichen.

Die drei stagnanten Bilder sind der Kern (oder nicht einmal Kern!) dieser „Heldenlieder". Das Stück wirkt entnervend, entnervend aus zwei Gründen: als Stück an sich und als Stück der heutigen Zeit.

Die Nerven sind noch jäh abgerissen, jedes Bindeglied fehlt; wir sind mitten im Brand, den es nur zu löschen gilt — nur löschen, und aus diesen Flammen, die aus unseren Häusern schlagen, schrankt am Horizont eine Film«^ brandwelt vorbei, will auf das Hirn wirken (dieses Wollen ist taghell unterstrichen) und muß tief unterhalb der Schwelle unseres heutigen Empfindungsvermögens bleiben; bleibt unempfunden, ja unempfunden . . Bumm! Bumm! Gütiger Himmel! — stofflich ragt das Bild zu sehr in unser heutiges Menschen« martyrium hinein.

Daher fand ein jeder (vielmehr eine jede — es tat weh mit anzuschauen!) etwas, was ihn schmerzte. War's Rührung? War's Grandioses? War's Abstoßendes? — Keins von allem. Es war gewöhnlichste Zeitlichkeit. In dieser Zeitlichkeit, die mäßig ist, versuchte Schönherr sich zu verankern; da denkt man an Schickeles Hans, der immer im Schnackenloch saß — und tat besser daran zu schweigen . . .

*) Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Stoff heiligt nur den Dichter und Meisterer des Stoffes — nicht den
zeitlichen Wiedererzähler.
Aber der Kritiker muß auch hinter die Zeit schauen — und auch da
findet er mäßigste Technik. Man hat die Empfindung^ daß Schönherr (hier)
arbeitet; zweckmäßig seziert, kein Mittel scheuend, das nicht weit vom
Gemeinplatz liegt, um sich zu unserem Herzen hindurchzuarbeiten. Er will
erschüttern — und seine Menschen rühren kaum. Die Frauen läßt er auf
die Männer warten, deren Tod wir bereits mit angesehen. Erwartende am
Kruzifir niederfallen, Brunnenwasser von Blut rot sich färben. — Als die
Männer fielen, dachte man an die armen Frauen und war ergriffen — da
wir sie warten sehen, wiederholt sich ein bereits in unserem Hirn sich ab-
gespielter Vorgang — und nur Zeitgemäßheit kann da rühren. Es ist soviel
Theater, daß man oft denkt: wie ist es jetzt hinter den Coulissen? hinter
diesen Bildern? — da pocht nur ein Leinwandherz . . .
Er kratzt soviel zusammen, um einen Sarg zu füllen, aus dem die
Blume des Leidens, der Entsagung und der Not bereits im ersten Akt ent-
blüht ist. Er zerteilt, zerpflückt, zerschneidet und wirft uns Leidenbündel vor
die Augen; er schafft Absichtsgeschöpfe mit Absichtsleiden, Absichtsnot . . .
Viel Absicht und noch mehr Technik liegt in diesem „Heldenlied".
Überhaupt ist in Schönherr ein dramatischer Dichter und eine theatralische
Spüknatur zu unterscheiden. Hier obsiegte reinste Theatralik!
In seiner Technik liegt etwas Zweischneidiges. Eine Absicht, die lachen
machen könnte, und unbewußte Tragik, die erschüttert; meist überwiegt die
Bewußtheit, die Absicht; die heute wirkt, übermorgen ihn vergessen machen
könnte, weil sie Routine geheißen zu werden vermag.
Es ist etwas in ihm, das den Atem stocken macht, weil wir Gegenwind
empfangen. Dem Sirocco ähnlich, dem heißen Wüstenwind vergleichbar, der
dem Landesunkundigen Kühlung verheißt — und ihn bald versengend über-
haucht. Der Stoff hebt die Herzen hoch — Schönherr will mit dem Stoff
den Lauscher vor sich auf die Kniee zwingen.
An seinem Schauen, Erfassen von Naturen liegt unendliche dichterische
Schöpfergabe— in ihrer Absichtlichkeit Schönherrs Zwergtum.
Er wird sie verlassen — er wird der Absichtsdienerei entwachsen.
„Frau Suitner"*) nennt er ein anderes Stück. Es ist ein Schau-
spiel; das Thema des „Weibsteufel" ins entgegengesetzte gestülpt. Das
tragische Geschick der kinderlosen, alternden Frau ist dramatisch behandelt,
und diese Fassung vermag sich mehr ans Hirn als an das Herz zu wenden.

*) Verlag L. Staakmann, Leipzig.

Schönherr schwenkt vom Wesentlichen, das ganz Idee bleiben soll, ab, ergeht sich in Kleinmalerei, gibt die Fülle nachbarlicher Häuser und Gestalten wieder, Frohmut, Fülle der Lebensbejahung, um der Gestalt der Frau Suitner beizukommen. Wir haben hier Typisches für indirekte Gestaltung. Durch Erhöhung der Lebensstufe der anderen wird die Lebensstufe der Frau relativ erniedert — und das Positive des Schmerzes, das Leiden der durch die Natur stiefmütterlich Behandelten, wächst kaum zur Gestalt empor. Auch in diesem Schauspiel waltet Absicht vor. Und die Absicht setzt den Wert des Stückes herab. — Ist die Absicht nicht ein Produkt des Älter-werdens? Seinen jungen Dramenwerken, seinen frühgeschaffenen, haftet kaum der Zug der Absicht an. Bewußte Absicht soll zuweilen naive Klarheit er-setzen, so sagt man; allein die Zukunft birgt: Klarheit —, Zeitgemäßheit: Absicht.

Dem heutigen Schönherr mangelt Naivität. Er bringt Natur von seinen Gnaden. Und doch gilt: Naivität als die Gnade wahrhafter Natur.

. . . Von unaufgeführter jüngster Iugend, der die Zukunft leuchtet, wird noch zu sprechen sein. Es harren blutjunge Menschen des Tages, da sie in öffentliche Helle treten dürfen . . Hasenclever, Arnold Zweig — und ein jung Gestorbener, der aufleben wird: Reinhord Sorge. Ihnen gehört ein Teil der Zukunft. Sie harren . . .

Therese Lehmann-Haupt:

Zur Grundsteinlegung des deutsch-türkischen Freundschaftshauses in Konstantinopel.

So war's in des Weltkriegs Anbeginn ....
Zerfleischender Haß — zermalmende Wut —
Lachender Hohn über strömendes Vlut,
Ueber Todesröcheln und letzten Schrei,
Ueber hinrieselndes, köstliches Leben,
Das einmal nur glühte und nun vorbei!
Denn der Mensch, eines Gottes Meistergebild,
Zur Bestie ward er, reißend und wild, —
Zerfleischt den Bruder in Haß und Spott
— Und glauben doch Alle an einen Gott
Und führen Christi Namen im Mund,
Der Liebe noch gab in der Todesstund'. . . .

Und da drüben, auf der Insel, von Fettsaft strotzend.
Mit Sonntagsheil'aung und Frömmigkeit protzend.
Abgetrennt, — doch voll schwarzer Künste
Die Welt beherrschend durch Lügengespinste,
Sitzt die Kreuzspinne. Mit den langlangen Beinen
Packt sie die Staaten, die großen und kleinen.
Und während sie unter Hallelujah-Liedern
Das Mark ihnen saugt aus allen Gliedern,
Träufelt in Herz und Hirn sie hinein
Das Hassesgift gegen deutsches Sein.
Zerfleischender Haß, zermalmende Wut,
Lachender Hohn über strömendes Blut. . .
Einem Rudel gieriger Wölfe sie gleichen:
Kann ihnen ihr Opfer nicht mehr entweichen.
Dann schwillt auch dem schwächsten, dem feigsten der Bauch:
Gieb mir Dein Letztes, sonst freß' ich Dich auch.
So war's in des Weltkriegs Anbeginn.
Da plötzlich, in dieses Lügenschrein,
In diese Hassesorgie hinein
Dringt aus dem Morgenlande weit
Helles, goldklares Silbergeläut —
Freundschaft!! Freundschaft? . . . Man hörte den Ton,
Ganz fern klang er — halbvergessen schon. . .
Gab es denn das noch? Freundschaft in Not?
Beistand, wenn Einer von Allen bedroht? —
„Wir priesen Dich immer mit Herz und Mund,
Du deutsches Volk, bis ins Mark gesund.
Deine Wahrheit ist licht wie Dein Rebensaft,
Deine Freundschaft echt, wie der Sonne Kraft,
Wie granit'ner Felsen wuchtet Dein Wort,
Das reißt kein Orkan, keine Woge fort, —
Und glauben wir nicht an den gleichen Gott,
Wir glauben an einer Ehre Gebot.
Doch sieh: Wir sind siech, vom Feinde verwüstet,
Den's immer nach uns'rer Schönheit gelüstet!
Ihn giert in russischer Winternacht
Nach orientalischer Märchenpracht. .
Er hat geschmoren, uns auszuroden
Vom alten heiligen Mutterboden,
Zu vertilgen aus europäischer Welt
Den weißen Halbmond auf rotem Feld.
Da rauscht es empor voll Haß und Zorn
Vom alt-alten Stambul am goldenen Hörn:
„Noch weht unsre Flagge vom Sultanspalast

Und grüßt von türkischer Schisse Mast,
Noch bricht sich die Welle in peitschendem Sturm
An unserm trotz'gen Leuchtfeuer-Turm.
In der Hagia Sofia, einst heiß umstritten,
Rechtgläubige Hodja's demutsvoll bitten.
Daß Allah aus stürzendem Weltenbrand
Errette sein gläubiges Türkenland.
Noch prangen, blühend im Sonnenkuß,
Unsre Gärten am blauen Bosporus,
Und fromme Frauen in dichten Schleiern
Den Lenz an den süßen Wassern feiern. . .
Und ist das nicht letzten Kampfes wert?
Heraus denn. Du tapferes Türkenschwert!
Schlugst siegreich in Schlachten Dich, blutig und heiß.
Heut gllt es der Heimat köstlichen Preis, —
Und wir jauchzen in Waffenbrüderschaft
Mit Deutschland und seiner Löwenkraft!"
Da flattert der Halbmond im Occident,
Der deutsche Reichsaar im Orient.
Sie werden mit Blut zusammengeschweißt.
So Volk an Volk, so Geist an Geist.
Und mitten in diesem Völkernwrden,
In der Vernichtung köstlicher Saat,
Da rohe Gewalt von Feindeshorden
Die Früchte ringenden Schaffens zertrat, —
Da wachsen nach schöpferischem „Werde"
Auf eines Meisters Machtgebot
Strebende Säulen aus Stambuls Erde,
Licht wie das Leben, fest wie der Tod. —
Emigkeitssteine, zum Bau gefügt.
Drinnen die Urschrift des Bundes liegt.
So wachse denn hoch, so breite Dich weit.
Locke die Freude, wehre dem Leib,
Und die Freundschaft, die uns zusammengeschweißt.
So Volk an Volk, so Geist an Geist —
Wahr' sie kristallklar und ohne Fehl,
Ein reines leuchtendes Kronjuwel.
Ein Gottessegen walte darin.
Er sei des Weltfriedens Anbeginn.

Else Wohlgemuth:
Krieg.
Du Ungeheuer
mit tausend wachsenden Köpfen
bedeckst Du die Erde.
Du saugst Dich in sie
mit deinen Fängen,
bis sie ermattet.
Du nährst Dich von Leben,
Deine Hälse strecken sich gierig
nach jungen Körpern
und Deine Zungen lecken lüstern
Bäche von Blut.
Keine Kraft zwingt Dich,
kein milder Trank
schläfert Dich ein
und nimmt Deine Macht.
Bist Du ein Gott,
der uns vernichtet?
Frieden.
Wer von uns allen hat die gewaltige Starke
Dich herbeizudenken,
wer die gläubige Wut
Dich uns zu erflehen?
Greise meinen nach Dir
ohne Lebensende,
Kinder kennen Dich nicht
und jauchzen doch,
falten zu klammem Beten die Hände
bei ihrer Mütter Trauern.
Wir Blühenden, Starken,
Wir bluten Dir zu:
Gin breiter brennender Strom,
auf dem Du schreiten wirst,
wenn Du kommst.
Und an den Ufern sitzen Greise,
Mütter, Kinder, Tiere
und kennen Dich kaum
und starren Dich an
und zittern vor Dir,
als seist Du ein Feind.
Sie wissen zu viel von uns,
den Brünstigen, Jungen,
die Dich erblutet haben,
und sie ertragen Dich nicht,
gefärbt von blutigem Gischt.
Wunsch und Wille.
Ich möchte schlafen, bis ein keuscher Gott
vom klaren Himmel steigt, gebenedeit
sich zu uns Menschen neigt, die Erde weiht.

Else Wohlgemuth

Fem sind uns Götterlust und Gottes Trost,
was mir gedacht, geglaubt, geliebt, gelebt,
ist uns zu Schutt gemacht, von Blut verklebt.
Wer wagt zu träumen von Vergangenheit?
Das stillste Wort ward Kampf. Zu Tod die Tat,
in starrem Krampf liegt alte Edelsaat.
Ich schliefe gern, bis sich der Dunstkreis hebt
von dieser blutbespritzten Welt,
die irre Gelsterbrut in Krallen hält.
Doch wenn mir auch der Schlaf mit Milde naht.
Ich schreckte wach zu Qual und einsam Not:
Endlose Walstatt.. Freunde, Brüder tot!
Ihr kämpft, Ihr sterbt: sinnlos und ungelöst.
Ich sei wie Ihr! Zu Schuld und Blut gehetzt
Gemeinsam kämpfen wir, von Leid zerfetzt.
Bis ein keuscher Gott mit seinem Lächeln
unsere Erde weiht; mit seinem Stab
Menschengeist befreit aus Nacht und Grab.

Franz Adam Beyerlein:
Der lächelnde Wirt.
Schluß.
„Wohl dem, der heut nicht hinaus muß!" seufzte weinerlich Inken. Dabei huschelte sie sich in ihr gehäkeltes Umschlagtuch.
„Zum Teufel auch!" erwiderte Lorenz. „Hockt Ihr Weibsleute hinterm Ofen, aber —." Er wußte nicht recht weiter, da tauchte plötzlich irgendwoher aus einer Schulstunde, aus einer Predigt oder Festrede eine Erinnerung an das Licht seines Gedächtnisses, und er fuhr fort: „Aber der Mann muß hinaus ins feindliche Leben."
Und gleich darauf, mit einem Trumpf, schloß er: „Heut ist gerade das richtige Wetter zu einem Teepunsch; heut Abend geh' ich zu Klas."
Hochaufgerichtet hatte er die Herausforderung hinausgeschleudert und erwartete nun mit trotzigen Augen die Entgegnung. Aber die beiden Frauen blieben stumm. Im ersten Augenblicke schien es, als würde Inken von ihrem Stuhle herabgleiten, aber sie richtete sich wieder zurecht. Sine saß mit gesenktem Kopf in ihrem Winkel.
In diese unheimliche Stille, die sogar das Toben außen überwand, brach ein Doppeltes ein: der Windmast vor dem Haus splitterte in einem grellen, peitschenähnlichen Knall von seinem Fuß ab und wurde davongetragen, und vom Dorfe her tönte fast gleichzeitig ein Trompetensignal.
Lorenz horchte. „Das ist Hans Rasmussen," — der Krugwirt war der Signalist der Feuerwehr, — „was ist da los?"
Ietzt wurde die Tonfolge ganz deutlich vom Wind herangetrieben, nicht das abstürzende „Feuerjo, Feuerjo," sondern die aufsteigende Fanfare „Schiff in Gefahr, Schiff in Gefahr."
Mit einem Satz war der Bauer bei der Tür. „Schiff in Gefahr!" schrie er nach der Knechtkammer hin. „Wat?" fragte Lars aus seiner Klause hervor. Aber Lorenz war schon im Stall. Von je, seit das große Rettungsboot der Insel anvertraut war, hatte der Süderenderhof die Ehrenpflicht gehabt, es mit seinem Gespann zum Strand zu bringen.
Als der Knecht endlich begriffen hatte und in die Stalltür trat, waren die beiden Gäule bereits angeschirrt. Im Sturm flatterten die Mähnen und Schweife, und die Tiere schüttelten sich unter dem eiskalten Regen. Der Bauer schwang sich auf das Sattelpferd und half Lars auf das zur Hand gehende. „Vorwärts!" brüllte er, „Galopp!"
Der Weg zum Bootshaus unter der Düne stand handtief voll Wasser. Die Hufe patschten breit hinein. Vom Dorf her liefen schon Männer nach dem Strand

zu. „Was ist?" rief Lorenz über die Heide. Einer blieb stehen und gab Antwort. Nichts war davon zu hören. Der Sturm riß jedes Wort an sich und trug es nach seinem Willen fort in die Weite.
Das Bootshaus wurde von der Düne gedeckt und öffnete sich nach Osten.
Es war fast still in dem kellerartigen Raume. Die beiden Männer hatten im Nu die Schlingen um die Ortscheite gelegt, danach aber ging es nur langsam vorwärts vor der schweren Last. Als das Gefährt aus der Deckung heraus war, schwankte einen Augenblick vor der Gewalt des Nordwests der ganze Wagen. Dann aber war der Dünenkamm überschritten, und es galt nur noch, den tiefen Sand des Hohlwegs nach dem Strand zu überwinden.
Inken und Sine machten sich gleichfalls auf. Sie griffen nach den großen Regentüchern und traten durch die Küchentür in das Wetter hinaus. Sofort hatte der Sturm den lässigen Händen der Frau das Tuch entführt und es gegen die kahlen Wetterzweige des alten Birnbaums am Wall geschleudert. Aber Sine knüpfte ihr das eigene um, nestelte das fortgewehte, das patschnaß geworden war, vom Baum los und trug es zusammengefaltet über dem Arm. „Was tut mir das bißchen Regen?" sagte sie. „Ich brauche so Zeugs nicht."
Drüben im Hof der Seemannsbraut gab es Lärm. Bertha Schmitt zankte mit der Magd, die ihr in den kleinen Handwagen helfen und sie so zum Strand fahren sollte. Der Vater widerriet ihr das Unternehmen. Aber sie maulte: „Ich habe noch nie einen Schiffbruch gesehen." Endlich war sie untergebracht. „Vater, wo bleibst du?" schrie sie nach dem Haus. „So komm doch!" Klas aber versetzte von der Tür aus: „Ich habe dort nichts zu schaffen. Fahr nur los!" —
Der Ballesand war in einer Entfernung von etwa fünfhundert Metern dem Strande vorgelagert. Bei dauerndem Ostwind und sehr tiefer Ebbe schaute zu» weilen sein bräunlicher Rücken aus den Wellenköpfen hervor. Eine tiefe Rinne schied ihn von der Insel, aber noch weithin nach Westen war seichtes Wasser, so daß selbst ein flachgehendes Schiff nur bei der vom Sturm getürmten Hochflut bis zur Ballesanduntiefe gelangen konnte. Ietzt war ein alter, morscher schwedi« scher Holzschuner auf der Bank aufgelaufen. Die Wogen hatten bereits die Decks« ladung, auf der er eigentlich geschwommen war, über Bord gespült, und jeder neue Anprall drohte das lose Gefüge des Rumpfes auseinanderzuschlagen.
Boy Brahmsen war der Obmann der Bootsmannschaft. Im Grunde war er zu alt für den Posten, aber weil die Insel kaum mehr ernsthaft mit einer Stron« dung gerechnet hatte, war kein Iüngerer an seine Stelle gewählt worden. In seinen Holzschuhen war er zum Strande gesappt, nun schickte er sich an, in die langen Stiefeln, die im Boote bereit lagen, hineinzutreten. Die anderen Sieben waren schon damit angetan und schnallten sich die Korkwesten um.
„Boy," sagte einer von ihnen, „heut kannst Du nicht mit. Heut heißt es mächtig pullen". „Iawohl, Du bist zu alt," ein zweiter. Ein dritter: „Die Riemen sind zu toll schwer. Du ermachst es nicht, Boy!"

Der Alte bestand auf seinem Recht. Aber sie fragten ihn gar nicht mehr. Lorenz Lorenzen hatte die Pferde dem Knecht übergeben und trat herzu. „Ich gehe für Dich, Boy!" rief er atemlos und legte sich die Schwimmweste an. „Recht so," antwortete es im Kreise.
Boy schielte den Neffen von unten herauf an. Schließlich zuckte er die Achseln und befahl: „Denn man hinein mit dem Boot!" Mit Hoi und Ho drückte das Gespann den schweren Wagen rückwärts. Die Bootsleute wirkten in den Speichen der Räder und standen bald kniehoch im Wasser. Aber immer weiter hinein in die See mußte das Gefährt. Die Gäule bäumten sich wild, als ihnen die Ausläufer der Brandung bis an die Bäuche spritzten, aber der Knecht hing sich in die Zügel und drängte sie zurück, bis eine gewaltige Welle die Tiere fast überflutete. Da schrie Boy: „Halt!" und gleich darauf: „Los!"
Das schwere Boot glitt über die Rollen in die Flut. Einen Augenblick saß es noch fest auf dem Grund, aber schon die nächste Woge machte es wieder flott. Die acht Männer schwangen sich hinein und griffen zu den gewaltigen Rudern. Das Gespann aber jagte vor dem leeren Wagen in tollem Galopp dem festen Ufer zu.
Boy Brahmsen war nach ganz zuletzt mit einem ungefügen Satz ins Boot gesprungen. Wie selbstverständlich setzte er sich im Heck zurecht. Während die anderen mit den Korkwesten umgürtet waren und die Südwester mit den breiten Krempen tief über Stirn und Nacken gezogen hatten, flogen seine spärlichen weißen Haare im Wind und seine braune gestrickte Iacke war im Nu durchnäßt.
„Nanu, Boy?" fragte einer. „Was willst Du hier?"
„Wo mich Gott und die Obrigkeit hingestellt haben, da muß ich stehen," antwortete der Alte. „Und steuern kann ich ja wohl noch."
In der Tat suchte er mit einem der Ersatzruder dem Fahrzeug Richtung zu geben. Das konnte nichts schaden, und im übrigen war es bereits zu spät, den Greis wieder auszuschiffen.
Das Boot kam in der starken Brandung nur langsam vorwärts. Denen am Ufer wie den Rudernden schien es, als hafte es beständig am alten Flecke. Bald schwebte es hoch auf einem Wogenkamm, bald versank es in einem Tal der sich überstürzenden Wasser. Wenn es gar zu jählings den Blicken entschwand, schrillte am Strand ein erschreckter Schrei. Immerhin war es unterwegs, und allmählich merkte jedermann, daß es von der Stelle kam.
Die Rojenden kehrten dem Bug die Rücken zu. Boy allein saß mit vorwärts gerichtetem Antlitz im Boot. Dicht vor ihm hatte Lorenz seinen Platz. Der Bauer keuchte bereits mühsam und vermochte kaum mehr das schwere Ruder zu handhaben. Stromweis lief ihm der Schweiß über den Körper, es dunkelte ihm vor den Augen, aber immer wieder raffte er sich zusammen. Seine Hintermänner grollten, daß er nachließ und den mühsam gewonnenen Takt stets von neuem störte, da richtete er sich noch einmal gewaltsam empor und setzte seine letzte Kraft ein. Aber sogleich sank er wieder in sich zusammen. Boy Brahmsen sah, wie sein Gesicht

sich entfärbte, wie die Hände sich vom Ruder lösten und wie der Körper schwer von der Ruderbank herabglitt.

„Oha!" sagte er, weiter nichts. Er stand auf von seinem Sitz im Heck, tappte sich in dem schwankenden tanzenden Fahrzeug vorwärts und nahm den verwaisten Platz ein. Mit Mühe und Not erwischte er noch das schwimmende Ruder; er faßte es mit seinen beiden Händen, und es war, als ob die Bootsmannschaft erst jetzt in den richtigen Zug geriete, nachdem ihr verordneter Obmann die ihm zukommende Stelle eingenommen hatte. Eine halbe Stunde und mehr noch brauchte es, um zu dem Schuner vorzudringen, aber zuletzt lag doch das Boot an dem alten Kasten längsseits in Lee. Alle Schiffbrüchigen kamen glücklich von Bord; es waren ihrer sieben, und sie fanden gerade Raum im Boot. Sogar ein gelbes Hündchen wurde nicht vergessen.

Die Schweden hockten aufrecht zwischen den Ruderbänken und hatten frohe Augen. Wie eine schwere träge Masse aber war Lorenz Lorenzen auf dem Boden hingestreckt. Die Sturzseen, die sich in das Boot ergossen, hatten ihn bald wieder aus seiner Ohnmacht geweckt. Nun lief ihm das eiskalte Wasser allenthalben unter die Kleider und die Zähne schlugen ihm vor Frost. Er war nicht imstande, sich zu regen, und keiner hatte Zeit, ihm beizustehen. Vor sich sah er Boy Brahmsen, feinen greisen Ohm, rüstig am Werk, er aber lag da — es fuhr ihm durch den Sinn, — wie ein ausgespieener Priem Kautabak, zu nichts mehr nütze, ein verächtlicher Unflat, über den die Füße der Menschen hinwegschritten.

Als der Kiel des Bootes wieder den Sand des Ufers berührte, reckten sich viele willige Hände entgegen, um den Schiffbrüchigen an Land zu helfen und die wackeren Retter in ihrem schwerfälligen triefenden Zeug beim Bergen des Fahrzeugs zu unterstützen. Als letzter kletterte Lorenz Lorenzen aus dem Boot. Er wankte, aber niemand achtete seiner. Inken war es nicht geglückt, sich zu der Landungsstelle durchzudrängen. Er erblickte sie seitab und schlug einen Bogen, um sie zu meiden. Sine war nicht bei ihr. Die Augen starr auf den Boden heftend, ging er an den aufgeregten schreienden Leuten vorüber die Düne hinauf.

?.

Die Schiffbrüchigen wurden im Dorfkrug untergebracht. Hans Rasmussen gab her, was er an warmem Zeug, Betten und Decken besaß; was dann noch fehlte, schleppten die Nachbarn heran. Vor allem aber hieß er heißes Wasser herrichten. Auch der Doktor war auf seinem Rappen vom Kirchdorf herübergeritten; die große Instrumententasche lag quer vorn auf dem Sattel. Gottlob war kein Bruch und keine Quetschung vorgekommen.

„Soll ich den Schweden Kaffee oder Grog geben, Herr Doktor?" fragte Rasmussen.

„Diesmal nicht ‚oder'," versetzte der Arzt, „Kaffee und Grog, Herr Ras» müssen".

Als der Geruch des guten Rums das Haus durchzog, waren die Schweden
nicht mehr in den Betten und Decken zu halten. Einer nach dem anderen schlich
in die Schankstube und setzte sich an den großen Tisch, der ganz nahe zum Ofen
gerückt war. Dem einen war die Iacke zu groß, des anderen Arme stachen weit
und rot aus den Aermeln hervor. Aber allesamt steckten sie die Nasen tief in die
Gläser und dampften ihren Tabak aus den kurzen Pfeifen, die sie alle glücklich
aufs Trockene gerettet hatten.
In den gemütlichen Lärm und allen Dunst und Qualm hinein schrillte mit
einem Male ein grauenhafter Ton. Dergleichen war nie vernommen worden.
Es klang wie der Schrei eines Tieres, das erst in der höchsten Not seine Stumm«
heit durchbricht. Hans Rasmussen rannte vor die Tür. Vom Süderende her sah
er auf der Dorfstraße die unselige Mißgestalt der Bertha Schmitt daherwanken.
Das Mädchen, das man gemeinhin an den Rollstuhl gebunden geglaubt hatte,
lief gleichwohl ziemlich flink auf den verkrüppelten Beinen gegen den Sturm an.
Es hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und stürzte blindlings vorwärts, indem
es von Zeit zu Zeit jenes klägliche Heulen ausstieß, das die Wut des Unwetters
übertönend bis in die Gaststube des Dorfkrugs gedrungen war. Rasmussen stellte
sich ihm in den Weg und zog es in den Flur hinein. „Was ist, Bertha?" fragte er.
Aber die Verstörte riß sich jäh von ihm los. Sie sank auf die Kniee, hob die
Arme zu ihm empor und wimmerte: „Nicht totschlagen! Nicht totschlagen!"
Rasmussen schüttelte den Kopf. „Donnerwetter ja! Gleich totschlagen?"
erwiderte er munter. „Ich denke nicht dran. Da sei man ganz ruhig, Bertha!"
Die Verkrüppelte schaute ihn blöd von unten an. Dann schien sie zu begreifen,
aber mit einem Male stieg ihr wieder das gräßliche Heulen die Kehle hinan.
Diesmal hörte der Krugwirt heraus: „Der Vater! Der Vater!" Er vermutete
sofort, da müsse irgend etwas Schreckliches geschehen sein. Geschwind übergab
er Bertha seiner Frau, die bisher sehr ruhig in ihrem stummen Erstaunen und mit
den behäbig über der Schürze gefalteten Händen dabeigestanden hatte, rief zwei
von den Gästen heraus und machte sich nach dem Süderende auf den Weg.
Der Süderenderhof und das Anwesen des Zollwächters lugten mit hellen
Fenstern in die Dunkelheit hinaus. Die Seemannsbraut aber lag finster da. Im
Näherkommen sagte einer: „Es ist schon richtig, am Strande war Klas Schmitt
nirgends."
Der andere brummte: „Ich frag' mich immer, warum ist Bertha zu Dir
gelaufen, Hans, und nicht in die Nachbarschaft, wenn etwas passiert ist. Das ist
doch merkwürdig."
Der behende Rasmussen aber hatte sich diesen Umstand längst überlegt.
„Besinne Dich doch," versetzte er, „sie sind sich spinnefeind, mit Lorenz wegen des
Schweins und mit Hermann Strack, weil er unter die Temperenzler gegangen ist."
Das war richtig.

Mit einem gelinden Gruseln traten die drei Männer in den Hof der Wirtschaft. Die Magd hatte sich in eine Ecke beim Stall geduckt; die Deichsel des Wagens, in dem sie Bertha vom Strand durch die Dünen heimgefahren hatte, schien ihr eben aus der Hand gefallen zu sein. Sie hatte das Gesicht im Rock vergraben und schluchzte krampfhaft in sich hinein. In der Küche glimmte noch Torf auf dem Herd und alles war an seiner Stelle, in der Schankstube aber lag Klas Schmitt auf der Diele, — steif, regungslos. Er schien beim Geldzählen überrascht worden zu sein. Münzen und Papiergeld waren auf dem Tisch und über den Boden verstreut.
Rasmussen lief hin und rührte die Hand des Liegenden an. „Tot, — leider, leider," flüsterte er, „nichts mehr zu machen."
Einer der Männer gedachte ein Goldstück aufzuheben, das ihm just zu Füßen blitzte. Da rief ihm der Krugwirt zu: „Mensch, um Gotteswillen rühr' nichts an! Alles muß bleiben, wie es war, bis das Gericht dagewesen ist. Höchstens ruf' einer den Doktor, er sitzt noch drüben, — vielleicht kann er doch noch was helfen."
Aber nein, der Arzt vermochte nur den Tod des Klas Schmitt festzustellen.
Also wurde das Schenkzimmer zugesperrt und Strack, der Zollwächter, in die Küche als Wache gesetzt. Bertha Schmitt und die Magd fanden im Dorf Unterschlupf; sie weigerten sich hartnäckig, in der Seemannsbraut zu schlafen.
Die Kinder schlichen mit scheuen Augen um das Haus, und auch ein paar Weiber starrten trotz Sturm und Wetter nach den lichtlosen Fenstern.
Die unheimliche Tat verdrängte den Schiffbruch des Schuners fast gänzlich aus den Gedanken. Die Schweden merkten den Umschwung und zogen sich beizeiten in ihre Decken und Kissen zurück. Dafür sammelte sich allgemach die gesamte Bauernschaft im Krug, und selbst die Bootsleute, die von ihren Frauen schon längst mit einem heißen Teepunsch in die gewärmten Betten geschickt worden waren, fanden sich ein. Iedermann war wie benommen vor Schrecken, und nirgends tauchte auch nur die leiseste Vermutung aus dem Hin und Her der aufgeregten Rede auf, wer etwa der Täter sein könne. „Ein Ortsfremder," dahin waren bald alle übereingekommen. Denn schnell genug hatten sie ausgezählt, daß von den erwachsenen und halbwüchsigen Männern des Dorfes alle am Strande gegenwärtig gewesen waren. Sie fragten unter sich herum. „Boy Brahmsen war mit im Boot," hieß es, „wo ist er denn jetzt?"
„Oh!" erwiderte einer. „Den läßt Stine nicht wieder los. Sie sitzt bei ihm in der Kammer, und sie singen zusammen „Nun danket alle Gott!"
„Und Lorenz Lorenzen?"
„Den hat es bös erwischt. Er lag im Boot wie ein ausgerungener Lappen. Inken hat gleich den Doktor herübergeholt. Wer weiß, vielleicht geht es da aufs Letzte."
Tags darauf in aller Frühe langte vom Festland her der Staatsanwalt des Bezirkes mit einem Referendar an, um dem Täter nachzuspüren. Er hatte die

Fahrt über das Wattenmeer in einem Segelboot unternommen. Der Beamte
entstammte einer eingesessenen Familie der Provinz und glaubte als guter Nachbar
die Verhältnisse des Eilands genau zu kennen. „Auf der Insel ist der Täter nicht
geboren," sprach er sogleich zu dem Gemeindeältesten, als er auf der Reede die
Stiege zum Bollwerk hinankletterte. „Der Wind flaute immer mehr ab, da hab'
ich mir unterwegs alle Insulaner durchgenommen. Keiner von ihnen ist eines
Mordes fähig."
Mit leichter Mühe waren die Tatsachen heranzuholen. Dem Anschein nach
kam wohl nur ein Raubmord in Frage. Nämlich kurz bevor Hans Rasmussen sein
Signal „Schiff in Gefahr" geblasen hatte, war der Bierverleger Geiken bei Klas
Schmitt vorgekommen, um mit ihm die aufgelaufene Rechnung ins Reine zu
bringen. Sie hatten schon die Endsumme gezogen, und Klas war bereits um das
Geld gegangen, da schlug der Alarm ein. Geiken sah vom Süderenderhof Lorenz
Lorenzen und den Knecht nach dem Bootshaus jagen, auch er für sein Teil strebte
fort nach dem Strand. Aber der Wirt hielt ihn zurück und wollte erst seine Schuld
bezahlen. In der Küche kam es noch zu einem Zank zwischen dem Vater und
Bertha, die mitsamt der Magd gleichfalls zum Schauplatz des Schiffsbruchs be»
gehrte. Schließlich riß dem Bierhändler die Geduld, und er machte sich mit Broder
Matzen, einem kleinen Bauern, der just eine Speckseite an die Seemannsbraut
verkauft und bei einem Glas Bier gesessen hatte, kurzerhand auf den Weg. Vor
ihnen her kämpfte sich Inken Lorenzen durch den Sturm, und wenig später schlössen
sich ihnen Sine, die Magd, und Mariechen Strack an. Der Zollwächter selbst hatte
sich schon lange zuvor von Amts wegen als einer der ersten an den Strand begeben.
Der Posten der Mamsell aber war wieder einmal frei.
Auf diese Art war das Süderende wohl drei oder vier Stunden lang von
jeglicher Menschenseele verlassen gewesen, und in dieser Zeit mußte sich die Uebeltat
abgespielt haben. Der Verbrecher hatte vollauf Muße gehabt und war ganz un-
beobachtet gewesen. Freilich bestand kein Zweifel, daß Bertha Schmitt übertrieb,
wenn sie bei ihrer Vernehmung jammerte, es seien ein ganzer Packen Hundert»
markscheine und ein praller Beutel Gold, die der Vater besessen habe, nirgends
mehr zu finden, aber verwunderlich erschien es allerdings, daß der Täter einen
Teil seiner Beute, insgesamt an zweihundert Mark, auf Tisch und Boden verstreut
zurückgelassen hatte.
Her Staatsanwalt nahm an, Lorenz Lorenzen, der offenbar das Süderende
als erster wieder betreten hatte, habe ihn verscheucht. Da war es denn im höchsten
Maße zu bedauern, daß der Bauer noch in der Nacht von einer flammend heftigen
Lungenentzündung befallen worden war und nicht verhört werden konnte. Die
eiskalte See, die im Boot über seinen heißen schweißtriefenden Körper hinweg»
geströmt war, hatte ihm die Krankheit eingetragen. Nun lag er in hellem Fieber-
wahn und mühte sich unablässig, ein Ruder zu handhaben. Der Arzt redete der
haltlos weinenden Inken gut zu und gab ihr Hoffnung; zu Sine aber, die bald

gefaßt die Pflege in ihre starken sicheren Hände genommen hatte, sprach er: „Zwei
oder drei Tage noch. Sine, länger treibt er's nicht. Ia, wenn er nicht getrunken
hätte!"
Die Magd stöhnte bei dieser Botschaft, leise zwar, aber so jammervoll, daß
der Doktor hoch aufhorchte und bereits zu einer Frage ausholte. Da aber hatte
sie schon wieder abwehrend die Achseln gezuckt und richtete schweigend dem Kranken
die Kissen.
Am Spätnachmittag kam der Arzt noch einmal vor; der Staatsanwalt begleitete
ihn und wartete in der Süderstube. Lorenz Lorenzen lag heiß und trocken, blaurot
im Gesicht, auf seinem Lager und lallte unverständliche Worte vor sich hin.
„Es ist ganz unmöglich, den Kranken zu befragen," erklärte der Doktor. „Ich
dürfte es nach pflichtmäßigem Ermessen nicht gestatten, und es würde nicht das
Geringste erzielt werden. Patient deliriert im höchsten Grade."
Der Richter beobachtete den Bauern eine Zeitlang durch die offene Tür und
beschied sich dann um so eher, als Bertha selbst bekundet hatte, die Feindschaft ihres
Vaters mit Lorenzen, von der die Rede gewesen war, sei noch am Tage vor dem
Schiffbruch förmlich beigelegt worden.
Der Tatbestand war aufgenommen und der Tatort photographisch festgehalten
worden. Die Sektion hatte ergeben, daß Klas Schmitt offensichtlich überrascht
und erwürgt worden war. Der Täter mußte über Riesenkräfte verfügt haben;
mit einem einzigen eisernen Griff hatte er den schwerfälligen, schwächlich«schwam«
migen Wirt abgetan. Noch einmal stellte sich der Staatsanwalt im Gedächtnis
die sämtlichen Inselbewohner prüfend vor. Der Gensdarm, der Gemeindeälteste
und Boy Brahmsen, die von Kindesbeinen an jedermann kannten, saßen dabei
und berieten mit ihm. Auch nicht einen durfte man des Verbrechens für fähig
halten.
Der Beamte schob den Stuhl zurück und schlug unzufrieden mit der Hand
auf den Tisch. „Dann ist es ein Wahnsinniger gewesen," sprach er. „Gibt es Wahn-
sinnige auf der Insel?"
„Ich weiß keinen," versetzte der Aelteste, und der Gensdarm antwortete: „Zu
Befehl, Herr Staatsanwalt, Verrückte sind hierorts nicht gemeldet."
„Nun, Herr Brahmsen?"
Der Greis brummelte unzufrieden in sich hinein. Er hatte bei der Bootsfahrt
einen Schnupfen erwischt, und die Augen tränten ihm. „Nein," erwiderte er, „Ver-
rückte — da sind keine. Aber schlimmere — solche, die von Gott abgefallen sind."
Der Staatsanwalt kannte Boy und fürchtete eine Laienpredigt. „Na ja,"
meinte er, „wir sind ja allzumal Sünder." Dann schloß er das Protokoll.
Zwei Tage danach wurde Klas Schmitt zur Erde bestattet.
Das Wetter war von Grund aus umgeschlagen. An jenem Schiffbruchsnach«
mittags hatte der Sturm gleichsam sein Aeußerstes aufgeboten; seitdem war er
abgeflaut und endlich ganz und gar eingeschlafen. Nun stieg ein wundervoller

herbstlicher Sonnentag empor. Eine weiche, milde Luft schwebte wie eine Lieb-
kosung über der Insel. Die Windpfeile der Wetterstangen ruhten unbeweglich in
ihren Lagern, und die halbmast gehißten Flaggen hingen schlaff herab. Die Sonne
war in einem leichten Nebel aufgegangen; aber bald entschleierte sie sich, und das
frei weidende Vieh ließ es sich unter den fast sommerlich warmen Strahlen köstlich
behagen.
Und das Seltene ereignete sich in der feierlichen Gelassenheit dieses Morgens:
man hörte vom Kirchdorfs her die Glocken läuten. Auf dem wellenumbrandeten,
ewig vom Wind gezausten Eiland, auf dem kaum je ein Ton in sich selbst versinken
und sterben konnte, schien der Glockenklang aus einer versunkenen Stadt empor-
zudringen.
Am Nachmittage kroch, einer langbeinigen Spinne gleich, der hochräderige
Leichenwagen über die Heide auf die Seemannsbraut zu. Dahinter auf dem Sand-
weg holperte die Kalesche des Pastors.
Der Sarg war in der kleinen Kammer, in der Klas Schmitt zu schlafen ge»
pflegt hatte, aufgebahrt. Nebenan aber, in der Wohnstube, in der Küche, im
Schankzimmer und in der Ertrastube, saßen sie rings an den Tischen hinter mächtigen
Kaffeekannen und hochgetürmten Kuchentellern. So wollte es der Brauch. Bertha
Schmitt krückte von einem zum andern und nötigte zum Zulangen.
Der Geistliche trat auf eine Weile zu ihr in ihre sauber aufgeräumte und
geputzte Stube. Dann nahm auch er eine Tasse Kaffee an und aß ein paar Stück
Kuchen. Schließlich aber stand er auf, schüttelte die Krümel von seinem Talar
und strich sich den Alltag von der Stirn. Die Tassen hörten auf zu klirren, die
Stühle wurden scharrend zurückgeschoben, und die Füße der Aufbrechenden pol-
terten. Langsam schreitend trat der Pastor vor das Haus und stellte sich an der
Gartenpforte auf, dort, wo der Körper des Dahingeschiedenen sein irdisches Besitztum
verlassen sollte.
Die Nachbarn trugen den Sarg zum Wagen, das war uralte Sitte. So faßten
denn zur Linken die drei nächsten Anlieger im Dorf zu, und zur Rechten trugen
der Zollwächter Strack in seiner Paradeuniform und, da der Herr des Süderender«
hofes auf Tod und Leben lag. Sine, die Magd, und Lars, der Knecht. Lars sah
sauer zu seiner Verrichtung wie zu allem, was er anfaßte, aber er griff redlich
zu. Sine dagegen schlich taumelnd zwischen den beiden Männern her. Es schien,
als sei ihrem harten Wesen mit einem Male das Rückgrat gebrochen.
Schwerfällig schwankend setzte sich der Wagen in Bewegung. Erst in ge-
messenem Abstand folgte die Kalesche des Pastors. Man hatte Bertha hinein-
gehoben; eine vom Festland gekommene Schwester des Wirts, eine dicke, plumpe
Frau, fühlte sich dem Geistlichen gegenüber sehr unbehaglich. Der Troß des übrigen
Grabgeleites reihte sich an, zuvorderst Inken, die die Pflege des Gatten wieder
an Sine abgetreten hatte. Stine Brahmsen saß ihr zur Rechten und gegenüber
der Ohm Boy Brahmsen in seinem altertümlichen Abendmahlsrock. Auf dem

Bock klemmte sich der Zollwächter neben Lars. Dann kam Hans Rasmussen mit seinem Rappengespann, hinter ihm der Gemeinde älteste und der Stellmacher Klasen auf Klasens kleinem Korbwägelchen. Geiken, der Bierverleger, sollte sich anschließen, aber er brannte sich erst eine dicke Zigarre an. Danach fuhr er im Trabe mit seinem stattlichen Braunen hinterdrein. Er schien einen Bann gebrochen zu haben: alsbald kamen allenthalben Zigarren und Pfeifen zum Vorschein, und wären nicht die beiden ersten ernsten Gefährte vorangefahrcn, der Wagenzug, der sich durch die Heide schlängelte, hätte einem Vereinsausflug ähnlicher gesehen als einem Leichengefolge.
Im Süderenderhof war Sine an das Krankenbett zmückgekehrt. Inken in ihrem Kirchgangsstaat hatte ihr beim Fortgehen zugeflüstert: „Ich glaube, er schläft. Er scheint ein wenig besser zu sein; der Doktor fand es auch. O Sine, wenn er gesund würde!"
Die Magd blickte nach dem Bett hin. Es war richtig, das Fieber war zurück» gegangen. Lorenz tobte nicht mehr, aber er sah verfallen und gcnesungsunfähig aus, und ihr hatte der Arzt am Morgen vertraut: „Das Ende ist nicht mehr feine."
Leise setzte sie sich in den Armstuhl dem Lager gegenüber. Seit zwei Tagen war kein Schlaf über ihre Augen gekommen, und trotzdem hatte ihr eiserner Wille nach wie vor die Last der gesamten Wirtschaft tätig auf sich genommen. Die Frau weinte meist, wußte nicht recht, wo sie beginnen sollte, und irrte zwecklos im Hause herum; so lag denn alles auf der Magd. Nun aber war auch sie müde.
Sobald sie zu sitzen gekommen war, lösten sich ihr die Glieder, und fast behaglich rückte sie sich im Stuhl zurecht. Sie verharrte regungslos; nur über die Stirn strich sie mehrmals mit der harten Hand, gleichsam um quälende Gedanken fortzuwischen. Es gelang ihr auch, sie zu verscheuchen, und eine kleine Weile versank sie in ein sanftes Dämmern, bald aber schreckte sie wieder aus der kurzen Ruhe auf.
Im Zimmer war es dumpf, die Luft stockte darin. Mit behutsamen Schritten ging sie zum Fenster und stieß es auf. Draußen auf dem Rasenfleck, wo noch der zersplitterte Windmast emporragte und wo sich vorhin die Wagen des Grabgelerts gesammelt hatten, war es jetzt ganz still geworden. Sie verweilte eine kurze Zeit und schöpfte tief Atem. Dann griff sie den Strickstrumpf vom Tisch und nahm wieder ihren Platz dem Bette gegenüber ein.
Von außen strömten Reinheit und Frische herein. Ein ganz leichtes Wehen fächelte auch dem Kranken die schon steil emporspringende Stirn und die eingefallenen Wangen. Er erwachte darüber noch einmal. Verwundert blickte er sich um, denn er war bereits in das unbekannte Land entrückt gewesen.
Gleichsam angezogen von seinem Blicke hob Sine die Augen von ihren Nadeln auf. Die beiden sahen sich groß und ernst an. Kein Wort tropfte in die strenge Stille hinein, nur die Augen redeten.
Lorenz schaute nicht mehr trübe und benommen; ganz klar und bewußt strahlte

es unter seinen Lidern herüber. Der Magd aber brannte eine Frage auf dem
Herzen. Es war kein Drängen und Drohen, auch kein Verhören und Richten in
ihren Augen, nur die Bestätigung einer Gewißheit heischten sie, als sie die stumme
Frage an den Todgeweihten richteten: „Du bist es doch gewesen, der Klas Schmitt
vom Leben zum Tode gebracht hat?"
Der Bauer wehrte sich einen Augenblick lang. Dann war es, als werfe er etwas
Nebensächliches hinter sich. Er ergab sich und bejahte.
„Und Du?" fragte er leise zurück. „Was wolltest Du dort, als wir uns auf dem
Hofe der Seemannsbraut begegneten?"
Sine strickte immerzu. Ganz kurz nur hatten die Nadeln gestockt, nun klapperten
sie um so heftiger. Verdruß und Unwillen breiteten sich auf ihren Zügen aus, und
schließlich antwortete sie halblaut in einem harten höhnischen Tone: „Was ich
wollte? — Dasselbe, was Du getan hast. Es war meine Sache."
Der Kranke sah sie groß an, aber was sie sagte, dünkte ihm nicht weiter ver-
wunderlich. Wie sie ihm gegenübersaß, verkörperte sie die gesammelte Kraft, die
seit Iahren allein und immer bereit auf dem Hofe geschaffen und gewirkt hatte.
Alle andern waren ihre Werkzeuge gewesen oder als fauler Ballast mitgeführt
worden. Brahm Brahmsen lebte fort in ihr und war von je der Mann gewesen,
sich gegen einen Angriff, geschweige denn gegen das seinem Werk drohende Ver-
derben zu wehren mit welchen Mitteln es auch sein mochte.
Verloren grübelte Lorenz vor sich hin. Er wußte, daß er binnen kurzem sterben
würde. Ganz genau wußte er es. Denn jetzt bereits sah er sein Leben und seine
letzte grausige Tat, in der er aufgepeitscht von einer zähneknirschend«n Wut und
schon befangen in der Verwirrung des beginnenden Fiebers den kargen Rest seiner
Daseinskraft erschöpft hatte, wie etwas Fremdes, Gleichgültiges hinter sich liegen.
Um eines höchstens war ihm noch zu tun. Er winkte Sine mit einem Blick
zu seinem Mund. „Wenn Verdacht auf einen ist, mußt Du reden," flüsterte er.
Die Magd schüttelte den Kopf. „Nein," versetzte sie, „es ist kein Verdacht.
Sie tappen im Dunkeln, als hätten sie einen Sack überm Kopf."
Der Bauer nickte und wandte die Augen nach dem Fenster, nach dem blauen,
sonnigen Himmel draußen. Er lag unbeweglich und schien den Glocken zu lauschen,
die vom Kirchdorf, von der Bestattung des Wirtes zur Seemannsbraut sich über
die Heide herüborschwangen.
Am Abend verschied er nach einem furchtbaren Todeskampf.
Inken weinte und schrie und gebürdete sich so verzweifelt, daß selbst dem
stumpfen Lars ein Rühren anflog. Sine aber behielt die Augen trocken. Ihrer
Art zuwider ging sie ruhelos umher und hatte immerfort ein verzerrtes bitteres
Lächeln auf den Lippen. Den Knecht grauste es unwillkürlich, wenn er sie ansah.

VIII.
Die Tat blieb unaufgeklärt und wurde umsomehr von allerhand Gemunkel
und Geraun umsponnen, als sich herausgestellt hatte, daß es sich um einen Raub-
mord nicht handeln konnte. Die Hinterlassenschaft des Wirtes stimmte vielmehr
auf Heller und Pfennig mit den sorgfältig geführten Büchern überein. Eine Zeitlang
lastete das ungelüftete Geheimnis dumpf auf der Insel, aber der Druck löste sich
von den Gemütern, als bekannt wurde, daß Klas Schmitt nebenbei ein ausgemachter
Wucherer und Halsabschneider gewesen war. Wohlbedacht hatte er seine Opfer nicht
auf der Insel, sondern am anderen Ende der Provinz, in der Großstadt, gesucht.
Dort vermutete die Meinung des Volkes auch den unbekannten Täter. Bertha
Schmitt stellte das Wirtshaus zum Verkauf, aber niemand wollte ihr das ver«
fehmte Anwesen abnehmen. Da schloß sie kurzerhand die Türen, ließ die Fenster
mit Brettern verschlagen und reiste mit ihren Siebensachen ab.
Inken Lorenzen gab den Süderenderhof dem Bruderssohn Sines, einem
tüchtigen, jungen Menschen, in Pacht und siedelte nach dem Kirchdorf über. Sie
mietete sich zwei Stuben und eine Küche, war stets aufs Sauberste hergerichtet
und sprach in ihren unzähligen Mußestunden gern bei allerhand Nachbarn und Ver«
wandten ein. Sie hatte überlang geschwiegen und empfand nun das Bedürfnis
zu reden. Ein ansehnlicher Witwer warb nach einigen Iahren um ihre Hand, aber
sie lehnte das ehrende Anerbieten nach einem kleinen verlegenen Zögern ab.
Sine richtete den neuen Herrn auf dem Hofe ein. Sie hielt ihn und seine
flinke, frische Frau in strenger liebevoller Zucht und ging den beiden allenthalben
mit dem vortrefflichsten Beispiel voran.
Seitdem Lorenz Lorenzen gestorben war, sah sie nicht zum besten aus. Sie
vertrocknete gewissermaßen von innen her. Es war, als zehre ein Feuer in ihr,
bisweilen meinte man sein Lodern und Flackern in ihren Augen zu erblicken. Als
die rechte Statthalterin Brahm Brahmsens trug sie wie früher die Pflichten, so
jetzt die Schuld des Süderenderhofes. Aber ihre Schultern waren schwächer als
die des Alten und brachen unter der Bürde zusammen. Sehr bald nach dem ereignis-
reichen Herbststurm, um die Ostern des darauffolgenden Iahres, kam sie auf eine
klägliche Weise ums Leben.
Gründonnerstag, den dritten Tag nach einem Neumond, war es bei mattem
Ostwind, der schon seit Wochen das Wasser vom Watt nach der See geblasen hatte,
sommerlich heiß und schwül. Mit der Nachmittagsflut zog auch wirklich ein April«
gewitter herauf, und zugleich ging der Wind nach Südwesten herum.
Nun tummelten sich die Schafe des Süderenderhofes gern auf dem Neuland,
das sich allmählich vom Watt her anschlickte. Im Grunde fanden sie noch kein rechtes
Futter darauf, aber in ihrer leckrigen Art naschten sie hier von einer Alge, dort
vom Tang und gelangten so endlich, unterwegs ein paarmal die schmalen Priele
überspringend, nach dem Bejlesand, einer erhabenen Stelle, die sich schon mit

Gras begrünt hatte und nur selten vom Meere überschäumt wurde. Fünf oder sechs der Tiere weideten auf dem Sand, als das Gewitter losbrach. Aber mit dem Blitz und Donner setzte jäh eine Springflut ein. In kürzester Frist war das Neuland von kleinen aufgeregten gelblichen Wellen überflutet, und die Priele verwandelten sich in reißende Bäche. Die Schafe auf Bejlesand drängten sich eng aneinander. Schon leckten die Wellen am Rande des Eilands, und die keckoten Ausläufer be« spülten ihnen die Läufe.

Sine stand mit den jungen Leuten oben auf dem Kliff und schaute hinüber.

„Wir müssen sie holen," sagte sie.

„Nein, es tut nicht not," versetzte der Bauer. „Bei der letzten Springflut — und die war viel toller — hat Bejlesand die ganze Zeit grün aus dem Wasser geguckt."

Da schritt die Alte wortlos in die Flut hinaus und der Neffe folgte ihr. Der Weg war zwar naß und kalt, aber nicht sehr gefährlich. Nur bei den Prielen hieß es achtgeben. Sechs Schafe waren draußen, und vier hatten die beiden bereits nach dem Kliff herübergetragen. Der Bauer watete voran, als sie zum dritten Male mit ihren zappelnden Lasten heimkehrten. Prustend stieg er aufs Trockene. Da schrie die Frau oben am Kliff hellauf: „Sine! Sine!"

Aber von der hochragenden dürren Gestalt war bereits nichts mehr zu erblicken. Das Schaf dagegen strebte halb laufend, halb schwimmend dem Ufer zu. „Sie hat es von sich geworfen und ist untergetaucht," weinte die junge Bäuerin.

Der Leichnam der Gesine Iensen wurde niemals gefunden; er war von der Strömung ins freie Meer hinausgetragen worden. Auf der Insel hieß es: Broder Brahmsen hat sich seine Braut geholt, nun endlich feiern sie Hochzeit. Und ein paar Wochen lang flössen noch einmal aller Lippen über davon, wie lieb die beiden sich gehabt hätten vor Iahren und wie schön sie gewesen wären.

Der Süderenderhof gedieh auch nach Sines Abscheiden aufs Erfreulichste. Inken erhielt stets auf den Tag die fällige Pachtsumme, und nach wenigen Ernten schon konnte der junge Bauer die benachbarte Seemannsbraut erwerben. Er be» zahlte den Kaufschilling aus eigenen Ersparnissen und baut« die verwahrlosten Gebäude zu einer großen stattlichen Scheuer um.

<-^ Ende. l«^.

R
u
n
d s ch
a
u

Philosophische Rundschau.

Von Dr. Ioh. Schubert.

Shaftesbury und das deutsche Geistesleben. Von Christian Friedrich Weiser. Verlag von B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 191«. — 564 S. Mk. 10,—.

Wenn ein deutscher Verlag von Weltruf mitten in dieser Kriegszeit ein Werk über den englischen Philosophen Shaftesbury herausbringt, so kann man sicher sein, daß es damit etwas Besonderes auf sich hat. Diese Voraussetzung wird durch das Buch vollauf bestätigt. Der Verfasser ist kein beschaulicher deutscher Universitätsdozent, der nichts anderes will, als durch ein fleißiges Buch seine Wissenschaft fördern; er ist ein deutsch»amerikanischer Gelehrter, der drüben den Gegensatz von Deutschtum und Angelsachsentum aufs stärkste empfunden und seit Iahren die kriegerische Auseinandersetzung als unabwendbar erkannt hat, und zwar nicht allein aus äußeren politisch-wirtschaftlichen, sondern vor allem auch aus in» neren kulturellen Gründen.

„An dem Gegensatz gegen dasAngel« sachsentum," — so heißt es in der Vor» rede — „dessen Essenz zu kosten wir reichlich Gelegenheit haben, kommen uns die Eigentümlichkeit, das Weltrecht und der Weltberuf des deutschen Wesens deutlicher zum Bewußtsein, und zugleich ist darum auch unser Ingrimm stärker gegen die Anmaßung einer Zivilisation, deren Schein und Verderb wir zur Genüge kennen." In der Herausarbeitung dieses Gegensatzes war dem Ver» fasser der ethisch-praktische Gesichtspunkt gegeben, der dem an Gedankenfülle und Forscherfleiß überreichen Werke Leben, Farbe und unmittelbarstes Interesse verleiht. Wir begrüßen in dem Buch nichts Geringeres als eine Kulturphilosophie großen Stiles, eine Kulturphilosoph« des deutschen Geistes, die für uns einen besonderen Reiz gerade dadurch erhält, daß sie an den Namen eines englischen Philosophen geknüpft ist. Denn dieser Lord Shaftesbury ist, wie der Verfasser überzeugend dartut, nichts weniger als ein Engländer von der Sinnes« und Wesensart des heuti»

gen Angelsachsentums, sondern sein ausgesprochener Gegensatz. „Es könnte scheinen, als habe in Shaftesbury das englische Gewissen zum letzten Male geschlagen," heißt es im 10. Kapitel. Und weiter: „Der Philosoph glaubte das englische Volk durch den Weltgeist dazu erwählt, eine Gestalt des Wesens, der Freiheit und Gerechtigkeit zu begründen auf Erden; die Sonne einer neuen, großen Kultur sah er über England emporsteigen, aber wir wissen auch, daß sie für ihn in einem Meer von Enttäu» schung unterging."

Der Philosoph Shaftesbury, geboren am 26. Februar 1671, entstammt einer angesehenen gräflichen Familie. Sein Großvater war Lordkanzler gewesen, hatte aber wegen seiner freiheit» lichen Überzeugungen lange Zeit im Tower gesessen. Er ist der Urheber der berühmten Habeascorpusakte, die dem englischen Bürger die persönliche Freiheit dem Staat gegenüber gewährleistet. Der Enkel hatte die Geistesart des Großvaters geerbt; auch er wurde zu«

nächst Politiker und zwar eifriges Mitglied der liberalen Whigpartei und Anhänger des Königs Wilhelm aus dem Hause Oramen, dessen politische und kulturelle Ideale auch die seinen waren. Doch nach dessen Tode sieht er einen Geist in die englische Politik einziehen, der ihm fremd und unfaßbar ist. In seinen Briefen ruft er Schmach und Schande über Englands wortbrüchige, von allen Normen der Sittlichkeit grundsätzlich entbundene Politik, auf der das britische Imperium beruht. Shaftesbury erkennt, daß er, zumal bei geschwächter Gesundheit, auf diesem Boden nichts mehr zu wirken vermag, und so verläßt er sein Vaterland, um den Politiker mit dem Philosophen zu vertauschen. Dieser Weg führt ihn zu» nächst nach Innen, und so benennt denn auch Weiser das schöne Kapitel, in dem er die Grundlinien von Shaftesburys Geistesrichtung zieht, mit Recht „Ver« innerlichung". Doch ist diese Verinner« lichung nicht etwa gleichbedeutend mit einem formverachtenden, nebelhaften und unklaren Mystizismus. Sie lehnt nur entschieden jenen inhaltlosen For° malismus, jenen Kultus des äußeren Scheines ab, wie ihn das Romanentum herausgebildet hatte. Wie Plotin die in Formalismus erstarrte Antike von innen heraus überwand, so will auch Shaftesbury das Romanentum überwinden, indem er den Lebensprozeß in jener Totalität erfaßt, die, ihren Weg von innen her nehmend, schließlich nichts mehr weiß von einem Gegensatz zwischen Inhalt und Form, zwischen Innen und Außen.

Die Platonisch-Plotinische Mystik mußte diesem Formsucher zum Erlebnis werden. Der Weltbegriff des Schö» nen und die metaphysische Einheit des Schönen und des Guten wird von Shaftesbury an der Hand dieser begeisterten Seher wieder neu entdeckt. Dem Romanismus ist das Schöne nur ein Mittel der Sinnenkultur, der Geschmacksbildung und«verfeinerung; das Höchste ist hier der „dou ßoüt", die ,,ä«lieat«88«", das „rÄcktiuenieut.". Daher droht dieser Kultur sowie allen, die sie nachahmen, die Gefahr der Entartung und der Fäulnis. Vor dieser Ge, fahr kann nur der echte Weltbegriff des Schönen retten, und er allein. Mit dem Begriff einer ästhetischen Erziehung hat Shaftesbury aufs stärkste eingewirkt

auf die Dichter und Denker unserer
klassischen Literatur, auf niemand stärker
aber als auf Schiller. Unser Dichter«
philosoph verhält sich zu Shaftesbury
— und hier gehe ich mit meinem Urteil
weit über den Verfasser hinaus — wie
der Vollender zum Anreger, wie der
Meister des philosophischen Begriffs
zum schwärmenden Rhapsoden. Das
macht: Schiller ist durch die strenge
Zucht der Kantischen Philosophie go
gangen; in ihr fand er die systemati-
schen Richtlinien, die den überschäumcn-
den Strom seiner Denkerphantasie llär»
ten und «indämmten. Shaftesbury
war dagegen ein Verächter systematischen
Denkens, dem gegenüber er das genia-
lische Gedankenspiel des philosophischen
Virtuose verfocht; und wenn sein
Wiedererwecker ihm auch in diesem
Punkte kräftig zur Seite tritt, also in
dem Rhapsodischen gegenüber dem
Systematischen das Höhere erblickt,
so hätte ihn das Beispiel Schillers be-
lehren können, wie strenge begriffliche
Gliederung und systemarisch geschlossene
Durchführung durchaus nicht zu schul-
meisterlicher Trockenheit zu führen
braucht, sondern mit hinreißendem Ge-
dankenschwung sehr wohl vereinbar ist.
In seinen „Briefen über die
ästhetische Erziehung des Menschen",
diesem viel zu wenig gewürdigten Iu»
wel unserer philosophischen Literatur,
leitet Schiller den Begriff der echten
Kultur aus dem Begriff der Mensch-
heit ab, unbekümmert um die ihm als
Historiker wohbekannte Tatsach«, daß
in fast allen als hochkultiviert gerühm»

ten Zeitaltern bisher die Menschheit ge» funken und entartet gewesen ist. Weit davon entfernt, gleich einer vor kurzem noch bei uns beliebten „geistreichen" Kulturphilosophie den unvermeidlichen Zusammenhang von Kultur und Entartung zu behaupten, läßt er sich als echter Idealist durch keine empirisch-zufälligen Begleiterscheinungen daran verhindern, die reine Idee der Kultur als in der Idee der Menschheit notwendig begründet nachzuweisen. Wahre Kultur ist kein oberflächlicher Firnis, kein entnervender und verweichlichender Lurus, kein feminines Hsthetentum, sondern die Krone und Vollendung der Idee der Menschheit selber.

Weiser vermißt nun (S. 469) bei dem Neuhumanismus unserer klassischen Epoche das Staatsideal. Wenn er Hegel in dies« Epoche nicht hineinrechuet, so hat er freilich recht; doch es fragt sich, ob er damit der größten Blüte deutschen Geistes nicht die philosophi' sche Spitze abbricht. Aber wie man es auch mit diesen Abgrenzungen halten mag: für den durch Schiller und Wilhelm v. Humboldts Geistesrichtung be» zeichneten Abschnitt ist diese Behauptung jedenfalls zutreffend; die historische Staatsidee haben sogar beide mit vollem Bewußtsein abgelehnt. Humboldt verlangt, Schiller erwartet vom Staate keine Hilfe; nach Schillers eigenen Worten hat der historische Staat, d. h. der „Notstaat", der „Ge» waltstaat", das Übel selber verschuldet, und der wahre Staat, der „Vernunftstaat", anstatt diese bessere Menschheit begründen zu können, müßte erst selber darauf gegründet werden.

Die Persönlichkeit mit ihrer von innen heraus entwickelten Kultur sollte Zwangsstaat und Zwangsmoral überflüssig machen. Brauchte doch diese „gesunde und schöne Natur" — wie es in Schillers großem Briefe an Goethe über den „Wilhelm Meister" heißt — leine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik, ja kein« Gottheit und Unsterblichkeit, um sich daran zu stützen und zu halten! Höher konnte die Idee der Persönlichkeitskultur nicht gut getrieben werden; aber die Geschichte erteilte ihr, wie allen ertremen Ideen früher oder später, alsbald eine ernste Lektion in den von Schiller nicht mehr erlebten napoleonischen Kriegen, die die Erneuerung der Staatsidee und

die strenge Unterordnung der Persön»
lichkeit unter ihre Forderungen notwendig machte. An die Stelle einer ästheti»
schen Erziehung des Menschen tritt
Fichtes nationale Erziehung des Deutschen; an die Stelle von Humboldts
Geringschätzung des Staates als des
Unterdrückers der freien Persönlichkeit
tritt Hegels große Lehre vom Staat«
als dem Begründer der wahren, der
einzig möglichen Freiheit; und selbst
Goethe, der in „Wilhelm Meisters
Lehrjahren" das Evangelium der ästhetischen Erziehung, der harmonischen Persönlichkeitskultur verkündet und in
plastischen Gestalten hat lebendig wer»
den lassen — selbst der alte Goethe tut
in den „Wanderjahren" den Schritt
von dem Individualismus des achtzehnten Iahrhunderts zum sozialen Geiste
des neunzehnten voll Überzeugung mit.
Der Verfasser möge mir verzeihen,
wenn ich seine Ausführungen über unseren Neuhumanismus hier durch ein
paar eigene Bemerkungen zu ergänzen
versucht habe. Aber ich hielt sie für
notwendig, weil sie mit dazu dienen,
seine Wertschätzung Shaftesburys auf
das rechte Maß zurückzudämmen.
Shaftesbury steht in der Geschichte der
Philosophie da als der Schöpfer einer
Ästhetischen Geschmacksmoral; und wenn
er durch sie höchst anregend und befruchtend auf das deutsche Geistesleben des
achtzehnten Iahrhunderts gewirkt hat,
so hat ihn doch der deutsche Geist an
Kraft und Tiefe weit überflügelt und
überwunden. Wohl hat auch Shaftesbury die Idee der Persönlichkeitskultur

zu ergänzen versucht, durch eine Staatslehre, die er im Kampf mit dem Absolutismus eines Hobbes gewonnen hat. Aber diese Lehre ist doch, was die innere Politik anlangt, eine spezifisch englische und darum auf ander« Verhältnisse nicht ohne weiteres übertragbar. Dagegen sind seine Grundsätze in der äußeren Politik gerade in unseren Tagen wieder von höchstem Wert und Interesse; denn Shaftesbury war ein entschiedener Gegner des englischen Imperialismus. In dem Prozeß der imperialistischen Ausdehnung verläßt der Staat nach seiner Überzeugung seine natürlich« Grundlag«. In dem Impe» rium lockern sich die für den inneren Zusammenhang des Staates so wichtigen Gefühlsbande, an die Stelle des von innen her organisch Bindenden tritt ein zentralisierender, lebentötender Mechanismus, an die Stelle gesunden Maßes und kulturbringender Form ein sich selber zerstörendes Unmaß. Und wie sich in Shaftesburys Denken der griechische Logos« und der römische Nomosbegriff zu verschmelzen suchen, so weisen auch seine politischen llber« legungen auf einen Ausgleich zwischen dem griechischen Individualismus und dem römischen Imperialismus, dem griechischen Kulturgedanken und dem römischen Machtwillen hin. (S. 455.)

Die Geschichte hat- einen andern Weg eingeschlagen, als Shaftesbury hoffte; England ist auf dem Weg skrupelloser Machtentfaltung ein Weltreich geworden. Und es fragt sich, ob für den philosophischen Denker mit einer moralisierenden Beurteilung vollendeter Tatsachen irgendetwas gewonnen ist. Denn wenn, wie Lorenz von Stein im Sinne Hegelscher Geschichts» auffassung sagt, nichts der strengen Schärfe der Gedanken vergleichbar ist, welche in den historischen Tatsachen zur Wirklichkeit werden, so muß zugegeben werden, daß eine solch« moralisierend aburteilende Betrachtung sowohl theoretisch unbefriedigend, wie praktisch unfruchtbar bleibt. Zweifellos walten auch über dem geschichtlichen Handeln und Geschehen letzten Endes höchste sittliche Ideen; die Weltgeschichte ist das Weltgerickft; aber sie enthüllen sich erst der rückschauenden Betrachtung. Die eisernen Notwendigkelten der Politik werden nicht auf der Goldwage der Moral gewogen, und selbst ein Goethe

behauptet, daß der Handelnde immer
gewissenlos sei. Das Verhältnis von
Recht und Macht theoretisch a priori
zu bestimmen, ist unmöglich, und auch
Shaftesbury wäre es schwer gefallen,
die Grenze zwischen Macht» und Kul-
turwillen erakt zu ziehen. Daß eine
Macht sich selbst beschränke, erklärt so-
gar ein Sozialist wie Louis Blanc für
eine lächerliche Forderung. Macht
kann nur durch Macht eingeschränkt
werden, also der englische Imperialis-
mus nur durch den Imperialismus an-
derer Völker. Verdammt man jenen,
so muß man auch diesen verdammen
oder im Prinzip beide als notwendig
anerkennen, wobei man natürlich, je
nach seiner Nationalität, dem einen oder
dem anderen Sieg und Gedeihen wün,
schen wird.
Philosophisch wird dann die Ge-
schichte begriffen als ein rastloses Rin»
gen politischer Kräfte mit unvermeid-
licher Verschiebung von Machtverhält-
nissen und Vernichtung überlebt/r,
morsch und alt gewordener Rechte.
Macht und Recht schließen sich darum
eben so wenig aus, wie sie sich je
gänzlich decken. Keine Macht kann be-
stehen ohne ein sittliches Fundament;
aber jede Macht läuft auch Gefahr,
ihre geschichtliche Aufgabe in Selbst-
überschätzung zu verkennen, in Willkür
auszuarten und sich damit selber das
Grab zu graben.
Doch solch« Gedankengänge sind dem
ethischen Pathos des Verfassers wohl
schon zu „objektiv". Eine philosophisch
abschließend« Lösung der Probleme
»

widerstrebt ja seiner ganzen Geistesrich«
tung; um so stärker ist seine Gabe, durch
eine alle Willenskräfte aufrüttelnde Be-
geisterung zu erheben und mitzureißen.
Es bedarf keiner Frage, daß ein solches
Buch der Zeitstimmung ungleich mehr
entgegenkommt, als eine kühl-objektiv
gerichtete geschlchtsphilosophische Erwä»
gung es tNe. Möge sich niemand durch
den Namen eines halb in Vergessenheit
geratenen Engländers abhalten lassen,
ein Buch zu lesen, das unendlich viel
mehr enthält, als sein Titel verspricht,
und das, alles in allem betrachtet, als
eine seltene Vereinigung gelehrten
Forschens, phantasievollen Denkens
und echt deutschen Empfindens bezeich-
net werden muß. —

Rundschau dev Kriegs« literatur XXIII.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Der bereits durch mehrere Kricgs-
schriften, die weit über das Durch«
schnittsmaß dieser Art Literatur her-
vorragten, bekannte Anton Fen-
drich hat bei der Franckh'schen Ver-
lagsbuchhandlung in Stuttgart ein neues
Buch erscheinen lassen, in dem er die
Eindrücke wiedergibt, die er auf einer
Reise durch Deutschland empfangen hat,
auf der er einen genauen Einblick in
die Rüstung Deutschlands für den End-
kampf tun konnte. Mit der ihm eigenen
Lebhaftigkeit schildert er dem Leser das,
was er gesehen hat, als er in Stadt und
Land, in Munitionsfabriken und an
vielen anderen Plätzen Einkehr hielt
und die eifrige Kricgsarbeit sah, die
hinter der Front in der Heimat in
mannigfachster Weise geleistet wird.
Auch dieses neue Büchlein Fendrichs,
das den Titel „Wir" trägt, und das der
Verfasser als „Ein Hindenburgbuch"
bezeichnet, wird vielen Lesern der
früheren Schriften des Verfassers will-
kommen sein.

Ganz ausgezeichnet ist auch das Buch
„Vom deutschen Wesen", das aus der
Feder des bekannten norwegischen
Schriftstellers Björn Björn son
soeben im Verlage von Oesterheld K Co.
(Berlin) erschienen ist. Mehrwöchige
Reisen an der Ost- und Westfront, bei
den deutschen und österreichisch»unga-
rischen Truppen, im besetzten Belgien
und Polen haben es dem Verfasser
ermöglicht, aus eigener Anschauung
deutsches Wesen, deutsche Organisation
und deutscher Männer und Frauen

Arbeit kennen zu lernen, und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß Björnson die Eindrücke und Empfindungen, die er während dieser Zeit an und hinter der Front gesammelt hat, der Öffentlichkeit übergeben hat; denn der Verfasser gibt in seinem Buche ein völlig objektives, wirklich neutrales und deshalb besonders wertvolles Bild von Deutschland und seinen Verbündeten im Kriege.

Das bereits vielbesprochene Thema „Mitteleuropa" behandelt Dr. Iacques Stern im 92. Heft der von Ernst Iäckh bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgegebenen Schriftenreihe „Der deutsche Krieg". Der Verfasser will in diesem Heft keine ausführliche, abgeschlossene Geschichte des Mitteleuropagedankens geben, sondern „nur Bausteine und Grundlinien" dieser politischen Idee, wie sie sich von Leibniz über Friedrich List und Konstantin Frantz, Planck und Lagarde bis zu Friedrich Naumann entwickelt hat.

Einen interessanten „Blick in die Zukunft", wie es der Verfasser selbst nennt, tut Professor Dr. Iulius Wolf in einer bei Ferdinand Enkc (Stuttgart) erschienenen kleinen Schrift: „Nahrungsspielraum undMenschen zahl . Von besonderem Interesse ist das Ergebnis, zu dem Wolf in seinen Betrachtungen gelangt, daß nämlich die Bevölkerungsvcrmehrung sowohl in Deutschland als auch in den übrigen am Welt«

kriege beteiligten Staaten „in einem geschichtlich gesehen überaus nahe liegenden Zeitpunkt" zum Stillstand kommen wird. Allerdings mit zwei Ausnahmen: Rußland und die mongolischen Völker. „Die russische Vermehrungsrate ist trotz vereinzelter sinkender Geburtenfrequenz nicht im Rückgang, sondern, wenn nicht alles trügt, noch auf lange hinaus im Aufsteigen begriffen." Nicht anders ist es mit den noch weiter östlich wohnenden Mongolen. Diese Tatsache kann nicht oft genug hervorgehoben werden, und auf diesen Umstand wird jede Politik der Zukunft besondere Rücksicht nehmen müssen.

„Die deutsche Tagespresse und die Kritik" betitelt sich eine Rechtfertigungsschrift des Leipziger Nationalökonomen Professor Dr. K a r l Bucher (Verlag von I. C. B. Mohr in Tübingen) gegen Angriffe, die zahlreiche Zeitungsleute gegen ihn wegen seiner im Jahre 1915 erschienenen Schrift „Unsere Sache und die Tagespresse" unternommen haben. Wir haben bereits früher auf diese kleine Schrift Buchers hingewiesen und die treffenden Gedanken, die in ihr zum Ausdruck gebracht sind, hervorgehoben. Wir können es uns daher ersparen, auf diese neue Veröffentlichung näher einzugchen. Sie wird jedoch sicherlich alle Leser der früheren Schrift interessieren.

Immer zahlreicher werden jetzt die Schriften über die „Kricgszicle", die Deutschland und seine Verbündeten verfolgen müssen. So gefährlich und schwer es ist, schon im jetzigen Augenblicke, wo noch auf allen Fronten die Kanonen das Wort haben und sich das Endresultat bei Beginn der Friedensverhandlungen noch gar nicht mit Bestimmtheit übersehen läßt, ein festes Programm für die Verhandlungen und bestimmte Forderungen auszustellen, die dem Gegner auferlegt werden müssen, so ist es doch andererseits keinesfalls als falsch und völlig überflüssig zu bezeichnen, wenn schon jetzt Männer der Wissenschaft und Praris zu den vielen Fragen Stellung nehmen, die beim kommenden Friedensschlusse von Bedeutung werden können. Es ist nicht zu leugnen, ein großer Teil von dem, was über „Kriegsziele" geschrieben wird, verlohnt sich nicht gelesen zu werden; aber es gibt doch einige Schriften, die hervorgehoben zu werden verdienen,

mag man auch nicht mit allen ihren Aus-
führungen sich einverstanden erklären
können. — Genannt sei zunächst eine
Sammlung von Aussätzen, die Dr.
Alfred Iaffe im letzten Viertel-
jahre in der „Europäischen Staats- und
Wirtschaftszeitung" veröffentUcht hat
und die nunmehr unter dem Titel
„Kriegsziele" in Buchform im Verlage
obiger Zeitschrift erschienen sind. Wie
der Verfasser selchst im Vorwort aus-
führt, predigen diese Aufsätze nicht
„einen englischen oder russischen Frieden,
sondern den möglichst langen Aufschub
der Wahl zwischen beiden, um unsere
Stellung für die Verhandlungen zu
stärken". In dieser Tendenz kann man
dem Verfasser voll und ganz beipflichten;
denn nichts wäre verkehrter, als bereits
heute sich auf bestimmte Forderungen
festzulegen. Weniger befreunden können
wir uns mit den Vorschlägen, wie
Iaffs die beiden größten Probleme
an unserer West- und Ostgrenze zu lösen
gedenkt. Weder eine „Personalunion
zwischen Preußen und Polen" noch die
„Bildung eines holländisch-belgischen
Gesamtstaates", wie der Verfasser vor-
schlägt, erscheint uns als die für uns
günstigste und vorteilhafteste Lösung der
polnischen und belgischen Frage. Wir
werden vielleicht später noch einmal
genauer auf diese höchst wichtigen Fra-
gen zurückkommen ;es ist leider nicht mög-
lich, an dieser Stelle genauer auf die
nichtsdestoweniger interessanten und
lesenswerten Ausführungen Iaff6s ein-
zugehen.

8"

„Klarheit über die Kriegsziele" verlangt Dr. Alfred La nick in einer^Schrift, die bei der Politischen Verlangsanstalt in Heidelberg erschienen ist. Im ersten Teil der Schrift behandelt der Verfasser das Thema, was wir beim Friedensschluß fordern müssen, wobei er zu dem Schluß gelangt, daß nur in einer Vergrößerung der strategischen, wirtschaftlichen und politischen Macht Deutschlands eine Sicherung gesehen werden kann gegen neue Überfälle seitens unserer Nachbarn und Gegner. Weit interessanter und dankenswerter ist der zweite Teil des Buches, in dem der Verfasser eine Zusammenstellung von wichtigen Kriegszieläußerungen und «denkschriften vereinigt hat und der die Stimmen der verschiedenen politischen Parteien, der politischen und wirtschaftlichen Verbände, sowie einiger hervorragender Personen enthält.

Ferner sei das 34. Heft der „Bibliothek für Volks« und Weltwirtschaft" („Globus", Wissenschaft!. Verlagsanstalt, Dresden) kurz genannt, in dem Dr. A. Poulimenos unter dem Titel „Europas Frieden" eine geschichtliche Auffassung des kommenden Friedens zum Ausdruck zu bringen sucht. — Im Anschluß hieran möchten wir auf ei» bei Duncker K Humblot (München und Leipzig) erschienenes Buch von Professor Hans Prutz: „Die Friedensidee. Ihr Ursprung, anfänglicher Sinn und allmählicher Wandel" hinweisen. Prutz verfolgt hier die Friedensidee von ihrer angeblichen Begründung durch die Bibel durch das Mittelalter hindurch bis in das achtzehnte Iahrhundert, wobei dem angeblichen „großen Plan" Heinrichs IV. von Frankreich, der lediglich eine Erfindung seines Ministers Sully ist, besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Aber alle die Pläne und Gedanken von Staatsmännern, Rechtsgelehrten und Philosophen bis ins 18. Iahrhundert schwebten mehr oder weniger in der Luft, es waren Luftschlösser, die ihre Erfinder auf dem Boden einer idealen Welt aufbauen wollten. Als ersten, der den Boden der ihn umgebenden Wirklichkeit nicht verlassen hat, bezeichnet Prutz Kant, den er daher auch als „Vater der modernen Friedensidee" bezeichnet. Seit jenen Tagen ist jedoch — wie der Verfasser am Schluß kurz ausführt — der Gedanke des ewigen Friedens seiner

Verwirklichung nicht näher gekommen, und die Aussichten, zu diesem idealen Zustande zu gelangen, sind besonders seit dem Weltkriege keineswegs gewachsen.

Ein Buch, das zweifellos viele Leser finden wird, ist im Verlage von Otto Thiele in Halle erschienen. Unter dem Titel „Für Freiheit und Recht" schildert Oberst Dr. Krumm «Heller seine Erlebnisse aus dem merikanischen Bürgerkriege. Mag es auch manchmal den Anschein haben, als ob der Verfasser dies oder jenes zu sehr durch die Brille der „Carranzisten" sieht, so bieten seine Schilderungen doch eine recht wertvolle Bereicherung unserer nicht allzu reichlichen Literatur über Meriko. Der flüssige Stil, in dem Krumm-Heller seine Erlebnisse geschrieben hat, und die interessanten und spannenden Schilderungen, die dieses Buch enthält, werden ihm viele Freunde gewinnen, und wenn man einen Wunsch aussprechen darf, — dem wohl alle Leser beistimmen werden —, so wäre es der, daß der Verfasser der 2. — möglichst noch vermehrten — Auflage eine Karte seines neuen Vaterlandes beifügt, da nur wenige deutsche Leser ganz taktfest in der Erdkunde von Meriko sein dürften. — Erwähnt seien ferner die Lebens« erinnerungen von Professor Martin Mandt, die von Veronika Lühe im Verlage von Duncker K Humblot herausgegeben und von Professor Theodor Schiemann mit einer interessanten Einleitung versehen sind. Wir müssen uns

eine genaue Besprechung des Buches, das den Titel: „Ein deutscher Arzt am Hofe Kaiser Nikolaus' I. von Rußland" führt, für später aufsparen, wollen aber nicht verfehlen, schon an dieser Stelle auf diese Neuerscheinung hinzuweisen, die Schiemann mit Recht „als eine der intimsten und zuverlässigsten Quellen zur Geschichte Kaiser Nikolaus' für die zwanzig Iahre" bezeichnet, „die zwischen 1835 und dem zwanzig Iahre danach erfolgten Tode des Kaisers liegen". —

Eine Auswahl aus den Werken Leopold von Rankes hat Dr. Rudolf Schulze unter dem Titel „Männer und Zeiten der Weltgeschichte" im Verlage von I. P. Bachem in Cöln herausgegeben. Dieses dreibändige Werk, dem der Herausgeber eine lehrreiche Einleitung über Ranke und seine Werke vorausgeschickt hat, wird allen denen eine willkommene Gabe sein, denen es an Zeit oder Geld mangelt, die Werke unseres hervorragendsten Geschichtsforschers in ihren früheren umfangreichen und kostspieligen Ausgaben zu lesen. —

Zum Schluß sei noch „Die Geschichte der Schweiz" von IohannesIe« gerlehner genannt, die im Verlage von Frobenius in Basel erschienen ist. Schlicht und doch lebendig, von tiefer Heimatliebe durchdrungen, ist die Sprache, in der Iegerlehner hier der Iugend und dem Volke die Schweizer Geschichte erzählt. Die fesselnde Art seiner Schilderung wird ihm sicherlich auch unter der deutschen heranwachsenden Iugend viele Freunde erwerben.

Theaterrundschau.

Von Assaf Ciffrin.

I.

Die Kammerspiele des „Deutschen Theaters" gaben „Fasching" von Molnar. Beim Anblick des Stückes fragt man sich zweierlei: Ist es so schal, weil es Fasching heißt? (Fasching dringt nicht in Tiefe des Erlebens) oder, weil es Molnar schrieb? In dieser Oberflächlichkeit auch nie etwas vom Blau des Elementes zu sehen! Die Stärke Molnars (die er anderwärts offenbart) liegt in der stilisierten Oberflächlichkeit. Hier täuscht er vor und scheut sich nicht vor der Mühe, Tiefe vorzuspiegeln.

Molnar wirkt in diesem Stück auch kaum durch seine Eigenart, durch schöne Oberflächlichkeit. Da laufen Menschen,

die dem Faschingsauge so scheinen
mögen, das selber nicht ein Bild vom
anderen unterscheiden kann. Ober-
flächenschaum, der sich nie kristallisiert
zu einem Gedanken, einem Wunsch,
einem Gefühl — einer Gestalt;
anders tut er es anderwärts und wird
nie dort banal wirken.
Der Diamant der Prinzessin, ein
Auge des heiligen Brahma (!), ging
verloren, und alles sucht nach diesem
Diamanten. Bei dieser Gelegenheit
kommen Geheimpolizisten und Gar»
derobiören auf die Bühne — weil es
ziehen und packen könnte, trotz der
Hohlheit. — Das Stück lndet an Ver-
zettelung ; trotz kurzer, knapper
Redebindung, die eine Geschlossenheit
vortäuscht. Es wird bei keinem Gegen-
stand geblieben: Diamant, Liebe, Dia-
mantenliebe . . . und hinter all diesen
Vorgängen prustete ohne Unterlaß Zi«
geunerfiedel und Zigeunerbaß... um
die Stimmung bei Zuschauer und Schau-
spieler wachzuhalten.
Die Gestalten sind nur nach Frack-
abstufungen zu unterscheiden; alles ist
im Frack — auch die Seelen sind befrackt.
Figurinen, die auf der Bühne noch mehr
verblassen.
Ist's Ausschnitt aus dem Salon?
Wesen des vorigen Iahrhunderts?
Der Zukunft einen Gran verpfän-
dend? — ich glaube kaum.
Das Stück ist auf die Kunst Leopol-
dine Konstantins gestellt; und

so ist es erklärlich, daß viele Menschen und Neugierige sich in die Kammerspiele drängen, um sie zu sehen, die die heißblütige Ungarin spielt, fabelhaft sich selber gibt und mit ihrem anmutigen Wesen Auge und Ohr ergötzt. Die anderen Gestalten sind Puppen neben ihr, vom Dichter so gewollt. — Da denkt man immer an Molnars schönes Stück: „Das Märchen vom Wolf", das vor drei Jahren in Berlin auf die Bühne kam und merkt den großen Abstand zwischen jener fein zugespitzten Motivgestaltuiig und der heutigen Leere. Dem reichen Grafen, dem Gatten der Heißblütigen, fließt das Geld beim Spiel in Bächen zu — indes er seine Frau verliert. Das wird zweimal gesagt, ungefähr: wer Pech in der Liebe hat, hat Glück im Spiel — oder: wer Pech im Spiel hat, hat Glück in der Liebe; das schimmert mehrmals sehr stark durch. — Den Vulkan, den in Liebe Entzündeten, gab mit eisiger Steifheit ein junger, schöner Mensch. Raoul Aslan ist sympathisch, hat ein prächtiges Organ, edles Profil, schönes echtes Haar (das konnte man alles nachmals bei der Aufführung von „Elga" in der Volksbühne feststellen), allein er ist ohne Glut — und bleibt ganz Äußerlichkeit. Ein Regisseur könnte manches beheben. Aslan kommt von einer Hofbühne in Süddeutschland . . . Holländers Regie schien zu sagen: man rette, was man kann, und entledigte sich mit Geschmack der spröden Aufgabe.

II.

Molieres „Geiziger" ist von Sternheim bearbeitet auf die Bühne des Deutschen Theaters gekommen. Der Erfolg war außerordentlich — und ein Verdienst Moliere-Pallcnbergs; Sternheim hat so viel bearbeitet, daß Meliere litt — und die Zuschauer mit. Iegliche Uebersetzung leidet; jegliche Bearbeitung kann, — ist sie von einem Dichter gleicher Natur wie der zu Übertragende —, die Übersetzungsmängel mildern. Die Mängel sind hier nicht gemildert — die Bearbeitung eine Entkräftung Meliere« scher Art geblieben.

Heißt es im Französischen, als Harpagon seine Tochter ohne Mitgift verheiraten will: „5ÄN8 6ör. (t scharf ausgesprochen), »ans 6oute . ." so ist die Übersehung ins Deutsche: „ohne Mitgift — das versteht sich oder selbstver-

ständlich" sehr matt; die Bearbeitung hat
die Mängel nicht gemildert, hingegen
durch unnötige Zutaten vergröbert.
Stammen manche Unzulänglichkei-
ten von Sternheim, der Moliere zu
viel nahm, oder von Moliere, dem Stern«
Heim zu viel ließ? — Moliere bleibt ein
Ewigjunger, trotz einzelner grauen Haa-
re, die sich an seiner Perrücke zeigen;
die konnte man entfernen — ohne
Viernheims „Bearbeitung". Jenseits
dieses Erdkreises blinkt so fabelhaft klar
Molieres Stern, den Sternheim in
seine Morgenröte herabholen durfte.
Er hat ihn zerzaust. Schade darum,
weil die Aufführung des Geizigen und
die Aufführung des „George Dandin"
auf der gleichen Bühne Moliercschc
Dichtkunst selbständig und lebendig ge-
nug zeigte.
Die Typik, die etwas Starres an
sich hat, ist von Reinhardt mit
genialem Zug in Fluß gebracht worden,
so daß beiden: Reinhardt und Moliere-
Pallenberg, der große Erfolg zuzu-
schreiben ist. — Die vielen Einzelzügc
bei Pallenberg ergeben sich aus seiner
fabelhaften Sicherheit (die nicht Routine
ist) und alle steigern sich zum Lebendigen
eines Gesamtbildes, das unvergeßbar
bleibt und — bleiben wird.
Die Kahlheit der Dekoration in
Harpagons Wohn-, Empfangs-, Schlaf-
zimmer (?), alles in einem, spricht die
ganze Erposition, Tragikomödie und
das Typische der Harpagonseele aus —
kurz, treffend, umrahmend. Die ge-
drängte Überfülle in Cleanths Schlaf-

gemach läßt die Verschwendung ahnen. (Leider allzu sehr; das, dünkt mich, war ein Fehler der Bearbeitung, die nur den Gegensatz, nicht den absoluten Maßstab, den Moliöre besaß, unter« strich. Cl6anth wäre dann auch nicht als Tugendbold zu zeichnen!) Reinhardt hat meisterhaft mitgedichtet — und man könnte eher sagen, daß er die Stern» heimsche Bearbeitung gemildert hat und Moliöre vorzudrängen schien. Der Abend bleibt unvergeßlich.

Reinhardt bat auch, in Gemeinschaft mit Ferdinand Gregori, Schönherrs „Volk in Not" (siehe Seite 90) in der Volksbühne zu beleben versucht. Das Stück ist zu sehr Bild und Zustand, um lebendig werden zu können. Er ließ es naturalistisch spielen und Kanonendonner und Gewehrgeknatter aufführen. Technisch wurde somit etwas geleistet — allein bei der Technik blieb es. Es lag am Stück; von den vielen Worten. blieb keines haften. DieSchauspieler, darunterHartmann und Werner Krauß, hattenMühe, etwas zu gestalten. Inhalt war spärlich, kaum über das Typisierende herausragend, gegeben. Es blieb alles bei Bildern.

Von einer anderen Aufführung in der Volksbühne, „Elga" von Gerhart Hauptmann, ist nur zu sagen, daß die Aufführung außerordentlich mäßig war. Das Stück i,st bekannt; es hat viele Schönheiten — bildet aber keine geschlossene Schönheit. Es mag allerdings sein, daß eine gute Aufführung die Dichtung wirksam belebt hätte. Dieses Mal war sie mäßig — an eine Provinztheateraufführung gemahnend. — Gregori inszenierte und ganz gute Schauspieler, wie Ian,nings, der den Grafen zu geben sich bemühte, waren gar nicht am Platz. Eine Müdigkeit lagerte über dem Spiel, was selbst Wertvolles nicht aufkommen ließ.

An dieser Stelle war neulich gesagt, Reinhardt bekümmere sich mit Unrecht nicht der Iüngsten. Die verflossene Spielzeit bestätigt die latente Abneigung der Reinhardtbühnen gegen Iunges und Iüngstes — das heute schon viel verheißt, und Reinhardt blieb der Konservator und konservative Künstler altklassischer und modernklassischer Dichtung. Dafür weiß man ihm heute Dank; tiefen, ehrlichen Dank. — Daß aber ein Jahr ums andere ins Land geh» und er das jüngste Geschlecht ganz

ignorierte, dafür wird die Zukunft ihm weniger Dank schulden.
Doch heute heißt's: Reinhardt plante für die Winterspielzeit die ständige Einrichtung einer Versuchsbühne.
Die Flügel lösen sich — und mancher »unge Künstler — Dichter und Regisseur — darf heute Frühlingsahnung atmen. Das Winterspiel wird sprechen . . . und wie man hoffen möchte: wird das Winterspiel eine Frühlingssprache der Iüngsten und zwar dauernd sprechen . . .

III.

Das Lessing-Theater hat durch die Aufführung von Heinrich Manns „M a da m e Legros" der Iugend einen großen Dienst getan (siehe Seite 88). Das Stück erwies sich als gesund, dramatisch naiv und schön. Die Aufführung war abgerundet, klar und verhalf dem Stücke zum vollen Erfolg. Lina Lossen spielte die Madame Lcgros. Sie ist zu wenig Kleinbürgcrin, als daß man sagen könnte, sie fülle Madame Legros aus. Aber Lossen ist so sehr Mensch, so tief naives Weib, daß sie die Revoltcmacherin weit über das Maß der Unruhestifterin erhob — zu einem ethifch abgerundeten Ziel führte, wo man das weite Land des Menschentums sah, sich vertiefen wollte,die'Augcn festhaften ließ. Die Naivität dieser Künstlerin, die jeder ihr glauben muß, umhüllt im vorhinein ihre Gestalten mit der Märtyrerreinheit, die in solchen Naturen

unerschöpflich ist. Ihr muß man alles glauben. Unbewußt, um einen Freund zu retten, würde sie auf einen elektrischen Kontakt drücken und eine Mine in die Luft springen lassen — und behielte dieses naive engelreine Antlitz, das so viel Entsagung, Selbstopferungswille, Güte bis zur Narrheit offenbart. Lossen hat etwas vom Ewigweiblichen in ihren Gestalten — und ihr nachzudichten wäre genau so viel Kunst, wie ihre Schöpfungen aus Dichters Mund.

, Theodor Loos sprach in einigen Worten Ahnung und Zukunft voraus. Bruno Ziener als Mr. Legros war trefflicher Kleinbürger. ^ Noch ist das Fräulein Unda zu nennen, das als Marie-Antoinette eine alte, längst gestorbene Welt lebendig wiedergab und ausgezeichnet den Gegensatz zur weit sie sittlich überragenden Mme. Legros hervorhob.

Die Aufführung war schön. Bar « nowski traf da den Kern der seinem Haus eigenen Kunst.

IV.

Das Residenz»Theater hat sich zur Aufgabe gemacht, slavische Literatur zu bringen. Die Bühne brachte Tschechows „Möwe".

Das Stück ist symbolisch offen, d. h. eigentlich schon unsymbolisch, weil alles dick unterstrichen ist. Vor lauter Fülle und Überladenheit wirkt es ermüdend und war kaum ein Genuß.

Die „Möwe" behandelt eine literarische Angelegenheit, die längst gestorben, ehe der Vorhang der Bühne aufgeht; und wirkt daher alt.

Will man diesem Stück beikommen, so zerschmilzt es von selbst, weil es nichts Sonderbares sagt und es auf keine sonderbare Weise sagt. Grübelei, vor Liebe zergähnend, ohne Aussicht, pessimistische Gedanken, optimistische Regungen, oft das Lächerliche streifend, sind Grundzüge (!) des Stückes. Man empfindet sofort: das Stück ist lose zusammengefügt, lose aneinander geleimt. Es liegt zersetzende Natur darin, ein circuluä vitiv8U8 des Lebens, alle sind geprellt — alle sind enttäuscht, kaum einer weint, kaum einer lacht — aber im lachenden Halbweinen rinnt dieses Leben dort ab.

Es war ein Kunstversuch, der in Versuchskunst ertrank.

Auch das Spiel war ermüdet, ermüdend, schläfrig. Diese Bühne, die

sonst ein gutes Zusammenspiel an den
Tag brachte, versagte. Obgleich die
einzelnen Spieler nicht schlecht waren
(Carl Forest, Kaiser»Titz), so boten sie
nichts Geschlossenes, was am Stück
gelegen haben mag.
Der Schauspieler, der die Hauptrolle
gab, heißt Szallit. Es schien früher,
insbesondere in der Aufführung der
„Warschauer Citadelle", als ob er etwas
verspräche. — Gerade in diesem Stück
hätte seine Natur der Hoffnung auf
eine Entwicklung entgegenkommen dür-
fen — und können. Er hat versag».
Nie ist Ähnliches so weinerlich und un-
interessant gespielt worden. . .
KerichttKnng.
Im Juni Heft mich es in dem Aufsatz:
.Deutschland und die Deutschen in der
russischen Literatur. 2. Dostojewski" von
lli. MI. Rosa Heine heißen:
auf Seite 312, Zeile 5: den Deutscheu (statt:
der Deutsche!!), geile 18: verchren (statt:
verHeren).
Seite 314, Zeile 17: der,Heniale Bismarck"
(statt: der geniale Bismarck). Zeile 21:
dieses (statt- diese). Zeile 27: Leugner
(statt: Verleugner).
Seite 314, Zeile 2b und Seite 315: Zeile 10:
belletristischen (statt: bellestristischen).
Die Redaktion.
Goldene Hochzeit. Der Chefredakteur des „Karlsbader Tagblatt", k. u. l.
Hofbuchhändler Hans Feller in Karlsbad und Frau Agnes, geb. Wagner
begingen die Feier ihrer goldenen Hochzeit.
Unverlangte Manuskript« senden «ir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
««au.«»« u»l> Ih«fi«!>a!!«ui i Pi°f. vr. Lud»!« 2t «In In V»«n N ,0, LNtzowur« „. <3«le,°n «n»
»«»ll»«l «3<».)-«n«»»««UIch«r«»»«»»«»l: I»..«,!«!», »»»«« w»l»«l»u.-«U«!«-»«»l'^»!K «»«<»«
»lrlll«« ». « tzoftuchhondiun, <3. ««NU,, »»»»„I> V. »««N^uic,» 2. — »«>«, »»» «n<« »«
Schiauch«» «u«t,l«ck»«> »ee«,»«l««»»«l. «.«. ««»»»» lli.

ln8eraten ^nnakme
Verlag, Lrezlau III; l«m«r äurol» äi» ?irm»: Nuäoll Uos»« uucl äi«
ln«ertlon3psel», pro <6 mm br«it« 2«il« <Nuäoll >loW«'» ^orm»I-
2eil«um«8er No. b) 70 ?l.

3^Q
/^F^^
Nildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift
Exzellenz des Generalobersten von Kessel, Oberkommandierenden in den MarkÂ».

EmeKuOeMmMjM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei,<^W^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. St«In»ck«. «eithold Luii«. «lM1ch«».».h»fbuchh»»U. «l»Ie»» L«N«ii»lch
Stockholm Christiania Konstantinopel
l.«. Fi!tz«, I^Ib«Ii'I« Nof»I«. ?«l»d Dybwod «»chhdlg. Intllnot. Nüchhondl. 0»<» ««U.
fill dl« Ploxin,«» w Lchxxd«, »»» w D«n«m»i»: »«^ »h«. Nlft»» N»ch>»l««, »»PN»!,»,«».
<üi d!« Sch«!,: »«««««. »»«>,». ». »«<»«»»»»«« H«». V»n». Jülich l.
««n«»l»«i»«wn« flll Holland! l».V. »»n«t««r»« «»» «,h«, H«««. Vu»tnchol36.
4i. Jahrgang. Band 162. Heft 515. August 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Das politische Problem der Gegenwart.

Die russische Revolution ist ein Menetekel für politisch wache Augen.
Wohin es führt, wenn ein Staatsgefüge sein soziales Gleichgewicht einge-
büßt hat, dafür bietet der Herenkessel — Rußland genannt — ein förmliches
Schulbeispiel. Unser brennendstes Problem der Gegenwart ist die Aufrecht-
erhaltung der staatlichen Gleichgewichtslage. Wenn erst die Besitzgier ange.
stachelt ist und die Bande frommer Scheu gefallen sind, dann gibt es auf der
schiefen Ebene kein Halten mehr. Wir müssen daher mit aller Kraft und
Macht darauf bedacht sein, das gesellschaftliche Gleichgewicht nach der von
uns vertretenen Auffassung des sozialen Optimismus nicht nur zu behaupten,
sondern gerade nach den Lehren der russischen Revolution bei uns zu
festigen. Wollen wir kein russisches Chaos wagen, dann müssen wir den
deutschen Kosmos gegen alles Zersetzende von Rechts und Links zu schützen
suchen. Nur die Wahrung des Bestehenden in Gesellschaft und Staat, nur
Evolution statt Revolution kann das vom Fieber geschüttelte Europa vor
dem sozialen Untergange bewahren.

Ist alles Bestehende in den gesellschaftlichen Einrichtungen, mit Hegel
zu sprechen, an sich vernünftig, wofern es auf Gattungserfahrungen unserer
Vorfahren gegründet ist, so läßt sich daraus, wie ich früher schon gezeigt
hatte, eine biologisch, logische Theorie des Konservatismus ableiten, wie dies
auch der rechte Flügel der Hegelschüler, obenan Stahl, der Begründer der
„kleinen, aber mächtigen Partei" in Wirklichkeit getan hat.

Es wird indessen not tun, meine Theorie, die ich hier in einer ge-
schlossenen Reihe von Aufsätzen verfochten habe, zu Ende zu denken, bevor
man sie mit einem bequemen Etikett versieht und unter die landläufigen
politischen Stichworte einreiht. Ich gebe zunächst ohne weiteres zu, daß
ich in allem Konservatismus, dem politischen wie dem religiösen, dem wissen«
fchaftlichen wie dem künstlerischen, nicht bloß eine mögliche, sondern eine

notwendige Vorrichtung der gesellschaftlichen Selbsterhaltung sehe. Gäbe es
keine konservativen Parteien, so müßte man sie als Bremse direkt erfinden.
Gegen die rasende Geschwindigkeit des Siebenmeilenstiefeltempos unserer
vorgeschrittenen Weltverbesserer und Gesellschaftsretter ist der Schneckenschritt
der Konservativen ein heilsames Gegengewicht. Ließe man nämlich die
Staatslokomotive ohne die politische Bremse der Konservativen, wie in Ruß-
land, mit Volldampf dahineilen, so wäre kein Halten mehr, und die düstere
Prophezeiung des englischen Denkers Spencer behielte recht: „Ich glaube,
daß der Sozialismus unvermeidlich ist, ich befürchte indes, daß er das größte
Unglück sein wird, das die Welt je erlebt hat, und daß er in einen Militär-
despotismus der schärfsten Form einmünden wird."
Der von mir vertretene soziale Optimismus hingegen verwirft, wie
alle ungesunden Schreckbilder, so besonders jedes soziale Vaticinium. Wir
sind keine willenlos grasende Schafherde mehr, die dem Rufe des Hirten
blindlings folgt, sondern zielbewußte, willensstarke, energiebelebte Menschen,
die ihre Schicksale nicht von außen her an sich herankommen lassen, sondern
dieses Schicksal selbst packen und in die eigene, eisenfeste Hand nehmen.
Unser Geschlecht besitzt gesund funktionierende Hemmungsapparate, welche
die Selbsterhaltung der Gesellschaft regeln, indem sie zwischen dem wilden
Galoppmarsch unserer Utopisten des Vorwärts und zwischen dem allzu be-
hutsamen Krebsgang unserer Utopisten des Rückwärts ein richtig balanzierendes
Gleichgewicht herzustellen versuchen. Daß dieser Versuch nicht immer und
nicht auf den ersten Wurf gelingt, darf uns nicht irre machen. Ie größer
und komplizierter der Raum ist, dessen Lufterneuerung der Ventilator zu
besorgen hat, desto schwieriger gestaltet sich das Erperiment.
Man halte uns vor allem nicht entgegen: die Macht der Vorurteile,
die nicht zu unterschätzende Macht der politisch hemmenden Parteien, der
sogenannten Reaktionäre. Einer unserer vorgeschrittensten Denker und
Forscher, der Wiener Physiker und Philosoph Ernst Mach, sagt einmal
treffend: Zu große Nachgiebigkeit gegen jede neue Tatsache läßt gar keine
feste Denkgewohnheit aufkommen. Zu starre Denkgewohnheiten werden der
freien Beobachtung hinderlich. Im Kampfe, im Kompromiß des Urteils
mit dem Vorurteil wächst unsere Einsicht. Ein gewohntes Urteil, ohne vor-
ausgegangene Prüfung auf einen neuen Fall angewandt, nennen wir Vor»
urteil. Wer kennt nicht dessen furchtbare Gewalt! Seltener denken wir
daran, wie wichtig und nützlich das Vorurteil sein kann. So wie niemand
physisch bestehen könnte, wenn er die Blutbewegung, die Atmung, die
Verdauung seines Körpers durch willkürliche, vorbedachte Handlungen ein-
leiten und im Stande halten müßte, so könnte auch niemand intellektuell
bestehen, wenn er genötigt wäre, alles, was ihm vorkommt, zu beurteilen,

anstatt sich vielfach durch sein Vorurteil leiten zu lassen. Das Vorurteil ist
eine Art Reflerbewegung im Gebiete der Intelligenz.
Iedes festgeronnene Dogma ist, in dieser Beleuchtung gesehen, eine'
logische Hemmungsvorrichtung. In unseren Trieben besitzen wir ganz analoge
Erscheinungen. So ist z. B. der Geiz eine Hemmungsvorrichtung gegen
Verschwendung, Demut und Bescheidenheit sind Hemmungsvorrichtungen
gegen Hoffart und Hochmut. Überall dort, wo wir Gefahr laufen, uns
ins Unendliche oder Uferlose zu verlieren, errichtet unser Selbsterhaltungs-
trieb solche Hemmungsvorrichtungen. In der Religion ist es das Dogma,
in der Welt der wirtschaftlichen Werte die Sparsamkeit, in der Welt der
Gefühle die Antipathien als Gegengewicht gegen allzuweit gehende Sympa»
thien, in den politischen und kirchlichen Einrichtungen endlich die konservativen
oder orthodoren Parteien. Sie alle wollen dem Unbegrenzten eine Grenz-
mark entgegenstellen, welche die Aufschrift trägt: Bis hierher und nicht weiter!
Nicht über das Prinzip, sondern nur über Maß und Grad dieser sozi-
alen Hemmungsvorrichtungen wird sich ernstlich rechten lassen. Daß der
Konservatismus auf allen Lebensgebieten als Vertreter und Befürworter der
sozialen Hemmungsvorrichtungen soziologische Daseinsberechtigung hat, werden
nur noch politische Wickelkinder und Ammenmärchenliebhaber zu leugnen im
Stande sein. Wer nicht politisch v» buuyue spielen und die gesamte kul-
turliche Erungenschaft unserer Vorfahren frevlerisch auf die eine Karte des
Anarchismus setzen will, der wird die grundsätzliche Berechtigung der Befür-
worter des Bestehenden nicht verkennen dürfen.
Wohl aber müssen wir dem konservativen Denken starrer Observanz
folgende Erwägung anheimgeben. Es sei richtig, daß wir zur Regulierung
unseres gesellschaftlichen Zusammenlebens Bleigewichte und Bremsen brauchen.
Aber werden wir einer Dampfmaschine oder Lokomotive die Hemmschuhe
eines bäuerlichen Leiterwagens anhängen? Natürlich müssen auch die je-
weiligen Hemmungsvorrichtungen einer Gesellschaft ihrem augenblicklichen
Kulturzustand angepaßt sein. Mit Verordnungen und Verfügungen, mit
Legenden und Mythologien, mit Gesetzen und Verfassungen, die aus völlig
anders gearteten Gattungserfahrungen hervorgegangen sind, als die unsrigen
sind, konnten wohl unsere Vorfahren geleitet werden, weil sie ihrer Er-
fahrung entsprachen, nicht aber können sie uns gegenüber bindende Gültigkeit
beanspruchen, die wir im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität leben,
also völlig andere Erfahrungen angesammelt und aufgespeichert haben.
So nützlich Hemmungsapparate zur Herstellung des Gleichgewichts sein
mögen, so schädlich wirken sie, wenn sie einrosten, Patina ansetzen, und nicht
mehr regulieren, sondern nur noch hemmen. Nach dem Kräfteparallelo-
gramm soll zwischen den beschleunigenden und hemmenden Elementen der

Gesellschaft wie zwischen beschleunigenden und hemmenden Fasern im mensch» lichen Organismus ein festes Maßverhältnis, eine regelrechte Proportion stattfinden. Schon die Akustik liefert uns das Modell dazu. Schwingungen ohne feste Zahlproportionen lösen ein unangenehmes Geräusch, mit solchen hingegen einen wohltuenden Klang aus. Wie Ideen und Ideale den Fort- schritt der menschlichen Gesellschaft beschleunigen, so übt das Gewissen der Gesellschaft die erforderliche hemmende Gegenwirkung aus. Die vorge« schritten«n Parteien repräsentieren, in dieser Beleuchtung gesehen, die Ideale des Kommenden, von ihnen Herbeigesehnten, die Konservativen hingegen das Gewissen des Bestehenden, geschichtlich Gültigen, der Gattungserfahrung unserer unmittelbaren Vorfahren Entsprungenen und Entsprechenden.

Es fragt sich nun, ob die Bremsvorrichtung zur Regelung des gesell- schaftlichen Gleichgewichts, wie sie die rückschrittlichen Parteien befürworten, dem sozialen Kräfteparallelogramm der Gegenwart angemessen sind. Die staatserhaltenden Parteien werden vielleicht zu erwägen haben, ob und in» wieweit veraltete Einrichtungen, die schon Schimmel und Rost angesetzt haben, als Hemmungsapparate unserer modernen Gesellschaft noch ver- wendbar sind.

Unter der politisch brennendsten Frage der Gegenwart verstehe ich nämlich das Problem, wie man Millionen von Menschen Hemmungsmotive ansuggerieren kann, die nicht mehr Sklaven, sondern selbständige Männer, nicht mehr Untertanen, sondern freie Bürger, nicht mehr bloß Gehorchende, sondern durch ihren Stimmzettel Befehlende sind. Der Wort« und Vor- stellungsschatz unserer Vorfahren ging nur in die Tausende, während heute unser deutscher Wortschatz schon 200000 Worte überschritten hat. Durch den erleichterten Verkehr sind Tausende neuer Vorstellungen entstanden, die unseren Vorfahren völlig fremd waren. Ie reicher aber unser Vorstellungs« gehalt ist, desto mehr Kombinationen und Permutationen sind unter ihnen möglich, desto schwieriger und verwickelter gestaltet sich also unser Handeln, das ja nichts anderes ist, als die Resultante des stärksten Motivs. Und hier steckt das Grundproblem der Sozialpsychologie der Gegenwart. Wie sug- gerieren wir entwickelten, gereiften, denkfähigen, kritisch reflektierenden Menschen jene Hemmungsvorrichtungen und Hemmungsmotive an, die wir zur Auf« rechterhaltung des gesellschaftlichen Gleichgewichts unabwendbar brauchen?

Wir wissen jetzt, daß der Attraktion und Repulsion in der Physik, der Affinität und dem Verbindungswiderstand in der Chemie, den beschleunigenden und hemmenden Fasern des lebenden Organismus in der Biologie fort- schreitende und hemmende Parteien in der Politik durchaus notwendig entsprechen. Wir kennen das soziologische Gesetz, aber wir tasten im Dunkeln, wenn es gilt, es in die Praris umzusetzen, d. h. auf die bestehenden poli- tischen Verhältnisse zu übertragen. Wo liegt der Schnittpunkt zwischen

Konservatismus und Radikalismus, zwischen sozialem Ideal und sozialem
Gewissen, zwischen den treibenden und hemmenden Faktoren unseres Gesell«
schaftslebens? Das Parallelogramm der Kräfte sagt uns nur, daß wir im
Interesse unserer Selbsterhaltung die Diagonale zwischen beiden Ertremen
ziehen müssen, nicht aber, wo diese liegt. Die Ermittlung der Diagonale
zwischen Fortschritt und Hemmung, zwischen sozialem Ideal und sozialem
Gewissen ist das politische Problem der Gegenwart.

Professor Dr. Marte, München:

Hinter den Kulissen der amerikanischen Politik.

Wer sich dem Newyorker Hafen nähert, voll Erwartung die neue Welt
des amerikanischen Kontinents zu betreten, dem fällt zuerst die Statue der
Freiheit als Symbol des Landes in die Augen. Sie ist mit der Absicht
dorthin gestellt, daß sie mit großer Gebärde dem ankommenden Europäer
verkünde: Hier trittst du ins gelobte, glückliche Land der politischen Freiheit.
In der Tat ist von Anfang an der Grundgedanke des politischen Systems
der Vereinigten Staaten der gewesen, daß diejenige Regierung die beste sei,
die am wenigsten regiert. Völlig freie Entfaltung des Individuums, Zwang
nur da, wo die Abwesenheit staatlicher Gewalt merkliche Schäden hervorge-
rufen hat. Dann erst, aus den Bedürfnissen und Notwendigkeiten des Tages
heraus, hat der Gesetzgeber bessernde Hand anzulegen.

Wer die Blüte wirtschaftlichen Lebens in Amerika sieht, wer bedenkt,
daß all diese Fülle des Lebens und der Kultur in anderthalb Iahrhunderten
aus dem Nichts, aus der Wildnis herausgewachsen ist, wird staunend und
bewundernd vor solcher Arbeitsleistung den Hut ziehen. Er wird geneigt
sein, ein gut Teil des Verdienstes der freien demokratischen Verfassung
zuzuschreiben.

Daß aber diese vorhanden ist und von Anfang an dem Lande gegeben
wurde, hat seine Ursache in ganz natürlichen Vorbedingungen. Diese liegen
sowohl in den Menschen, welche zuerst das Land besiedelten und weiter
unablässig zuströmten, als auch in den geographischen Verhältnissen des Landes.
Die Einwanderer waren zumeist Leute, die ihre Heimat verlassen hatten,
um einem unerträglichen Druck zu entgehen, einem religiösen, einem poli-
tischen oder einem wirtschaftlichen. Sie konnten im neuen Lande beides
finden, wonach sie sich sehnten: freie Luft zum Atmen, und freien Boden,
um ihn zu bebauen. Keine unduldsame Kirche verfolgte sie, kein Bürokrat

schikanierte sie, keine wirtschaftliche Stickluft hemmte ihr Schaffen. Das Land war so groß und menschenleer, daß sogar der, welcher Lust hatte ein Einsiedler zu sein, ungeniert ein solcher werden konnte.
Die Regierung war nichts Gegebenes, sondern etwas erst sich Entwickelndes, vergleichbar der Quelle, deren erquickendes, freiwillig hervorsprudelndes Naß erst in Steine gefaßt und zum schmucken Brunnen verwandelt wird, wenn die Anzahl der umgebenden Siedelungen gewachsen, wenn das Dorf entstanden ist.
So war es Natürlichkeit und Notwendigkeit, daß in all der Zeit, in der es galt Pionierarbeit in der Wildnis nach Westen hin zu leisten, die Staatsgewalt schwach blieb, die Persönlichkeit aber stark sein mußte. Aus der Selbsthilfe in allen Dingen erwuchs die Selbstverwaltung in der Folgezeit als etwas Selbstverständliches, die bis zum First des Daches, zur Prasidentschaft des Bundes, in logischer Weise weiter entwickelt wurde.
In der Selbstverwaltung liegt aber nach alter Erfahrung etwas eminent Erzieherisches zum Politischen. Aus der Praiis der kleineren und immer größer werdenden Arbeitskreise bildet sich Verständnis für die großen Fragen der Allgemeinheit heraus. Zu dieser Schule des Lebens, der Weitung des Blickes durch die Erfahrung, kommt bei den nachfolgenden Generationen das Beispiel des Vaters, die starke Betonung der politischen Erziehung in der Schule. Denn der Freistaat muß mehr wie jeder andere darauf sehen, urteilsfähige, politisch wohl unterrichtete Bürger zu bekommen. Und jeder Vater hat an sich selbst erfahren, daß in der Republik für denjenigen, der zu Einfluß, Geltung und Ansehen kommen will, das politische Verständnis so notwendig ist, wie Schreiben, Lesen und das Einmaleins. Denn in Amerika flutet verfassungsgemäß das politische Leben nicht oberschlächtig, nicht von der Regierung her, sondern unterschlächtig von der Masse des Volkes, durch die vielen Kanäle der Selbstverwaltung her, und deshalb muß dieser ganze Strom, der alle Mühlen treibt, breit und starktreibend sein.
Ein solches System, das alle Kräfte ausnutzt und ins Interesse des Ganzen zieht, hat ohne Zweifel etwas Großzügiges, Vorteilhaftes, weil es allen Begabungen Entfaltung und Spielraum gewährt.
Aber die Kehrseite soll nicht übersehen werden. In dem uneingeschränkten Individualismus liegt ein Keim, der im Verlauf der Entwicklung zur Verneinung der demokratischen Grundidee führt.
Denn die völlige wirtschaftliche Freiheit führt zum erbarmungslosen Kampfe aller gegen alle. Und die Menschen sind nicht gleich. Sie sind auch nicht gut, wenn man sie frei schalten läßt. Gerade die wertvolleren, die ideal gesinnten, die rücksichtsvollen werden von den nackten Egoisten, den rücksichtslosen Gewaltmenschen niedergetrampelt. Der Ehrliche, der Treue, der Charakterstarke bleibt zurück; der Skrupellose, der Ungerechte, der Ellen«

bogenstarke kommt oben auf, wird reich. Dann schließen sich die Reichen zusammen, um erst recht unter der wirtschaftlichen Form der Kapitalszusammenlegung, der Trusts, die Arbeitskraft der Mitmenschen auszuquetschen und die Ermatteten dann herzlos beiseite zu werfen. Und sie verlangen dann noch die gesetzliche Anerkennung dieser Wirtschaftsform als einer notwendigen Entwicklung, sie, die Starken, verlangen den Schutz der Regierung gegen ausländische Konkurrenz und gegen das Widerstreben der Abhängigen, die sie immer enger in das Netz der wirtschaftlichen Freiheitsberaubung verstricken.

Dies ist, auf die kürzeste Formel gebracht, die Geschichte der amerika« nischen Entwicklung. Es ist gut, daß sich die Göttin der Freiheit, die in so erhabener Pose im Hafen von Newyork den Ankommenden begrüßt, nicht umdrehen kann, sonst würde sie die zahllosen Opfer sehen, die in ihrem Namen, erbarmungslos erwürgt, am Wegrande des sausenden wirtschaftlichen Vorwärtsstürmens liegen blieben und im Straßengraben verkommen.

Der entfesselte Individualismus kann nicht das letzte Ideal des Völkerlebens sein. Er trifft keine gute Auslese. Er schafft ein Volk von Geld« machern, Heuchlern, Hochmütigen ohne innere Schwere und Gehalt. Er tötet sogar seinen Vater, den demokratischen Gedanken, er artet, statt Gleichheit und Achtung vor dem Menschentum zu bringen, in unleidliche Herrschaft der Reichen, der Frechen, der Rücksichtslosen aus.

Schon die erste große Krisis, die der Musterfreistaat durchzumachen hatte, der Sezessionskrieg anfangs der sechziger Iahre, war eine Folge der Inkonsequenz seiner Gründer, der Verbeugung vor dem Mammon. Iene viel gepriesenen Freiheitshelden hatten nicht gewagt, die in den Südstaaten bestehende Sklaverei abzuschaffen. Durch diese Rücksichtnahme gegen die Interessen der reichen Pflanzer hatten sie Regierung und Volk zu hundertjähriger Heuchelei mit dem Worte Freiheit gezwungen. Erst als das deutsche Element, das 1860 auf dem Höhepunkt seines Einflusses stand und mit den Idealen ernst gemacht wissen wollte, die Agitation zur Abschaffung der Sklaverei verstärkte, wurde zur Entfernung jenes beschämenden Schönheitsfehlers durch die schmerzliche Operation eines Krieges geschritten.

Iede Selbstverwaltung erfordert viel Opfer an Zeit und Geld. Da aber im Lande des Dollars noch mehr wie anderswo diese beiden Begriffe gleichgesetzt werden und niemand gern etwas umsonst tut, konnte das ideale Prinzip der ehrenamtlichen Geschäftsführung nicht aufkommen. Deshalb wurden alle öffentlichen Ämter kurzfristig, aber gut bezahlt. Das schlimmere war jedoch die weitere Konsequenz, daß auch im Dienste der Partei niemand mehr etwas umsonst tun wollte. So kam es schon 1829 zur Einführung des sog. Spoilsystems, der schlimmen Gepflogenheit, daß der obsiegende Präsident alle Beamtenstellen an seine Parteigenossen vergibt zur Belohnung für

geleistete Agitationsarbeit während der Wahl. Alle Bestrebungen, die in der
Folgezeit namentlich von den Deutschen ausgingen, dieses schamlose und alles
politische Leben verderbende System wieder abzuschaffen oder einzudämmen,
scheiterten an dem ideallosen Sinne der Amerikaner. Eine ganze Reihe von
Mißständen haben darin ihren Grund: die Geringschätzung der Beamten, ihre
kurzfristige Amtsdauer, die vielfache Bestechlichkeit und Gewissenlosigkeit derselben.
Des weiteren war dieser Zustand gerade kein Ansporn für die Tüchtigsten,
sich im politischen Leben zu betätigen, wo die Parteimaschinen im Laufe der
Zeit immer mehr von solchen Strebern und Stellenjägern bedient wurden.
Auch das Volk selbst, in die Werkeltagsarbeit des Geldverdienens bis über
die Ohren verstrickt, versank mehr unb mehr in politische Erstarrung und be-
ruhigte sich bei allen Mißständen, wenn nicht gerade ganz himmelschreiende
Ungehörigkeiten zu Tage traten.

Ie mehr sich die Wandlung vom Agrarstaat zum Industriestaat vollzog,
desto mehr vermochte das Großkapital sich in den Händen weniger anzuhäufen,
die nicht säumten, ihre wirtschaftliche Übermacht rücksichtslos zur Geltung zu
bringen. Riefen die Verarmten, Gepeinigten, Bedrohten dann schließlich die
Hilfe des Staates an, dann kam die Regierung gewöhnlich zu spät.

Diese neue Zeit war schon unter Mc. Kinley im Heranziehen. Unter
Präsident Roosevelt wurde sie bereits krisenhafte Wirklichkeit. Seine schwachen
Versuche, die Übelstände zu bekämpfen, blieben ohne Erfolg. Er neigte dazu,
die Entwicklung der Monopole und Trusts als eine wirtschaftliche Notwendig»
keit anzusehen und sich mit der Rolle eines Präsidenten der Geldmagnaten,
der in Wirklichkeit ihr Geschäftsführer ist, abzufinden.

Unter Taft trat die Ohnmacht der Regierung noch stärker hervor. Das
Volk, das bisher des Glaubens gewesen war, es sei alles in bester Ordnung,
wenn es nur alle 4 Iahre seinen Präsidenten gewählt habe, sah mit Schrecken,
daß dieser Mann nur ein Spielball in den Händen der Millionäre geworden
sei. Ihm gingen plötzlich die Augen darüber auf, daß die alte demokratische
Freiheit, der Herrgott, an den sie bisher alle geglaubt, gar nicht mehr eristiere.

Früher war der unverwüstliche Optimismus durch das Volk gegangen,
alles durch sich selbst zu können. War etwas im öffentlichen Leben nicht in
Ordnung oder empfand man ein schon vorhandenes Gesetz als schlecht, so
hieß es einfach, wir machen ein neues Gesetz und nach diesem muß alles
besser werden. Ietzt sah man, daß sich eine Schmarotzerpflanze an dem
stolzen Lebensbaum der Demokratie emporgerankt hatte, der Epheu der großen
Interessenverbände den einst saftstrotzenden Baum überwuchert habe und ihn
zu ersticken drohe.

Ie mehr man die Lage erkannte, um so mehr mußte man zweifeln,
ob man sich mit den zu Gebote stehenden Mitteln des Ungetüms wieder
zu entledigen vermochte.

So geartet waren die Zustände, als Wilson die politische Bühne betrat.
Er verstand es, beim Volke den Glauben zu erwecken, daß er der Retter des Vaterlandes werde.
Wer sich Wilson als weltfremden Professor vorstellt, geht völlig irr.
Er ist ohne Zweifel ein gedankentiefer Staatsmann, ein gewiegter Politiker.
Die Lage klar erkennend, sprach er als glänzender Redner das aus, was dag ganze Volk fühlte, und überzeugte die Massen, daß er ein Rezept habe, um über die Plutokratie Herr zu werden.
Sein politisches Ideal blieb nach wie vor die Demokratie. Er wollte kein Blutvergießen, keinen Kampf auf Leben und Tod zwischen arm und reich, besonnene Evolution, keine Revolution.
Ich lasse ihn selbst mit einigen charakteristischen Sätzen zu Worte kommen, die er vor dem Volke sprach und die ich dem Buche über „die neue Freiheit" entnehme, das er 1914 veröffentlicht hat.
Der Leser mag sich daraus selbst ein Urteil über Wilson bilden und über die ganze politische Atmosphäre, die vor Ausbruch des Krieges über Amerika lag.
„Es gab eine Zeit, da Amerika mit Selbstvertrauen gesegnet war. Es rühmte sich, allein die Formen einer Volksregierung zu besitzen; heute sieht es seinen Himmel verdunkelt und es erkennt, daß Kräfte am Werke sind, von denen es sich in seiner hoffnungsreichen Iugend nichts träumen ließ."
„Über Amerika sind ganz unamerikanische Zustände gekommen, die eine kleine Anzahl von Männern, welche die Regierung beherrschen, in den Stand setzen, Vergünstigungen von der Regierung zu erlangen. Dadurch schließen sie ihre Mitbürger von den gleichen Geschäftsmöglichkeiten aus und üben einen Zwang, der bald jede Industrie beherrschen wird."
„Die ganze Organisation ist für die zugeschnitten, die an der Spitze stehen, ist dazu entworfen, Anfänger auszuschließen, neuen Zugang zu ver« hindern und Konkurrenzunternehmen, die den von den großen Trusts errichteten Monopolen in den Weg treten können, nicht aufkommen zu lassen."
„Der Grund, daß Amerika begründet wurde, war die Absicht, daß es sich von allen anderen Nationen dadurch unterscheiden sollte, daß der Starke den Schwachen nicht an die Wand drücken, daß er nicht verhindern soll am Wettkampf teilzunehmen. Amerika will freie Möglichkeiten, Amerika will freie Bahn für alle und duldet keine Begünstigungen, Amerika will eine Regierung, die für die Interessen aller verantwortlich ist. Und ehe Amerika alle diese Ideale nicht in diePraris umsetzt, hat es kein Recht, sein Haupt inmitten der Völker so hoch zu tragen, wie es das zu tun gewohnt war.
„Wir stehen am Scheidewege. Wir haben nicht etwa ein oder zwei oder drei, sondern viele gefährliche Monopole in den Vereinigten Staaten

errichtet. Wir haben nicht ein oder zwei, sondern viele Arbeitsfelder, auf denen eine Betätigung für den unabhängigen Mann schwer, ja fast unmöglich ist. Wir haben Beschränkung des Kredits, beschränkte Erwerbsmöglichkeit, behinderte Entfaltung und wir sind zu einer der schlechtes! geleiteten und äußerem Zwang unterworfenen Regierung derganzen zivilisierten Welt gelangt, unter der nicht mehr die freie Meinung und Überzeugung der Majorität entscheiden, sondern die Meinung und der Wille einzelner herrschender Männer."

„Die Regierung muß von der Herrschaft besonderer Klassen befreit werden; nicht etwa, weil diese Klassen naturnotwendig schlecht wären, sondern weil keine Sonderklasse die Interessen einer großen Gemeinschaft zu beurteilen vermag . . . Das Wesen einer demokratischen Gemeinschaft beruht auf der Tatsache, daß jedes Interesse jedermanns Interesse ist."

„In erster Linie ist es notwendig, alle politischen Vorgänge der Öffentlichkeit zugänglich zu machen . . . Wir müssen die Auswahl der Kandidaten für die Beamtenstellen einer kleinen Gruppe von Leuten abnehmen; denn bislang lag diese Auswahl in den Händen kleiner Koterien, lag ausschließlich in der Gewalt der hinter verschlossenen Türen waltenden politischen Maschinen."

„Darum hat sich das Volk der Vereinigten Staaten entschlossen etwas zu tun, was der Politik und den großen Trusts sehr gesund sein wird. Man gestatte mir ein paar Gleichnisse: man wird die Türen öffnen, die Fensterläden zurückschlagen und alles Kranke hinaus in die frische Luft und ins Sonnenlicht bringen. Man wird eine große Iagd organisieren und gewisse Tiere ausräuchern. Man wird die Bestie in seinem Iagdreviere aufstöbern, wo man bisher, wenn man jagte, von der Bestie gefangen wurde, statt sie zu fangen. Darum hat sich das Volk entschlossen, Art und Säge zu ergreifen, das Dickicht niederzulegen und dann zu sehen, wo das Tier seinen Unterschlupf hat. Ich für meine Person kann das Volk nur antreiben. Denn das Dickicht birgt nur Ansteckungsgefahren und beherbergt nur Feinde der Menschen. Und niemand wird dabei gefangen werden außer den Raubtieren. Nichts sollte niedergelegt und zerstört werden, was jeder erhalten zu sehen wünschen muß."

»Ich glaube nicht, daß je eine Zeit sich ihrer Aufgabe tiefer bewußt war und einmütiger nach einer gründlichen und umfassenden Veränderung ihrer wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse verlangte. Einer Revolution stehen wir gegenüber; nicht einer blutigen Revolution, denn Amerika ist nicht zum Bluwergießen geschaffen, aber einer stillen Revolution, bei der Amerika darauf beharren wird, die Ideale, zu denen es sich von jeher bekannte, zu verwirklichen."

„Wir müssen an die gefahrvolle Aufgabe sehr langsam und sehr vor-
sichtig herantreten, vor allem uns die Frage vorlegen, ob das Denken unseres
Landes dazu neigt, etwas zu tun, durch das wir den zurückgelegten Weg
zurückgehen oder die ganze Richtung unserer Entwicklung ändern. Ich glaube,
daß man eine alte Wurzel nicht ausreißen und den Baum der Freiheit
in'cht in einen neuen Boden verpflanzen kann, aus dem er nicht gewachsen
ist. Ich glaube, daß die alten Traditionen eines Volkes sein Ballast sind;
man kann keine tabul» r»»» machen, um auf ihr ein politisches Programm
niederzuschreiben. . . . Wenn Fortschritt nicht die Absicht in sich schlösse, die
Grundlagen unserer Institutionen zu bewahren, könnte ich nicht fortschritt-
lich sein."
//Ich gebe zu, daß dies, was wir als Nation jetzt unternehmen wollen,
zu den schwierigsten Regierungsaufgaben gehört, die es gibt... An uns
ist es jetzt zu bestimmen, welcher Art die Tätigkeit der Regierung sein soll,
ob sie von der Regierung direkt ausgehen soll oder ob sie indirekt von den
Mächten ausgehen soll, die schon bereit stehen, diese Regierung zu unterjochen."
„Wir bedürfen wieder eines Mannes, der nicht mit den herrschenden
Klassen und mit den herrschenden Einflüssen verknüpft ist und der aufsteht
und für uns spricht. Wir wollen eine Stimme hören, die das amerikanische
Volk dazu aufruft, seine Rechte und Prärogativen bei der Ausübung seiner
eigenen Regierung geltend zu machen."
So steht Wilson als Volksmann vor uns, der ausziehen will, den Drachen
zu erlegen, der die Leute schreckt. Er kennt aufs genaueste sein Wesen,
seine Lebensgewohnheiten und seine Schlupfwinkel. Das Volk vertraut auf
ihn und wählt ihn zu seinem Sachwalter, zum Präsidenten.
Aber er wird kein zweiter Siegfried. Er tötet den Drachen nicht,
sondern er vermehrt seinen Schatz, um ihn zu versöhnen.
Der Krieg kam. Keine Industrie der Welt ist so fähig, so mit allen
Mitteln des Kapitals und des Umfangs, der Rohmaterialien und der tech-
nischen Hilfsmittel ausgerüstet, die plötzlichen und ungeheuren Bedürfnisse
des Krieges zu befriedigen. Ein gegenseitiges Einverständnis zwischen den
Regierungen von England, Frankreich und den Vereinigten Staaten bestand
wahrscheinlich schon seit Sommer 1897. So nimmt Karl Hennig in seinem
1915 erschienenen Buche „Die Wahrheit über Amerika" an. Diese Neigung
zur Entente beruht ganz abgesehen von der Interessengemeinschaft der angel-
sächsischen Rasse auf der Tatsache, daß die Vereinigten Staaten gänzlich von
der englischen Handelsmarine abhängig sind und durch die von Deutschland
drohende Vernichtung derselben in starke Mitleidenschaft gezogen werden.
So konnte Wilson noch weniger wie seine Vorgänger die Bestie fangen.
Der ungeheure Goldstrom, der lockend in Sicht kam, verzehnfachte die Kräfte
derselben und hätte den Zwerg beiseite geworfen. Da wurde er dem Volke

ein Wortbrüchiger, ließ sich von der Bestie fangen und wurde ihr Diener.
Er öffnete weit die Tore, daß der ganze Goldstrom herein konnte. Er
wollte nur, daß sich der Segen über viele ergieße. Die Hunderttausende,
die mangels der deutschen Farbstoffe in der Spinnerei-Industrie brotlos
wurden, kümmerten ihn nicht. In vollendeter Heuchelei spielt er bis nach
seiner Wiederwahl, die mit Hilfe des Goldstroms erfolgt, den Friedensapostel
weiter. Die Mißerfolge Englands zwingen ihn, auch diese Maske zu lüften.
Er bricht alle alten Traditionen des Landes, verletzt die Vorbedingungen.
der Monroedoktrin und erklärt uns den Krieg.

So weit haben ihn die Verhältnisse, vielleicht gegen seinen Willen, ge«
führt. Die amerikanische Frage ist aber damit nicht gelöst. Sie ist nur
unendlich komplizierter geworden, der Staat ist noch tiefer in die Sackgasse
gestoßen worden.

Kann das amerikanische Volk überhaupt noch zur alten Freiheit zurück-
geführt werden?

E. Pistor:

Von der österreichischen Volkswirtschaft.

In welch engem Zusammenhange und in welch weitgehender Wechsel-
wirkung politische Macht und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit stehen, hat der
Weltkrieg in seinen Ursachen und in seinem Verlaufe mit voller Deutlichkeit
bewiesen. Die höchste Blüte in der Kultur mag der Vor« oder Nachläufer
der höchsten Entfaltung politischer Macht sein: die höchste Spannkraft m
wirtschaftlicher Beziehung ist von jener in politischer nicht zu trennen.

Das Habsburgerreich ist eigentlich seit den Tagen der weitschauenden^
mächtigen Kaiserin Maria Theresia, noch mehr seit den napoleonischen
Kriegen in einen Zeitabschnitt der ungewollten Ralliierung auf eine immer
enger gezogene Linie politischen Einflusses nach außen und ganz überein-
stimmend damit auch der Volkswirtschaft eingetreten.

War es unter Karl VI., gestützt auf die deutsche Kaiserkrone, neben
Frankreich der maßgebende Staat in Europa, hat es zuerst seine mittel-
europäische Stellung, dann aber auch sonstige Stützen seiner politischen und
wirtschaftlichen Macht, so besonders die Lombardei, verloren oder hat es
nicht über sich gebracht, neue Stützpunkte, so in Polen, in der Walachei,
in Montenegro und Serbien zu gewinnen.

Die politische Konzentration auf eine stets engere Linie, die im Ver-
gleich zur früheren, großen Macht verringerte Außenbedeutung beschleunigte

dafür eine andere, mit dem Iahre 1848 beginnende Entwicklung, die der inneren Kräfte, also neben dem von Nord-, aber auch von Süddeutschland getrennten Deutschtum die Entwicklung der nichtdeutschen Völker.
Auch wirtschaftlich stellt sich die Donaumonarchie auf sich selbst, das heißt sie wird genötigt, sich auf sich selbst zu stellen. Hier aber ist die Sachlage nach verschiedenen Richtungen hin keine günstige gewesen.
Das hochkulturelle Element war bis in die 70 er und 80 er Iahre fast nur das Deutschtum. Nur dieses war befähigt, organisatorisch, technisch und nach der Tradition führend die Fortentwicklung der Volkswirtschaft zu betreiben. Es war aber mit seinen rund 10 bis 12 Millionen Seelen gegenüber der Gesamtbevölkerung von erst 40 und heute. rund 52 Millionen numerisch doch nicht zahlreich genug, um das gane Wirtschaftsgebiet gleich« mäßig in der Entwicklung vorwärtszubringen.
Aber auch die geographische Lage war für diese Epoche der Entwicklung der Donaumonarchie aus sich selbst heraus nicht günstig. Fällt doch in diese Zeit die Industrialisierung der Volkswirtschaft, die wieder großes bewegliches Kapital, eine hochstehende Arbeiterschaft, eine weitreichende städtische Entwicklung, lebhaften und billigen Verkehr, sowie die Möglichkeit der Ausgestaltung von Weltbeziehungen voraussetzt. England, Frankreich, vor allem aber Deutschland*) mit seinen zahlreichen Städten, mit seinen verkehrstechnisch leistungsfähigen Flußläufen, mit seinen Reichtümern an Kohle und Erz in unmittelbarer Nähe dieser Flußläufe, mit dem Aufschwung des Glaubens an seine völkisch geeinte, politische Macht und Mission in der Welt waren ungleich günstiger gestellt als die Donaumonarchie, die zu weit östlich von diesen führenden Fabrikations«Kompleren und Austauschgebieten lag.
Was zunächst die kulturellen Verhältnisse im Innern betrifft, so möchte man fast sagen, daß hier Iahrhunderte alter Schutt ungenügender Entwicklung, die Hemmnisse ungenügender Homogenität wegzuräumen waren.
Wenn auch in den letzten 60 Iahren eine Kulturarbeit von geradezu fabelhafter Intensität geleistet wurde, die sich leider wie bei allen forcierten Entwicklungen besonders im Osten noch mehr in politischer als wirtschaftlicher Beziehung ausdrückt, so ist z. B. bekannt, daß neben der mustergültigen Volksbildung in den deutschen Teilen Oesterreichs im Iahre 1910 Galizien 40, die Bukowina 53 und Dalmatien 62 o/^ Analphabeten aufwies.
Die Donaumonarchie war eben vorwiegend ein Staat des Ostens geworden und die Vorteile dieser Zugehörigkeit zum Osten wie seine Nachteile machten sich voll geltend.

*) Deutschland besaß nach der VolkVzählung von 1910 48 Städte mit Einwohnern über 100.000, darunter 13 mit über 200.000, Österreich nur?, nur 2 mit mehr als 200.000 Einwohnern.

In dieselbe Richtung fällt, daß auch die Nachbarn im Osten lange Zeit überhaupt das Gegenteil von Abnehmern im Stile des unmittelbaren und lebhaften Warenaustausches der Kulturstaaten des Westens darstellten, Ruß» land mit inbegriffen, und daß die Balkanstaaten doch selbst Kinder neuester Entwicklung in politischer und wirtschaftlicher Beziehung waren.

Nun ist bekanntlich in moderner Zeit alles Massenwirkung und, wenn wirtschaftliche und politische Erfolge erzielt werden sollen, noch dazu wohl organisierte, tunlichst sparsam arbeitende Massenwirkung. Es bildet aber das westliche und nordwestliche Österreich, also die hochstehenden deutschen Gebiete und Tschechien, keine genügende Basis für eine große Massenwirkung im Sinne westeuropäischer und hochmoderner Entwicklung. Das naturgemäß so notwendige Streben nach Spezialisierung der Industrie, Herausarbeitung nach Subbranchen und Typen, Abstoßung der Mehrerzeugung möglichst zu Weltmarktpreisen fand ein Gegengewicht von ausschlaggebender Bedeutung in dem tiefgreifenden, in den religiösen, kulturellen und nationalen Anschauungen fußenden Gegengewicht des Blockes der Ostvölker, die fast '/4 des Donaureiches bewohnen.

Es ist angesichts dieser bis auf die Völkerwanderung zurückreichenden Schichtung der Donaumonarchie, der Rückständigkeit von ungefähr drei Vierteilen der Bevölkerung und in den letzten Iahrzehnten noch mehr des Zurückbleibens eines Großteiles der Bevölkerung hinter der allgemeinen nivellierenden Kulturentwicklung im Westen das Ausmaß der Leistungen der österreichischen Industrie ein geradezu überraschendes. Denn trotz dieser auf die Entwicklung wie Blei wirkenden Hindernisse hat diese österreichische Industrie der Sudetenländer und Nieder-Osterreichs blühende Tochterbezirke im ganzen Raum der Donaumonarchie geschaffen, hat sich wie in der Zucker-, Bier- und Mühlenindustrie, ferner in der Baumwollspinnerei, in der Schwcreisenindustrie und Stahlerzeugung mustergültig organisiert und entwickelt, hat sich auf dem Gebiete der mannigfaltigen Zweige der Tertilindustrie dank der nimmer rastenden Erfindungsgabe, sowie in einer Reihe anderer Industrien, so der Holzverarbeitung, auf dem Weltmarkte eine achtunggebietende Stellung zu behaupten gewußt.*)

Im Iahre 1913 stand Österreich-Ungarn mit einer Ein- und Ausfuhr von über 5 Milliarden Kronen,**) wenn man die Durchfuhrgebiete der Niederlande und Belgien außer acht läßt, unter den großen Weltstaaten nach Großbritannien, Deutschland, den Vereinigten Staaten von Nord«Amerika, Frankreich und Nußland an sechster Stelle.

*) Weitere Einzelheiten sehe man nach in: Pistor „Tic Volkswirtschaft Österreich-Ungarüs.'

") Mit einem Veredlungsverkehr von 6.4 Millionen, dann 2.9 Milliarden Ausfuhr.

Von der österreichischen Volkswirtschaft E. Pistor
Da bei Beurteilung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit Europas die Stoßkraft der verschiedenen Industriebranchen im Vordergrunde steht, so war zunächst von der Industrie die Rede. Bekanntlich hängt aber überhaupt jede wirtschaftliche Leistungsfähigkeit nicht nur von der politischen Macht ab, die den Träger der Wirtschaftlichkeit bildet, sondern auch vom Kulturstandard der Bewohner.

Wie sich die guten und schlechten Seiten des Kulturstandard in industrieller Beziehung äußern, so machen sie sich ganz analog in der Landwirtschaft geltend. Hier stehen die Sudetenländer und Nieder-Osterreich in der Leistungsfähigkeit weitaus an erster Stelle, wobei die herrlichen Alpenländer zwar für die Zucht von Iungvieh und die Waldwirtschaft, aber für den Körnerbau so gut wie gar nicht in Betracht kommen. Aber selbst Galizien, das doch teilweise in den Bereich der fruchtbaren russischen schwarzen Erde hineinragt, oder Ungarn mit seinen weiten, fruchtbaren Ebenen kommen nur wenig den westlichen Gebieten an landwirtschaftlichem Ertrag gleich.

Die letzteren stehen eben im Zeichen und im Kreise westlicher Entwicklung, der durchgreifenden, die Massen erfassenden Hochkultur, und liefern ungefähr das gleiche Ergebnis wie die hochstehende, intensive Landwirtschaft Deutschlands. So erzielt z. V. Böhmen im guten Erntejahre 1912 für Weizen 22, für Roggen 19, für Gerste 22.8 Zentner für den Hektar, während die Durchschnittsziffer für Weizen in ganz Österreich im genannten Iahre auf 15 Zentner und in Ungarn gar auf nur 13 herabsinkt.

In den Weizengebieten bietet wieder der Grad der Intensität der Wirtschaft und ihres Ertrages einen Anhaltspunkt für die Beurteilung der Konsumfähigkeit der Bevölkerung, und man gelangt schließlich zu dem bedenklichen elronlu» vitionun, daß, weil die Bevölkerung zu wenig Kultur besitzt, sie deshalb so wenig produziert, und weil sie so wenig produziert, so wenig zu verbrauchen im Stande ist.

Diese die wirtschaftliche Entwicklung der Donaumonarchie hindernde und bedauerliche Erscheinung wird allerdings in den letzten 19 und 15 Iahren bedeutend durch den weitreichenden Aufschwung gemildert, der sich vor allem darin äußert, daß trotz erfreulicher Zunahme an Intensität in der Landwirtschaft die vermehrte Erzeugung nicht genügt, sondern Österreich ungefähr um die Wende der Handelsvertragsperiode von 1996. aus einem Agrar-Erportstaat sogar zum steigenden Import von landwirtschaftlichen Erzeugnisseu übergeht.

Die Entwicklung der Industrie, die Durchsetzung auch landwirtschaftlicher Gebiete mit Industrie haben den Mehraufwand an Geld für die Bezahlung dieser steigenden Agrar«Importe geliefert.

Wer tiefer blickt, muß dieses Einstehen des Westens für den Osten, diese erfolgreiche wirtschaftliche Kulturtätigkeit der westlichen Teile im Osten

genau so bewundern wie die Riesenleistung, daß die Monarchie, gestützt auf
seinen mächtigen Verbündeten, nunmehr den dreijährigen, durch die Macht
der Gegner wie durch die Absperrung schrecklichen Weltkrieg erfolgreich be-
standen hat.

Diese Erkenntnis lehrt uns bei allen Schwierigkeiten, die der Osten«
Charakter der Monarchie mit sich bringt, eines voll schätzen, was wieder mit
dieser Eigenart verbunden ist, nämlich den Reichtum an Menschen und noch
dazu an solchen Menschen, die der Naturkraft der Erde näherzustehen scheinen,
als irgendwo die Bevölkerung im Westen, weil eben diese Bewohner zu-
meist Naturkinder bis zum heutigen Tage geblieben sind. Man möchte
sagen, daß all diesen anscheinend in der Mehrheit oder zum großen Teile
noch ungelenken Völkern zwar der Erdgeruch anhängt, daß aber dieser Erd«
geruch eine unverwüstliche Kraft darstellt, einen Schatz, millionenfach größer
als jener, den die Alpen an Wasserkraft auch heute noch ungenützt in sich
bergen. Mag auch sder Maschinentechnik in Zukunft beschieden sein, das
Problem der Sparsamkeit mit menschlicher Kraft zu noch größerer Voll-
kommenheit zu bringen, braucht doch der stets wachsende Bedarf nicht nur
noch weitere und noch ökonomischer arbeitende Maschinen, sondern zu
den Meisterstücken der Maschinentechnik immer größere Armeen von Menschen,
die sie bedienen.

Unverbraucht und frisch, gelehrig und vielfach nach Kultur und Schule
dürstend steht trotz der Kriegsleiden, ja vielleicht gerade vermehrt durch die
Kriegserfahrungen diese Masse an Bevölkerung der verschiedensten Nationen
da und harrt der Verwertung.

Grundlage aller modernen Wirtschaft und ganz analog aller modernen
Politik, wie König Eduards Einkreisungspolitik bewiesen, ist die Organisation
im großen und die dadurch bewirkte Massenwirkung. Die Mossenwirkung
der belagerten Vierbundsmächte hat erfolgreich dem Massendruck der Entente
und ihrer Gefolgsstaaten standgehalten. Es wird sich darum zeigen, ob in
den verbündeten Staaten und Völkern, wenn der Frieden eintritt, die große
Zukunft der Zusammengehörigkeit in politischer und wirtschaftlicher Beziehung
weiter bestehen wird oder ob Neid, Krämergeist und die Engherzigkeit eines
falschen Individualismus, kurz das Kleinbürgertum über den großen Gedanken
der Zusammengehörigkeit auch in wirtschaftlicher Beziehung siegen wird.
Kommt es zur Schaffung des großen Wirtschaftskompleres auf Grund
militärischer und politischer Abmachungen, zu einem wirklich brauchbar
organisierten Mitteleuropa, dann würde auch für die Donaumonarchie statt
der bisherigen rückschreitenden Konzentrierung auf immer engere Linien die
Möglichkeit der Wirkung ins Große in politischer und wirtschaftlicher Be-
ziehung auch ohne alle Annerionen einsetzen und es würde dem blühenden,
industriell so rasch fortschreitenden Deutschen Reiche zwei wichtige Geschenke

mit in diesen Bund bringen: die Vergrößerung des Organisationsgebietes
und damit der politischen und wirtschaftlichen Wirkungsfähigkeit, ferner Milli-
onen von Menschen, die umso rascher zur modernen vollen Kulturfähigkeit
gebracht werden können, je mehr in einem großen Ganzen die westliche
Kultur als Schaffensmoment überwiegt. Dann wird auch beim Österreicher
zu dem, was ihn so sehr charakterisiert, zur Güte*) das bisher fehlende
Selbstbewußtsein treten, dann wird er im Gespräch mit dem Ausländer und
speziell mit dem Norddeutschen nicht immer nur von den Schwierigkeiten
und den Schwächen seiner Heimat reden, sondern von den ungeheuren Mög-
lichkeiten, die der Donaumonarchie durch die noch unausgebeuteten, brach-
liegenden, aber so vielversprechenden Kräfte in Aussicht stehen.

Dann wird auch wie im Kriege die Bedrücktheit von uns weichen, die
uns vor dem Kriege erfüllte, und dann wird das österreichische Talent, das
in so reichem Maße seit Iahrhunderten in der Kunst, besonders in der
Musik, im Kunstgewerbe und der Mode, in der Technik, in der Lebensauf-
fassung aber möchte man fast sagen des letzten Taglöhners zur Geltung kam,
— die norddeutsche Strenge, den Ordnungssinn und die bis zur Starrheit
reichende Pflichterfüllung wie eine naturnotwendige Ergänzung aus dem Süden
unterstützen.

Nur die Großwirtschaft und nur die große Idee, nur der Aufbau der
Donaumonarchie auf der Hegemonie des Deutschtums im Westen und des
die Slawen trennenden Magyarentums im Osten kann die Donaumonarchie
einerseits vor fortschreitendem Partikularismus bewahren, andererseits den
Völkern im großen Rahmen die von ihnen dringend gewünschte und die ihnen
so sehr zu wünschende kulturelle und wirtschaftliche, ja auch politische Ent-
wicklung, Ausgestaltung und Durchdringung bringen.

Die Hoffnung auf eine neue große Zeit, der von Lebenskraft getragene
Zug, der sich wie in Deutschland auch in Österreich-Ungarn in einer Vor-
ahnung und begründeten Hoffnung auf die erhöhte Betätigung der breiten
Volksmassen, auf beschleunigten Fortschritt geltend macht, dieses moderne
Osterreicher«Ungartum hat auch in dem jungen Kaiserpaare Verkörperung
gefunden und in der Auffassung seines schweren Berufes, die es an den
Tag legt.

Von Kaiser Karl geht die Kunde durch das Volk, daß er die Wahrheit
über alles liebe und daß er nichts so sehr besorge, wie auf Grund falscher
Nachrichten von Höflingen und infolge unrichtiger Kenntnis der Sachlage
dem Leben, der Wirklichkeit fernzustehen.

Wo es ihm darauf ankommt, erscheint er selber, um die Wahrheit zu
hören und die Wirklichkeit zu sehen. Ist etwas faul, dann gibt es keine

*) Vgl. dos in diesem Punkte interessante Auch Dr. O. Hanslik's „Österreich", Seite 126.

noch so tief eingewurzelte Clique, keinen noch so sehr auf Stellung und Verbindungen pochenden Mann, der nicht mit der größtmöglichen Plötzlichkeit einem Besseren den Platz zu räumen hat.

Nehmen wir dazu die fast mädchenhafte Gestalt der Kaiserin, die in rührender Einfachheit, frei von aller Pose, aufopfernd ihren Beruf als oberste vertraute Beraterin des Herrschers zu erfüllen trachtet und eine treff« sichere Frauenklugheit besitzt, so versteht man, warum der Kreis der maßgebenden Persönlichkeiten in Österreich in wenigen Monaten einen neuen Ausdruck und Charakter bekommen hat.

Die Spitzen im Staate scheinen den Erlösungsdrang der blutenden Volks« Massen, die im Felde das fabelhafte Meisterstück glücklicher Abwehr zustande brachten, im Innern des Reiches aber den tiefen Verlust, den es durch 30 Iahre Stillstand in mannigfachen Belangen erlitt, wettzumachen, eben nunmehr voll zu würdigen und zu schlagfertiger Tat führen zu wollen. Ist Österreich-Ungarn bisher nicht gestorben, nicht in 20 Stücke zersprungen, hat es diese Staats« und Völkerkrise überdauert, und findet es jetzt endlich, aber sicher den Weg zu seiner Modernisierung, durch Wiederanschluß an den Westen, zur richtigen Massenwirkung, zur vollen Erkenntnis seiner kulturellen, ethischen und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, — dann, aber auch nur dann wird sich der Segensspruch vom A. E. I. O. U. *) bewahrheiten, den man sich wie folgt übersetzen möchte: Mögen alle anderen Gemeinwesen der Welt vergehen, das wahre Österreich kann nicht vergehen!

G. Buetz, Dessau:

Die Haltung der englischen Arbeiterschaft im Weltkriege.

Die moderne englische Arbeiterbewegung wurde durch zwei Hauptmerkmale gekennzeichnet: man verfügte über die festeste Organisation und verschmähte es dennoch, den politisch«sozialen Klassenkampf zu proklamieren. Der Staatshilfe setzte man ferner die Selbsthilfe entgegen. Dieser wesentliche Unterschied zwischen den Tendenzen des englischen und des deutschen Proletariates ist darauf zurückzuführen, daß England seinem Manchestertume wirtschaftlich, politisch und geistig treu blieb, Deutschland aber gezwungen war, seine junge Macht in jeder Form zu konzentrieren und zu schützen. — Als

") ^U5tri» erit iu orb« ultima.

der Weltkrieg ausbrach, war das britische Manchestertum bereits längst überlebt und mit dem Untergange des subjektiven Freiheitsideales hatte sich auch Ausbau und Kampfziel der englischen Trade Unions merkbarst geändert. Von dem: „hilf Dir selbst", von dem „Mitleiden" der Konjunkturschwankungen war man zu einem krassen System des Forderns von Seiten der Regierung Übergegangen. Das Parlamentarsystem, der Prestigekampf hatte begonnen. Der unverfälschte Sozialismus hatte mit der Gründung der Labour-Party seinen festen Platz in England erhalten, 70°/<> aller Gewerkschaftler waren 1912 bereits der Labour-Party angeschlossen. Seit man 30 Mandate für die Parlamentsvertretung gewonnen hatte — es war dies 1906 der Fall — war man eine unverkennbare, äußere politische Macht geworden. Das Ministerium Campbell-Bannermann und H. H. Asquith hat in einer Dauer von neun Iahren mit der Unterstützung der im Parlamente vertretenen Arbeiterpartei zu rechnen gehabt! Gegen die Konservativen und die Iren ausgespielt, hat man seine Lage benützt und sein Schäfchen in das Trockene gebracht. Nicht weniger als sieben entscheidende Gesetze lediglich zu Gunsten der Arbeiter hatte die Zeitspanne 1906—1914 den Gewerkschaftlern gebracht. Auf dem Wege des Zwangs-Staatsschutzcs war man zur führenden Weltarbeiterpartei geworden, der intensiven Arbeit der Labour«Party war es gelungen, die Stimmung so herzurichten, daß der Sozialismus in England keine Abstraktion mehr, sondern lebendigstes Prinzip geworden. Im Iahre 1911 hatte man durch die Verkündung des Generalstreiks seine Stärke erprobt. Man war sich seiner Macht bewußt, und man war gewillt, diese seine Macht zu gebrauchen.

Da — kam der Weltkrieg. —

Der Weltkrieg traf die englische Arbeiterschaft unvorbereitet. Er traf sie in einem Augenblicke, da die politische Konstellation infolge der Irenfrage für sie ungemein günstig und jede Störung nur nachteilig sein konnte. Er brach über ein Volk herein, das sich in seinen Arbeiterschichten in starker Erregung befand. Ein Neues sollte sich bilden. Bessere Löhne, kürzere Arbeitszeit, mehr politischen Einfluß wollte man erringen. Und da war Krieg! Wozu Krieg? Die breiten Massenschichten konnten keinen Vorteil, nur Schaden davon haben. Das war ein großes Geldgeschäft für die von oben und eine Niete für die von unten. Bei Gott — da machte man nicht mit! Am Tage der Kriegserklärung berief die Labour-Party eine stürmische Protestversammlung, der Vorsitzende der Arbeiterpartei des Unterhauses, Herr Ramsay Mac Donald erhob einen flammenden Protest gegen den Weltkrieg, der Arbeiterminister Burns demissionierte. Angesichts dieser Überraschungen begann die Regierung ihre Aufklärungsarbeiten, die amtlichen Pressebüros brachten die Nachrichten von dem deutsch-belgischen Räubereinfall und der englischen Wohltat der Kriegserklärung zum Schutze der Kultur und der kleinen Staaten. Eine amtliche Heranziehung der Arbeitervertreter wurde in die Wege geleitet. Die

Arbeitervertreter, einsichtig genug, daß augenblicklich das Spiel zu ihren Un-
gunsten verloren, daß nur eine intensive Unterstützung der Regierung, welche
jene für die Friedenszeit den Arbeitern gegenüber verpflichtete, ratsam sei,
gingen in das Lager der Regierung über, Henderson trat dem Rekrutierungs«
büro bei, Ben Tillet hielt öffentliche Werbereden. Der erste Kriegskongreß
der Trade Unions erklärte sich, wie seine Nachfolger, bereit an der „Vernichtung"
Deutschlands mitzuwirken.
Da ergab sich das seltsame und erregende Schauspiel, daß die vielge-
rühmte, vielumworbene und in der ganzen Welt heimlich beneidete Organi-
sation der britischen Arbeiterwelt — versagte. Die Arbeiter kündigten ihrer
Leitung die Gefolgschaft! Ende des Iahres 1914 und zum Beginn des
Iahres 1915 begannen jene Streikerhebungen, welche der Regierung so bittere
Schwierigkeiten bereiten sollten. — Es kann hier nicht auf alle Streikerhebungen
eingegangen werden, denen England im Laufe des Krieges anheimfiel, einige
wenige Stichproben müssen genügen, aber aus jenen geht hervor, wie tief
der Widerstand der Arbeiter gegen die geschaffene Lage, wie schwer die
Stellung der Regierung.
Man erinnert sich vielleicht der über Monate hin ausgedehnten Berg»
arbeiterbewegungen. Es waren Streiks, in denen 50000 Arbeiter an
250 Gruben teilnahmen. Gemeinsame Streiks fanden zur gleichen Zeit
innerhalb der Organisationen der Dockarbeiter statt. 5000, 8000 und 4000 Arbeiter
feierten hier. Dazu gerieten die Tertilarbeiter in Unruhe; am übelsten aber
wurde die Lage, als der mächtige Transportarbeiterverband mit seinen For-
derungen kam. 5000 Lokomotivarbeiter und 150000 Postangestellte ver-
kündeten den Ausstand. Die industrielle Revolution war da.
Die Regierung fand hierbei nur ein Mittel: Gewalt. Die Kriegsbetriebe
wurden verstaatlicht — bis zum August 1915 hatte man bereits 379 Betriebe
unter Staatsaufsicht gestellt — die Arbeiter wurden einer Reihe von Munitions-
gesetzen unterworfen, welche an Härte nichts zu wünschen übrig ließen. Die
Munitionsgesetze stellten die Arbeiterschaft unter Kriegsrecht, sie nahmen ihnen die
Handlungsfreiheit und die Bewegungsfreiheit. Auf jede Arbeitsweigerung
folgen Strafgelder, auf Streikerhebungen gerichtliche Verurteilung. Eine
Organisation gleich der heutigen deutschen Arbeitspflicht männlicher Personen
in den Munitionsfabriken begann. Ein Streik von 60000 war die Antwort.
Man verhandelte, bildete Schiedsgerichte und bewilligte Lohnerhöhungen. Da
man mit den Arbeitern nicht fertig wurde, kam man mit einem Zwangs-
drucke gegen die Unternehmer. Als man auch hier die Grenzen des Erreich-
baren erlangt, ging man dazu über, den Belagerungszustand über die Haupt«
industriezentren zu verhängen.
Woher diese grenzenlose Unruhe der Arbeiter? War das alles wirklich
nur Opposition gegen den Krieg, weil man den Krieg nicht gewollt hatte?

Die mächtigen Bergarbeiterverbände wollten die Zwangslage der Regierung ausnutzen. Unzufrieden mit ihren Löhnen, — seit 1900 haben sich die Löhne den gesteigerten Lebensmitteln und dem gesamten Lebensaufwande nicht mehr anzupassen vermocht — wollte man seinen Vorteil einheimsen.
Es gelang. Der gleiche Vorgang zeigt sich bei den Tertilarbeitern und bei den von ihnen organisierten Landarbeiterunruhen. Die Transportarbeiter aber fürchteten den neuen Staatssozialismus, den sie mit einer politischen Entrechtung ihrer Gruppe herannahen sahen. Ihr Führer Thomas fand Ende 1915 die Formel: „Die englische Arbeiterschaft läßt sich den alten Freibrief der Arbeiter nicht zerreißen." —
Die Lohnforderungen wurden dadurch vermehrt, daß England bei seinem Freiwerbesystem nicht daran denken konnte, Kriegsunterstützungen in das Leben zu rufen. Nur die Soldatenfamilien wurden reich bedacht. Die Umformung der Produktion von der Friedens- zur Kriegswirtschaft aber brachte eine ausgedehnte Arbeitslosigkeit. Machinationen der Regierung, die Arbeitslosigkeit zu verstärktem Anwerben zum Heeresdienste zu nützen, hatten eine starke Erbitterung hervorgerufen. Ist doch ein Krieg seit Generationen in England als Etwas empfunden, das von dem Lande selbst nicht getragen zu werden braucht. Nicht das Volk, geworbene Soldaten mochten den Krieg führen.
Als man seine Löhne verbessert, dazu die eingearbeitete Kriegswirtschaft ihre unerhofft hohen Verdienste für die Arbeiterschaft abwarf, kam eine kurze Ruhepause, doch es war nur die Ruhe vor neuem Sturm. Die Regierung kam mit ihrem Wehrpflichtgesetz. Das Kriegsjahr 1916 fand die englische Arbeiterschaft auf das Höchste erregt. Die Eisenbahner brachten das Wort: Generalstreik. Generalstreik — im Kriege. Am 30. Dezember brachte Labour Leader in dicken Lettern die Worte: „Auf den britischen Inseln leben tausende von jungen Männern, die sich gebunden haben, der Dienstpflicht Widerstand zu leisten." Thomas aber wurde noch deutlicher und verkündete, „jede Form von Wehrdienst kann in einer einzigen Stunde durch Gewerkschaften des Landes zunichte gemacht werden."
Das Wehrpflichtgesetz ist dann gekommen und der Generalstreik blieb aus. War es ein Sieg der Regierung? Wohl nur ein Teilerfolg, denn wie es gelang, das Gesetz zur Annahme zu bringen, war es nur noch ein Schein dessen, was man gewollt. Die Ausnahmen bildeten die Regel. Die Arbeiterschaft hatte sich die industrielle Dienstpflicht gesichert. Mit unend» licher Vorsicht kämpfend Schritt für Schritt, hat sich die britische Regierung ihr Rekrutenprogramm ausarbeiten können. Nicht die Intellektuellen, nicht die Kaufmannswelt, nicht das konservative Land brachten die fast nicht zu überwindenden Hemmungen, es waren die Arbeiter. Sie wollten nicht!
Inzwischen ist auch in England dieser Krieg, den man drüben fast

anderthalb Iahre als ein Geschäft der Reichen und spekulativen Geister angesehen hat, ein Volkskrieg geworden. Die Luftangriffe haben hierzu ihr gutes Teil beigetragen. Man hat die Deutschen drüben im Volke nie geliebt, man verachtete sie, man fand sich bei weitem entwickelter. Die Deutschen waren dumm und grausam dazu. Sie verdienten Prügel; je mehr, je besser. Seit den Luftangriffen hat man hassen gelernt. Verbissen hassen. Aber sein Recht aufgeben. Nein! — Ein englischer Arbeiter gibt kein Recht auf, er ist nicht so dumm, er weiß: nach dem Krieg kommt der Frieden, dann haben die Herren Unternehmer ihre Kriegsgewinne in der Tasche und sie haben ihre mühevoll erkauften Vorteile hergegeben. Man wettet viel drübeu. Auch über den Krieg, wenn diese deutsche Bande genug haben wird; so aber wettet man nicht. — Da hebt denn jener interessante Kampf an, der das Iahr 1916 ausfüllt.

Naturgemäß brachten die Einziehungen einen Mangel an männlichen Arbeitskräften. Man wünschte diese Lücken durch die in jedem Lande vorhandene industrielle Reservearmee, durch eine Heranziehung von Frauen und Iugendlichen, durch Gefangenenarbeit und eine Verwendung von farbigen Arbeitern aufzufüllen. Soweit diese Kräfte vorhanden sind, gelang das in Frankreich und selbst in Italien. In England gelang es nicht. Die farbigen Arbeiter durften nicht erscheinen, die Gefangenen wünschte man nicht, gegen die Frauen« und Kinderarbeit befindet man sich in ständiger Opposition; die Alten, die Verbrauchten, sollen nicht eingestellt werden. Kam die Regierung mit Zwangseinstellungen, streikten die Arbeiter. Ihre Tarifverträge wünschten sie unangetastet zu erhalten, die Einstellung fremder Arbeitskraft, die Arbeit von Frauen und Kindern drückte den Lohn herab und veränderte die Arbeitszeit sowie die Arbeitsleistung. Frauen«, Kinderarbeit und die Tätigkeit verbrauchter Arbeiter kann auch heute nur mit einer Reibe von Zugeständnissen von Seiten der Regierungsausschüsse und von Seiten der Unternehmer durchgeführt werden. Und trotzdem die Munitionsschiedsgerichte ihre volle Beschäftigung haben, geben die Arbeiter nicht nach.

All diese Zustände sind nicht geeignet, die Lage Großbritanniens günstiger zu gestalten. Ein wie schwerwiegender Faktor die Haltung der englischen Arbeiterschaft ist, geht deutlichst aus dem Umstande hervor, daß man im Parlamente nicht mehr umhin konnte auszusprechen, daß, wenn es England nicht möglich wäre, diesen Krieg zu einem für sich günstigen Ende zu führen, neben den Lebensmittelschwierigkeiten infolge der Unterseeboot» versenkungen, die Stimmung innerhalb der Arbeiterschaft hier mit enl» scheidend sei!

Gerade jetzt hat eine neue Periode der Streikerhebungen eingesetzt, und zwar handelt es sich um Streikerhebungen in den Munitionsfabriken! Alle Gesetze haben hier nicht helfen können. Man weiß innerhalb der Arbeiter«

schaft zu gut, daß diese Bestimmungen letzten Endes nur auf dem Papier stehen können, denn Tausende können nicht abgeurteilt werden. Nimmt man sich aber die Führer heraus und verhaftet sie — wie das jetzt geschehen — dann streiken die Arbeiter, bis man, weil die Munition hergestellt werden muß, den Führern ihre Freiheit zurück gibt. In Newcastle, Barrow und North Shield streikten bis 500000 Metallarbeiter im März, in der Munitionsfabrik in Woolwich bei Londen streiken heute noch Tausende, ebenso streiken zur Zeit rund 30000 Arbeiter in den Munitionswerken von South Lancashire. Teils handelt es sich um Lohnbewegungen, die Löhne reichen gegenüber den enorm gestiegenen Lebens- und Verbrauchsmitteln nicht aus — teils handelt es sich um Fragen der Qualitätsarbeiterschaft; welche Arbeitergruppen werden ihnen folgen, fragt man sich erregt in England.*) — Ein Mittel, die Arbeiterschaft zu beruhigen, gibt es nicht mehr. Es sei denn der geglückte Durchbruch in Frankreich. Nationale Eitelkeit, die Aussicht auf baldigen Frieden, daneben geeignete Zugeständnisse, würden die Arbeiterschaft beruhigen. Aber die Möglichkeit eines Durchbruches im Westen hat man, wie offiziell schon verlautbart wurde, für dieses Iahr ja bereits aufgegeben. Guter Rat ist heute drüben sehr teuer geworden.

Es kann nur empfohlen werden, die Haltung der englischen Arbeiter zu verfolgen. Die Schwierigkeiten, welche sich hier ergeben und dauernd ergeben haben, sind tief schwerwiegender Natur.

Dr. W. Stein:

Der imperialistische Zusammenschluß des britischen Weltreiches.

Die britische Reichskonferenz ist zu Ende. Ihr Ergebnis gipfelt in folgender Entschließung, die wie alle übrigen Beschlüsse einstimmig angenommen sind: „Die Zeit ist gekommen, um die Entwicklung der Hilfsquellen des Reichs jo weit wie möglich zu fördern, damit das Reich von allen andern Ländern in der Versorgung mit Lebensmitteln, Rohstoffen und wichtigen Fabrikationserzeugnissen unabhängig gemacht wird. Mit diesem Ziel vor Augen spricht sich die Konferenz zur Entwicklung des Prinzips aus, daß jeder Teil des Reichs den Gütern und Fabrikaten aus andern Teilen des Reichs Vorzugstarife und Vorzugsbehandlung gewähren soll."

Damit ist nach dem Antrage des Vorsitzenden der Londoner Handelskammer

*) Während der Drucklegung sind die Srreikbeuiegungen auch auf die Textilarbeiterfchoft, die Hafenarbeiter und im Schiffsbau tätigen Arbeiter im weiten Umfange übergegangen.

Lord Denborough das System der Vorzugszölle für die englischen Kolonieen amtlich als Richtschnur für die künftige britische Handelspolitik festgelegt und die Neugestaltung der englischen Wirtschaftspolitik angebahnt. Auch das Reichskriegs' kabinett hat sich, wi« Bonar Law dem Unterhause mitteilte, einstimmig zu dem Grundsatz der Vorzugszölle bekannt. Auf die wirtschaftliche und politische Schaubühne der Erde tritt nunmehr der neubritische Imperialismus schwer gerüstet und gewappnet und gewillt, die militärische Niederlage Englands im Weltkriege, die es nicht mehr verhehlen und ableugnen kann, wirtschaftspolitisch einigermaßen wert zu machen.

Es handelt sich, das soll nicht verkannt werden, zunächst nur um einen Plan, der allerdings seit einer Reihe von Iahren viel umstritten ist, der nicht neu ist, und der jetzt, da das Gefüge des britischen Weltreichs in seinen Grundfesten wankt, im ewigen Kreislauf der Ereignisse neue Gestaltung gewinnt. Nachdem jetzt der Kampf um die Einheit des britischen Weltreichs damit zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, lohnt sich ein kurzer geschichtlicher Rückblick.

Schon die Navigationsakte vom Iahre 1651, die bekanntlich eine Monopolstellung der englischen Schiffahrt schaffen wollte, enthielt in ihrem Keime die britisch« Reichsidee, die dann niemals ganz geschwunden ist, obwohl die Frei» händler noch Iahrhunderte hindurch die Oberhand behielten. Der Gedanke des britischen Zollvereins gewann aber erst feste Gestalt, als im Iahre 1874 die Bestrebungen des entschieden schutzzöllnerisch gesinnten Disraeli des Narl ot Veaeounüelä, auf militärischen und handelspolitischen Zusammenschluß des britischen Reichs einsetzten und zielbewußt gefördert wurden. Im September des Iahres 1874 erfolgte die Einverleibung der Fidschiinseln, 1875 der Ankauf der Suezkanal«Aktien und 1876 die Krönung des Werks durch die Annahme des Titels Kaiserin von Indien durch die Königin. So sehen wir in Disraeli den Schöpfer des imperialistischen Kuppelbaus des britischen Reichs. Damals scheiterten die stolzen Pläne, aber unter seinem Nachfolger Lord Salesbury wurde in den Kolo» nieen eifrig weiter gearbeitet. 56 abhängige Staaten bildeten das britind empire als 1887 die erste von der britischen Regierung einberufene Kolonialkonferenz zusammentrat, um gemeinsame Verteidigungsmaßregeln für das Reich zu beraten. Vier Iahre später, im Iahre 1891, stellte der liberale Freihändler Goschen die Gründung des britischen Zollvereins zur öffentlichen Erörterung. Der Gedanke des „Größer Britannien" lebte, und mit stolzer Zuversicht sagte beim 60 jährigen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria am 26. November 1893 der Historiker Hartpole Lecky: „Welches Schicksal diesen Inseln auch aufgespart sein mag, so viel dürfen wir zuversichtlich prophezeien, daß keine Umwälzung der menschlichen Dinge mehr die künftige Machtstellung der englischen Sprache und der britischen Rasse vernichten kann." Der Kongreß vom Iahre 1894 in Ottawa empfahl auf Betreiben Kanadas, das sogar zu dem Mittel des Drucks gegenüber dem Mutterland« griff, den Abschluß eines internationalen Abkommens, falls das

Mutterland sich gegen die Wünsche der Dominions sperren sollte, die, wie auch
dieses Mal, auf Schutzzölle, beziehungsweise Vorzugszölle gingen. 1896 griff der
Schraubenfabrikant aus Birmingham, M. Chamberlain, den Gedanken auf
einem Festessen des Kanadaklubs wieder auf, und von diesem Augenblick an war
es nur eine Frage der Zeit, daß England sich endgültig darüber entscheiden
mußte, ob es den Freihandel bei loser Angliederung der Kolonien aufrechterhalten
wollte oder die Gründung eines Zollverbandes als Vorstufe zu einem Reichszoll-
vereiu wählen würde. Die Kolonialkonferenzen vom Iahre 1902 und 1907
sprachen sich unter Leitung Chamberlains unbedingt für einen möglichst engen
Zusammenschluß aller britischen Kolonieen zu einem Reichszollverein aus; die
Ideen des Imperialismus hatten den Vortritt vor denen des Nationalismus er«
langt. Die Freihändler verteidigten ihren Standpunkt mit dem Hinweis, daß
England noch immer das erste Industrie- und Schiffahrtsland der Erde sei; die
Schutzzöllner dagegen betonten, daß die wankende Monopolstellung Englands
nicht auf die Güte der Erzeugnisse der Wettbewerber, sondern auf deren Zoll-
system zurückzuführen sei. Ietzt ist das Freihandelsargument der Altliberalen
an die Wand gedrückt, und die wirtschaftlich« Neuaufteilung der Erde im all-
britischen Sinne im Zuge. Der Gedanke Chamberlains von der wirtschaftlichen
Selbstgenügsamkeit des Reichs ist aus der Versenkung aufgetaucht. Die Kolonieen
sollen ihren sicheren Markt für die Rohstoffe haben. Die englischen Industrie-
erzeugnisse sollen in allen Ländern, über denen der Union-Iack weht, — und das
ist etwa ein Fünftel des ganzen Erdballs, — die verhaßte Konkurrenz der deutschen
Waren nicht mehr in dem Maße wie früher zu fürchten haben. Der lange gehegte
Wunsch der Dominions ist erfüllt, und es ist müßig, sich heute den Kopf darüber
zu zerbrechen, ob bei dem Beschluß der britischen Reichskonferenz, die Kolonieen
oder das Mutterland die treibende Kraft war. An uns ist es zu sehen, wie wir
diesem Schlag begegnen. Denn nunmehr beginnen auch die Beschlüsse der
Pariser Konferenzen größere Bedeutung zu gewinnen, ganz besonders, wenn es
gelingen sollte, die nordamerikanische Union in den Bannkreis des britischen Im-
perialistischen Gedankens hineinzuziehen. Daß die von England so meisterhaft
beherrschte Presse nicht müßig sein wird, den Nordamerikanern die Idee von der
Alleinherrschaft der angelsächsischen Rasse schmackhaft zu machen, ist ohne
Zweifel. Alsbald taucht auch bei uns wiederum der Plan der mitteleuro-
päischen Staatengemeinschaft, der wirtschaftliches Selbstgenügen verbürgen soll,
auf: ein starkes Mitteleuropa mit sicheren Verbindungsstraßen nach den afri-
kanischen Kolonieen als wirksames Gegenstück zu der zollpolitischen Abschliefiung
des größeren Britanniens. Leider verbürgt diese Idee unser wirtschaftliches Selbst»
genügen eben nicht. Weder als Rohstofferzeuger noch als Abnehmer unserer
Industrieerzeugnisse reichen Mitteleuropa und Afrika zusammen für uns aus.
Wenn das die einzige Abwehr wäre, mit der wir den britischen Hieb parieren
können, wäre es schlimm für uns bestellt. Dann hätte England das Ziel, das es

sich in diesem Kriege gesteckt, den es von Anfang an als kosmopolitischen führte, erreicht. Denn es hat bislang als einziges Land nur Vorteile aus dem Kriege gezogen. Auch finanziell ist es längst nicht in dem Maße getroffen, wie mannig« fach angenommen wird. Man hat gesagt, das Geld der Westmächte, vor allem Englands, sei nach den Vereinigten Staaten abgeflossen, unser Geld aber sei im Lande geblieben und zirkuliere dort. Für Italien, Frankreich und Rußland trifft dies zu; für England aber nicht, denn die Aktien der Kriegsbedarf liefernden amerikanischen Werke befinden sich überwiegend in britischen Händen. Das Geld Englands und nicht zu vergessen das seiner Gefolgschaftsstaaten fließt, ganz abgesehen von den riesigen Gewinnen aus dem Frachtengeschäft, nach England zurück. England wird nach dem Krieg ungeschwächt dastehen. Nein, mit dem mitteleuropäischen Wirtschaftsbündnis ist es nicht getan, und die Rolle des genügsamen Robinson unter den Völkern müßte der Welt den Vergleich mit dem Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind, aufnötigen. Indessen trägt die Idee des imperialistischen Zusammenschlusses des britischen Weltreiches, so großzügig sie anmutet, den Keim inneren Zerfalls bereits in sich. Die englische Herrenkaste ist ziffernmäßig mcht stark genug, um sich für die Dauer zu behaupten. Die Gleichstellung der Kolonieen, die in dem Gedanken des allbritischen Reiches ruht, und die als Folgeerscheinung einer politischen und wirtschaftlichen gemeinsamen Organisation kommen muß, birgt die Gefahr, daß die Kolonieen über den Kopf des Mutterlandes hinauswachsen, daß das Reichszentrum sich verschiebt. Die Furcht hiervor war sicherlich auch die Triebfeder, daß man in dem Plan zur Reichskonferenz anstatt der Vorzugszölle die Gewährung von Subsidien an die Kolonieen andeutete. Die inneren Gegensätze zwischen all den verschiedenen unter britischem Szepter vereinten Menschenrassen sind zu groß, die Interessen gehen zu weit auseinander, als daß sie durch Vorzugszölle überbrückt werden könnten, und der große Räuber jenseits des Kanals wird eines Tages bei aller Klugheit und Geschicklichkeit und brutalster Ichsucht nicht mehr die Macht haben, seine Herrschaft über seine Satelliten zu behaupten, da auch bei ihm die Geburtenziffer von Iahr zu Iahr sinkt. Sodann aber ist der britische Reichsgedanke zunächst nur ein Plan, der noch der Verwirklichung harrt. Noch ist Krieg, der Friede ist noch nicht geschlossen, und das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wir werfen unser Schwert in die Wagschale und zerschneiden die allbritischen Reichspläne und die Gelüste nach der Alleinherrschaft über die Welt. Was uns angesichts des wirtschaftspolitischen Vorstoßes Englands zu tun bleibt, ist, den Krieg nicht eher zu beenden, als bis das gefährlichste Raubvolk der Erde am Boden liegt. Mehr denn je dürfen wir uns nicht mit dem statu» yun aUte — er würde es für uns nicht sein — genügen lassen, sondern müssen, komme es, wie es wolle, unter allen Umständen beim Friedensschluß die unbedingte Gleichberechtigung auf der ganzen Erde durchsetzen.

S. B. Unseburg:
Ein Beitrag zur Erörterung der Friedensziele.

Die Lehre, „daß sich ein jeder um den Krieg kümmern sollte, und daß das Nachher sich von allein finden würde", die von so vielen gepredigt wird, kann in ihrer Anwendung mehr als verhängnisvoll sein. Es ist selbstverständlich, daß jeder vor allem sein Möglichstes zur Erreichung des Sieges und somit zur Herbeiführung des Friedens in jeder möglichen Richtung tun muß, ehe er ein Recht hat, seine Kräfte zur Ergründung des Friedens und seiner Bedingungen zu verwenden. Auch darf nicht vergessen werden, daß die Friedensprobleme durch die Art und Weise, in welcher der Krieg seinen Abschluß finden wird, in so hohem Maße modifiziert sein werden, daß sicherlich eine unendliche Vergeudung von Kraft und Zeit in der Erörterung häufig phantastischer Ideen stattfindet, ehe ein brauchbares Programm aufgestellt oder auf endgültige Friedensziele auch nur geschlossen werden kann. Auf der anderen Hand ist es jedoch unvernünftig, eine sachgemäße, öffentliche, freie Besprechung der Probleme zu verhindern oder zu unterdrücken, denn es ist stets gefährlich, sozusagen auf dem Sicherheitsventil einer Nation zu sitzen.

Der unerhörte und wahrscheinlich noch geraume Zeit andauernde Aufwand militärischer, industrieller und finanzieller Kräfte, welcher der endgültigen Entscheidung noch vorausgehen muß, sollte sicherlich eines der Hauptmomente sein, welche die Erwägung der Friedensziele leiten muß. Es ist von Bedeutung, daß eben dieser Aufwand und die andauernde Spannung die Gefühle und Nerven aller schon jetzt in so hohem Maße angegriffen und mitgenommen hat, um die Gefahr hervorzurufen, daß ein gesundes, zur klaren Erörterung aktueller Ziele so notwendiges Urteil in bedenklicher Weise beeinträchtigt wird.

So sind die von England und seinen Verbündeten wiederholt aufgestellten Friedensbedingungen wohl im großen Ganzen unter dem Drucke eben dieses Einflusses häufiger in großem Umfange besprochen als eingehend durchdacht worden. Dieses Programm nun, das unter Englands Leitung mit Hilfe französischer Phantasie geschaffen und der Welt verkündet wurde, stellt Bedingungen auf, die vorerst und angesichts der gegenwärtigen Kriegslage jeden Gedanken an Verhandlungen ausschließen. Ehrgeizige, ja, mehr als ehrgeizige Pläne und leider auch phantastische, ganz unmögliche Ideen sind auch in Deutschland entwickelt worden, doch sind sie im großen Ganzen in vernünftigeren Grenzen geblieben mit Ausnahme vielleicht der selbstmörderischen Scheidemann'schen Idee.

Immerhin muß wohl als sicher hingestellt werden, daß bei einem un«
entschiedenen Ausgange des Krieges die endgültigen Friedensbedingungen
zum besten nur einen Kompromiß zwischen den beiderseits angestrebten
Mindestforderungen bilden können. Da Deutschland jedoch bei seiner mili-
tärisch günstigen Lage in Ost und West tief in Feindesland steht und jede
berechtigte Aussicht hat, den entschiedenen Sieg davonzutragen, so können
auch die deutschen Bedingungen in Ruhe erörtert werden. Abgesehen von
gewissen idealistischen und mitunter überspannten Ideen in der Richtung des
Höchst» und Mindestmaßes kann nunmehr einige Klarheit geschaffen werden.
Soweit sich die Lage der Dinge zurzeit überblicken läßt, können die
Friedensbedingungen Deutschlands im allgemeinen wohl kurz in folgendem
zusammengefaßt werden:
^1. Eine Regelung zur besseren Sicherung der Reichsgrenzen im Osten
und Westen unter Beibehaltung gewisser der besetzten Gebiete.
2. Eine wahrscheinlich ziemlich hohe Kriegsentschädigung.
3. Eine Regelung des kolonialen Besitzes bei bedeutender Erweiterung
der vor dem Kriege gehaltenen Gebiete in Afrika.
4. Der Wiederaufbau der wirtschaftlichen und Handelsbeziehungen zum
Auslande unter sicherer Garantie, daß deutsche Interessen gegenüber anderen
zum mindesten gleichberechtigt bleiben und keineswegs einer Benachteiligung
ausgesetzt sind.
1. Die Regelung der Grenzen im Westen und Osten ist im Februar«
heft von „Nord und Süd" in einem Aufsatz unter dem Titel „Kriegs« und
Friedensziele" besprochen*), der schon seiner Urheberschaft halber besondere
Aufmerksamkeit verdient. Hier ist der Plan der Teilung Belgiens zwischen
Deutschland und Frankreich ausgesprochen, der in vielen Beziehungen manches
für sich hat. Daß er aber in der ausgesprochenen Form großen Anklang in
Deutschland finden wird, ist sehr zu bezweifeln. Wenn Frankreich die wal-
lonischen Provinzen Hennegau, Namur, Lüttich und Luremburg erhalten und
ein Zugang zu den flandrischen Provinzen im östlichen Teil der Provinz
Lüttich geschaffen werden soll, so dürfte wohl hier kaum von einer besseren
Sicherung der Reichsgrenze die Rede sein. Wollen wir uns einen neuen
Kaprivizipfel in Europa schaffen, um nach Flandern zu kommen?
Es will auch nicht ganz einleuchten, warum Deutschland Frankreich neue
Provinzen verschaffen sollte, um seinen zugegebenermaßen unvermeidlichen
Niedergang noch eine Zeit lang aufzuhalten. Frankreichs Freundschaft, wel-
sche Freundschaft, wird Deutschland kaum ein annehmbares Entgelt für die
Opfer bieten, die es an Gut und Blut in Belgien gebracht hat. Wenn
') Exzellenz Wirklicher Geheimer Rat Freiherr U. Rechenberg: „Kriegs- und Friedenzziele.'

erwartet wird, daß Frankreich zu einer dauernden, freundschaftlichen Anlehnung an Deutschland bewogen oder gezwungen werden kann, weil es durch seine Einwilligung in eine Teilung Belgiens sich England gegenüber gewissermaßen zum Mitschuldigen Deutschlands macht und somit Englands Feindschaft auf sich zieht, so ist dies ein sehr problematisches Ergebnis. Frankreich wird immer noch nach' Elsaß-Lothringen schielen, und England wird geeignete Mittel und die geeignete Zeit finden, Frankreich mit den flandrischen Provinzen oder in anderer Weise zu ködern, damit es zu seiner alten Liebe zurückkehrt.

Die Art der Erwähnung von Elsaß-Lothringen in dem Aufsatz in „Nord und Süd" ist unglücklich, wenn sie auch nur, was wir hoffen wollen, zu Vergleichszwecken herangezogen ist. Sie macht den Leser stutzig, wie gesagt, die Art der Erwähnung ist unglücklich gewählt. Daß Frankreich durch die wallonischen Provinzen einen ungeheuren Vorteil erhält, ist ganz klar gemacht, der Vorteil, den Deutschland aber zieht, ist recht unklar gelassen. Wir haben doch wahrlich keinen Anlaß, auf Frankreich besondere Rücksichten zu nehmen und seinen Vorteil zu studieren.

Erzellenz Rechenberg führt später in seinem Aufsatz ein englisches Sprichwort an „6b»rit? eommeuee» »t dome.« Sehr richtig, wir wollen es auch hier und recht nachdrücklich anwenden, wir täten besser, zu Hause anzufangen und unsere eigenen Vorteile vorerst ins Auge zu fassen, mögen die Welschen sich um ihren eigenen Vorteil bekümmern. Es ist in großem Maße die ewige Rücksichtnahme auf andere Nationen, die Deutschland in die schiefe Lage gebracht hat, in der es sich am heutigen Tage in der Welt findet. Etwas mehr Rücksichtslosigkeit anderen gegenüber wird unseren Ansprüchen mehr Achtung verschaffen. Im übrigen gibt es auch noch Vlamen in Frankreich und Wallonen in Deutschland. Ebenso gut wie diese Völker „verwelscht" werden, können sie auch „verdeutscht" werden. Die Wallonen, die nicht deutsch werden wollen, mögen nach Frankreich wandern und dort dem Bevölkerungsmangel abhelfen, wenn sie eine Neigung dazu haben.

Wenn Deutsche die Mittel betrachten, die ihre Gegner ringsum gegen Deutsche anwenden, dann ist es nur zu verwundern, daß drastische Mittel in Betreff der zu erwerbenden Gebiete nicht schon lange anempfohlen worden sind. In Gegenden, wo die Bevölkerung sich als direkt feindlich erweist und zu erwarten steht, daß sie diese Haltung auch nach dem Kriege beibehalten wird, da würde es gar kein so furchtbares Verbrechen sein, wie häufig behauptet wird, diese Bevölkerung einfach abzuschieben. Es würde dann beiden Teilen geholfen sein. Deutschland wird eine Bevölkerung los, die nicht deutsch sein oder werden will und nur einen Anlaß zu endlosen Reibereien bietet, und den betroffenen Leuten steht es frei, sich im Lande ihrer Wahl niederzulassen. Die Entschädigungsfrage könnte in Verbindung mit der Kriegs«

entschädigung geregelt werden. Deutsches Land hat mehr Wert für das
Deutsche Reich und Volk als all die potentialen Milliarden französischen
Geldes. Ohnehin werden Frankreichs Finanzen nach dem Kriege nicht allzu
glänzend stehen, sodaß eine Entschädigung in der Hauptsache wohl von Eng-
land mit Hilfe der Vereinigten Staaten aufgebracht werden muß. Bei dieser
Gelegenheit sei auf die Enteignung und Abschiebung der Deutschen in Afrika
seitens der Engländer und Franzosen hingewiesen und auf die Enteignung
und Verschleppung der deutschen Bauern in Rußland, von welchen viele seit
Generationen in Rußland ansäßig gewesen sind. Durch Zugeständnisse an
seine Gegner wird Deutschland sich nicht die gewünschte Achtung nnd Sicher-
heit seiner Weltstellung schaffen, ebensowenig wie es sich einen Platz an der
Sonne erbetteln kann. Nur die volle Entfaltung seiner Macht und eine
rücksichtslose Anwendung derselben wird die Erfüllung seiner Wünsche näher
bringen.

Niemals darf vergessen werden, daß England der Hauptfeind ist, gegen
den Deutschland kämpft. Seit der denkwürdigen Reise des Prinzen Heinrich
von Preußen nach dem fernen Osten hat England Vorwände und Gelegen-
heiten zur Verhöhnung und zum Lächerlichmachen der „gewappneten Faust"
sozusagen bei den Haaren herbeigezogen. Ehe England nicht die volle Wucht
eben dieser „gewappneten Faust" bis ins Mark gefühlt hat, ehe nicht der
Griff der gepanzerten Finger blutigen Schweiß aus seiner Krämerseele ge-
preßt hat, wird eben dieses England seine Gelüste zur Zertrümmerung der
deutschen Macht nicht aufgeben. Es heißt da fest und furchtlos zugreifen
nicht nur in der Kriegführung, sondern auch beim Friedenschließen. Die
Sicherung, die Deutschland in Flandern braucht, ist in der Hauptsache eine
Sicherung gegen England, und mit der Erwerbung von Belgisch«Flandern
ist die Hauptbedingung, der freie Zutritt zum offenen Meere, noch nicht
erreicht, obwohl näher gerückt. Die Grundlage der deutschen Weltmachtstellung
ist erst fest gefügt, wenn die deutsche Grenze an der flandrischen Küste so
weit vorgeschoben ist, daß die englische alleinige Beherrschung der Straße
von Dover nicht mehr möglich ist. Die Straße von Dover ist für Deutsch-
land sozusagen das Eingangstor zum offenen Ozean. Einen Fußhalt an
diesem Eingangstor muß Deutschland haben zum Schutze seines Außen-
handels und für die freie Entwicklung seiner Kolonialpolitik. Auch alles dieses
sind Gesichtspunkte, die zur Erwägung herangezogen werden müssen, wenn die
belgische Frage zur Erörterung kommt. Denn wie Erzellen; von Rechen-
berg uns gesagt hat, „Uuarit? «ommeuee» »t dome", und Deutschland sollte
diesen ausgezeichneten Rat beherzigen. Neben der belgischen Frage darf aber
nicht vergessen werden, daß auch im Südwesten die Grenze der Berichtigung
bedürftig ist. Hier kommen jedoch in der Hauptsache rein militärische Ge-
sichtspunkte in Betracht, deren Wahrung in ausgezeichnet fähigen Händen liegt.

Im Osten hat sich die deutsche Politik durch die teilweise Lösung der polnischen Frage soviel Arbeit gemacht, daß ein endgültiges Ergebnis überhaupt nicht abzusehen und die eingehende Erörterung zurzeit besser nicht in Hand zu nehmen ist. Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß diese teilweise Regelung unter absichtlicher und vorbedachter Ausschaltung der öffentlichen Meinung und der Volksvertretung unternommen wurde und das trotz der Versicherung, daß die Öffentlichkeit reichliche Gelegenheit haben sollte, derartige Angelegenheiten zu erörtern. Das Deutsche Reich ist zur Errichtung eines Königreichs Polens verpflichtet. Es kann nur die Hoffnung ausgesprochen werden, daß der „polnische Reichstag" nicht seinen alten sprichwörtlichen Charakter entwickeln wird. Es ist jedoch zu befürchten, daß hier neue und ernstliche Schwierigkeiten geschaffen worden sind. Bemerkenswert ist, daß in dem schon erwähnten Aufsatze in „Nord und Süd" von einem „Anschluß", nicht einer bloßen Anlehnung an Österreich-Ungarn gesprochen wird. Die weitere Entwicklung der eingeleiteten Schritte sollte hier mit großer Aufmerksamkeit verfolgt werden. Am Ende wird aus der Doppelmonarchie noch eine Dreifaltigkeit.

Trotz der schroffen Abweisung des Gedankens der Erwerbung von Kurland und Litauen in dem Aufsatze in „Nord und Süd" dürfte noch viel zugunsten einer solchen gesagt werden. Die feindselige Gesinnung der Grundbevölkerung ist wohl keineswegs ein so schwerwiegender Faktor, wie im Falle der Wallonen in Belgien, und kann vielleicht sogar in großem Maße abgestritten werden. Auch ist die Bevölkerung verhältnismäßig nur eine spärliche. Was die Balten anbetrifft, so ist eine bedeutende Anzahl gar nicht so stark geneigt, die russische Herrschaft vorzuziehen, wie angegeben wird. Es ist auch recht zweifelhaft, ob bei den neuen Verhältnissen Rußlands, die doch kaum am Anfang ihrer Entwicklung stehen, die erwähnte Vorzugsstellung der Balten auch bleiben wird, bei der gegenwärtig zutage tretenden Tendenz ist dies vielleicht sogar direkt zu verneinen. Auch waren die baltischen Privilegien schon vor dem Kriege arg zusammengeschrumpft und im großen Ganzen nicht mehr viel wert. Die gegenwärtigen Verhältnisse sind aber vielen Wandlungen ausgesetzt. Die Sicherheit deutscher Leute unter deutscher Herrschaft ist doch wohl der unabsehbaren Unsicherheit der russischen Verhältnisse vorzuziehen, selbst vom Standpunkte verwöhnter Balten. Eine annehmbare Regelung der Grenzen liegt im Bereiche der Möglichkeit.

Die umfangreichen Krön« und Privatdomänen der baltischen Provinzen bieten großartiges Siedelungsland. Trotz der enormen Entwicklung der deutschen Industrien und des Zuges der Landbevölkerung nach den Industriezentren und Großstädten braucht Deutschland ausgedehntes Siedelungsgebiet. Im Reiche gibt es viele Distrikte, wo die ackerbauende Bevölkerung zur Gewinnung des Lebensunterhaltes einen Nebenverdienst nötig hat. Viel Land ist als

Feld bestellt, das besser zu anderen Zwecken geeignet ist und nur mäßige Ernten und geringen Gewinn abwirft. Eine große Anzahl von Leuten fließt aus der Landbevölkerung den Großstädten und Industrien zu, weil ihnen die Gelegenheit zur Gründung des eigenen Hofes fehlt. Es fehlt vor allem das Land dazu. Wie bekannt ist, sind die inneren Siedlungspläne bisher in der Hauptsache an dem Widerstande des Großgrundbesitzes gescheitert. Auch kann nicht ohne weiteres behauptet werden, daß die Entwicklung nach dem Kriege sich auf denselben oder ähnlichen Linien fortsetzen wird. Ein so radikales Eingreifen in alle Lebensverhältnisse, wie es dieser Krieg mit sich gebracht hat, muß auch viele Wandlungen der Ideen in seinem Gefolge bringen. Wenn das nötige Land vorhanden ist, dann werden sich auch die Leute finden, um das Land aufzunehmen. Die Notwendigkeit der Ausdehnung und einer gesteigerten Produktion der Landwirtschaft als eine Lebensbedingung für das deutsche Reich und Volk ist im Verlaufe des Krieges zur Genüge erwiesen worden.

Es wird fortwährend darauf hingewiesen, daß Deutschland den Krieg nicht gewollt hat und nicht einen Eroberungskrieg führt. Die Geschichte wird zeigen, wer den Krieg gewollt und warum. Die Tatsache, vor der wir stehen, ist die, daß Deutschland feindliche Gebiete im Laufe des Krieges erobert und besetzt hat. Es handelt sich jetzt darum, festzustellen, wieviel und welche Teile davon es behalten soll, um seine Stellung zu sichern und seine Macht auszubauen. Der Gefühlsdusel muß aufhören, oder das deutsche Volk geht noch trotz seiner Errungenschaften auf allen Gebieten an eben diesem Gefühlsdusel zugrunde.

Die allgemeine Tendenz der Entwicklung der Staaten ist in der Richtung der Großstaaten. Diese politische Tendenz besteht seit der Entdeckung der neuen Welt in größerem Maße und ausgesprochener als zuvor. Wenn Deutschland neben Rußland, England und den Vereinigten Staaten als gleichberechtigte Großmacht dastehen will, dann muß es seine gegenwärtige unvergleichliche Gelegenheit wahrnehmen und seine Gebiete ausdehnen oder allmählich zur Stellung eines Staates niederen Ranges herabsinken. Ietzt oder nie ist Deutschlands Gelegenheit. Seine militärischen Leiter führen es täglich der Erreichung der Kriegsziele, nämlich der Niederwerfung seiner Gegner, näher. Das deutsche Volk muß zusehen, daß seine Staatsmänner das Gleiche für die Friedensziele tun und es nicht der Früchte seiner militärischen Errungenschaften berauben.

Seien wir ganz offen und ehrlich, und heucheln wir nicht wie die Engländer oder der salbungsvolle Präsident der Vereinigten Staaten. Trotzdem Deutschland den Krieg nicht gewollt, kämpft es für seine Weltmachtstellung. Diese Weltmachtstellung hat es seit Iahrzehnten angestrebt, und seine Entwicklung in dieser Richtung hat andere Nationen dazu bewogen,

ihm sein gutes Recht streitig zu machen. Es ist ihm dadurch die Gelegen-
heit geboten, der Verwirklichung seines Großstaates näher zu rücken, und es
muß nun die nötigen Schritte nehmen, um dem gesteckten Ziele näher zu
kommen. Deutschland gebraucht Gebietserweiterungen, es hat feindliche
Länder besetzt und muß nun auch davon nehmen, was es braucht. Das ist
keine Eroberungssucht, es ist die Sicherung der angestrebten Weltstellung.
Alles angelsächsische Gerede von Menschlichkeit und Menschenrechten und
den Rechten der kleinen Staaten ist heuchlerischer Unfug, um die Gelüste
nach der Alleinherrschaft der angelsächsischen Staaten zu verbergen. Da darf
sich das deutsche Volk von idealistischen Ideen und Sentimentalitäten nicht
irreführen lassen. Deutschland hat gewiß nicht die Absicht, eine Vorherrschaft
in der Welt anzustreben, aber es hat das Recht, den Willen und die Fähigkeit,
sich eine gleichberechtigte Stellung neben den größten Großstaaten zu schaffen.
Seine Gegner haben ihm die beste Gelegenheit gegeben, einen bedeutenden
Schritt in dieser Richtung vorwärts zu kommen. Es ist daher seine Pflicht
und Schuldigkeit, diese Gelegenheit auszunutzen. Das deutsche Volk hat
wahrlich der Opfer genug gebracht, um verlangen zu können, daß seine
Interessen voll und ganz gewahrt und die jetzt gebotenen Gelegenheiten
voll und ganz ausgenutzt werden. Die ungenügende Sicherung der Reichs«
grenzen infolge von Rücksichtnahme auf andere Nationen im Friedens«
schluß von 1871 sind dem Reiche in diesem Kriege teuer genug zu stehen
gekommen. Es sei nur auf die Grenzen des Elsaß hingewiesen, wo das
Einfalltor von Belfort fast verhängnisvoll geworden wäre. Aber Erzellenz
von Rechenberg weist nur auf die Teilung Belgiens hin, und seine Erwähnung
von Elsaß-Lothringen ist, wie schon gesagt, unglücklich gewählt.
2) Eine Erörterung der Kriegsentschädigung ist hier nicht beabsichtigt.
Die finanziellen Verhältnisse der betreffenden Staaten werden vor Ablauf
des Krieges noch bedeutend modifiziert werden, sodaß der Stand ihrer
Zahlungsfähigkeit oder die Aussichten auf eine solche sich nicht vorhersehen
lassen. Eine Besprechung scheint daher zurzeit kaum angebracht zu sein.
Den unverantwortlichen Schreiern und Idealisten aber, die einen Frieden
ohne Gebietserweiterung oder Entschädigung haben wollen, sei es anheim-
gestellt, die Kriegskosten aus eigenen Mitteln zu bestreiten oder den Dingen
ihren ungehemmten Lauf zu lassen. Wenn auch das deutsche Volk in seiner
Gutmütigkeit derartige Auswüchse duldet, so ist es doch notwendig, daß diese
Herren endlich energisch von verantwortlicher Seite abgeschüttelt werden.
3) Was sind nun die kolonialen Friedensziele Deutschlands? Von ver-
antwortlichen Stellen sind nur wenig Anhaltspunkte in dieser Richtung ge-
geben worden. Wiederholt ist öffentlich verkündet worden, daß Deutschland
alle seine Kolonien zurückerhalten muß, wie dies aber erreicht werden soll,
ist nicht klar. Was nützt auch ein Kolonialreich, das bei der nächsten Kriegs«

gelegenheit, die wahrscheinlich nicht allzu lange auf sich warten lassen wird, dem Gegner zum Einfall ebenso offen liegt, wie dies im August 1914 der Fall war? Werden deutsche Handels« und Schiffahrtsgesellschaften von neuem große Summen den Kolonien zuwenden, wenn nicht bessere Garantien für die Sicherheit derselben bestehen als zu jener Zeit? Wohl kaum.

Die deutschen Friedensziele fordern in Europa mit keiner unsicheren Stimme eine bessere Sicherung der Reichsgrenzen. Ohne Zweifel muß dieselbe Forderung auch für die Kolonien gelten. Ebenso bestimmt wie für die Grenzen des eigentlichen Deutschland ist auch für die Grenzen der Kolonien und für deren Verbindungen mit dem Mutterlands eine bessere Sicherung gefordert.

Der Gedanke eines mittelafrikanischen Reiches *) ist schon genügend besprochen worden, um allgemein bekannt zu sein. Was sein Umfang sein soll, ist bisher noch nicht bekannt, doch wissen wir, daß gewisse Vorarbeiten in dieser Richtung im Reichs«Kolonialomte gemacht worden sind. Wenn auch ein mittelafrikanisches Reich die deutschen Kolonien im schwarzen Kontinent zu einem festen Ganzen mit gewissen Sicherheiten nach außen hin zusammenschließen kann, so bleiben immer noch die Besitzungen im fernen Osten.

Wie schon anderwärts ausgesprochen, muß Deutschland zum mindesten zur gegenwärtigen Zeit und wahrscheinlich auf geraume Zeit hinaus im Interesse der angemessenen Sicherung seines kolonialen Besitzes auf Kolonien in der Südsee und im fernen Osten verzichten, und in der Zwischenzeit andere Maßnahmen zum Schutze seiner Handelsbeziehungen in jenen Gegenden treffen. In dem schon erwähnten Aufsatz in „Nord und Süd" ist der Gedanke des Aufgebens der Südseekolonien zum Ausdruck gebracht, wie auch im Februarheft der Zeitschrift der deutschen weltwirtschaftlichen Gesellschaft in dem Aufsatze „das Tor des fernen Ostens" darauf hingewiesen ist.

In „Nord und Süd" haben wir nun die Äußerung eines früheren Gouverneurs von Ostafrika, der wohl einigermaßen mit den Ideen der maßgebenden Kreise unserer Kolonialpolitik vertraut sein könnte, und dieser spricht den Gedanken des Aufgebens der Südseekolonien zugunsten eines mittelafrikanischen, geschlossenen Reiches unumwunden aus. Wir können daher wohl sagen, daß wir hier ein Programm für unsere zukünftige Kolonialpolitik haben, und an dieses Programm soll hier weiter angeknüpft werden.

Es muß einleuchten, daß eine Konzentration der kolonialen Bestrebungen auf Mittelafrika unter gleichzeitigem Verzicht auf ferngelegene geringere Besitzungen eine gesunde, lebenskräftige Basis zur weiteren Entwicklung schafft. Die Widerstandskraft im Kriege ist bedeutend gestärkt und das mögliche Angriffs«

») Siehe u. a. Dr. Paul Leutwcin „Mtteleuropa«Mittelaftika". (Bibliothek für VolkS» und Weltwirtschaft.)

feld verringert. Daß die nötigen Verbindungen mit dem Mutterlande für
den Kriegsfall angemessen gesichert werden müssen, ist wohl bei den Er-
fahrungen des gegenwärtigen Krieges selbstverständlich. Die bloße Verteidi-
gungsfähigkeit der Kolonien, auf die hingewiesen ist, genügt keineswegs.
Gerade in Kriegszeiten braucht Deutschland die Erzeugnisse seiner Kolonien
im besonderen und muß in der Lage sein, diese sicher heranzuführen.
Es wird gesagt, daß Deutschland eine starke Kriegsflotte nötig hätte,
wenn es auch keine Kolonien besäße, für das Kolonialreich ist aber diese
Flotte eine unumgänglich notwendige Vorbedingung. Das Rechenberg'sche
Programm ist geschlossen genug an sich, doch will es nicht einleuchten, warum
in jedem Falle England ein u.ui6 pro c>uo für seine Abtretungen erhalten
soll. Es soll die deutschen Südseebesitzungen erhalten und einen Teil der
portugiesischen Besitzungen in Afrika, warum? Vielleicht als Dank, weil es
die Welt in diesen Krieg gestürzt hat. Ist nicht die Niederwerfung der
englischen Macht, unseres Hauptgegners, unser Kriegsziel? Warum soll dann
seine Stärkung unser Friedensziel sein? Im übrigen ist zu bemerken, daß
die portugiesischen Kolonien die berechtigte Beute des Siegers sind. Welches
Anrecht kann England geltend machen?
Ein äußerst strittiger Punkt ist auch die Aufgabe Togos, die vorgeschlagen
ist. In Betracht der Rohstoffe der deutschen Industrie ist gerade Wesiafrika
von äußerster Wichtigkeit. Nigerien z. B., das an Kamerun anschließt, ist
eine der wertvollsten afrikanischen Besitzungen, der größte Erzeuger von Palm-
kernen, es hat ausgedehnte Zinnfelder und kürzlich aufgedeckte Kohlenlager.
Im Innern hat es ideales Land für eine ausgedehnte Baumwollkultur, wie
es Mittelafrika nicht bietet. Und zwischen Nigerien und Togo liegt nur der
lange Streifen des französischen Dahomey. Die westafrikanischen Besitzungen
Englands und Frankreichs sind wertvoller als der belgische Kongo, wenigstens
mit Rücksicht auf die gegenwärtige Erzeugung von Rohstoffen. Die Kongo»
gebiete sind dagegen fast gänzlich unentwickelt. Deutschland muß seine west«
afrikanischen Besitzungen bis zur Grenze der Möglichkeit erweitern, aber nicht
abtreten, um England zu bereichern oder zu versöhnen. Es ist genügend,
wenn Deutschland vorerst auf Besitzungen im fernen Osten verzichtet. Togo
ist unser Nestei in Wesiafrika.
Ein wichtiger Faktor für die Entwicklung der Kolonien ist die Beherr-
schung der anliegenden Meere, wie ja die englische Kolonialgeschichte und auch
die Entwicklung der ostindischen Gesellschaft zeigt. Bei der festen Gründung
des deutschen Kolonialreiches sollte dieser Faktor, der auch für die sonstige
Entwicklung des Handels so bedeutend ist, im Auge behalten werden.
Gegenüber dem eben besprochenen Programm ist ein anderes aufgestellt,
das den Südatlantik zur deutschen Interessensphäre macht. An dessen östlichen
Gestaden in Afrika können sich die deutschen Kolonien entwickeln, während

der deutsche Handel zu gleicher Zeit an der Westseite im Verkehr mit den südamerikanischen Republiken sich entfaltet und ausdehnt. Es würde somit gewissermaßen ein Gebiet geschaffen werden, in dem die äußersten Wünsche und Bestrebungen Deutschlands jede Gelegenheit für eine volle Entfaltung bis zur Grenze der anspruchsvollsten Hoffnungen finden könnten. Wenn jedoch zugleich auf ostafrikanische Interessen verzichtet werden soll, so wird diese Idee wohl auf sehr energischen Widerstand in kolonialen Kreisen und anderwärts stoßen. Dies würde ein Überlassen Ostafrikas an England be« deuten und ein Verzicht auf alle Gebiete, die an den indischen Ozean grenzen, um England freie Hand zu lassen für die volle Entwicklung seiner „Kap bis Kairo"«Pläne und die unbedingte Beherrschung des indischen Ozeans.
Dies deutsche mittelafrikanische Reich würde dann mit einer Grenze längs des Tanganyika- und Nyassasees und der ostafrikanischen Höhenzüge im Osten abschließen. Es leuchtet nicht ein, warum das mittelafrikanische Reich ein-schließlich der Ostküste Afrikas und Zanzibars die englische Herrschaft im Indischen Ozean stören sollte. Ganz abgesehen von sentimentalen Ideen, die hier nicht in Betracht kommen, dürfte ein Aufgeben Ostafrikas auch mit dem Besitze des gesamten westafrikanischen Kolonialkompleres für Deutschland wohl kaum aufzuwiegen sein. Es wäre besser, an Ostafrika festzuhalten und den englischen Teil davon zu erwerben, wie Erzellenz Rechenberg ausführt.
Die Südafrikanische Union wird über kurz oder lang doch mit der Ober-hoheit Englands brechen, sodaß dann direkte englische Interessen in Mittel« und Südafrika gänzlich ausgeschaltet werden. Es darf nicht vergessen werden, daß England deutsche Interessen in Afrika überhaupt auszuschalten beabsichtigt hat. Warum sollte dann Deutschland zögern, die gebotene Ge-legenheit zu nehmen, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Besonders, wenn ein derartiges Handeln einen so ungeheuren Vorteil mit sich bringt.
Das Programm des mittelafrikanischen Reiches von der Westküste bis zur Ostküste vom Zambesi bis zum Sudan zusammen mit einer größtmög-lichen Ausdehnung in Westafrika sollte für ein deutsches Kolonialreich angestrebt werden. Ob das nun alles in den Friedensbedingungen dieses gegenwärtigen Krieges erreicht werden kann, ist aber eine andere Frage.
Sehr wohl könnten dies die Ziele sein, auf die eine deutsche Kolonialpolitik hinwirken sollte. Hier zum wenigsten ist ein Programm für die zukünftige koloniale Entwicklung Deutschlands niederlegt. Wenn jetzt zum wenigsten die feste Grundlage dieser Kolonialherrschaft gelegt wird, dann sind hier auch sehr wirkliche Ziele und Aussichten in einer bestimmten Richtung und innerhalb bestimmter Grenzen für die Zukunft vorgezeichnet und einer ziellosen Zersplitterung, die Kraftverschwendung im Gefolge trägt, vorgebeugt. Wenn Deutschland auf Ausdehnung im fernen Osten verzichtet und somit seinen Einfluß und seine Interessen vom Stillen Ozean zurückzieht, dann muß es

sich als Entgelt eine möglichst breite Grundlage für eine weite Interessen-
sphäre in Afrika und im Südatlantik schaffen.
4) Der wichtige Faktor des Wiederaufbaues der wirtschaftlichen und
und Handelsbeziehungen zum Auslande unter sicherer Garantie, daß deutsche
Interessen gegenüber anderen zum mindesten gleichberechtigt bleiben und
keineswegs einer Benachteiligung ausgesetzt sind, ist vielleicht das Friedensziel,
das auf die größten Schwierigkeiten stoßen wird. Dieser Weltkrieg ist in
großem Maße ein Wirtschaftskrieg, vielleicht der intensivste wie auch
umfangreichste Wirtschaftskrieg der Weltgeschichte. Unsere Gegner haben uns
die Fortsetzung dieses Wirtschaftskrieges nach dem Weltkriege aber und
abermals offen und bündig angekündigt. Sie haben feierliche Zusammen-
künfte abgehalten, um zu beraten, wie Deutschland am besten vom Welthandel
und Weltverkehr ausgeschlossen werden kann. Es soll also sozusagen ein
„verkappter Krieg" gegen Deutschland weiter geführt werden.
Nun wohl, wer gewarnt ist, sollte auch gewappnet sein, der Gefahr
vorzubeugen. Rußland ist in so vielen Beziehungen wirtschaftlich von Deutsch-
land abhängig gewesen, daß trotz aller englischer und französischer Verhetzung
die alten Beziehungen hier vielleicht am leichtesten wieder anzuknüpfen
und aufzunehmen sind, besonders angesichts der neuen Verhältnisse in
diesem Lande, die sich ja jetzt erst zu entwickeln anfangen. Auch bei
Frankreich werden trotz aller Schreierei die Schwierigkeiten nicht unüber-
windlich sein.
Anders, leider ganz anders stehen die Aussichten bei dem Überseeverkehr.
Hier ist Deutschland seit August 1914 von jeder Berührung gänzlich abge-
schnitten. Der deutsche Seeverkehr ist zum gänzlichen Stillstand gekommen,
und England hat dafür gesorgt, daß innerhalb der Grenzen seines weltum-
fassenden Reiches alle deutschen Handels- und G:schäftsbeziehungen fast gänz-
lich vernichtet und ausgerottet worden sind. Sogar die Bücher der zwangs-
weise aufgelösten Geschäfte sind vielfach vernichtet worden. Die Amerikaner
haben sich redlich bemüht, in den Vereinigten Staaten deutsche Beziehungen
zu untergraben und besonders in Südamerika den deutschen Handel an sich
zu reißen. Wo nur möglich, besonders in Argentinien haben sie in den
Engländern treue Helfershelfer gefunden. In Indien und Ostasien haben
die Iapaner die deutschen Märkte absorbiert und nebenbei aus Bundesge-
nossen«Treue einen Teil der englischen. Es besteht auch nicht die geringste
Hoffnung, hier auch nur annähernd da anzuknüpfen, wo vor fast drei Iahren
der Verkehr abgebrochen wurde. Es gilt, mit allen Kräften die Beziehun-
gen fast üe novo aufzubauen.
Unter diesen Umständen muß bei den Friedensbedingungen auch be-
sondere Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gerichtet werden. Wenn auch trotz
aller Übereinkommen unsere Gegner Mittel und Wege finden werden, dem

deutschen Handel und seiner Entwicklung entgegenzuarbeiten, so müssen eben deswegen besonders vorsichtige Abkommen getroffen werden, um diese Gefahr so weit wie möglich herabzusetzen. Verbürgte Verträge müssen eingegangen werden, um dem deutschen Handel und Verkehr die gleichen Gelegenheiten und Privilegien zuzusichern, die anderen Nationen gewährt werden. Gerade hier steht zu erwarten, daß England mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln den deutschen Bestrebungen entgegenarbeiten wird, und eben deswegen muß hier besonderer Nachdruck auf die Notwendigkeit der vollsten und ausreichendsten Garantien gelegt werden.

Hierher gehören auch die in dem Aufsatz in „Nord und Süd" erwähnten Vereinbarungen über den Verkehr zur See. Der Ansicht, daß diese nicht zu den Friedenszielen im eigentlichen Sinne gehören, kann hier keineswegs beigepflichtet werden. Die kurz angedeuteten Verhältnisse weisen klar und deutlich darauf hin, wie nötig es ist, im deutschen eigensten Interesse auf diesem Gebiete Klarheit und Sicherheit zu schaffen. Es wäre selbstmörderischer Wahnsinn, hier auf internationale Vereinbarungen zu warten. Den Wert, den derartige Abkommen haben, hat der Verlauf dieses Krieges reichlich dargelgt. Im übrigen könnte Deutschland zugrunde gehen, ehe in dieser Richtung ein internationales Übereinkommen zustande gebracht wird. England würde sicherlich dafür sorgen, daß die Verhandlungen bis ins Unendliche verlängert werden. Viel vernünftiger wäre es, wenn die Regelung, die Deutschland unter genügenden Bürgschaften mit seinen Gegnern bei Friedensschluß vereinbart, zur Grundlage weiterer internationaler Verständigungen dient.

Auch die Meinung über die Unmöglichkeit, die englische Vorherrschaft zur See zu beseitigen, kann hier nicht geteilt werden. Wenn England endgültig durch die Lage der Kriegsverhältnisse und durch den Druck der öffentlichen Meinung im eigenen Lande dazu gezwungen werden kann, daö zu tun, wogegen es sich zurzeit noch mit aller seiner Macht sträubt, nämlich seine Flotte herauszubringen und den Hazard des entscheidenden offenen Kampfes zur See anzunehmen, ein Ereignis, daß wir alle und vor allem unsere Kriegsmarine zu erleben hoffen, dann wird es sich zeigen, was die englische Vorherrschaft zur See wert ist.

Iede Bescheidenheit England gegenüber ist unziemlich, wir haben mehr Vertrauen zu der deutschen Flotte, dem deutschen Heere und dem deutschen Volke. Wir können und müssen mehr, viel mehr erreichen als die in „Nord und Süd" gesteckten Friedensziele. Wir haben keinen Raum und keine Zeit für Kleinmut und Englanddienerei. Mit der Erringung des Endsieges wird Deutschland der Welt seine Tüchtigkeit im Kampffelde gezeigt haben. Nachher wollen wir unser gutes deutsches Recht in einem deutschen Frieden haben. Wenn die englische Macht im Wege der deutschen

Ziele steht, dann muß sie zum Nachgeben gezwungen werden. Wenn deutsche Staatsmänner zu furchtsam und kleinmütig sind, um deutsche Ziele und Interessen zu vertreten, dann müssen sie Anderen Platz machen, hat doch der Reichskanzler gesagt, „wehe dem Staatsmann, der die Zeichen der Zeit nicht erkennt".

Deutschland braucht einen Hindenburg auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, um deutsche Friedensziele zu stecken. Die Losung für die Friedensziele sollte lauten auf eine starke, unerschrockene auswärtige Politik in den Händen eines starken, unerschrockenen Staatsmannes, der, wenn nötig, das Ränkespiel der angelsächsischen Diplomatie und Heuchelei mit gewappneter Faust niederschlägt!!

Dr. Paul Ostwald:

Japan und wir.

Der Weltkrieg hat durch seine völlige Fesselung der europäischen Großmächte und der Vereinigten Staaten von Nordamerika Iapan zu den schon immer ja von ihm ersehnten Grundlagen einer Vormachtstellung in Ostasien verholfen. Ohne den Willen Japans kann gegenwärtig in Ostasien nichts mehr geschehen. Mit diesen so völlig veränderten Verhältnissen haben wir zu rechnen jetzt und in der Zukunft, ihnen haben wir uns anzupassen, und zwar nicht nur hinsichtlich unserer ostasiatischen Pläne und Absichten, sondern auch in bezug auf unsere Weltpolitik überhaupt. Hier sind jetzt Bedingungen geschaffen, die uns ein in Schachhalten des uns feindlichen anglo«amerika« nischen Bündnisses und zugleich Rußlands ermöglichen; ich meine damit ein Bündnis Deutschlands mit Iapan.

Um in dieser Frage zu einem richtigen und objektiven Urteil zu kommen, müssen wir zunächst einmal das Gefühl ausschalten, die Tatsachen selbst zu uns sprechen lassen und aus ihnen rein verstandesmäßig unsere Folgerungen ziehen.

Noch im Sommer 1914, also kurz vor Kriegsausbruch konnte ich an anderer Stelle*) darauf hinweisen, daß in Iapan sich die Stimmung zu gunsten Deutschlands immer mehr wandelte. Die Macht der englischen Hetze, die seit unserm wenig glücklichen Schritte in Schimonoseki an der Seite Rußlands und Frankreichs über ein Iahrzehnt mit Erfolg tätig ge«

*) .Das arößerc Deutschland." 1. Jahrg. 1915 — Nr. 15.

wesen war, hatte durch die Erfahrungen Iapans mit England und mit Amerika an Wirkung verloren. In dem im Jahre 1911 zum dritten Male erneuerten Bündnisvertrage hatte England durch den bekannten Paragraphen 4 dem Bundesgenossen seine Hilfe gegen den einzigen gefährlichen Feind, gegen Amerika versagt. Das Bündnis war damit für Iapan in der Hauptsache wertlos geworden. Auch Vorteile anderer Art, vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht, auf die Iapan gehofft hatte, sollte das Bündnis mit England nicht einbringen; auch hier kam es zu schweren Enttäuschungen für die Regierung in Tokio. Als Okuma im Frühjahr 1914 in London den Vorschlag gemeinsamer Bergbauunternehmungen in China machen ließ, bei denen England das Geld, Iapan die Fachleute stellen sollte, wies man ihn in wenig verbindlicher Form zurück. In der japanischen Presse wurde denn auch in dieser Art der Haltung Englands seinem Bundesgenossen gegenüber scharf Stellung genommen. „Die englischen Kaufleute in Schanghai," so schrieb z. B. in voller klarer Erkenntnis der Sachlage die Niwka am 19. 5.14, „blicken mit Argwohn auf die Entwicklung der japanischen Industrie und des japanischen Handels." England hat lediglich die wohlerworbenen Rechte Iapans in der Mandschurei und der Mongolei anerkannt. Im ganzen übrigen China aber betrachtet es Iapan als Eindringling und sucht es zurückzudrängen. Ferner hält England Iapan für seinen gefährlichsten Gegner im Iangtsegebiet, das England für seine Domäne erklärt. Zu dem allen kam dann noch die Verstimmung, die man in Iapan dem englischen Bundesgenossen gegenüber deshalb hatte, weil er für alle Bitten auf Öffnung seiner Dominien und Kolonien für die japanische Einwanderung taub blieb. Im Gegenteil, gerade die Rede, die der Generalinspektor der Truppen, Sir Ian Hamilton, im März 1914 in Nuckland gehalten und in der dieser zum Kampf gegen die gelbe Rasse aufgefordert hatte, fand in London bei der Regierung den größten Beifall. So war es denn nur das Geld, was Tokio noch an London band.

Welch bittere Folgen aber ein solches Bündnis haben muß, das der gemeinsamen Interessen der Beteiligten entbehrt, das erfuhr Iapan kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges in seiner Stellung zu Amerika. Konnte es sich doch nicht der Hemdärmelpolitik Wilsons in der kalifornischen Einwanderungsfrage erwehren. Es war ihm unmöglich, der Nichtbeachtung, welche die Washingtoner Regierung allen japanischen Beschwerden zuteil werden ließ, die einzig richtige Antwort zu geben, nämlich den Krieg zu erklären. Iapan durfte diesen Schritt nicht wagen. Wohl hätten sich sein Heer und seine Flotte zunächst den amerikanischen Streitkräften überlegen gezeigt, doch würde das Geld gefehlt haben, um auf die Dauer durchzuhalten. So mußte sich denn Iapan mit der Veröffentlichung der diplomatischen Verhandlungen begnügen.

Trotz des Bündnisses mit England war Iapan politisch also isoliert, und das gab der japanischen Regierung vor dem Kriege ein Gefühl der Unsicherheit. Der Kampf mit Amerika, auf dessen Seite man vielleicht sogar England traf, stand drohend vor der Tür. Nur durch ein Zurückweichen Iapans, durch das Eingestehen einer diplomatischen Niederlage war es vermieden. Ein zweites Mal aber durfte es nicht dahin kommen, das ließ der Ehrgeiz des japanischen Volkes nicht zu. Wo aber war eine Möglichkeit, aus der gefährlichen Isolierung herauszukommen? Wo gab es eine Grundlage, auf der man mit größerer Hoffnung dem gefährlichen Amerika und auch England gegenüberzutreten wagen durfte? Einsichtige Männer in Iapan wiesen damals auf Deutschland hin und forderten eine Annäherung beider Staaten.
Diese ruhige Weiterentwicklung der Dinge wurde jäh durch den Ausbruch des Weltkrieges unterbrochen. Der gefährliche Augenblick der Isolierung Iapans war damit zunächst vorüber. Das Bündnis mit England erwies sich jetzt insofern als ein Vorteil, als es Iapan zur Handhabe wurde, um auf Kosten Deutschlands in China und dem Süden seine Macht zu stärken. So sehr uns die japanische Note und das japanische Ultimatum wegen der darin angeschlagenen Tonart verletzen mußte, so müssen wir doch immer festhalten, daß man in Tokio nicht daran dachte, mit dem Vorgehen gegen uns England einen Dienst zu erweisen, sondern nur die Förderung der japanischen Interessen im Auge hatte. Der Fall Tsingtaus wurde auch England zum Verhängnis in China. Denn auf Grund seines dadurch verstärkten Einflusses in Peking gelang es Iapan, die Vormachtstellung Englands in China zu brechen und sich zum Herrn in Ostasien zu machen. Die Kluft, die zwischen Iapan und England vor dem Kriege bestand, wurde damit nur noch größer, und da die Munitionslieferungen an die Entente gleichzeitig dem ostasiatischen Inselreiche ungeheure Einnahmen brachten, so hat auch die Rücksicht auf das Geld Iapan jetzt unabhängiger von England gemacht.
Daß bei einer solchen Veränderung der Dinge ein Bündnis zwischen England und Iapan noch weiter möglich ist, hält man deshalb in Tokio für mehr als zweifelhaft. Denn weder wird England die Vormachtstellung Iapans in China anerkennen, noch auf das Iangtsetal verzichten wollen. Noch viel weniger wird es sich zu einer Unterstützung im Kampfe Iapans mit Amerika bereit erklären. Die Ereignisse des Weltkrieges haben vielmehr ein deutliches Zusammenstimmen und Zusammengehen der beiden englischen Großmächte ergeben. Wie sie jetzt gegen Deutschland gemeinsam vorgehen, so werden sie auch in der Zukunft dem Iapaner gemeinsam gcgenübertreten.
Für Iapan ist darum wieder die Frage brennend geworden, seine Isolierung in politischer Beziehung zu beseitigen. In diesem Sinne haben wir auch uns seine Annäherung an Rußland durch den Staatsvertrag vom

16. Iuli 1916 zu deuten. Aber zu einem Bundesgenossen, auf den Verlaß ist, eignet sich für Iapan auch Rußland nicht. Denn einmal hat auch Ruß« land in Ostasien große politische Pläne; sie sind für den Augenblick nur zurückgesteckt, dort droht jederzeit für Iapan die Gefahr, daß man sie in Petersburg wieder hervorholt. Außerdem hat England auf dieses Reich einen zu starken Einfluß erhalten, und ob der jemals wieder ganz verschwindet, ob er nicht gerade dann wieder sich mächtig zeigt, wenn es heißt, Iapans Vor-Machtstellung in Ostasien zu brechen, das ist doch für die Tokioer Regierung sehr zu bedenken. Man wird es deshalb verstehen, wenn in der japanischen Presse schon seit dem Beginne 1916 sich die Stimmen mehren, die für ein Bündnis mit Deutschland sind und hierin für Iapan die einzig sichere Grund-lage für die Zukunft sehen. Ein deutliches Zeichen für uns, daß man in Iapan fühlt, wie sehr man uns braucht.

Wie sollen wir uns nun solchen Stimmen gegenüber verhalten, die ja aus einem Lande kommen, das noch auf den Seiten unserer Feinde steht und das mitgeholfen hat, unsere Stellung in China zu vernichten. Auch hier dürfen wir nur nach den Vorteilen oder Nachteilen fragen und müssen das Gefühl ausschalten. Da ergibt sich denn, daß Iapan einmal uns ein wertvoller Bundesgenosse gegen England«Amerika sein kann. Die englische, wie die amerikanische Flotte wären im Atlantischen und Stillen Ozean gebunden. Dann aber würde Iapan für uns von Bedeutung Rußland gegenüber. Rußland, von Deutschland und Iapan in die Mitte genommen, sähe sich zu einem freundlichen Verhalten nach beiden Seiten hin genötigt. Schon die Unmöglichkeit für dieses Reich, sich weiterhin den englischen Einflüssen so hinzugeben, wie es jetzt der Fall ist, wäre für uns wie auch für Iapan ein Vorteil von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Wahrscheinlich aber wäre Rußland gezwungen, noch einige Schritte weiter auf diesem Wege zu gehen. Es würde sich dann bequemen müssen, seine mit Iapan abgeschlossenen Verträge wirklich zu halten und auch uns mit einer größeren Freundschaft zu begegnen. Ein engeres Zusammengehen und Zusammenhalten der drei Mächte: Deutschland, Rußland und Iapan wäre die Folge, und das wäre ein starkes Bollwerk. Verkehrt wäre es daher, wenn unser Volk sich auftauchenden Plänen einer deutsch«japanischen Verständigung gegenüber ablehnend verhalten würde, aus Gründen des Gefühls, des beleidigten Stolzes. Die Politik wird niemals mit dem Herzen zu machen sein.

Vergessen wir nicht, daß auch wir 1895 es in Schimonoseki Iapan gegenüber nicht viel besser gemacht haben, und außerdem wollen und sollen wir uns garnichts vergeben; um ein Nachlaufen unsrerseits kann es sich garnicht handeln. Denn so sehr die Bedingungen, die für uns und Iapan ein Bündnis geraten sein lassen, in Hinsicht auf die Gemeinsamkeit der Feinde übereinstimmen, so sind sie doch dem Grad ihrer Notwendigkeit nach für

beide Mächte verschieden. Für Iapan ist ein Bündnis mit uns eine
Lebensfrage. Die Rückendeckung durch Rußland, wie sie bisher besteht, ist
zu unzuverlässig; diese gewinnt vielmehr erst durch uns für Iapan an
wirklichem Wert. Will Iapan uns gegenüber in Feindseligkeit weiter ver-
harren, so läuft es Gefahr, isoliert zu werden, und es droht ihm dann eine
unsichere Zukunft. Ob bei einem Angriff Englands und Amerikas auch
Rußland sich still verhalten würde, ist, wie wir oben schon sagten, billig zu
bezweifeln. Einem Zweifrontenkrieg wäre Iapan aber wohl kaum gewachsen,
es würde durch einen konzentrischen Angriff dieser drei Reiche trotz seiner
in China verstärkten Stellung zerrieben werden. Für uns dagegen trifft
ein gleicher Fall nicht zu. Der Weltkrieg beweist das zur Genüge. Durch
unser Bündnis mit Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei sind wir
vor einer Isolierung sicher und sind mit diesen Bundesgenossen stark genug,
der ganzen Welt zu trotzen. So kommt Iapan für uns nur als ein
Bundesgenosse in betracht, der uns gute und nicht zu unterschätzende Dienste
leisten könnte. Wir sind es also, die bei dem Abschluß eines Bündnisses
mehr zu bieten hätten, es läge also auch bei uns, die Bedingungen zu stellen.

Dr. ^m». R. Strahl:

Die Presse und der innere Frieden.

In seiner Reichstagsrede vom 12. Mai 1917 ist Herr von Batocki für
ein besseres gegenseitiges Verständnis der Parteien eingetreten und hat dabei
ausgeführt, daß es gut sein würde, wenn einmal eine Zeitlang die Blätter
Veröffentlichungen brächten, wie sie die Leser sonst nicht gewohnt wären,
ivenn z. B. das „Berliner Tageblatt" gelegentlich Artikel der „Deutschen
Tageszeitung" und die „Deutsche Tageszeitung" Artikel des „Berliner Tage-
blattes" wiedergäbe. Wenn man nur das läse, was den eigenen Ansichten
entspräche, so käme man leicht zu einseitigen Anschauungen.

Die Anspielung auf die nicht gerade freundlichen Beziehungen zwischen
Tageszeitung und Tageblatt sind im Reichstage mit Heiterkeit aufgenommen
worden und das Tageblatt hat sich veranlaßt gesehen, umgehend die Be-
merkung Batockis als einen unsachlichen Scherz zu bezeichnen und seinen
Vorschlag dankend abzulehnen.

Trotzdem scheint die Bemerkung Batockis wert zu sein, nicht so kurzer
Hand abgetan zu werden.

Wenn man die Reden der führenden Staatsmänner von deutscher und
feindlicher Seite, noch mehr, wenn man die Ausführungen namhafter Histo«

riker aus beiden Lagern insbesondere über die politischen Ereignisse vor dem Kriege und über die Kriegsursachen vergleicht, so ist man geradezu erstaunt, welch' gegensätzliche Schlußfolgerungen an dieselben Tatsachen geknüpft werden können. Und selbst wenn man die vom jeweiligen Intercssenstandpunkte veranlaßte mehr oder weniger absichtliche Färbung dabei in Abzug bringt, so bleibt immer noch ein großer Teil von Äußerungen, die bei offenbarer Gutgläubigkeit ihrer Urheber erkennen lassen, daß die gleichen Vorfälle, von verschiedener Seite und unter abweichenden Voraussetzungen betrachtet, sich in völlig anderem Lichte darstellen können.

Diese Beobachtung scheint auch für das Gebiet der inneren Politik nicht unwichtig zu sein. Daß widerstreitende Interessen, zumal in wirtschaftlichen Dingen, zu gegensätzlichen Standpunkten führen, ist nicht weiter befremdlich. Da aber das staatliche Zusammenleben stets aufs neue einen Ausgleich der auseinandergehenden Einzelinteressen erfordert, so ist es wünschenswert, daß sich die auf diese gegründeten Auffassungen nicht so weit von einander entfernen, daß das Verständnis der verschiedenen Gruppen für die Lebensbedingungen der anderen ernstlich bedroht wird. Doppelt folgenschwer wird diese Gefahr für unsere innere Politik dadurch, daß die Programme unserer Parteien wirtschaftliche Forderungen mit ideellen Gesichtspunkten in Verbindung bringen, wodurch wirtschaftliche Gegensätze nur allzu leicht zu solchen der Welt« und Staatsauffassung verschärft werden.

Während des Krieges sind Anregungen von allen Seiten ausgegangen, daß die unter dem Drucke von außen geoffenbarte Einmütigkeit der Nation nach dem Kriege nicht wieder innerlicher Entfremdung und fruchtlosem Parteigezänk weichen möge. Kämpfe wirtschaftlicher und parteipolitischer Art werden und müssen auch nach dem Kriege wieder kommen, aber daran sollten wir festhalten, daß das Staatsgefühl und der Wille zu staatlicher Selbsterhaltung und zum Fortschreiten über dem Tagesstreit steht und daß selbst bei gegensätzlichen Ansichten der Deutsche auch in dem politischen Gegner stets den Deutschen und Volksgenossen achtet.

Für die Formung der politischen Ansichten des Volkes ist die Presse von ausschlaggebender Bedeutung. Wie stark ihr Einfluß ist, beweist die unbestreitbare Erfahrung, daß sogar auf Urteilsfähige die längere regelmäßige Lektüre, politisch besonders, selbst ihren ursprünglichen Anschauungen widersprechend gerichteter Zeitungen nicht ohne Wirkung bleibt.

Die Masse der Durchschnittsleser aber, die jahrein, jahraus ihre politischen Ansichten nur aus ein und demselben Blatte entnimmt, dessen ursprüngliche Auswahl dazu noch oft von rein äußerlichen Gründen abhängt, muß dabei nur allzu leicht den Maßstab für die gerechte Beurteilung anders gearteter Anschauungen verlieren. Gerade jetzt, in einer Zeit, in der eine bedeutende Erweiterung der staatlichen Rechte des Volkes eintreten soll, er«

scheint die Einseitigkeit der politischen Schulung und die Beschränkung des Gesichtskreises besonders bedenklich.
Diesen Gefahren, die sich für Viele aus der Zeitungslektüre ergeben, kann wirksam nur wieder durch die Presse entgegengearbeitet werden. Bei der außerordentlichen Bedeutung der ganzen Frage müßte zu diesem Zwecke jedes gangbare Mittel, letzten Endes selbst die Gesetzgebung, herangezogen werden. Es ist nicht zu bestreiten, daß der berühmte z 11 des Reichspreßgesetzes sogar auf dem beschränkten Gebiet der Richtigstellung un« richtiger Veröffentlichungen eine mangelhafte Wirkung erzielt hat. Sein geringer Einfluß erklärt sich schon daraus, daß er stets einen Berichtigenden voraussetzt, wodurch die sachliche Wirkung in der Hauptsache an persönliches Interesse geknüpft wird. Außerdem lassen sich in diesem Wege natürlich nur falsch wiedergegebene Tatsachen richtigstellen, nicht aber die damit verbundenen parteiischen Auslegungen in das rechte Licht rücken. Zensur und Belagerungszustand sind durch den Krieg bedingte Übel, deren Fortfall sobald als möglich allgemein erwünscht erscheint.
Da könnte die Andeutung Batockis einen anderen, vielleicht aussichtsreicheren Weg weisen. Weshalb sollten Zeitungen von bestimmter Parteirichtung nicht dadurch zur politischen Schulung ihrer Leser beitragen, daß sie ihnen gelegentlich auch Artikel von Andersdenkenden zugänglich machten? Und je besser begründet ihre eigenen Ansichten wären, umso unbedenklicher wären sie dazu in der Lage. In England, von dem wir i^nicht durch mechanische Nachahmung öffentlicher Einrichtungen, sondern lieber bezüglich der besseren politischen Durchbildung weiter Bevölkerungsschichten lernen sollten, ^war man vor dem Kriege in dieser Hinsicht viel weitherziger. Obgleich dort die Einseitigkeit durch regelmäßige Lektüre der gleichen Zeitung bereits dadurch gemildert wurde, daß der Straßenkauf das Abonnement überwog, so druckten außerdem die großen Parteiblätter häufig auch Aufsätze andersgerichteter Zeitungen ab. Billige weitverbreitete Wochenschriften machten es sich geradezu zum Grundsatze, die Tagesfragen von den verschiedensten Gesichtspunkten besprechen zu lassen. Nun fehlt es auch in Deutschland nicht an solchen Versuchen, aber die weite Verbreitung von Wochen« und Monatsschriften scheitert vielfach schon an ihrem Preise, ganz abgesehen davon, daß ihre Artikel meist einen höheren Bildungsgrad der Leser voraussetzen und nicht auf Massenwirkung ausgehen. Auch der rote „Tag", der in seiner Art gewiß ein mustergültiges Unternehmen ist, wird doch nur von einem nicht sehr großen Kreis politisch besonders Interessierter gelesen. Die große Menge der tatsächlich unmittelbare Massenwirkung erreichenden Tageszeitungen aber sieht als Ziel nicht die Vertiefung staatsbürgerlichen Verständnisses, sondern die ausschließliche Vertretung von Parteistandpunkten an: von anderen Meinungen werden im allgemeinen den Lesern nur gelegentlich solche

zugänglich gemacht, die durch Übertreibungen eine Handhabe zu umso ver-
nichtenderer Kritik bieten.
Es bliebe also als einzig möglicher Weg zur inneren Annäherung in der
Presse der, daß man den einzelnen Blättern zur Pflicht machte, beispielsweise
allwöchentlich einmal an einem bestimmten Tage einen Leitartikel aus anderem
Lager zu bringen. Natürlich unter offener Bezeichnung der Herkunft zur
Wahrung des eigenen Standpunktes. Und, um die Wirkung nicht durch eine
sofortige Kritik abzuschwächen, sondern dem Leser wenigstens eine gewisse Zeit zu
eigenem Nachdenken zu sichern, dürfte der Austausch«Artikel wenigstens an
demselben Tage nicht einer Besprechung unterzogen werden.
Was die Auswahl der für den Austausch geeigneten Artikel anlangt, so
wäre dabei zu berücksichtigen, daß mit Aussicht auf Erfolg nur gearbeitet werden
könnte, wenn die Durchführung von einer zentralen Organisation in die Hand
genommen würde. In anderer Hinsicht, zur Förderung des deutschen Außen«
handels ist bereits in der Presse der Vorschlag gemacht worden, den Nachrichten-
dienst aus dem Auslande zu zentralisieren (vgl. den Artikel „Die Förderung des
deutschen Außenhandels" von Schuchart in der Frankfurter Zeitung vom 29. März
1917). Schon jetzt besteht eine große Anzahl von Stellen, bei denen einerseits Nach-
richten aus der Presse gesammelt werden und andererseits in mehr oder
weniger erfolgloser Weise versucht wird, solche zumal den ausländischen Zei-
tungen zu übermitteln. Man denke z. B. an das Kriegspresseamt, die Nach-
richtenstelle des Auswärtigen Amts, die Zentralstelle für Auslandsdienst bei der
gleichen Behörde, das Büro der Nachrichten für Handel, Industrie und Land-
wirtschaft beim Reichsamt des Innern. Ferner die kriegswirtschaftlichen Nach-
richten des Kieler Instituts für Handel- und Seeverkehr, endlich die Nachrichten-
sammlungen der verschiedenen Wirtschaftsvereine und die bei fast allen Ministe-
rien und Zentralstellen gebildeten Presseabteilungen, denen die Bearbeitung
der das betreffende Ressort angehenden Veröffentlichungen unterliegt. Viel-
leicht sind auch die Zensurstellen in diesem Zusammenhange zu erwähnen.
Iedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß jetzt bereits eine Fülle von
Arbeitskräften vorhanden ist, die sich mit Pressesachen befassen und die nötigen
technischen Vorkenntnisse für eine Austauschstelle für die Inlandspresse mitbrächten.
So sehr es wünschenswert erscheint, daß bei einer solchen Neuerung auch
die kleinsten Zeitungen mitberücksichtigt würden — denn der Mann in der
Provinz schöpft eben seine politischen Ansichten aus seinem kleinen Provinzblatte
— so würde sich ein Eingehen auf lokale Fragen bei dem Austausch natürlich
verbieten, wenn man nicht überall kleine Presseämter schaffen wollte. Als
Austauschartikel kämen lediglich solche in Betracht, welche die großen Tagesfragen
behandeln. Und auch hier müßte mit sehr viel Takt vorgegangen und die
Wiedergabe scharfmacherischer oder verletzender Artikel unter allen Umständen
vermieden werden: das Kennwort dürfte nicht Polemik, sondern Aufklärung

sein. So könnten z. B. in den sozialdemokratischen Zeitungen Leitartikel der Kölnischen Zeitung oder gemäßigter rechtsstehender Blätter, in den fortschrittlichen Organen gelegentlich sachliche Ausführungen der konservativen oder der Zentrums-Presse und umgekehrt zum Abdrucke gelangen. Stadt und Land, Industrie und Landwirtschaft, Preußen und Süddeutschland könnten bei dem Austausche berücksichtigt werden. Auch Skurze Ausführungen aus Wochen« und Monatsschriften wären heranzuziehen. Sicher würde auch das Bestehen einer solchen Einrichtung schon von selbst die Abfassung geeigneter Artikel zur Folge haben und außerdem würde die Zentralstelle selbst über Kräfte verfügen, die eigene zweckdienliche Artikel schreiben könnten. Der leitende Gedanke wäre immer die Förderung gegenseitigen Verstehens im vaterländischen Interesse. Sollten sich übrigens Bedenken gerade dagegen erheben, daß sich geeignete Artikel in der Tagespresse finden ließen, so bliebe immer noch der wesentlich einfachere Weg, daß man unter Berücksichtigung der bezeichneten Einzelheiten etwa allwöchentlich einen von der Zentralpressestelle selbst abzufassenden objektiven, gewissermaßen historisch berichtenden Aufsatz über Tagesfragen und die von den verschiedenen Seiten geäußerten Für und Wider zur Veröffentlichung brächte.
Es ist zuzugeben, daß der Verwirklichung desVorschlages nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten im Wege stehen — der Gedanke mutet zunächst zu ungewohnt und neuartig an — aber zweifellos erscheint, daß, wenn er überhaupt ernsthafte Beachtung fände, die praktischen Hemmnisse wohl zu beseitigen wären und sich ein gangbarer Weg zur Durchführung finden ließ. Der Nutzen, der unserer inneren Politik dadurch erwüchse, daß mancher billig Denkende zur Nachprüfung seiner Ansichten angeregt würde, ist gewiß kein kleiner. Manche Vorurteile würden dadurch erschüttert werden, daß dem Urteilenden auch die Gründe und Interessen Anderer vor Augen geführt würden. Wieviel Vergiftendes ließe sich der Diskussion dadurch nehmen, daß man die künstlichen Scheuklappen einseitiger Pressebearbeitung herabrisse. Und um den inneren Frieden des deutschen Volkes zu fördern, sollte uns wahrhaftig kein Weg zu mühsam erscheinen.
In der Weihnachtsnummer des „Berliner Tageblatts" von 1916 hat Theodor Wolff durch eine Rundfrage bei den großen neutralen Zeitungen den Gedanken angeregt, nach dem Kriege der internationalen Preßverhetzung durch ein Schiedsgericht entgegenzuarbeiten. Eine Frage, >deren Schwierigkeit die der hier gemachten Vorschläge offensichtlich ganz ungeheuer übersteigt. Sollten wir da nicht lieber erst im Innenlande beginnen und den Versuch machen, die innere Einmütigkeit des deutschen Volkes mit voller Kraft, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu erhalten und zu vertiefen? Und dazu erscheint der beste Weg die Verwirklichung der alten Gerechtigkeitsforderung „^.näktur «t »Iter» parn" in der deutschen Presse.

Christian Boeck Luther
Christian Voeck:

Luther.

Woher kommt es, daß Luther, diese höchst lebendige Persönlichkeit, so wenig als lebendiges Bild in dem Bewußtsein der Zeitgenossen lebt? Gewiß ist er darin vorhanden, ja er bildet, wie es nur wenigen Helden beschieden ist, einen festen Bestandteil des Vorstellungsstoffes selbst der einfachsten Seelen; aber im wesentlichen steht er doch da als etwas Totes und Starres, wie eine Figur, kenntlich an der Doktorschaube und der sonstigen Tracht, dem starkknochigen Gesicht und der massigen Gestalt. Wo sind die leuchtenden Augen? Wo ist die rastlose, stürmende Regung des Geistes, der diese Behausung sich baute und der das Triebrad war, eine ganze Welt in Bewegung zu setzen? Wir können weit wandern durch das Reich der Seelen von unten nach oben, ehe wir einige finden, in denen seine Gestalt lebendig geworden ist. Bis weit in die Kreise der Gebildeten müssen wir vordringen, ehe wir den lebendigen Luther antreffen.

Vor allem liegt es wohl daran, daß die Wirkung, die von Luther ausgegangen ist, so ungeheuerlich war, daß seine Gestalt wie eine ausgehöhlte Schale gleichsam leer zurückgeblieben ist. Seine Seele, sein Geist hat sich in die weite Welt er» gössen und ein eigenständiges Leben in ihr entfaltet. So geht es oft den großen Menschen: von ihnen und durch sie leben Tausende und Millionen, und in demselben Grade, wie ihr Wesen die Welt durchdringt, geht ihre Eigenpersönlichkeit verloren. Was von den großen Männern ein Bestandteil unseres Innenlebens geworden ist, wir wissen und spüren es nicht mehr im einzelnen, weil es uns ganz und unmittelbar angehört; so haben wir sie und ihr Wesen aufgesogen. Was einst in ihnen allein vorhanden war, das ist jetzt Allgemeingut geworden, ist gleichsam aus ihrer Gestalt herausgewandert, und sie selbst, das Individuelle ihres Daseins, tritt darüber in den Schatten. Wir können auch sagen, daß es sich in der Allgemeinheit verliert. Ein leuchtender Tropfen roter Farbe fällt in ein Gefäß mit Wasser, er färbt das ganze Wasser, aber sein Eigendasein hat er aufgegeben, und es gehört eine gewisse Kraft innerer Anschauung dazu, sich die ursprüngliche Gestalt des Tropfens wieder zu vergegenwärtigen. So ist es Luther ergangen, so wird es einst auch Goethe ergehen. Heute erscheint uns dieser als Persönlichkeit lebendiger denn je. Das ist ein Zeichen dafür, daß er sich in unserer geistigen Welt noch immer durchsetzen muß, der Vorgang, durch den er ganz uns zu eigen gemacht werden soll, ist noch nicht abgeschlossen, sondern erst in der Entwicklung begriffen. Wenn Goethe erst ganz eingegangen ist in das geistig« Dasein derMenschheit,dann wird auch seine Einzelpersönlichkeit dem naiven Auge lebloser erscheinen als heute, da wir uns noch so unmittelbar mit ihm auseinandersetzen, und seine heut so lebendige Gestalt wird dann im Bewußtsein der Allgemeinheit mehr und mehr erstarren^

Schafft die innere Entwicklung, in der wir den Wesensgehalt einer historischen Persönlichkeit in uns aufnehmen, eine Auflösung der Individualität des Helden, so wirkt eine entgegengesetzte Bewegung, die äußere Entfernung von der historischen Gestalt, iu derselben Richtung. Die Zeitumstände, das Zeitkostüm wird uns fremder und fremder, die lebendige Anschaulichkeit des Gegenwärtigen fehlt schließlich ganz und gar. Schopenhauer weist einmal darauf hin, daß uns historisch« Romane meist so kalt lassen, und erklärt diese Erscheinung daraus, daß unsere Phantasie nicht imstande ist, die Einzelheiten und Details der ganzen Umwelt sich zu vergegenwärtigen, so daß das Ganze zu wenig anschaulich wird. Ebenso geht es uns mit einer Gestalt wie Luther, von der uns nun schon so viele Iahrhunderte trennen.. Wie uns die geistige Welt des Mittelalters, aus der er erwachsen ist, allzu fremd und ferne erscheint, so nicht nnnder die äußeren Formen, unter denen sich sein Leben abspielte. Wir haben keine Anschauung davon, wir können uns so schwer ein Bild davon machen, die Handhaben fehlen unserer Phantasie, mit der wir seine Gestalt in eine uns bekannte Wirklichkeit hinein rücken möchten. Losgelöst von einem beziehungsreichen Hintergrunde, der mit der Zeit versunken ist, steht der Held vor uns wie der Torso einer Statue, die zu ergänzen es einer nicht gewöhnlichen Vorstellungskraft bedarf. Auch aus diesem Grunde erklärt es sich, daß Luthers Gestalt so wenig lebendig in den Menschen von heute ist.

Und kommt bei ihm nicht noch etwas Besonderes hinz», ihn der Anschaulichkeit des unmittelbaren Lebens zu entrücken? Es sind nicht nur die Einflüsse der Zeit, die ihn vielen fremd machen, nicht minder ist es auch die Verkirchlichung, die seine Gestalt gewandelt und stilisiert hat. Die meisten Menschen sehen in ihm doch nur ein Kirchenlicht, das ganz aus der Ferne leuchtet, eine Kirchengistalt, die man so oft in Stein und Erz gesehen hat, daß man sie sich lebendig nicht mehr vorstellen kann. Gewiß, so erscheint jede historische Persönlichkeit in einem be» stimmten Bilde, das uns aus der Vergangenheit von der vor uns lebenden Gene» ration überliefert wird, und immer ist es unsere Aufgabe, aus diesem Bilde, das zum Typus geworden ist, den lebendigen Menschen zurückzuentwickeln, bis wir vielleicht ein neues Bild entwerfen, das wir unsern Nachfahren als Typus überliefern. Aber was nun gar im Dunkel der Kirche steht, das erscheint uns beson« ders fern, und was dort feste Formen angenommen hat, das lösen wir noch schwerer aus seiner Verkrustung. So kommt es, daß Luther, dieser lebensprühende Mensch, diese webende Feuerflammc, als ein totes Gehäuse seiner selbst im Bewußtsein der Menschen dasteht.

Wir können Luther aber nur richtig verstehen, wenn wir in ihm das Schöpferische und Geniale sehen, das die Menschen, in denen es aufflammt, zu Werk» zeugen dieser Naturkräfte macht. Etwas Unbewußtes, etwas Dämonisches haftet allen an, die so die Gefäße schöpferischer Mächte sind. Ein Leben lebt in ihnen, das unwiderstehlich ist, das sie selbst vorwärts treibt an Abgründen vorbei und über Höhen hin, die sie nur wie nachtwandelnd passieren können. Anschaulich ist

uns dieses Dämonische und Geniale in Goethe geworden, nicht minder in Bis«
marck. Es ist das Zeichen aller ganz großen Männer, in denen etwas Neues
aus dem Dunkel der Schöpfung hervorbricht. Wie klar glauben wir es bei Goethe
zu sehen! Das Unbewußte in seinem dichterischen Schaffen — „es dichtet in
mir" — das Unbewußte in seiner ganzen Lebenslage, die das größte Kunstwerk
ist, das er geschaffen hat: er hat es selbst deutlich genug empfunden, und wir
stoßen immer wieder darauf, je weiter wir in das Geheimnis seiner Persönlichkeit
eindringen. Und wenn wir Bismarcks Werk und Person als Ganzes beschauen
und versuchen, in das innerste Triebwerk seines Wesens hineinzudringen, dann
spüren wir als letzten Untergrund gleichfalls ähnliche Gewalten am Werke, die
das Tun des Menschen bestimmen und sein Leben in unbewußter Folgerichtigkeit
an allen Klippen vorbeiführen. Es ist wahrscheinlich, daß wir heute Zeitgenossen
eines ähnlichen Genies sind, das in Hindenburg zu Tage getreten ist. Hier können
wir aber bisher nur noch ahnen, einer späteren Zeit wird es vorbehalten sein,
deutlicher zu erkennen, wenn es erst möglich sein wird, die treibenden Grundkräfte
zu erblicken, die für uns hinter seinen einzelnen Taten noch verborgen sind.

In diese Linie gehört Luther. Ihn führte sein Dämon aus der Stille des
Klosters in den Kampf der Welt und läßt ihn unter Verhältnissen, auf die er
keineswegs vorbereitet war, mit instinktartiger Sicherheit, stets das Rechte treffen.
Das Neue, das er in sich erlebte, wurde das Bestimmende seines ganzen Daseins,
das trieb ihn und führte ihn, sodaß er stets das Bewußtsein hatte, ein Werkzeug
seines Gottes zu sein. Nicht er hatte sich gemacht, es war etwas in ihm, das
ihn gestaltete und formte. Sein Lebenswerk war nicht im geringsten gewollt,
sondern wuchs ihm aus den Tiefen der Schöpfung selber zu. Kräfte waren in
ihm entfesselt, die er selbst nicht kannte und ahnte, das Dämonisch« besaß ihn
ganz und gar und trieb ihn vorwärts auf einer Bahn, deren Fortgang und
Ende er nicht übersehen konnte. Es ist eine einzigartige Erscheinung, wie Luther,
ohne daß er es wollte und merkte, ja, man kann sagen, gegen seinen Willen zur
Ausführung seines Werkes fortgestoßen wurde. Der Anschlag der 95 Sätze war
nach seiner Auffassung nur ein Stück seines regelmäßigen Tagewerkes, er selbst
erstaunte am meisten über die ungeheure Wirkung, die daraus entstand. Von
Punkt zu Punkt wurde er weiter geschleudert, ohne daß er irgend welche Folgen
bedenken konnte. Plötzlich sah er sich im Mittelpunkt einer sich neu gestaltenden
Welt, und wunderbar ist es ihm immer erschienen, wie es ihm möglich war,
allen Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, gerecht zu werden. Ein Neues
hatte sich in ihm entfaltet, dessen Vorhandensein ihm vorher selber unbekannt war.
Dieser Unbewußtheit der treibenden Kräfte in Luther entspricht es, daß er
stets nur um der Sache willen lebte. Wenn deutsch sein heißt, etwas um der
Sache willen tun, so hat sich Luther als einer der größten Deutschen be-
währt. Der Konfirmationsspruch, den Schleiermacher Wismars mitgegeben
hat und der so merkwürdig gut für ihn paßt: „Alles was ihr tut, das tut

von Herzen als dem Herrn und nicht den Menschen," enthält auch das Gesetz, nach dem Luther handelte. Wenn kleine Menschen durch tausend Rücksichten sich leiten lassen, wenn sie kreuzen und lavieren, um vorwärts zu kommen, so ging Luther mit unbeirrbarer Sicherheit weiter auf der Linie, die ihm vorgeschrieben war. Es ist ein großartiger Anblick, diesen Menschen seinen Weg gehen zu sehen, mit unbezähmbarer Energie und harmlos wie ein Kind, nichts kann ihn aus seiner Bahn bringen, kein Gedanke der Opportunität und keine Drohung, der Glanz der höchsten Autorität blendet ihn nicht, Vorteile, die seiner Sache angeboten werden, verlocken ihn nicht. Wenn je ein Mensch sich in seinem Verhalten von dem Zwang innerer Notwendigkeit hat bestimmen lassen und nur dadurch, so ist es Luther gewesen. Für sich selbst wollte er garnichts, an sich selbst dachte er garnicht, und wenn er schelten und donnern konnte gegen seine Widersacher wie nur je einer, es war die Sache, die ihn fortriß und sein Blut in Wallung brachte, persönliche Beleidigungen verzieh und vergaß er gerne. Daß er nichts beabsichtigte, ausklügelte, bewußt wollte, das erklärt allein sein Auftreten und seinen Erfolg. Daß er nur für die Sache lebte, machte ihn so groß und so einflußreich, so furchtbar und so mit sich fortreißend alle Menschen.

Auch die Folgerichtigkeit seines Handelns fließt aus dieser Quelle. Es ist unglaublich, vor was für Aufgaben und Fragen dieser Bauernsohn gestellt wurde. Religiöse und weltliche, politische und wirtschaftliche Angelegenheiten drängten sich an ihn zur Entscheidung. In der ungeheuren Sache, die ihm aufgegangen war und ihn erfüllte, besaß er gleichzeitig den Schlüssel zur Lösung all dieser Probleme. Wohl haben die Ereignisse auf ihn gewirkt und die Erfahrungen des Lebens seine Anschauungen in manchem Punkte verändert, das Schwergewicht mitunter von der einen zur andern Seite verschoben, so daß manche einen tiefgreifenden Unterschied zwischen dem jungen und dem alten Luther, dem Luther vor und nach dem Bauernkrieg betonen zu müssen glauben. Im Grunde ist er sich aber immer gleich geblieben, das Prinzip seines Lebens war am Anfang und am Ende seiner Wirksamkeit dasselbe, wenn auch seine Rückwirkungen im Laufe der Zeiten sich so und so gestalteten. Immer wird es der ursprünglich Schaffende erfahren, daß er mißverstanden wird gerade von denen, die zuerst seine Anhänger waren. Denn diese richten sich nach den ersten Äußerungen des Genies und halten diese für maßgebend und wollen den Schaffenden selber nach seinen einzelnen Schöpfungen beurteilen und diese für ihn zum Gesetz machen, während er selbst nur dem lebendigen Gesetz in ihm gehorchen kann. So ging es Goethe nach der italienischen Reise, so Bismarck nach mehreren Wendepunkten seiner inneren Politik. Wenn die Außenstehenden erst in der Lage sind, das Ganze des Lebenswerkes zu überschauen und an

den innerlich wirkenden Kräften abzuschätzen, dann erst enthüllt sich ihrem Blick die innere Gesetzmäßigkeit und Folgerichtigkeit des mannigfachen Handelns, in dem das Genie sich äußert. So kann man auch in Luther die feste gerade Linie entdecken, die alle seine Äußerungen verbindet und zu einer Einheitlichkeit gestaltet.

Man hat Luther oft den Vorwurf der Einseitigkeit gemacht, und dieser Gedanke liegt ja schon an und für sich nahe, wenn man bedenkt, wie sein ganzes Dasein von einer einzigen großen Sache getragen wurde. Und in der Tat, die Fähigkeit, sich in jeden Standpunkt zu versetzen, die Gewandt« heit, von möglichst vielen Punkten aus die Welt zu erfassen, die Geschick« lichkeit, einem jeden Dinge auch die andere Seite abzugewinnen, ist immer nur den kleineren beweglichen und flatterhaften Geistern gegeben, denen es dann versagt ist, in die Tiefe zu dringen, und die schließlich den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Einseitigkeit kann etwas unendlich Beschränktes und Trockenes sein. Aber jene geniale Einseitigkeit, von der man bei Luther sprechen kann, ist das Mittel, in das Wesen der Dinge einzudringen. Diese Einseitigkeit erfaßt einen Teil der Welt bis zum Innersten, dringt hier bis zum Mittelpunkt vor und erhält von da aus einen Überblick, den die Vielseitigkeit niemals erreichen kann. Schon bei kleineren Geistern kann man es oft bemerken, wie ein bestimmtes Talent, eine durchaus einseitige Anlage einen eigentümlichen Weltblick eröffnet und eine merkwürdig reiche Bildung ermöglicht. Da wird die besondere Gabe, die den Menschen auszeichnet und einseitig macht, der gerade Weg zu einer umfassenden Übersicht über die Dinge, die andere durch Wanderungen kreuz und quer sich erwerben müssen. Wenn nun ein großer Geist auf diese Weise in das Wesen der Dinge eindringt, dann fließt ihm die Kenntnis aller Außensachen von selber zu, dann weiß er intuitiv, was andere sich erst mühsam aneignen müssen, und es wäre Torheit, da noch von Einseitigkeit in gewöhnlichem Sinne sprechen zu wollen. Luther ist nichts weiter als ein Mensch, der seines Gottes auf neue Weise gewiß geworden ist, mehr wollte er und konnte er nicht sein, aber zugleich schuf er mit seiner Bibelübersetzung die Grundlagen einer neuen deutschen Literatur, gab er dem Schulwesen eine neue Entwicklung, beeinflußte er die politischen Verhältnisse und entwickelte eine Kulturbewegung, in der wir alle, Protestanten und Katholiken, heute noch stehen.

Wenn man Luther recht verstehen und sich lebendig machen will, muß man sich in seine Schriften versenken, von ihrem Reichtum sich umbrausen und von ihren weitgespannten Rhythmen sich wiegen lassen. Da hat man den ganzen Menschen, da sieht man deutlich, wie der Lebensstrom sich in seinen Adern regt. Wie mannigfaltig sind die Töne, die da erklingen, Liebe und Zorn, Vertrauen und Kampfesfreude, Trotz und Humor, alles,

was aus einem reichen, guten, glühenden Herzen herauskommen kann. Nur
das Bittere nnd Zersetzende fehlt, weil es zu diesem Herzen nicht paßt.
Sie sind keine Dichtungen im strengen Sinne des Wortes, aber über sie
ausgestreut sind lauter Kristalle, die angeschlossen sind in dem Herzblut eines
Dichters. Treffsicher sind seine Worte und packen die Sache, auf die sie
zielen, mit unbedingter Klarheit und spielen überlegen mit dem Gegner,
gegen den sie sich kehren. Sie erschüttern die Gewissen und richten die
Trostbedürftigen auf. Und wunderbar ist ihr Rhythmus, nicht kurz und
bizarr wie bei unruhigem und erregtem Atemholen, sondern lang und wiegend,
wie die Dünung auf offenem Ozean. Es ist ein großes Herz, dessen Schlag
hier zu spüren ist und unser eignes Herz in größere Schwingungen zu
setzen vermag.
Die ganze Größe Luthers geht daraus hervor, daß, wo er doch so
ganz für seine Sache lebte, ein Kindergemüt dem Helden alles Sonnige
und Beglückende mitgab, womit nur die Auserwählten Gottes ausgezeichnet
werden. Ia, weil er nur für die Sache lebte, konnte dies Kindliche sich
ruhig und ungebrochen in ihm entfalten trotz all der schweren inneren
Kämpfe gegen die finsteren Mächte, gegen den Teufel, die ihn bis ins Alter
begleitet haben. Die ungeheuren Spannungen und Erschütterungen seines
Inneren sind der dunkle Hintergrund, auf dem sich sein inneres Leben auf-
baut. Wunderbar strahlt darüber die Sonne eines reinen Gemüts, die mit-
unter durch Wolken düsterer Schwermut wohl verdunkelt wird, aber nachher
desto heiterer leuchtet. Zu diesem Gemüt sprach die Natur in allen ihren
Gestaltungen, die Pflanzen« und die Tierwelt, vor ihm erschloß sich die
Welt der kleinen Menschen, der Kinder. Seine Briefe und Gespräche, diese
unmittelbarsten Zeugnisse seines Menschentums, geben in manch köstlichen
Proben lebhafte Beweise davon. Familie und>. Freundschaftsverhältnisse
mußten davon durchstrahlt und durchwärmt werden. Die Kunst, die nach
Schopenhauer am unmittelbarsten dem Weltuntergrund entsteigt, die Musik,
klang am nachhaltigsten in ihm wieder. Aber seine ganze Lebensführung
war von diesem Zug des Kindlichen, Ursprünglichen und Überschwenglichen
durchwaltet. Er lebte stets unbefangen und aus dem Vollen, geistig und
ökonomisch. Er hätte, wenn er gewollt, einer der reichsten Menschen seiner
Zeit sein können, aber wie er seine hunderte von Schriften grundsätzlich
ohne Honorar weggab, so verschenkte er aus der Fülle seines Herzens alles,
was er hatte, und wenn er kein Geld mehr besaß, gab er seine silbernen
Becher, die man ihm verehrt hatte. Die neuen Erfahrungen und Erkennt-
nisse, die er auf seinem Lebensweg fand, waren das Ergebnis seiner Art,
die Welt unmittelbar und wie neu anzuschauen, sein ganzes Leben in allen
Äußerungen war in gleicher Weise ursprünglich und aus erster Hand geschöpft.
Er war alles in allem in Erkenntnis und Leben ein Genie, herange«

wachsen aus dem Boden des deutschen Volkstums, und darum empfinden wir ihn als das, was er ist, als einen der großen Deutschen, die, selbst ein Teil unseres Volkes, unser Volk zu dem gemacht haben, was es ist. Diese Großen, deren Lebensertrag uns unbewußt zu Gute kommt, nun auch bewußt in das eigne Leben aufzunehmen, das ist unendlicher Gewinn und bedeutet eine Bereicherung des Daseins. Auch Luther kann so, wenn wir ihn recht kennen lernen, unser Leben erhöhen. Das Reformationsjubiläum des Iahres 1917 wird ohne Zweifel dazu dienen, Luthers Gestalt, die da» bei ganz von selbst kraft ihrer inneren Gewalt in den Mittelpunkt treten wird, uns lebendiger zu machen und ihn uns innerlich näher zu bringen.

Professor Paul Sickel:

Der Philister.

Eine psychologisch«charakterologische Studie.

Die geistige Eigenart des Künstlers und des genialen Menschen ist oft genug Gegenstand der Betrachtung gewesen. Seltener hat man sich mit demjenigen Charaktertypus beschäftigt, der in mancher Hinsicht das gerade Gegenteil dazu darstellt, mit dem des Philisters. Wenn im folgenden versucht wird, die wesentlichen Züge solcher Geistesgestaltung zu entwickeln, so soll damit gewissermaßen ein Idealtypus des Philisters gezeichnet werden, wie er so in der Wirklichkeit nicht vorzukommen braucht, vielmehr nur annähernd bei verschiedenen Menschen anzutreffen ist, an dem aber vielleicht fast alle durch irgend eine Seite ihres Wesens teilhaben.

Unser seelisches Leben gründet sich auf die Eindrücke, die wir von der Außenwelt empfangen. Die Art und Weise, wie jeder einzelne Mensch diese Sinneseindrücke und die auf ihnen beruhenden Vorstellungen verarbeitet, ist nach der individuellen Anlage sehr verschieden. Drei geistige Betätigungsweisen sind hierbei wirksam: Gedächtnis, Phantasie und Denken. Im Gedächtnis werden Vorstellungen, die wir einmal gehabt haben, gewissermaßen aufbewahrt und können — wenn auch wohl nie ganz unverändert — von neuem erzeugt werden. Die Phantasie bildet aus den vorhandenen Vor«stellungselementen andersartige Zusammensetzungen, die oft den Schein des Neuen annehmen. Das Denken endlich sucht die Beziehungen zu erfassen, die zwischen der Bedeutung der Vorstellungen obwalten, schafft daher feste Begriffe und bringt sie in geordneten Zusammenhang. Zweifellos sind bei jedem Menschen neben dem Gedächtnis auch Phantasie und Denken ent«

wickelt, gehen alle drei doch sogar ohne bestimmte Grenzen ineinander über. Aber meist wird eines überwiegen und dadurch dem Charakter seine besondere Färbung verleihen.

Man kann demnach drei intellektuelle Typen aufstellen: den Gedächtnismenschen, den Phantasiemenschen, den Denker. Dabei kann es sich immer nur um ein Mehr oder Minder handeln. Denn auch derjenige, dessen Denken besonders scharf ausgebildet ist, bedarf der Phantasie und des Gedächtnisses. Offenbar ist nun das Gedächtnis die Vorbedingung, die erst die höheren Stufen ermöglicht. — Während Phantasie und Denken durchweg aktive Tätigkeiten sind, verhält sich das Gedächtnis mehr passiv: es wiederholt nur Vorstellungen, die ihm früher einmal gegeben sind. Dadurch tritt der Gedächtnismensch in scharfen Gegensatz zum Phantasiemenschen, der gerade auf Neubildungen in seiner Vorstellungsmasse ausgeht. Da nun die Menge der neuen Eindrücke, die uns die Außenwelt bietet, im Laufe des Lebens immer mehr abnimmt und auch die Aufnahmefähigkeit langsam nachläßt, so wird der einseitige Gedächtnismensch mehr und mehr auf einen bestimmten Vorrat von Vorstellungen angewiesen sein, der sich nur wenig mehr bereichert. Auch die Verknüpfung der Vorstellungen beruht bei ihm wesentlich auf der Erinnerung an frühere Assoziationen: Das Denken wird mechanisiert, paßt sich nicht den jeweils veränderten Verhältnissen an, sondern verläuft am liebsten in den gewohnten Bahnen.

Es kann kein Zweifel sein, daß hiermit wesentliche Eigenschaften des Philisters bezeichnet sind: auch er ist geistig unschöpferisch, phantasiearm, und sein Innenleben steht unter der Herrschaft der Gewohnheit. Doch ist der Begriff damit noch nicht hinreichend bestimmt. Denn es gibt sicher viele Menschen, bei denen selbständiges Denken und Phantasie recht schwach entwickelt sind, und die wir doch nicht zu den Philistern rechnen, wie etwa die Mehrzahl der Frauen.

Wollen wir die Eigentümlichkeit des geistigen Geschehens im Unterschiede von Naturvorgängen angeben, so bietet sich uns der Begriff der schöpferischen Entwicklung. Das geistige Leben ist seinem Wesen nach darauf gerichtet, über seinen jeweiligen Zustand hinauszugehen, nicht bloß ihn in anderer Form zu wiederholen, sondern ein wirklich Neues zu bilden. Das Leben der Menschheit wie des einzelnen zeigt — trotz mannigfacher Ausnahmen — im ganzen, daß es keinen dauernden Stillstand gibt, sondern nur vorwärtsdringendes Streben und Gestalten. Iedoch fordert solche Höherentwicklung eine gewisse geistige Anstrengung, die auf ein bewußt erfaßtes Ziel gerichtet ist und entgegenstehende Hemmungen zu überwinden hat. Es ist also die Entwicklung ein natürlicher Trieb, der aber beim Menschen zur bewußten Aufgabe werden muß..

Beim Philister nun gerät diese natürliche Entwicklung früh ins Stocken.
An Stelle des Strebens tritt bei ihm der Trieb nach Beharrung und Ruhe;
eine Art geistiges Trägheitsgesetz macht sich bald nach dem kurzen Aufschwung
der Iugendzeit geltend. Und gerade in dieser Hemmung einer im geistigen
Wesen angelegten Höhenbewegung, in der Erstarrung von Elementen, denen
größte Beweglichkeit eigen sein sollte, in der Abstumpfung von Kräften, die
zu hoher Wirkung berufen schienen, liegt das Unnatürliche, Ungeistige und
daher so Unerfreuliche des Philistertypus.
In jedem Kinde sind eine große Anzahl von Fähigkeiten und Anlagen
vorhanden, von denen durch den Einfluß der äußeren Lebensumstände meist
nur wenige zur Entwicklung gelangen. Welcher Vergeudung jugendlicher
Kräfte sich Erziehung und Unterricht durch ihre Einseitigkeit schuldig machen,
ist unausdenkbar. Der Fachberuf tut sein übriges. Er lenkt den Menschen
in eine enge Bahn; naheliegende Ziele, oft materieller Art, nehmen sein
ganzes Sinnen in Anspruch; er ist „Fachmensch" geworden. So ist es be«
greiflich, daß die Einordnung in die bürgerlichen Stellungen, die meist nur
„Dienst," „Amt" und nicht „Beruf" aus innerster Neigung sind, viel zur
Heranbildung von Philistern beiträgt. Und doch fordert eine wahrhaft
menschliche Entwicklung, daß wir, über unser Fach hinausblickend, uns zum
Kulturmenschen und schließlich zum Menschen schlechthin erheben. Auf diesem
Wege ist der Philister stecken geblieben; und gerade dieses Steckenbleiben
gibt seinem Wesen das besondere Gepräge. Wie viele sind nicht in ihrer
Iugend von Idealen beseelt und voller Sehnsucht, Welt und Leben in ihrer
ganzen Daseinsfülle zu ergreifen. Aber gar bald erlahmt das Aufwärts-
streben. Das Schwergewicht materieller Behaglichkeit zieht den Geist hinab.
Das Bedürfnis des Beharrens, der selbstgenügsamen Ruhe hat den natür«
lichen Drang nach Veränderung und Wechsel ertötet oder doch stark zurück«
gedrängt. Eine starre Rhythmik beherrscht nun das Leben, und jede Ab-
weichung vom gewohnheitsmäßigen Gange wird als unangenehm empfunden.
Was dem geistig beweglichen Menschen willkommene Anregung bietet, erscheint
dem Philister als Störung seines Gleichgewichts. So kann er nach außen
den Eindruck eines geschlossenen, ja starken Charakters machen. Aber diese
Geschlossenheit beruht auf Einengung und Erstarrung der geistigen Elemente,
nicht auf harmonischer Durchbildung. Sie ist nicht Ergebnis eines Kampfes,
der die Dissonanzen überwunden hat, sondern eine Abfindung mit den An-
forderungen des äußeren Lebens, denen man sich möglichst bequem anzupassen
sucht. Der Philister ist der früh fertige Charakter.
Er ist auch der Tatsachenmensch. Er kennt weder höhere Werte, nach
denen das wirkliche Leben zu beurteilen ist, noch ahnt er etwas von dem
Recht und der Pflicht des Menschen, sich über die Wirklichkeit zu erheben.
„Der Philister weiß nichts von der Autonomie des menschlichen Geistes",

ist ein Wort Hebbels. Daher ist ihm der Zweifel im höchsten Grade pein-
lich. Denn er erschüttert die Festigkeit seiner Ansichten. Dem Fremden,
Neuen, Ungewohnten gegenüber verhält er sich von vornherein ablehnend;
und durch solche Abstoßung wird wie durch Gegendruck die eigene Vor-
stellungsmasse sich nur noch fester zusammenballen und immer mehr ver-
Härten. Sehr kennzeichnend ist es, wie der Philister sich mannigfach wechselnden
Lagen und Eindrücken gegenüber immer als derselbe sich Gleichbleibende zu
behaupten weiß. Er liebt die formelhaften, zur Gewohnheit gewordenen
Ausdrücke, seien es solche eigener Erfindung oder Sprichwörter, und sucht
dadurch das Neue, Fremde in den gewöhnlichen Gang des Lebens einzuord-
nen. In Ibsens Hedda Gabler bringt der gelehrte Philister Iörgen Tes-
man die vornehme, stolze Hedda durch die beständige Wiederholung der
Phrase: „Denk' mal!", mit der er jeden neuen Eindruck aufnimmt, fast zur
Verzweiflung. Die Anwendung feststehender Formeln bedeutet überhaupt
die Unterordnung der Ereignisse unter eine oft recht flache volkstümliche
Weltweisheit, wodurch dem Neuen der Charakter des Unbekannten, Unge-
wohnten genommen werden soll. Es liegt darin eine naive Rationalisierung
des Lebens, wie der Philister, der den gesunden Menschenverstand anbetet,
sie liebt.

Die äußerliche Selbständigkeit und Festigkeit solcher Charaktere ruht nicht
in sich selbst, sondern auf Autorität. Diese überhebt des Zweifels, des
eigenen Denkens und bildet für den erschlafften Geist ein behagliches Ruhe-
kissen. Da das Denken hauptsächlich auf Erhaltung der eigenen Gleichge-
wichtslage gerichtet ist, so steht der Nützlichkeitsstandpunkt im Vordergrund,
und daraus ergibt sich meist ein naiver, harmloser Egoismus. Wie sollte
der, dessen Leben sich immer mehr in sich selbst zusammenrollt, wahre Teil-
nahme an dem Wohle anderer haben! Wenigstens beschränkt diese sich auf
seinen engsten Kreis. Er kennt vielleicht die Nächsten«, nicht aber die
Fernstenliebe. Von selbstsüchtigen Regungen wird auch das Gefühlsleben
allmählich überwuchert und mit ängstlicher Sorge alles betrachtet, was den
gleichmäßigen Lebensgang stören könnte. Auf die Frage „Was ist ein
Philister?" antwortet Goethe:

„Ein hohler Darm,
Mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt.
Daß Gott erbarm!"

Dagegen fehlen ihm die Gefühle, die über das eigene Ich und seinen
gegenwärtigen Zustand in die Ferne weisen: Die suchende, allumfassende
Liebe, vor allem die Sehnsucht, die eigentlich den besten Teil des mensch-
lichen Seelenlebens bildet, weil sie uns über uns selbst hinaushebt. Der
Philister hat daher auch kein Reisebedürfnis. Der Zug in die Fremde, zum

Fernen, Ungekannten widerstrebt seinem Wesen. Natürlich gibt es genug reisende Philister. Aber nur aus Gewohnheit oder, weil es Mode ist, versetzen sie sich in eine Lage, die ihrem Beharrungstriebe eigentlich zuwider sein muß.

Daß das Entscheidende für die Art des Philisters in der hemmenden, negativ wirkenden Kraft liegt, wodurch eine naturgemäße Entwicklung zum Stillstande kommt, zeigt sich, wenn man das weibliche Geschlecht zum Vergleiche heranzieht. Wir sprechen nicht von weiblichen Philistern; und doch findet sich bei der Durchschnittsfrau jene Enge und Umgrenzung, jener Mangel an Schwungkraft, an Sehnsucht und Höherstreben viel häufiger als beim Manne. Aber bei der Frau ist dieser Zustand eben der normale. Die Frau hat im allgemeinen keine Entwicklung, wie ihr im Grunde auch das Bedürfnis nach Unendlichkeit fehlt. Ihre physiologische und physische Eigenart heftet sie mit stärkeren Banden an die Natur und an die Endlichkeit als den Mann, dessen geistiger Beruf gerade die Überwindung des Natur« haften, Vergänglichen ist. Wenn demnach beim Manne das Einschrumpfen der höher gerichteten Lebensziele als das Unnatürliche erscheint, so im Gegenteil bei der Frau das Hinauswachsen aus dem normalen Lebenskreise, wie es die gelehrte Frau oft in unerfreulicher Weise zeigt. Daß es so viel mehr Philister als Blaustrümpfe gibt, liegt daran, daß der Mann, um Philister zu werden, nur der Wucht des geistigen Trägheitsgesetzes nachzugeben braucht, während die gelehrte Frau immerhin geistiger Anstrengung bedarf, um sich auch nur ein bescheidenes Wissen anzueignen.

Auch das Verhältnis der verschiedenen Volkscharaktere zum Philistertypus läßt sich nun leicht erklären. Der auf Sinnlichkeit beruhende und durch klare Verstandesmäßigkeit fest umschlossene Charakter der Franzosen ist von vornherein vor einer überschwenglichen, idealistischen Richtung bewahrt, und daher wirkt die sichere, enge Umgrenzung eines kleinbürgerlichen Daseins, wie es in Frankreich fast noch häufiger ist als bei uns, nicht eigentlich philisterhaft. Viel eher wird man das vom Leben der Engländer sagen. Denn hier hat ganz allgemein die germanische Geistesanlage eine Abstumpfung und Umbiegung zum Platt«Nützlichen, Behaglichen erfahren, was sich besonders auf geistigem, moralischem und religiösem Gebiete geltend macht. Dem hat allerdings die früh errungene politische Freiheit und die erdumfassende Herrschaft der englischen Nation entgegengewirkt, da hierdurch der Blick auf Fernes und auf weltweite Ziele gerichtet wurde.

Gerade diese Vorzüge haben dem Deutschen infolge seiner politischen Geschichte gefehlt. Freilich nur in der neueren Zeit. Die großartige Ko« lonisationsarbeit, die der Deutsche im Mittelalter geleistet hat, ferner die Römerzüge mit ihrem idealen Ziele, das römische Kaisertum und Weltreich

zu erneuern — sie entsprachen durchaus einem hochgespannten Idealismus. Seit den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges aber beginnt eine gewisse Verküppelung des deutschen Geistes. Und die engen politischen und sozialen Zustände des Bürgertums, wie sie sich infolge der Kleinstaaterei im 18. Iahrhundert entwickelten, wurden zur Wiege des deutschen Philistertums. Die Beschränkung auf kleinliche Verhältnisse, die doch für sich Wichtigkeit und Würde beanspruchten, hat damals dem gesamten deutschen Leben einen Zug ins Philisterhafte gegeben. Und wenn daneben das Geistesstreben in Kant, Schiller, Goethe und den Romantikern zu erhabener Höhe emporstieg, ja sich im Unendlichen verlor, so mußte dagegen das kleinbürgerliche Gebaren der Masse des Volkes umso wunderlicher erscheinen. Erst die politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen um die Mitte des 19. Iahrhunderts haben allmählich auch die mittleren Volkskreise aus diesem sanften Schlummer aufgerüttelt.

Bemerkenswert ist es übrigens, daß das deutsche Philisterwesen während seiner Blütezeit sich sogar in einem philosophischen System widerspiegelt, in der Gedankenwelt Herbarts. Nach ihm sind nämlich die Grundelemente alles Seins die sog. Realen, die nicht, wie etwa die Monaden Leibniz', von einem inneren Streben erfüllt sind, sondern nur darnach trachten, sich in ihrem Sein zu erhalten und fremde Störung abzuweisen. Herbarts Realen könnte man demnach als Urtypus des philisterhaften Daseins bezeichnen, wie überhaupt die ganze Weltanschauung dieses Denkers allem Radikalen und Schwärmerischen abhold ist und etwa die Ansichten des gebildeten Mittelstandes der damaligen Zeit philosophisch zum Ausdruck bringt.

Wenn die ganze Anschauungsweise eines Menschen geistig eingeengt ist, so wird sich dies auch bei seiner Berufstätigkeit geltend machen, ja hier oft in höherem Maße als im sonstigen Leben, da ja die täglich wiederholte, gleichmäßige Beschäftigung leicht zu einem gewohnheitsmäßigen, mechanischen Verfahren führt. Aber auch hier sprechen wir von philisterhafter, pedantischer Art vornehmlich dort, wo die Tätigkeit an sich auf höhere Ziele gerichtet ist. Nicht also beim Handwerker, wohl aber bei den mehr geistigen Berufen. Wenn der Lehrer oder der Gelehrte die eigentliche ideale Aufgabe der Wissenschaft aus den Augen verliert, in dem Kleinkram des Einzelwissens aufgeht und diesem eine übertriebene Wichtigkeit zuschreibt, so wird er zum Pedanten. Und dem Beamtenwesen droht jederzeit die Gefahr, in Bürokratismus zu verfallen. Der ungeheuer verwickelte Verwaltungsapparat mit seinem umständlichen Schreibwerke hat seine Berechtigung nur als Mitte! zu dem Zwecke, geordnete staatliche und gesellschaftliche Verhältnisse durchzuführen. Aber im Laufe der Zeit ist er zu mechanisch und schematisch ausgeübten Verfahrungs« weisen entartet, die nun leicht als Selbstzweck angesehen werden, ohne daß man ihre Notwendigkeit für den einzelnen Fall prüft. Selbst der Künstler,

dessen Wesen an sich im schärfsten Gegensatz zum Philistertume steht, kann
der Gefahr mechanischer Gewohnheit erliegen; er wird dann Manierist. Etwas
anderes ist es natürlich, wenn Maler wie Ludwig Richter oder Spitzweg
das kleinbürgerliche und altfränkische Leben mit Innigkeit und überlegenem
Humor schildern. Hier wird das Beengende, das dem Inhalt anhaftet, durch
die Freiheit und Harmonie der künstlerischen Darstellung aufgehoben. Wir
empfinden solche Künstler als besonders deutsch, und Wilhelm Raabe hat
vielleicht nicht unrecht, wenn er meint, daß der deutsche Genius überall ein
Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum ziehe. Aber auch eine Schwäche
liegt darin, die sich auf künstlerischem Gebiete ebenso nachteilig zeigt wie
auch sonst. Wir verehren in Hans Thoma einen Künstler, der in seinen
traulichen Bildern aus dem Schwarzwalde uns so recht zum Herzen spricht.
Aber das Gemüwolle, Biedere, das in seinem Wesen liegt, wirkt leicht
philisterhaft, wenn er das Hohe und Erhabene, sei es nun religiös oder
mythologisch, darzustellen unternimmt. Thomas Göttinnen haben etwas von
derben Bauernmägden an sich, und seine Christusgestalten im Karlsruher
Museum zeigen etwas gesucht Treuherzig«Schlichtes, das unserer Vorstellung.
von der Persönlichkeit Iesu nicht voll gerecht wird.

Die Beispiele für eine philisterhafte Einschrumpfung höherer geistiger
Tätigkeiten ließen sich leicht vermehren. Ibsen, der in seinen Dramen alle
beschränkte Gesinnung, eingerostete Vorurteile und äußerlichen Lebensschematis^
mus bekämpft, zeichnet eine Reihe derartiger Charaktere. Dem himmelstü»
menden Idealisten Brand, der jeden Ausgleich mit den Forderungen der
Wirklichkeit schroff ablehnt, stellt er zwei Alltagsmenschen gegenüber, den Vogt
und den Probst, die die Menschen gern zu unterwürfigen, mechanisierten.
Gliedern des Staates und der Kirche machen möchten. Am gefährlichsten.
erscheinen ihnen die selbständigen Persönlichkeiten, und dem Probst entschlüpft
das kostbare Wort:

„Wen Gott vernichten will, den macht er
Zum Individuum, und dann lacht er."

In der Komödie der Liebe sehen wir den Pfarrer als Philister. Ganz
in dem Kleinkram des Tages aufgehend klagt er: „Wann hätt' ich Zeit, für
die Idee zu leben?" Dasselbe Stück führt uns sogar den Liebenden und
Bräutigam vor, der philiströs geworden ist. Und doch bringt bekanntlich.
gerade die Zeit der Liebe auch bei prosaischen Naturen einen inneren Auf«,
schwung und eine Erweiterung des an sich engen und schwachen Gemüts«
lebens hervor.

Welche Stellung nimmt nun die philisterhafte Geisteshaltung in der.
Gesamtheit des Lebens ein? Nach dem Gesagten ist die Antwort gegeben:

der Philister setzt allem Fortschritt die Hemmung einer selbstzufriedenen Ruhe, aller Weitung des Lebens die Enge eines festumschlossenen Anschauungskreises entgegen. „Der Philister negiert nicht nur andere Zustände, als der seinige ist, er will auch, daß alle übrigen Menschen auf seine Weise eristieren sollen." (Goethe zu Riemer). Mit diesem naiven Egoismus hängt es auch zusammen, daß er kein Verständnis für anders geartete Geistesverfassung hat und besondere Abneigung gegen idealistische und fortschrittliche Richtungen empfindet. Die Kindheit und Iugend versteht er nicht, auch die eigeneist ihm fremd geworden. Ebenso unbegreiflich ist ihm alles Hochstreben; es erscheint töricht, widersinnig und nutzlos. Im schärfsten Gegensatz fühlt er sich daher zum Künstler. Die rastlose Beweglichkeit der Künstlerseele, ihr Trachten, dem Leben immer neue Seiten abzugewinnen, das Dasein von der Stufe bloßer Bedürfnisbefriedigung auf einen höheren Standpunkt zu erheben, alles das muß ihm fremd und unbehaglich eychcinen. Dem Großen und Erhabenen gegenüber sucht er sein eigenes Wesen dadurch zu retten, daß er es zu sich herabzieht. Goethe sagt: „Es gibt Menschen genug, die alles, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorstellungsart erst möglichst verkleinern müssen, um es mit ihrem kümmerlichen Wesen nur einigermaßen verbinden zu können." Ieden Gefühlsüberschwang meidet der Philister wie ein „Vergehen gegen die Hygiene". Dabei hält er sich selbst für den normalen und vernünftigen Menschen, den Gelehrten und Künstler dagegen für überspannt und abnorm. Bekanntlich sah Nietzsche im „Bildungsphilister" den „Gegensatz des Musen« sohnes, des Künstlers, des echten Kulturmenschen."

Über den Begriff der „Philistermoral" bedarf es nach dem Vorhergehenden keiner längeren Ausführungen mehr. Sie hängt mit Zähigkeit an dem Herkömmlichen und erklärt jede Abweichung davon für ein Verbrechen. Sitte verwechselt sie mit Sittlichkeit und vertritt daher gern einen moralischen Standpunkt, der eigentlich schon überwunden ist. Mit diesem Festhalten an dem einmal Üblichen verbindet sich oft selbstgefälliger Dünkel. Das Freisein von heftigen Leidenschaften und aufwühlenden seelischen Erlebnissen hält der Philister für sein moralisches Verdienst. Und da er starke innere Umwandlungen an sich selbst nicht erlebt, so versteht er sie auch bei anderen nicht; daher ist er geneigt, bei jedem Gesinnungs« oder Parteiwechscl unlautere Beweggründe oder doch Untreue gegen sich selbst anzunehmen. Die Gefahr solcher gerade in der „Gesellschaft" herrschenden Philistermoral besteht nun darin, daß bei freieren Geistern die Einsicht in ihre Unechtheit sehr leicht zum Widerwillen gegen jede Moral.wird. Überhaupt ist die Verknöcherung der sittlichen Anschauungen wohl die dunkelste Seite des Philistertums; und es ließe sich durch die Kulturgeschichte der Menschheit ein langes Sündenregister aufstellen, wo philisterhafte Engherzigkeit und Beschränktheit das Große und Edle vernichtet hat, nur weil es aus den Niederungen des

Gewöhnlichen emporragte. Von den unendlich zahlreicheren Fällen aber, wo hohes Streben schon im Keime erstickt und frühzeitig auf den Weg öden Mittelmaßes getrieben wurde, berichtet die Geschichte nichts.

Aber über alledem dürfen wir die liebenswürdige Seite des Philistertums nicht ganz vergessen. Mit der Enge und Umgrenztheit der Lebens« verhältnisse und der physischen Behaglichkeit kann sich doch auch ein Gefühl stillen Glückes, ein inniges Wohlwollen und rührige Fürsorge für den eigenen kleinen Kreis verbinden, wie denn in dem Worte „gemütlich" noch der Grundbegriff des „Gemütes" anklingt. Wer sich nicht zu Zeiten in die trauliche Welt Wilhelm Raabes oder die Kleinstadtromantik Spitzwegs vertiefen kann, dem dürfte wohl ein Teil echt deutscher Gesinnungsart fehlen. Ia selbst ein so kühner und weiter Geist wie Gottfried Keller hatte nicht nur in seiner Lebensführung etwas vom Philister; auch seine dichterischen Schöpfungen atmen den Geist begnügsamen Kleinlebens, freilich von befreiendem Humor vergoldet. Und daß sich eine gewisse Neigung zum Eng» umschlossenen. Behaglichen sogar mit der höchsten Genialität vereinigen kann, zeigt Goethe, der von einer Familie, die er auf seiner Harzreise besuchte, an Frau von Stein schrieb: „Es ist eine schöne Philisterei im Hause, es wird einem ganz wohl." Im übrigen hatte er doch mehr vom Faust, vom Wagner so gut wie nichts.

Schließlich aber läßt sich sogar von einer gewissen Berechtigung und selbst Notwendigkeit des Philistertums für die Gesamtheit des menschlichen Lebens sprechen. Dem allzu eiligen Vorwärtsstreben der Dränger und Stürmer setzt es die hemmende Beharrungskraft entgegen. Die schwer be« wegliche Masse der Durchschnittsmenschen sorgt dafür, daß die Menschheit das Gleichgewicht nicht verliert. In diesem schlafenden Heere, das sich plötzlich zur Wehr setzt, wenn es aus seiner Ruhe aufgescheucht wird, bilden die Philister eine besonders widerstandsfähige Kerntruppe. Auch sie gehören zu den besorgten Hütern des Überlieferten, an das sie sich mit zäher Hart« näckigkeit anklammern, und dienen dadurch dem Schutze gegen überstürzende Umwälzungen in Staat, Gesellschaft und Kultur.

Curt Wigand:

Hüben und drüben.

Eine friedliche Betrachtung.

. . . loi' tber« i« uotkin^ «itber ^00ä
or u»ä, but tkinllwß malie» it so.
Hamlet.

Für die, die ihren kühlen Blick in der gerechten Beurteilung anderer Nationen auch während des Krieges gewahrt haben, bleibt es nach wie vor unumstößliche Wahrheit, daß nur ein langer Aufenthalt unter fremden Völkern die Fähigkeit verleiht, sich zur Höhe der Wertung ihrer wirklichen Eigenschaften emporzuarbeiten. Voraussetzung ist selbstverständlich, daß man gewohnt ist, Augen und Ohren offen zu halten, und daß man über Intelligenz und Urteilskraft verfügt. Wo das nicht der Fall, d. h., wo Fähigkeit und Wille, sich gegenüber fremder Denk» und Empfindungsart zu objektivieren, garnicht oder nur in geringem Grade vorhanden ist, da bedeutet der Aufenthalt in anderen Ländern für das betreffende Individuum keine Bereicherung an Weltklugheit.

Uns Deutschen wird mit Recht der Vorwurf gemacht, daß wir im Lande der Franzosen und Engländer entweder auf alles furchtbar schimpfen, was von unseren heimischen Sitten abweicht, oder aber alles Fremde wahllos hochstellen und annehme», um dann alles Heimische nur noch lächerlich zu machen, als minderwertig zu brandmarken und abzulehnen. Diese Sorte Radikalismus hat uns in den Augen des Auslandes — darüber sollten wir uns gerade jetzt mehr als je klar werden — unendlich geschadet.

Als ich mich in Paris aufhielt, habe ich oft mit ansehen müssen, wie sich Deutsche glatt verleugneten, sich als Österreicher, Schweizer oder Luxemburger ausgaben und sich scheuten, an öffentlichen Orten deutsch zu sprechen. Dagegen konnte man erleben, daß andere Landsleute es zur Betonung ihrer Abstammung für nötig hielten, in offener Droschke über die Pariser Boulevards zu fahren und die „Wacht am Rhein" zu singen oder sich durch Schreien und Randalieren höchst unangenehm bemerkbar zu machen. Diejenigen, die der goldenen Mittel» straße folgten, also sich weder als Deutsche versteckten, noch provokatorisches Ne» nehmen zur Schau trugen, waren immer in der Minderzahl. Solche Beobachtung konnte man auch in Kopenhagen, Brüssel, Amsterdam, Mailand usw. machen. Dieses Nichtmaßhaltenkönnen gehört zu denjenigen deutschen Eigentümlichkeiten, die tief zu beklagen sind. Ich selbst Hube mich nie darum gekümmert, wenn ich in meiner französischen Nachbarschaft, bei einer Unterhaltung mit Landsleuten plötzlich vernahm, «au'il u'enr M» poli, äe parier uue laußne strluißtzre". Das gehörte damals zum eisernen Bestand nationalistischer Zwangsvorstellungen der

Pariser. Jetzt im Kriege werden sie sich wohl daran haben gewöhnen müssen, sogar die musikalischen Laute und Schnalzer schwarzer Franzosen und Engländer über sich ergehen zu lassen. Ich habe mir damals auch erlaubt, die blinden Chauvins herzhast auszulachen, wenn, bei wohlberechtigter Kritik französischer Mißstände von Seiten eines in Frankreich lebenden Ausländers, mit schöner Geste behauptet wurde, „yu'il avait »bn»s üe I'nonznralits äe ?ari»> — Dadurch, daß ich mich immer ohne Scheu neben Franzosen und Engländer stellte, nicht über sie und nicht unter sie, gewann ich doch eher die Achtung solcher, deren Empfinden noch nicht hoffnungslos chauvinistisch verseucht war, und ebnete den Weg zu ruhiger Aussprache. Dabei durfte man vernünftiger Weise nie außer Acht lassen, daß man sich in einem fremden Land befand, unter Menschen mit anderen Begriffen und Vorstellungen, anderem Temperament. Es ist, wenn man sich unter anderen Völkern mit Nutzen aufzuhalten gedenkt, selbstverständlich ein erstes Gebot, daß man sich bemüht, in die Empfindungen der anderen einzu» dringen, daß man ihr Handeln zu verstehen sucht, indem man in die verschieden» artigsten Lebensverhältnisse zu kommen, die verschiedenartigsten Menschen kennen zu lernen trachtet. Nur so hat man Aussicht, seinen Aufenthalt in Paris und London ersprießlich zu gestalten. Das ist aber nicht möglich, wenn man täglich nur mit den deutschen Landsleuten Vier trinkt und Skat spielt. Diese Seßhaften habe ich oft gefragt, zu welchem Zweck sie iiberhaupt nach London und Paris gewandert sind, ohne je eine vernünftige Antwort zu bekommen. Einer — ein junger Buchhändler — ist mir unvergeßlich: er saß Abend für Abend zu Gaus und las — Marlitt'sche Romane. Ich konnte nur feststellen, daß die Skatbrüder genau so unwissend das Land verließen, wie sie gekommen, und weit davon ent» fernt waren, die Landessprache wirklich erlernt zu haben. Auf der anderen Seite gab es natürlich auch viele, die den richtigen Weg einschlugen, um ihren auf Monate oder Jahre bemessenen Aufenthalt im Auslande kräftig zu nutzen, indem sie Umgang gebildeter Eingeborener suchten und keine Mühe scheuten, zu erleben und immer wieder zu erleben, Erschautes abzuwägen, Gutes aufzu» nehmen. Schlechtes liegen zu lassen.

Es ist selbstverständlich für den Deutschen schwieriger, sich bei den romanisch» weiblichen Völkern einzugewöhnen, als bei den germanisch»männlichen, und es wäre überflüssig (da tausendfach gesagt), im einzelnen darauf hinzuweisen, wie Vieles im französischen Charakter und in der geistigen Verfassung der Franzosen uns von Grund aus fremd anmutet. Das Objektivieren gegenüber dem französischen Pathos, der überwältigenden Pose, dem politischen Indianertum und anderen Dingen ist gewiß nicht immer leicht. Hier hat das historische, das entwicklungs» geschichtliche Denken einzusetzen, um alles zu verstehen, wenn man's auch gewiß nicht immer als letzte Stufe wünschenswerter Menschheitsentwicklung ansieht. Alles verstehen heißt hier nicht: alles billigen, sondern als notwendig Gewordenes hinnehmen, als Resultat von Rasse, Klima, Geschichte. Nur der wissenschaftlich

Denkende, beileibe nicht etwa die triebhaft urteilende, temftaramentvolle Künstler»
natur kann hier auf dem schmalen Grat gerechtester Erkenntnis schwindelfrei
schreiten.
Es hört sich das alles so furchtbar einfach, so kindlich einfach an, daß ich im
Geiste das überlegene Lächeln sehe, mit dem weltkluge und „gefestigte" Charaktere
solche Dinge als an den Schuhsohlen abgelaufen bezeichnen und es nicht der Mühe
wert halten, sich weiter mit der Frage zu beschäftigen. Es ist nur merkwürdig,
daß selbst die gebildete Menschheit sich oft grade über die einleuchtendsten Dinge
„völlig klar" ist und sie verstandesgemäß analysiert, um im konkreten Falle zu
versagen und ganz und gar nicht so zu handeln, wie es vorangegangener, vernünf»
tiger Überlegung und Feststellung entsprochen hätte. Der nur halb bewußte Zwang
jahrtausendalter Tradition bringt das zu Wege.
Amüsant ist es zu sehen, wie bei einer so femininen Nation, wie die
Franzosen, auch die ausgesprochenen weiblichen Defekte zu Tage treten. Ich denke
z. V. an das minimale Verständnis für Geographie, das bekanntlich nicht nur
den meisten Frauen eignet, sondern auch der Franzosen schwächste Seite ist. Als
ich in Paris lebte, waren alle Ausländer verpflichtet, sich auf der prsteoture
anzumelden. Ein Bekannter von mir aus Vrüx wurde von den» diensttuenden
Beamten gefragt, wo dieser Ort läge. Antwort: in Böhmen. Darauf der
Schriftgelehrte: „1^ LoueiuS? (Pause) ^b., j'^ »ui», j'? nuin: la LouKme 9»
touebe la lüuiu«!" Das ist nicht etwa ein schlechter Witz, sondern die Sache
trug sich wörtlich so zu. Es mag ein besonders krasser Fall sein, aber ähnliche
Dinge habe ich während meiner Pariser Jahre zu Dutzenden erlebt.
Der Gedanke, daß der letzte Grund dieses furchtbaren Krieges in der ganz»
lichen Verstiindnislosigkeit. die die Völker voneinander trennt, zu suchen sei, hat
etwas ungemein bestechendes und für den Völkerpsychologen ftlausibeles. Es hat
da keine Nation vor der anderen etwas voraus, und der unkritische Blödsinn blüht
in gewissen Kreisen genau so duftig an der Spree, wie an der Seine, Themse oder
am Hudson. Viele, die mal in ein Land hineingerochen haben, um dann mit dem
patentierten Urteil über Land und Leute in der Tasche heimzukommen, beschränken
sich darauf, ihre Wahrnehmungen über Äußerlichkeiten und nicht schwer wiegende
Gepflogenheiten des anderen Volkes zum Besten zu geben, wobei sie fröhlich auf
der Oberfläche plätschern. Aus der Tiefe zu schöpfen vermögen sie nicht. Sie
sehen nicht die psychologischen Zusammenhänge des Geschehens, haben keine Ahnung,
wie weit die Physis der betreffenden Rasse bei Beurteilung ihres Kulturzustandes
in Frage kommt, und wie z. V., aus vielen Faktoren zusammengesetzt, sich beim
Franzosen die Gloire»Idee, beim Engländer der „Cant" :c. :c. herausbilden konnte,
resp. mußte. Die zuletzt genannte Heuchelei, die grade in den Kriegssahren oft
genannt wurde, stößt uns Deutsche ganz besonders ab. Bei einigem Nachdenken
wird man auch diesem Manko mit ebensoviel ethischem Widerwillen, wie Verständnis

gegenübertreten tönnen. Der Deutsche gilt mit Recht als ehrlich. Wir brauchen
uns da gewiß nicht jedes Individuum deutscher Herkunft als Ausbund von Offen»
Herzigkeit vorzustellen, aber die allgemeine ethisch.völkische Schätzung geht dahin, daß
Wahrheit als stärkstes Sittlichkeitsprinzip anzusehen ist, wobei man höchstens eine
Notlage als Grund zur Unwahrheit gelten läßt. In England haben sich nun,
unter dem Einfluß merkantiler Moral, in dieser Beziehung von den unsrigen ganz»
lich abweichende Anschauungen herangebildet. Man erkennt dem Anderen nicht
ohne Weiteres ein Recht auf Wahrheit zu, wenn auch das Wahrheitsprinzip natür»
lich in der Öffentlichkeit ebenso pro toriu» aufrecht gehalten wird, wie in anderen
Ländern. Das ist des Landes der Brauch, kommt natürlich in erster Linie auch
in der Politik zum Ausdruck, und kein Mensch verzieht deshalb auch nur eine
Miene. Man kann da gradezu von einem Recht auf Unwahrheit sprechen. Nach
unseren Begriffen ist das verwerflich, aber unsere Vorstellungen sind schließlich nicht
maßgebend für ein Volk, aus dessen Organismus heraus sich diejenigen Ideen und
Anschauungen bilden mußten, die es hat und die durch keine wie immer geartete
Kritik aus der Welt zu schaffen sind. Gradesowenig wie ich Physis und Psyche
eines Einzelindividuums nach Gefallen umformen kann.

Ein beliebtes Kapitel während des Weltkrieges bildet die Entrüstung über
mangelhafte Leistungen unserer Diplomatie vor dem Kriege. Nach dem oben
Gesagten dürfte es nicht schwer fallen, den Grund dafür, daß viele von diesen
„Staatskünstlern" versagten, nicht immer nur in deren geistiger Unfähigkeit zu
sehen, sondern in den allzuoffenen Karten, mit denen sie spielten, in dem Mangel
an Verschlagenheit, der allzeit zu großen Naivität und unbewußten Wahrheitsliebe.
Ohne Zweifel muß zugegeben werden, daß die Ungehörigkeit zur Adelskaste nicht
an und für sich intellektuell befähigt, schwierigen Ämtern, wie es die der Diplomaten
sind, gewachsen zu sein, und es sind gewiß viele Dinge vorgekommen, von denen
sich die Herren, selbst unter Berücksichtigung ihrer nationalen Eigenart, nie werden
weiß waschen können. Aber: es kann jemand klug sein, dabei aber garnicht schlau.
Das ist des Pudels Kern. Wir hätten also, um das Problem auf eine einfache
Formel zu bringen, festzustellen, daß das Diplomatenhandwerk dem Deutschen
nicht so liegt, wie rein merkantilen Völkern, daß seine Gradheit ihm bei
dessen Ausübung oft einen Strich durch die Rechnung machen, ihn nicht
diplomatisch handeln läßt.

Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, die an sich sittlich aufs höchste zu
wertende Eigenschaft der Ehrlichkeit irgendwie zu unterschätzen. Aber (und da
kommen wir zu dem praktischen Denkfehler des Deutschen) alles, was sittlich ist.
ist nicht diplomatisch. Wir müssen mit den politischen Verhältnissen rechnen, wie
sie jetzt sind, und nicht, wie eine sittliche Weltanschauung sie vielleicht einmal ge»
stalten könnte. Man sagt, bei einem Vertrag ist einer immer der Betrogene. Der
Begriff Handel kann ebensowenig je mit ethischen Vorstellungen in Einklang ge»
bracht werden, und wenn ein Volk (teils wegen seiner geographischen Lage, teils

aus anthropologischen Gründen) homogen-kommerziell empfindet, wie die Angel» sachsen, so kann seine praktische Sittlichkeit als Produkt seiner Wirtschaft garnicht anders aussehen, als die englische Heuchelei, die rein sittlich abstößt und rein praktisch doch so große Erfolge erzielt hat. Der Unterschied zwischen kaufmännischem Denken und intellektuell-abstrakter Arbeit wird uns ja schon im eigenen Lande klar genug, wenn wir den Hamburger Großkaufmcmn (dessen Empfinden wahrlich nicht so erheblich abweicht von dem eines Londoner Cityman) mit dem Denker einer kleineren Universitätsstadt oder einem Beamten vergleichen.

Wie himmelweit sind andererseits unsere Nachbarn, namentlich die romanischen Völker vom Verständnis unseres deutschen Wesens entfernt. Eine Kluft des Empfindens trennt uns, die überhmcht bei allen Rassefragen in allererster Linie in Betracht kommt. Die deutsche Herzenswärme wird uns erst recht klar, wenn wir die kühl-rationalistische Natur des Franzosen und die gutmütige, aber jenseits aller Emotion liegende rechnerische Seele des Angelsachsen analysiert haben, um uns bewußt zu werden, daß demgegenüber etwas unser ureigenstes Besitztum ist, was sicher nicht in West» oder Süd,Europa seines Gleichen hat; und was uns auch in Kunst und Schrifttum weit hinaushebt über die Grenzen des Begreifens von Seiten anderer Völker: die deutsche Seelengröße! Man soll sich gewiß angesichts dieser Seite der Überlegenheit deutschen Wesens sehr hüten, in völkischen Größenwahn zu verfallen. Mer all das, was wir mit Innerlichkeit. Vertiefung, tiefe Empfindung, Herzlichkeit, inneres Lachen und Weinen, Begeisterung, ehrliche Überzeugung, Kraft seelischen Erfassens ?c. :c. zu bezeichnen suchen, weckt leider weder beim Franzosen, noch beim Engländer ein Echo. Es bleibt ein fremder und für die Anderen unsichtbarer Faktor. Hierin liegt ein gut Teil der Tragik unseres Nichtverstandenseins und des Hasses gegen alles, was deutsch ist. Dasselbe Verhältnis wie zwischen zwei Einzelmenschen, von denen der eine starke Entwicklung des Gefühlslebens, der andere schlau-berechnende Überlegung aufweist. Derartiges in Präziseste Worte fassen zu wollen, ist immer gefahrvoll. Es werden einem leicht allerlei Verallgemeinerungen untergeschoben, an die man nie gedacht hat. Diese Vorwürfe sind so billig, und es widerstrebt einem fast, auch hier auf die Selbstverständlichkeit hinzuweisen, daß man vom Nichtvorhandensein dieser besonders deutschen Innerlichkeit bei einer Unzahl Deutscher felsenfest überzeugt ist. Das kann ja angesichts der durch die Jahrhunderte dauernden Rassenmischungen garnicht anders sein. Aber die über deutschem Land schwebende heimliche Musik, ein sich kaum an die rauhe Oberfläche wagender unversiegbarer Strom innerer Leuchtkraft, die ehrliche und tiefe Glut seelischen Schauens das ist für die anderen Völker Schall und Rauch, und es wäre eine Torheit ohne Gleichen, diesen letzten, vorläufig überhaupt nicht überbrückbnren, Unterschied wohlmeinend anderen zu „erklären".

Es wird zunächst wieder nur die kleine Zahl reicher universeller Geister sein, die freudig-ahnend mitwandert, deren Herz in der oberen Oktave neuen und herrlichen Erlebens sympathetisch mitschwingt.

Nur eines der uns jetzt bekämpfenden Völker: die Russen, sind unseren Empfindungen annähernd wahlverwandt, und dies kommt durch Blut» und Pulver» dampf immer wieder dunkel auch denen zum Bewußtsein, die sich mit dem Problem sonst geWiß noch nicht eingehend beschäftigten. Wer weiß, ob dereinst hierin nicht eine größere Garantie zukünftigen Weltfriedens zu sehen ist, als in allen Diftlo» maten'Künsten und Rüstungen?! —

Constantin Vrunner:

Zum fünfundsünfzigsten Geburtstage.

Constantin Brunner hat manche an« und sich nachgezogen wie Gutes; andere abgestoßen, als wäre er Böses in der Welt. Nun wird er fünfund« fünfzig Iahre, und dürfte an der Zeit sein für ein ernstes Wort über eine Tätigkeit, die so entschieden entgegengesetzte Wirkungen hervorgerufen hat. Und da zweifelhaft, ob ein andrer damit kommt, so kommt er selbst und will denn vor allem sagen, was doch ein andrer nicht sagen könnte: wie er in sich sich merkt und sieht und wie es mit seinem Schaffen hergegangen.

Von der Kindheit muß ich beginnen, von zwei Träumen, eigentlich einem Traum, der das ungeheure, das einzig eine Erlebnis meiner Kinder« seele gewesen und in welchem die ganze heilige Menschheit dem zuhörte, der jetzt nur eine gar winzige Gemeinde besitzt und auch für alle Menschen zu reden, als er wirklich redete, in seinem Gewissen so außer Stande sich fand. So außer Stande, daß er vielmehr das Buch von den zweierlei wesentlich verschiedenen Menschen schreiben mußte und, der Mann Eines Buches, nichts schrieb als dieses Eine Buch. Die alles von mir Geschriebene kennen, die wissen es so, daß alles, was ich geschrieben habe, das Eine Buch ist: die Lehre von den Geistigen und vom Volke.

Und mein Traum — viel mehr doch als ein Kindertraum. Vielleicht sogar, trotz des anscheinenden Gegensinnes zu meiner späteren Überzeugung, mein Gedanke? Denn jeder Mensch hat seinen besonderen Lebensgedanken, und den hat er schon als Kind; den hat das Kind im Herzen. So war mein Traum.

Doch ich muß vorher noch sagen, wo ich ihn träumte. In der Haupt« kirche meiner Vaterstadt Mona. Diese Kirche schien mir als Kind das Schönste und Bedeutendste der Welt. Sie war mir den ganzen Tag vor Augen, denn wir wohnten am Kirchplatz, und ich hatte sie sehr lieb. An« sehen war nicht genug, sie mußte immer wieder gemalt werden, was in

manchen Zeiten tagtäglich geschah, gelegentlich auf riesengroßen Bogen Papier
— zu Geschenken. Malen, das hieß: zeichnen und antuschen. Ich bin ohne
Begabung zum Zeichnen und ohne Trieb dazu, aber als Kind zeichnete ich
immerwährend Schiffe, Schiffe, Schiffe auf dem Wasser und meine Kirche
mit dem Turm, dem spitzen Turm so freundlich kupfergrün und obendrauf
die Pracht der goldenen Kugel und Fahne, wie Sterne des Tages an der
blauen Himmelspracht. In dieser Kirche also saß ich; es war an einem
drückend heißen Sommertage. Ein näselnder Prediger sprach, die Gemeinde
war stumpf und schläfrig, über mich aber kam es wunderbar; da alles sich
verwandelte. Auf der Kanzel stand nicht mehr dieser Prediger, auf der
Kanzel stand ich und predigte der Gemeinde, die in trunkener Begeisterung
sich erhoben hatte und größer und größer anwuchs — die Mauern der Kirche
rückten weiter, immer weiter hinaus — unabsehbar stand die Menschenmasse
in der unabsehbaren Kirche, und ich sah und umfaßte sie doch ganz — es
waren alle Menschen der Welt, kein einziger Mensch fehlte. Über ihnen
allen war Feuer, das aus meinem Munde ging, und dieses Feuer war Gott.
Die Liebe war so unaushaltbar süß und furchtbar, daß ich wie starb; bis
mein Herz im Weinen sich löste. Ich mag noch nicht dreizehn Iahre ge«
wesen sein, als ich diesen Traum oder diese Ekstase hatte; und ganz ähnlich
wiederholte sich's einige Iahre später im Theater, wo ich plötzlich auf der
Bühne stand, gewaltig redend, und abermals die Zuschauer zur ganzen
Menschheit wurden. Eines mit Gott.

Eigentlich aber ging ich meine ganze Iugendzeit im Träumen hin und
in einer stillen, inneren Heiligung, immer ganz gewiß, daß mir vorbehalten
sei, die Menschheit bis auf ihr allerletztes Glied selig in Gott zu machen.
Denn ich wußte, es gab unfromme und gottlose Menschen. Ich aber würde
dereinst so reden, daß sie alle umkehren müßten. An meiner Berufung
zweifelte ich keinen Augenblick; doch niemand braucht darum zu glauben, daß
ich ein verwegener Knabe war, stolz und überheblich. Es träumt wohl auch
einem Bettler, er sei ein König, und er wird deswegen noch nicht anmaßend
gescholten. Findet man dennoch mein beständiges Träumen von so
goldenen Dingen einer ganz ungemeinen Wirksamkeit bedenklich und hoch-
fahrend, so soll man noch wissen, daß daran das Gegenteil gehängt war:
äußerste Bescheidenheit, wom't ich beständig in das Niedrige fuhr. Ich bin das
anspruchsloseste, schüchternste, verschämteste, „blödeste" Kind gewesen, ehr-
fürchtig vor jedem Menschen (wahrhaft überirdisch erschienen mir Geistliche
und Polizisten), mit ungeheuren Vorstellungen von der Schwierigkeit des
Erwachsenseins und überzeugt in einem Lebensvorgefühl von meiner Unfähig«
keit zu allem und jeglichem, und daß auch nicht ein Fleckchen Tauglichkeit
in mir sein würde zu Solchem, was der schwächste und geringste Mensch zu
leisten vermochte; ja ich hielt mich ins wörtlichen Sinne für unwürdig der

menschlichen Gesellschaft, so daß ich verwundert war und meinen Ohren nicht
glaubte, wenn man mich als dazu gehörig betrachtete und so einmal von
meiner Zukunft sprach. Das konnte nicht ernstlich gemeint sein, ich hatte
keine Zukunft, im Grunde wußten sie, daß ich „ein Schlemihl" sei zu allem.
Schlemihl — das war das fürchterlichste der Wörter, obwohl man es nur
selten zu mir sagte. Aber man hatte es doch zu mir gesagt, und wem und
über wen es nun gesagt wurde, es galt nur mir, es war nur meinetwegen
da. Als mein Vater einmal Chamissos tiefsinnige Geschichte vom Peter
Schlemihl las, während dieser Tage hätte ich mich verkriechen mögen; und
nun wurde immerwährend dieses Wort im Munde geführt, und alle im
Hause lasen die Geschichte. Aber mich hätten keine zehn Pferde an das
grauenhafte Buch bekommen. — Lob und Auszeichnung merkte ich nicht;
die rührende Fürsorge meines ebenso gelehrten und weisen wie zärtlichen
Vaters, die Freundschaft, die Achtung, die er dem Kinde erwies, und die
Liebe meiner selber kindlichen (bis an ihren Tod mit neunundsiebzig Jahren
kindlich gebliebenen) Mutter — das waren meine Eltern, die Engel meiner
Iugend, die mir alles überblümten; aber es wurde von mir nicht weiter
mit in Rechnung gebracht als in das Debet, mein Credit wurde nicht stärker
davon; und ich fühlte mich, trotzdem ich darin so gehegt war, doch oft genug
aus dem Nest gefallen. Zumal ich aufl Äußerste empfindlich war gegen
Tadel; bei dem ich aber, zu dem Schmerz, die Wollust der Wahrheit kostete.
Ich hatte einen vortrefflichen Lehrer (Dr. Breuning), dessen Liebling ich war,
den ich in seiner Wohnung besuchte und auf Spaziergängen begleitete, und
der einmal in der Schulklasse zu mir sagte: Ia du mit deiner schwarzen
Seele! Ich hätte, schon aus der Gelegenheit und den Umständen, wissen
müssen, daß er das Gegenteil meinte, aber „die schwarze Seele" hat mich
Iahre lang Tag und Nacht gequält, und ich will nur bekennen, daß ich noch
jetzt manchmal aus dem Schlaf aufschrecke mit dem Wort von der schwarzen
Seele. Jeder Tadel war mir absolut, meine ganze Eristenz verneinend und
vernichtend. Niemals verteidigte ich mich; auch mit einem irrigen Vorwurf
hatte man recht und ergriff nur die Gelegenheit zur Klage über meine gar-
stigen und lächerlichen Mängel, meine Unbrauchbarkeit, meine Uberflüssigkeit
in der Welt, meine Nichtigkeit und Schlechtigkeit. Mit jedem Tadel wollte
man mir zeigen, daß man meine schwarze Seele gar wohl kenne; jeder Tadel
isolierte mich von den Menschen allen und bedeutete die Vorher-
sage, an die ich als an Selbstverständliches glaubte, daß ich mein Leben lang
nichts erlaufen und nichts erhinken könnte, alles pimpelich verpassen und ver-
säumen und jeder mich für einen Taugenichts halten müßte; kein Hund würde
ein Stück Brot von mir nehmen. Alle Menschen waren richtig und dachten
gerecht, indem sie dachten, daß ich allein nicht richtig war. Und trotz all
dem auch war mir meine Berufung selbstverständlich — der Mensch, und

also auch das Kind, verträgt in sich Einem gar Vieles nebeneinander; mir
lag noch obendrein eine bedeutende weltliche Tätigkeit ob, die viel Zeit
erforderte: ich habe Armeen kommandiert und die größten Schlachten
der Weltgeschichte geschlagen — mit Papiersoldaten und einer Erbsen-
kanone —, in der heißesten Begeisterung die Friedrichs des Großen,
meines noch heute innig geliebten Helden, der auch meines Vaters «Held
gewesen; es verging kaum ein Tag, wo nicht wir Beide, mein Vater
und ich, Friedrich den Großen miteinander hochpriesen. Bei Allem aber
und hoch über Allem stand das Eine: meine geistige Berufung für die
Menschheit. Sie war selbstverständlich, ebenso wie über sie zu schweigen;
und gar nicht störte mich weder das geschilderte gegenteilige Bewußtsein der
gänzlichen Aussichtslosigkeit zu irgend welcher Leistung noch die Enge und Prosa
meiner Umstände und meines Lebensganges, und daß, so viel ich voraussah,
nirgendwo eine Brücke sich zeigen wollte zur Verwirklichung eines so großen
Ideals. In meinem Traum waren, wie so oft in Träumen, alle Schwierigkeiten
überwunden. Mein Ideal empfand ich nicht als mein Ideal, meinen Traum
nicht als Traum. Mein Traum war mein eigentliches Etwas, mein Etwas und
mein Alles, mein Leben hingegen war das Nichts, welches ich träumte als Lust
und Schmerz, oft mit deutlichem Bewußtsein des Träumens (so daß zu meinen
unmittelbaren Gefühlen oft noch ein andres, widersprechendes, sie leugnen-
des Gefühl sich regte und ich tatsächlich bei manchem meiner Erlebnisse gar
nicht dabei war); und wie wenig wir die Träume der Nacht in unsren Tag
bringen, so wenig ging der Traum da eines Lebens meine Wirklichkeit an.
Dieses mein wahres inneres Wirklichsein aber trat, je mehr ich heran«
wuchs und aus dem Iünglingsalter in die Iahre kam, die bei andern die
reifen genannt werden, immer mehr hinter das Leben und in die Tiefe der
Seele hinunter. Von außen angesehen mußte mein Leben (bis auf das
Einzige, daß ich eifrig meine Kenntnisse zu mehren strebte) ganz in Äußer-
lichkeiten aufgegangen scheinen, ohne daß ich doch in Wahrheit ein Verhältnis
zum gewöhnlichen Leben und Treiben finden konnte noch auch zu einem
außerordentlichen Tun mich emporbrachte. Ich war — wegen dieser Schwebe
zwischen dem Innen und dem Außen — noch lange Iahre der ersten Mann«
heit unreif, mehr im Blühen als eine Frucht, im Zwittcrzustande unent»
schiedenen Wesens und ohne jedes Wollen, ohne jedes Suchen nach Mitteln
zu irgendwelchem Ziel. Bei völliger Seelenzufriedenheit. Denn wirklich in
der Schwebe fand sich die Seele zwischen Innen und Außen, nicht hin und
hergeschickt vom einen zum andern. Daher sie ungeduldig war so wenig
wie geduldig und kannte kein Wünschen und Sehnen und kein Verzagtsein,
keine Selbstquälerei, keine Zerrissenheit, keine Anklage weder meiner noch der
andern; die mir allesamt recht und gleich vorkamen ohne Unterschied der
Stände und des Bildungsgrades (zum Entsetzen mancher!), die mir alle mehr

oder weniger lieb waren, und die ihrerseits mich liebenswert fanden, dazu
unterhaltsam, anregend, wohl auch versprechend für die Zukunft — ein Philo«
sophieprofessor würde ich werden, und manche verhießen noch den Zuschuß:
obendrein in den Reichstag kommen! Ich muß fast lachen; wie ich damals
sehr lachen mußte, aber ich kann versichern (und darum wurde mir dieses
Lachen nicht zum Feinde und von keinem übel gedeutet): ich lachte auf die
unschuldigste Weise, nur weil es mir unbeschreiblich seltsam und so gänzlich
fremd vorkam, mich hineinzudenken in die allgemeine Ordnung, und weil ich
immer noch erstaunt war, daß man mich wach hielt im wirklichen Leben.
Konnte das möglich sein, merkten sie nicht mein Träumen, und ist denn
nicht wahr, daß, wer an seine Träume glaubt, sein ganzes Leben schläft
und dämmert? —
Auf naive, ganz mich einschränkende Weise habe ich niemals, so weit
ich zurückdenken kann, an meine dingliche Eristenz geglaubt; ich kam mir
wohl vor wie ein Tröpfchen im Ozean, wußte aber dabei auch immer, daß
das nicht eigentliche Wahrheit sei und gegen diese die Vorstellung von
meiner verschwindenden Kleinheit wie gar keine Vorstellung. Lange bevor
ich in strengerer, reflektierender Art zu denken vermochte, war mir jener
eben berührte Hauptgedanke des Denkens (von der Relativität der Eristenz)
in allem Bewußtsein, wenigstens gefühlt und unsichtbar, der Grund des
Bewußtseins — ganz stark so schon in Kindertagen während der Unterhal-
tungen mit meinem Freunde, dem Schuster Knoop, unten im Schusterkeller
in der Grünen Straße. Dieser Schusterkeller war der Philosophierkeller,
und der liebe Philosoph Knoop bedeutete eigentlich das erste Lichtzeichen
auf meinem Wege. Der Philosoph Knoop war ein kleiner, finster freund-
licher Mann, der aus breitem, schlohbleichem Gesicht so eigenartig sprach,
wenn er im Zusammenhang das eigentlich Seinige sprach. Was für ein
Philosoph er gewesen — ob ein kleiner Iakob Böhme oder ein großer
Simon Skytotomos — das kann ich heute nicht mehr sagen: auf jeden Fall
war er ein ungewöhnlicher Mann; denn er wußte seinen Beruf zu
idealisieren, und wovon seine Rede begann, sie erhob sich
stets in das Allgemeine und Begeisternde. Wenn er nun so
sprach, hielt er oft inne mit Hämmern, Klopfen, Nähen und reckte den Kopf
vor wie zum Anrennen damit, und dann kamen die Worte so weich, als
kämen sie nicht aus dem Munde, nur durch den Mund, und heraufgebracht
in Verschleierungen, mystisch schwer und fanatisch; daß man erschrak, erstaunte
und, gebannt, nur immer mehr hören wollte. Der Philosoph Knoop war
der einzige Erwachsene, der so und Solches sprechen konnte, mit einem
Worte: der einzige, der philosophierte; der mit mir philosophierte und mit
dem ich philosophierte, als ich noch nicht wußte, daß wir philosophierten;
und er wußte es auch nicht. So wie ihm habe ich später keinem Philo«

sophieprofessor zugehört, und kein Philosophieprofessor hat bis jetzt mir zugehört wie damals der Schuster Knoop, obwohl wir beide keineswegs immer die Philosophie über denselben Leisten schlugen. Aber es war uns beiden frommer, sachlicher Ernst, und wir hatten uns lieb mit Freuden in sonderlicher FlGlndschaft — der Flickschuster Knoop war der einzige Mensch, der mir nicht in solcher Entfernung erschien wie die andern alle und dem ich mich manchmal fast ebenbürtig hielt, so daß vor ihm ich Mut fühlte, aus eigener Kraft und Freiheit zu flattern und eine abweichende Meinung gegen ihn zu bestehen. Unvergleichliche Stunden, aufregend und beglückseligend, lebte ich in der Schusterstube, die aussah wie eine Alchimistenwerkstatt, vor der Schusterkugel, dem leuchtenden Symbol der Wahrheit; das geheimnisreich Bedeutendste aber war, daß man durch das Kellerfenster von den oben auf der Straße vorübergehenden Menschen nur die Beine und Füße sah und dazu entweder nur Tritte oder abgebrochen verständliche und ganz unverständliche Reden ans Ohr drangen. Ich habe später bei Platons genialem Mythos von der Höhle und den Schatten der oben sich hinbewegenden Menschen immer an den Kindesblick auf diese vorüberziehenden Beine und Füße denken müssen und wie ich dabei dasselbe Gefühl und die gleiche Seelenstimmung gehabt hatte, welche nun der Höhlenmythos in mir erweckte.
Diese Seelenstimmung des Erkennens war jederzeit gegenwärtig in mir auch in den Iünglings- und ersten Mannesjahren, aber sie überwog damals die reflektierenden Einzelgedanken; mein Denken ging hin wie ein Fluß ohne Wellen, oder die Gestalten der Wellen verschlangen eine die andre. Ich hatte das Ganze, aber nicht in den Einzelheiten mit Unterschieden und Zwischenräumen, und darum hatte ich auch das Ganze nicht. Das Ganze des Denkens drehte als Ganzes sich in sich selber herum, war noch nicht herausgetreten in besondere Gedanken, die Verhältnis untereinander gewinnen und aneinander sich halten können, wodurch erst das Ganze als Einheit bewußt wird. Ich dachte im Grunde des Lebens immerwährend an den Grund meines Lebens, aber in der geschilderten Art, daß es war, als wenn ich auch daran nicht dachte und überhaupt nicht dachte; und es fehlte Verbindung dieser Gedanken mit meinem Tun und Lassen, welches mir ebenso neutral und außerhalb in der Entfernung vorkam, wie die Ordnung der Gesellschaft, daran ich keinen Anschluß hatte und keinen Hang noch Verlangen des Anschließens und zu ihr weder Ia noch Nein sagte. Denn auch auf diese Ordnung und die Zustände der gesellschaftlichen Allgemeinheit wendete ich meine Gedanken nicht an; und doch war die theoretische und praktische Anwendung mein ganzer Sinn, und ich wußte nichts andres zu wollen. Nie sprach ich davon, nachdem ich ein oder zwei Mal erfahren hatte, daß es mit dem Sprechen davon mir nicht von den Lippen wollte, daß die so oft und bereits so klar gedachten Gedanken vor den Andern zu

Nebeln auseinandergingen, daß ich alsdann das Eigenste reproduzierte wie das Fremdesie, mir nicht Faßliche, mir nicht Gehörige, mir nicht Natürliche, — ich kam mir damit vor wie mit einer Perücke von Haaren, die freilich meinem eigenen Kopfe ausgefallen waren. Seitdem wandelte mich's kein einziges Mal wieder an zum Versuch einer Äußerung; und ich hatte nicht nötig, einen Stein in den Mund zu nehmen, um zu schweigen. Die Andern konnten sich nicht und ich konnte sie nicht träumen lassen, was ich träumte — wie quälend war mein Versuch des Redens gewesen: ein Reden in die absolute Stille, in das Nichts. Nur nicht dieses Nichts, diese Stille, — da war lieber ich still als die Stille, ob nun auch die mich nicht kannten, die mich zu kennen glaubten; denn wenn ich dir bekannter bin als meine Gedanken, dann bin ich dir nicht bekannt .... Von einem Unterschied aber zwischen meinem Denken und ihrem Denken — davon wußte ich nichts, trotzdem er immer vor mir war; ich dachte tatsächlich nicht über das, was ich doch wußte, und dachte hinweg über den jetzt freilich ganz offenbar bestehenden Unterschied und vorhandene Scheidewand zwischen meinem Denken und ihrem Denken. Daß dies Alles so war, lag an der Art meines damaligen Denkens oder Nichtdenkens: es war das Denken ohne Gedanken, die Theorie war noch nicht hell und bündig genug, oder ich weiß nicht, wo sie mir saß, daß ich von ihr so rein gar nichts hinübertrug in die Praris. Meine Theorie vom Leben, meine Wahrheit des Lebens war in mir wie etwas Zukünftiges — ja, darum war es, daß mir das ganze Leben der Menschen wie nicht Gegenwärtiges erschien, wie etwas in weiter Entfernung Vorhandenes, wie etwas mich von sich Entfernendes. Und trotzdem. Das Einssein mit den Menschen allen war mir trotzdem felsengewiß, und so auch das Einswerden mit ihnen allen, sobald ich nur erst die Krafttat der Rede würde vollbringen können. Ich verstand noch nichts von Natur, Bedeutung und Gebrauch der Sprache, so grundverschieden bei den zweierlei Menschen von innerlich verschiedener Art; ich gewahrte noch gar nicht den Mißbrauch der Sprache durch die Volksliteraten, Literatur der Zeit genannt, und daß, wer neben diesem Sprachmißbrauch noch Herz und Natur, Gewissen und Gedanken äußert, völlig ausgesperrt ist aus der Zeit; ich glaubte noch an die Allmacht des Wortes, des klaren. Wenn ich das hätte, damit wäre ich der Menschenfischer, der sie alle fangen müßte in die Herrlichkeit. Es war ganz gehörig, daß jetzt ich von jedem für wahnsinnig müßte gehalten werden, dem ich mich hätte eröffnen wollen, aber dereinst würde ich ihre Herzen in meiner Gewalt haben, sie waren mir alle gewiß, mein Stern war mir gewiß und treu; ich brauchte nichts dazu zu tun, und was könnte ich denn tun — ich? Es war ja gar nicht dieses Ich! Dieses Ich (dieses empirische Ich meiner relativen Enstenz) war mein Traum. Ich hätte damals schon ihn austräumen, ich hätte ruhig sterben können damals wie heute, ohne mein Buch geschrieben zu haben —

mein Buch war mein Leben, mein lebendiges, ich wäre nicht als ein Toter
gestorben sondern in der Ewigkeit, im inbrünstigen Bewußtsein der
Ewigkeit, und kein Gedanke hätte dem Sterbenden weh getan: Du hast nicht
gemacht, was du solltest und wolltest! Nicht gemacht so gut wie gemacht —
ich war jubelglücklich und merkte gar nicht, daß ich nie machte, was ich doch
immer machen wollte; so wie ich später — trotz Anstrengung und Mühen
dabei — nicht merkte, daß ich es machte.
Glücklich war ich, und nichts tat mir weh als Eines auf besondere Art:
Ich ging ja um, mehr als mit den Menschen meines Umgangs, meiner
Freundschaft, meiner Neigung, so lieb und köstlich die mir waren, so sehr
ich ihnen und ihrem Dienste mich hingab — mehr als das Liebste und Köst-
lichste galten mir und lebendiger als die lebendigen Menschen meines Um»
gangs waren mir Sokrates, Christus und Spinoza. Aber zu keiner Zeit in
den damaligen Tagen konnte ihr Wort mir erquicklich werden, ohne daß zu-
gleich von ihrem Schicksal mein Blut mir wehe tat — heimlich
und seltsam tat mein Blut mir wehe nach ihrem Schicksal,
als wäre ich um ihretwillen verpflichtet, es ebenso zu erleben; und ich schämte
mich meines Friedens mit den Menschen, die an den Geliebten und Ge-
segneten so getan hatten. In diesen Stunden ging immer ein Schatten,
nicht zwar über meine Liebe zu den Menschen allen, aber über meinen
Glauben an sie und an mich, und ein Schaudern überkam mich vor der
Nähe der Wahrheit.
Über den weiteren Lauf und endlichen entschiedenen Durchbruch könnte
nun ein Brief sprechen, den ich vor einigen Iahren, auf sein Ersuchen um
Nachrichten über Persönliches, einem ausgezeichneten Manne schrieb, der mir
mit Wärme entgegengekommen war. Ich will versuchen, diesen Brief zurück-
zubekommen und muß so lang mit Weiterschreiben aussetzen. — Ich habe
ihn bekommen (er ist vom März 1910) und sehe, daß manches darin lautet,
einige Ausdrücke sogar wörtlich, wie hier von mir niedergeschrieben wurde.
Erst recht lasse ich stehen, was stand, und teile aus dem Brief das Her«
gehörige mit:
„Wie klingt in Ihren Zeilen ein so warmer Ton des Herzens, und
Ihre „aufdringliche Frage" ist gar lieb. Doch läßt sich so in der Kürze
über meinen Lebensgang nicht sprechen. Was soll's auch Ihnen, der lesen
kann? Ich bitte, lesen Sie. Sind Sie bis ans Ende mit dem, was Sie
da jetzt in Händen halten, so wissen Sie mehr über mich, als biographische
Daten Ihnen vertraut machen könnten. Oder muß ich doch? Soll ich —
Soll ich nicht? Ich weiß ja aber gar keine Biographie, höchstens eine Ideo-
graphie! Doch mögen Sie hören, daß ich in jungen Iahren es ungewöhnlich
ernst mit der Religion nahm, bis zur letzten, äußerlichsten Zeremonie; bis zu

den störendsten und quälendsten Übungen, für deren lächerlichste ich mich hätte
schlachten lassen. Meine Religion war die jüdische, doch lernte ich früh (im
ungestörtesten und herzlichsten Verkehr mit Andersgläubigen), daß auch noch
andere Religionen waren, sie achten, beachten, und begann verhältnismäßig
früh, wie ich es für Gerechtigkeit und Pflicht hielt, mit Vergleichung der
Religionen. In der Absicht, „die wahre Religion" anzunehmen, sei es auch
die der Feuerländer oder wenn es eine wäre, die vor zehntausend Iahren
in Geltung gestanden. Dieser wahren Religion des Einen Gottes sollte mein
Leben geweiht sein; denn dem Einen Gott gehörte ich. (Soweit ich meine
Kindertage zurückdenken kann, habe ich so gedacht; wozu wohl die oft ange«
hörte, sehr lebendige Erzählung meiner Mutter beitrug von meiner schweren
Krankheit mit anderthalb Iahren, wo ich von zwei Ärzten aufgegeben war
und in der schreckensvollen Nacht der Entscheidung sie selber in die Apotheke
lief, unterwegs, vor Schwäche, fiel sie auf die Steine und lag hin und
weinte und gelobte Gott, er müsse mich retten, und ich sollte Geistlicher
werden). Ich gehörte Gott und wollte ihm helfen sein Wort verkünden,
und suchte „was vielen frommt, daß sie selig werden." Ohne Geschichte
und Philosophie kam ich nicht aus und darum studierte ich — an und trotz
Universitäten — Geschichte und Philosophie, immer dabei auf die Religionen
und die Religion gerichtet; und je mehr ich einsah, daß mit meiner ursprüng-
lichen Absicht nichts werden könnte, desto klarer stieg vor mir auf, wie nun
meine Lebensaufgabe in anderem nicht bestehen könne als darin, eine Gc»
schichtsphilosophie zu leisten. Es muß gerade Ihnen .... doppelt inter-
essant sein, dies nun zu gewahren, wie das Ganze der „Lehre" hervor-
gegangen ist aus einer Geschichtsphilosophie, die bereits in meinen Studenten«
jahren in den Grundzügen da war, und gleich von Anfang war auch da —
im Gegensatz zu einseitiger Konstruktion in die Tiefe der Vergangenheit und
Zukunft — das auf die Breite der realen Gegenwärtigkeit und vor allem
das auf die innerlichen Gedanken, auf das durch alle Zeiten sich gleichblei-
bende Erkenntnistheoretische und Psychologische der menschlichen Naturen Ge-
stellte; und sofort war da, als Tatsache wie andre Tatsachen, die Zweiung
in der Menschheit. Freilich alles dunkel, und ich eilte nicht mit Lichthinein-
bringen; ich hatte in langen Iahren noch das Vertrauen wie auf meinen
alten Gott — ein Vertrauen auf meinen Stern: ohne daß ich um Zeit mich
kümmerte, die Zeit würde schon kommen. Ich fühlte nämlich ganz wohl,
daß es noch nicht genug klar in mir sei und alles noch äußerlich; und ich
lebte auch äußerlich. Schrieb auch schließlich für die Öffentlichkeit Dies und
Das, was nicht allzuviel Wert besitzt, dabei aber stets für mich, in endlos
neuen Umgießungen, meine Geschichtsphilosophie; wovon ich niemandem zeigte
und auch niemandem sprach. Ich fühlte, Das war es noch nicht, dachte
eigentlich gar nicht darüber nach, wüßte aber auch nicht, daß ich mich un«

geduldig gefühlt hätte oder verunruhigt über meinen Zustand und über das, was denn endlich werden sollte. Da fügte der Zufall — es mag Ende des Iahres 1894 gewesen sein — daß ich in London war, zum Besuch einer ausgezeichneten und mir über alles teuren Freundin, und mit ihr durch das Britische Museum ging. Aber ich ging nur mit den Füßen hindurch; ich war damals noch ein Kunstbarbar. Plötzlich fand ich mich vor den „Thau-schwestern" — ja, hier fand ich mich im innerlichen Erleben eines erschütternden Augenblicks, worin ich alle verborgene Wahrheit wunderbar zu schauen vermeinte. Dies war nun der Beginn meiner innerlichen Umkehrung, meiner Umkehr ins Innerliche. Die Seelenbewegung, die ich erfahren hatte (nur noch ein einziges Mal erfuhr ich sie auf gleiche Art wie damals vor dem Kunstwerke: sechs, sieben Iahre später beim Blick von der Stahlheims« klef ins Närötal), war von anderer Art wie jede frühere, ihr ähnliche. Denn freilich war Ähnliches, und jedesmal übermächtig und unwiderstehlich, auch schon früher über mich gekommen, hatte aber religiöses Gepräge gehabt. Dieses nun aber war davon grundverschieden wie Himmel von Hölle oder — in meiner jetzigen Terminologie zu reden — wie Geist von Aberglauben; war klares Schauen in die Tiefe ohne Aberglauben und ohne Mystik. Auch war damit nun etwas von nachhaltiger Wirkung in mir erstanden, und zwar so, daß mein Wille entflammt war, nur wußte ich nicht, wozu? Denn es ging noch nicht auf Bestimmtes und Einzelheiten, und ich glich dem aus Blindheit eben sehend Gewordenen, der nur erst Licht und Farben, noch nicht Formen unterscheidet .... und damit war zum ersten Mal Unruhe in meinem Leben, tief irgendwo eine Sorge in meinem Bewußtsein wie um etwas, was ich aus der Erinneruug verloren hatte und suchen mußte. Nach ungefähr einem halben Iahre kam mir plötzlich, als fertig in mir Vorhandenes, die Konzeption meiner Lehre von den drei Fakultäten des Denkens und damit stand sogleich, bis ins Einzelne ausgeführt, der ganze Bau (danach ich wieder in meine Ruhe gelangte). Von damals erst fing auch an eine Wirkung von mir auszugehen auf andre, die für tiefere Regung empfänglich sind; und obwohl ich mich damals in meine Wüste zurückzog, in die Wüste Berlin, fanden sich doch (ich suchte nicht, stieß eher von mir) einige hinzu, besonders in der letzten Zeit vor der Veröffentlichung. Ehe 1908, nach vierzehn Iahren Wüste, jene zwei Bände herausgingen, hatte ich eine sehr kleine Gemeinde, die sich — nun, Sie wissen, es ist nicht so, daß gleich bei der Geburt die Könige kommen, anzubeten — die sich seitdem etwas vergrößert hat: von Zeit zu Zeit ein Zeichen, ein Brief der Ergriffenheit und Liebe, einige Besprechungen und Aufsätze — von eigentlicher Wirkung ins Ganze natürlich noch so wie nichts." (Schluß folgt.)

Dr. Maria Grunewald:
Was ist uns die Gottheit?
Die Gottesvorstellung des gläubigen Menschen ist, im Sinne der Logik
betrachtet, nicht ohne innere Widersprüche. Einmal ist uns Gott die letzte
Ursache aller Dinge, der Schöpfer und Erhalter des Weltalles, ohne den
nichts geschehen kann. In einer solchen Auffassung Gottes muß auch das
Übel seinen Platz haben, und zwar sowohl das sittlich Minderwertige, als
auch alles uns verkehrt und widersinnig Erscheinende überhaupt, das wir als
Übel bezeichnen. Diese Gottheit steht jenseits jeden Werturteiles, hat etwas
Indifferentes und ist vielleicht nicht nur als Urheber zu betrachten, sondern
überhaupt mit dem Weltall gleichzusetzen, und wir selber, wie wir nun ein-
mal sind, sind auch ein Teil von ihr.
Die andere Vorstellung faßt Gott als den sittlich Vollkommenen und
den das Sittliche Wollenden auf und stellt ihm Sünde und Welt als etwas
Unterschiedenes gegenüber. Wer diese Gottheit als lebendige Kraft fühlt und
mit ihr durch das Gebet in lebendige Verbindung tritt, der spürt sich von
ihr emporgehoben aus niederen, unvollkommenen Zuständen zu einem reinen,
überirdischen Leben.
Obwohl nun die beiden Auffassungen zwiespältig gegeneinanderstehen,
so sind sie doch beide für das religiöse Leben notwendig. Und was dem
Verstande widerspruchsvoll erscheint, kann dennoch durch eine andere Geisteskraft,
eine unmittelbare, vom logischen Erwägen unabhängige Einsicht erfaßt werden.
Vor allen Dingen ist gewiß Gott für uns der Heilige, die sittliche Kraft,
welche uns erhöht. Sehen wir aber nur in einer solchen Kraft die Gott«
heit, so fehlt der Allumfasser des Weltalles, und wir müssen dem sittlichen
Gott einen amoralischen Weltenschöpfer gegenüberstellen. Doch ist der gläubige
Mensch wohl mit Recht überzeugt, daß der heilige Gott zugleich auch der
Herr der Welt ist. Nur aus einer solchen Erkenntnis erwächst das voll«
kommen« Vertrauen und die vollkommene Hingabe, welche das Kennzeichen
lebendigen religiösen Lebens sind. Der gläubige Mensch nimmt ja alles aus
Gottes Vaterhänden und ist sicher, daß auch alles Übel irgendwie ihm untertan
ist. Aber der gläubige Mensch ist auch sicher, daß Gottes Wille ein guter
und heiliger ist und daß er selber um so näher zu Gott hingelangt, je mehr
er sich von jener lebendigen sittlichen Kraft heiligen läßt.
So ist das Erlebnis des gläubigen Menschen. Wie gestaltet sich nun
für ihn die Auffassung der Welt, wenn er von der naturwissenschaftlichen
Betrachtung des Weltalles als eines Kräftesystemes ausgeht? Da wird einmal
die Gottheit die Gesamtheit aller im Weltall überhaupt wirksamen Kräfte

sein oder etwa der Urheber und Beherrscher derselben. Im Sinne religiösen Lebens erscheint mir der letztere Unterschied unwichtig; das Wesentliche ist die Vorstellung des Weltumfassers. Das andere Mal ist die Gottheit eine sittliche Kraft, welche den Menschen durchdringt und heiligt, aber im tat« sächlichen Sinne des Wortes als Kraft gefaßt wie jede andere Naturkraft, nicht nur als Gedanke oder Vorstellung. Einmal also das Weltganze, das andere Mal nur ein Teil desselben. Es ist derselbe Widerspruch vorhanden, den wir schon gefunden haben, und auch hier müssen wir uns begnügen. Das Sittliche wird als die höchste und mächtigste Kraft empfunden, gegen welche nichts aufkommen kann und welche letzten Endes alles durchdringt und leitet.

Auf einer niederen Stufe der Entwicklung empfindet der Mensch das noch nicht. Er fühlt sich nur abhängig. Er bemerkt nur Kräfte, welche wirksam sind und sich für oder wider ihn stellen und welche er sich günstig zu stimmen sucht. Allmählich, im Laufe der geschichtlichen Entwicklung, ent-hüllt sich ihm das Sittliche als das durch jene Kräfte und Gesetzmäßigkeiten letzten Endes Gewollte. Als ein vom bloßen menschlichen Verstande Geleiteter erkennt er nun das Sittengesetz als oberste Verbindlichkeit für seine Hand« lungen an, als religiöser fühlt er sich von einer sittlichen Kraft durchdrungen und zu einem reineren Leben, das er willig ergreift, hinaufgehoben. Sein sittliches Verhalten gründet sich weniger auf logische Überlegung, als auf unmittelbare himmlische Eingebungen, welche er von einer höheren Macht empfängt. Meister Eckehart sagt darüber: „Du sollst handeln ohne ein Warum". Die versittlichende Kraft wird ihm nun zu dem eigentlich Gött-lichen, während allerdings die umfassendere Vorstellung, das Begreifen des ganzen Weltalles als Gott gehörig, nicht ausgeschaltet werden kann.

Ein anderer Widerspruch im religiösen Erleben ist die Auffassung Gottes einerseits als eines willkürlich Handelnden, andererseits als eines gesetzmäßig Wirkenden. Das Gebet, welches einen wesentlichen und unausschaltbaren Bestand des gläubigen Lebens bildet, scheint die Gottheit als willkürlich handelnde und durch Zureden zu bestimmende Person aufzufassen. Und doch ist es nicht nötig anzunehmen, daß eine solche Auffassung zwingend aus der Anerkennung der Möglichkeit des Gebetes sich ergeben muß. Wir können zwar nicht anders verfahren, als uns an eine gleichsam anthropomorphe Gott-heit wenden; unsere Sprache, unsere Begriffsbildung, unsere ganze seelische Veranlagung läßt ein anderes Verhalten nicht zu. Aber wer das Gebet und seine Wirkungen selbst erlebt hat, der wird wissen, daß die Worte et-was Äußerliches sind, in ähnlicher Weise nur notwendiges Hilfsmittel wie ja auch bei jeder Denkarbeit. Das Wesentliche ist das Verlangen und das Streben, sich mit jener heimlichen Kraft, die wir Gottheit nennen, in le-bendige Verbindung zu setzen. Daher hört, wie Meister Eckehart sagt, das

Gebet bei jener letzten Vereinigung auf. Es hört aber auch das logische, menschlich vernünftige Denken auf. Dennoch ist, was übrig bleibt, nicht ein Nichts, sondern das Stärkste, Gewisseste, Tatsächlichste, das man überhaupt erleben kann. Man ist erfüllt vom heiligen Geiste, wie die christliche Kirche sagt, oder, wie man wohl entsprechender sich ausdrücken kann, von der Gottheit selbst.

In diesem höchsten Erleben nun erscheint Gott doch nicht eigentlich als willkürliche Persönlichkeit, sondern als gesetzmäßig wirkende Kraft, welche uns durchdringt.

Der Vergleich mit anderen Naturkräften liegt nahe. Auch sie wirken gesetzmäßig und auch ihre Gesetzmäßigkeiten kann der Mensch durch willkürliche Maßregeln sich untertan machen. Aber die Gleichung ist nicht vollkommen. Wir machen uns Gott nicht durch die willkürliche Maßregel des Gebetes Untertan. Würden wir so denken, so wäre es vergebens, nach Gott zu verlangen; er würde sich nicht zu uns wenden. Nur die äußerste Demut, nur die vollständige Entblößung von menschlicher Macht, menschlichem Wissen und Können, die Ergebung in einen unfaßbaren höheren Willen macht die Seele fähig, Gott zu empfangen. Aber eine solche Seelenverfassung ist eine wohl sichere Vorbereitung für das Nahen Gottes, und so scheint wiederum ein gesetzmäßiges Wirken vorhanden.

Wem das logische Denken als das Wertvollste am Menschen erscheint, der wird auf die so widerspruchsvolle Auffassung der Gottheit durch den gläubigen Menschen herabsehen. Man spricht von einem, niedrige menschliche Zustände kennzeichnenden „mythischen" Denken, welches, der logischen Zucht ungewohnt, willkürliche Sprünge auf Grund zufälliger Gedankenverknüpfungen macht. Auch das religiöse Auffassen hat man geglaubt mit dieser anfängerhaften Denkgewohnheit auf eine Stufe stellen zu können. Indes erscheint es mir als sicher, daß es sich bei entwickeltem religiösen Leben denn doch um eine andere Geisteskraft handelt. Nicht um zufällig zusammengeworfene Gedanken, sondern um eine Einsicht, die höher ist als „alle menschliche Vernunft". Nicht um einen menschlichen Geist, welcher noch nicht zum logischen Erkennen hinaufgelangt ist, sondern um einen, welcher sich darüber hinaus erhebt und Zusammenhänge schauen kann, welche dem logischen Denken verschlossen bleiben. Auch William Iames urteilt in seinem Buche „Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit" (Dtsch. Ausg. Leipzig 1907.1914), ähnlich über den Wert des religiösen Erlebens. Es handelt sich meiner Meinung nach um eine Einsicht, ein Gefühl des Weltzusammenhanges, des Eingeordnetseins des eigenen Ich in das All. Aber in diesem Weltall wird ein Richtung nehmender Drang gespürt, welcher als das eigentlich Göttliche unser ganzes Wesen zu einem Ziele hinleitet.

Fritz Alfred Zimmer
Fritz Alfred Zimmer:
Das Vermächtnis der Toten.
Und noch immer steht die Welt in Krieg und Brand.
Unverwandt
Und nur tief verhalten geht ein Witwenwimmern
Und ein Waisenweinen weit im Land.
Unsichtbare harte Hände zimmern
Särge auf Särge
Für die Männer und Knaben,
Graben
Pferche auf Pferche.
Ich glaube, in sternstiller Nacht
Sind draußen schon oft die toten Helden erwacht:
Sie lauschen. Und schauen sich an und staunen dabei.
Daß immer noch Feindnot und Blutgeschrei
Auf der vertierten Erde sei.
Dann sitzen, als müßt' es so sein.
Die toten Helden in endlosen Reih'n
Auf ihren Gräbern im Mondenschein.
Es zaudert leise ein Stimmlein hervor;
Dem eins sich verschwistert. Und bald wächst ein Chor
Erstarkt über die nächtliche Erde empor:
„Schwer ist der Tod. Doch im Kampfe zu fallen
Fürs Vaterland ist noch der beste von allen.
Was kühn die stürmende Seele vollbracht,
Träumt jauchzend sie weiter durch ewige Nacht
In heldischem Schlummer zu siegreifer Pracht!
Deutschland bleib einig! Deutschland halt durch!
Bau kampftreu und stolz deine herrliche Burg
Und laß uns, die sternstillen Schläfer, nur immer
Noch träumen von völkischem Glanz und von Schimmer!
Du Schwertvolk der Wahrheit: Grimm und Krieg!
Denn deine Helden starben für den Sieg!"
So klingt es.
Und dringt es
In Steinftadt und Scholle, in Welle und Wind.
Und jeder fühlt und sinnt.
Und trägt mit gesteigerter Kraft
Die gewaltige heilige Hinterlassenschaft.

Leo Erichsen:
Der Überlaufer. Erzählung.
Das Fahlgelbe des frühen Nachmittags ging langsam in das Grau des Abends über; die Schatten hatten bereits ihre Kraft eingebüßt und die Konturen der Bäume und des fernen Waldes verschwanden fast in der Dämmerung. Die Vorposten von S. mußten ihre Aufmerksamkeit ver« doppeln; man wußte, daß bei den Russen gegenüber in den Vormittag« stunden besondere Bewegungen stattgefunden hatten und man konnte daher jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt sein. Unaufhörlich schweifte der Blick über die hügelige Schneedecke vor ihnen. Plötzlich schob sich aus dem kleinen Wäldchen, das die Monotonie der Ebene unterbrach, ein dunkler Punkt; durch das Glas konnte man einen einzelnen Mann erkennen, der, in den tiefen Schnee stets von Neuem einsinkend, sich langsam der Vorpostenkette näherte. Ietzt mußte er einen der Soldaten bemerkt haben, denn er hob beide Arme, fast wie bittend, in die Höhe, blieb in dieser Stellung bald eine Minute stehen und lief dann mit erhobenen Händen die letzten hundert Meter gegen die deutschen Soldaten, um wenige Schritte vor ihnen zusammenzubrechen. Noch ehe der eine der beiden Posten seine Feldflasche gelöst hatte, kam der Russe wieder zu sich:
„Führen Sie mich sofort zu Ihrem Oberst."
„Nanu, ich denke. Du bringst mindestens ein paar Dutzend mit, wegen Dn allein lohnt sich die Mühe nicht erst."
‚Ich bringe niemanden mit, ich komme ganz allein."
„Donnerwetter, Mensch, wenn Du solche Courage vor der Front auch hättest, dann hätten wir es noch schwerer mit Euch, wenn es viel solche Kerle wie Du gäbe."
„Ich bin nicht aus Feigheit vor Euren Kugeln desertiert, es handelt sich um Euer aller Wohl, ich muß Eurem Oberst sofort eine Mitteilung machen, es ist hohe Gefahr."
Den beiden Soldaten kam es in diesem Augenblick erst zum Bewußtsein, daß dieser Russe ja ein vollkommen reines Deutsch sprach; der Ge« freite lief ans Telephon und kam nach einer Minute mit dem Bescheid zurück: eine Patrouille wäre herausgeschickt, um den Russen zu holen.
— Der Saal der Heeresgruppe von S. war fieberhaft beschäftigt, als der Gefangene hereingeführt wurde, trotzdem hielt fast jeder Einzelne in seiner Arbeit inne, als jetzt der russische Soldat, entgegen allen Vorschriften, an den Tischen der Schreibenden vorbei auf den Oberst hinstürmte und mit fast flehender Gebärde rief: „Ihnen allen droht Gefahr: die Russen machen

Punkt acht Uhr einen Scheinangriff beim Wäldchen links Ihrer vierten Postenreihe, die Hauptmacht bricht zu gleicher Zeit zwei Kilometer ostwärts durch G. in Ihre Flanken. Sappeure haben in ein paar Stunden Ihre große Ausweichstelle erreicht!"

Einen Augenblick sah der deutsche Führer den Russen durchdringend an, dann warf er schweigend einige kurze Befehle auf die Meldezettel, die sofort weitergegeben wurden, der Telegraphenapparat tickte heftiger denn je; im Telephonraum wurden sämtliche Hörer in Anspruch genommen, wenige Minuten später hörte man das Surren eines aufsteigenden Fliegers, der blendende Strahl der in Tätigkeit gesetzten Scheinwerfer zuckte vorübergehend durch das mäßig erleuchtete Zimmer, und die abendliche Stille wurde durch das Knattern der Maschinengeschütze und das ungleichmäßige Schießen der einzelnen Gewehre unterbrochen.

Wenige Stunden später saß in dem kleinen Zimmer, das durch den schweren Kachelofen übermäßig erhitzt war, der Oberst dem Russen gegenüber: „Sie haben durch Ihre rechtzeitige Mitteilung sicher einem Teil meiner braven Soldaten das Leben gerettet. Sie sind ein wackerer Mann. Hier meine Hand." Dem Gefangenen traten die Tränen in die Augen: „Wie glücklich bin ich. Seit dem ersten Augenblick, da ich in den Soldatenrock gesteckt wurde, habe ich ja nur den einen Gedanken gehabt, den Deutschen zu nützen, wenn ich nicht vorher durch eine Kugel dahingerafft werde."

Der Überläufer zitterte, sein Gesicht war gerötet, auf seiner Stirn trat ein Netz kleiner Äderchen hervor. Er war ein Mann wohl schon in den reiferen Iahren, auf dessen schmales Gesicht das Leben seine scharfen Spuren aufgedrückt hatte

Lange sah ihn der Oberst an: „Sie waren Deutscher — warum sind Sie Russe geworden?"

„Aus Liebe, Herr Oberst, aus Liebe. Ich bin Artist; von Beruf eigentlich Kunstmaler, habe in Hannover und in Breslau die Kunstschule besucht, aber mit der Malerei war nicht viel Geld zu verdienen. So verwertete ich mein Talent anfangs in den Kabaretö und kleinen Varietees Deutschlands und wurde endlich als Schnellmaler das, was man in unserem Fach eine gute Nummer nennt. Ich nahm jetzt Engagement ins Ausland an, kam über Amerika nach Rußland und fand hier wohl das meiste Glück. Von Wladiwostock bis Moskau, von Petersburg bis nach Odessa und Baku bereiste ich wohl alle größeren und mittleren Plätze des russischen Reiches. In Wladikawkas nun, während des großen Marktes, der hier im Oktober den halben Kaukasus vereinigt, sah ich zum ersten Male meine spätere Frau. Sie trat in dem gleichen Etablissement, wo ich als Maler wirkte, als Sängerin auf und trug hier zur Balalaika die schwermütigen Lieder ihrer Heimat vor. Das kleine Varietee war ihretwegen täglich ausverkauft.

Sie aber hatte für alle Huldigungen keinen Sinn, denn sie liebte mich»
Ich glaube, wir liebten uns von dem ersten Augenblick des Sehens mit der gleichen Heftigkeit und wir verlobten uns schon am vierten Tage, im Stillen natürlich. Dem Agenten, der eigens aus Rostow herübergekommen war, um im Auftrage seiner großen Moskauer Firma Feodora einen glänzenden Iahresantrag zu unterbreiten, erklärte sie, nur unter der Bedingung anzu« nehmen, wenn auch ich in sämtliche Engagements mit eintrete. Der Agent, der meine Nummer kannte, willigte gern ein, und so hatte ich eine gesicherte Zukunft vor mir; und durch Feodora auch eine glückliche.
In der folgenden Nacht, da uns der Postwagen über den Kaukasus nach Tiflis führte, besprachen wir Alles für die nächste Zeit; wir wollten in Tiflis noch das eine Engagement absolvieren und dann nach Moskau reisen, wo Feodoras Mutter lebte, um uns dort trauen zu lassen. Wenn ich sie liebe, und sie wisse, daß ich das tue, dann werde ich sicher auch ihren Glauben annehmen.
Damals wußte ich noch nicht, daß mit dem orthodoren Glauben auch die russische Staatsangehörigkeit erworben wird; als ich in Moskau darauf aufmerksam gemacht wurde, war es zu spät, mich anders zu besinnen; ich war Feodora schon zu sehr verpflichtet. Und dann, Herr Oberst: jeder Andere an meiner Stelle hätte das Gleiche getan; für mich handelte es sich darum, das größte Glück meines Lebens zu gewinnen. Und Feodora war Rußland; sie, die kaum ein Wort Deutsch verstand, verkörperte das Empfinden und Denken des russischen Volkes derart, daß sie sich nie in einem anderen Lande, als dem unermeßlichen ihrer Heimat, zurecht gefunden hätte. So mußte ich mit dem Gedanken rechnen, auch für die Zunkunft dauernd in Rußland zn bleiben.
Nach den ersten seligen Flitterwochen, die wir ohne Engagement in Moskau verbrachten, folgten furchtbare Monate. Feodora hatte gewiß eine Art, all die Zudringlichen, die Varietees nur der Weiber wegen besuchen, zurückzuweisen, daß diese gar nicht wagten, sich ihr überhaupt erst zu nähern. Leider aber nicht alle. Das Logenpublikum war durch ihre abweisende Art ganz besonders gereizt. Logenpublikum, Herr Oberst, ist bei uns in Ruß« land ein ganz bestimmter Begriff, er bezeichnet eine bestimmte Kaste, eine bestimmte Gesellschaft. Es sind alle die Leute, die sich bei uns ungestraft über die Gesetze hinwegsetzen dürfen. Der Pristaw, der Polizeigewaltige, die höheren Offiziere, die höheren Beamten, alle, die ihre Stellung und ihr Amt mißbrauchen, um die breite Masse des unglücklichen Volkes zu quälen, und mit den Abgaben, Steuern, Erpressungen ihre eigene Tasche füllen, alle, die Rußland langsam an den Rand des Verderbens führen, sind das Logenpublikum. Sie sehen es als selbstverständlich an, daß jede auftretende

weibliche Person, sobald sie einigermaßen hübsch ist, ihnen als sichere Beute zufällt.
Oh, Herr Oberst! was habe ich in diesen Monaten gelitten, da ich mein Weib immer und immer wieder vor diesen gierigen Lüstlingen verteidigen mußte. Mehr wie einmal brachen wir unser Engagement vorzeitig ab, indem wir unsere Gage einfach im Stiche ließen. Im Übrigen war mein Weib unerschöpflich im Erfinden von kleinen Listen, um all die un«gestümen Freier immer von neuem wieder hinzuhalten, bis endlich die Stunde unserer Abreise kam. Dann ereigneten sich oft noch auf dem Bahnhof Szenen, die jeder Beschreibung spotten, wenn sich dieser Abschaum Rußlands wie eine gierige Meute, der im letzten Augenblick das Wild entgangen ist, gebürdete.
Da kam der Tag, da wir unser Engagement in R. antraten."
Der Erzähler schwieg einen Augenblick, man sah, daß er einen inneren Kampf kämpfte; dann fuhr er fort: „Eine eigenartige Ahnung erfaßte meine Frau, die sonst harmlos wie ein Kind war, als wir an einem trüben November«Nachmittage im Schlitten nach der fernen Stadt fuhren. Ganz dick und schwer hingen die Wolken am Himmel, eine Menge Raben umkreisten mit heiserem Gekrächz unser Gefährt. Entschuldigen Sie, Herr Oberst, wenn ich so ausführlich werde, aber tausende von Malen habe ich jene Augenblicke von unserer Ankunft am Bahnhof bis zu dem, was ich noch jetzt erzählen will, durchlebt, sodaß man unwillkürlich in Einzelheiten sich verliert.
„Weißt Du, mein Täubchen," sagte sie zu mir, „mir ist hier so unheimlich zu Mute, ich werde froh sein, wenn wir in vierzehn Tagen wieder abreisen." Aber ihre Besorgnis schwand bald, als wir in dem warmen Zimmer unseres Varietees beim Samowar saßen. Bald schickte der Wirt herauf, wir möchten uns fertig machen, um mit ihm zum Pristaw zu gehen, da die Pässe vorgelegt werden müßten.
Der Pristaw war ein hagerer Mann mit häßlichen Falten im Gesicht, der die Pässe kaum flüchtig durchsah, Feodora aber mit seinen gemeinen Blicken förmlich entkleidete, als er sich nach ihrem letzten Engagement erkundigte. Endlich entließ er uns mit gnädigem Kopfnicken und äußerte zu dem Direktor, der sich tiefbuckelnd vor ihm verabschiedete: „Der Herr Oberst wird erfreut sein, was für eine famose Neuerwerbung er wieder einmal gemacht hat! Nun, meine Schöne, ich werde ja heute Abend Gelegenheit haben. Euch zu bewundern," wandte er sich zum Abschied an meine Frau, während er mich kaum eines Blickes würdigte.
Mit Bangen hatte ich dem Abend entgegengesehen. Durch das Loch des Vorhanges beobachtete ich jetzt vor der Vorstellung das Logenpublikum. Es waren die gleichen Gesichter, denen man immer wieder begegnet: geist«

los, stupide, frech, lüstern — der typische Ausdruck der Degeneration, wie er der oberen Schicht Rußlands eigen ist.
Der dienernde Polizeibeamte saß in der Loge eines hochgewachsenen Offiziers mit ganz kahlem Kopf. Auf meine Frage teilte mir ein Theater-Arbeiter fast scheu und unterwürfig mit, daß das der gefürchtete Oberst Sergi sei, der die ganze Stadt beherrschte und dem alle Frauen, namentlich die des Varietees gehören. Als meine Frau auftrat, beobachtete ich durch das Guckloch des Hintergrundes den Oberst; er ließ keinen Blick von ihrer Gestalt, die er durch das Opernglas betrachtete, machte mehrfach Bemerkungen, zu dem neben ihm sitzenden Pristaw, die offenbar eine besondere Anerkennung bedeuteten, denn dieser verbeugte sich mehreremale dankend, und er gab als erster das Zeichen zum Applaus, als der Vorhang niederging. Wenige Minuten später brachte der Kellner eine Visitenkarte mit seinem Namen: er bäte die schöne Künstlerin, ihm bei einer Flasche Sekt etwas Gesellschaft zu leisten. Meine Frau lehnte ab, starke Kopfschmerzen vorschützend. Gleich darauf stürzte der Direktor in die Garderobe: das ginge nicht, das sei unerhört, die bedeutendste Persönlichkeit der Stadt derart vor den Kopf zu stoßen, der Oberst sei sehr verstimmt, er verliere seine Gäste, er müsse darauf bestehen, daß die Einladung angenommen wird. Meine Frau beruhigte den keifenden Direktor, indem sie versprach, morgen die Einladung anzunehmen.
Am nächsten Abend litt ich Höllenqualen. Stunde auf Stunde verging. Ich hatte zuerst im Restaurant mit einigen Kollegen zusammengesessen, aber ihre bezeichnenden Blicke, als der Kellner immer von neuem Sekt in das «uamdre «sparte schleppte, aus dem die trunkenen Stimmen der Offiziere und das helle Lachen meiner Frau klang, wurden unerträglich. Dann ging ich stundenlang in meinem Zimmer auf und ab. Endlich kam meine Frau. Sie flog an meinen Hals, ein Weinkrampf durchschütterte sie. „Oh, Liebling, laß uns von hier fort, laß uns fort von hier. Das ist ein entsetzlicher Mann. Ich weiß nicht, was ich morgen Abend tun soll, um ihm zu entgehen."
Wir beschlossen, unser Engagement sofort wieder aufzugeben und so schnell wie möglich abzureisen. Als ich am Morgen meine Bitte um Entlassung vortrug, lachte mich der Direktor höhnisch aus. Meine Frau hat freiwillig in der Gesellschaft von Offizieren eine halbe Nacht verbracht und eine ganze Menge Sekt gekneipt; wenn ich eifersüchtig sei, dann wäre das eine reine private Angelegenheit zwischen uns beiden, für ihn sei die Sache erledigt, und damit drehte er mir den Rücken.
So waren wir denn gezwungen, an diesem entsetzlichen Ort zu bleiben; ich beschloß, meine Frau bis zum Äußersten zu verteidigen. Mit Bangen sahen wir dem zweiten Tag unseres Auftretens entgegen. Das Varietee war aus« verkauft, die Logen waren vorzugsweise mit Offizieren gefüllt. Ich hatte

die dritte Nummer im ersten Teil, meine Frau trat erst nach der Pause
auf. Da — in der Stille, die sich stets einzustellen pflegt, wenn ich die
ersten Striche auf die Leinwand hinwerfe und das Publikum unwillkürlich
zu raten beginnt, was daraus wohl werden könnte, in dieser Stille höre ich
plötzlich einen leisen Schrei; der Schrei wiederholte sich, ich erkenne die Stimme
Feodoras. Von sinnloser Angst getrieben, werfe ich Palette und Stifte hin
und stürze von der hellerleuchteten Bühne nach den Garderoben.
Die Tür zum Zimmer meiner Frau war von innen verschlossen; einen
Augenblick stehe ich lauschend, ich höre ein heißes Keuchen und ein dumpfes
Wimmern, da trete ich mit einem Stoß die Türe auf; in dem engen Raum
hat Oberst Sergi meine halbentblößte Frau umschlungen; während eine Hand
den Mund zuhält, drückt die andere sich krampfhaft in das weiche Fleisch.
Ich schlage dem Hund mit der Faust ins Gesicht. Vergeblich. Erst, als ich
ihm die Kehle zudrücke, lösen sich seine Arme von dem Leibe meiner Frau;
ich werfe den Kraftlosgewordenen mit einem Stoß zur Tür hinaus. In
diesem Augenblick kommt der Direktor hereingestürmt. Er befiehlt, sofort
alle Garderobentüren zu schließen, — man hört ihn draußen mit Sergi
flüstern. Schritte entfernen sich, dann herrscht eine Zeitlang eine beklemmende
Stille, bis der Direktor zurückkommt. — Er hatte dem Publikum sagen lassen,
daß meine Frau hinter den Kulissen einen Ohnmachtsanfall erlitten habe,
deshalb sei ich aufgesprungen. Feodora brauche heute nicht auftreten, das
andere werde sich finden.
Mühsam schleppte sich meine Frau nach unserem Zimmer, das ja im
gleichen Hause lag; dort oben kam ihr offenbar erst zu Bewußtsein, was
geschehen war. „Nun bist Du verloren, in Rußland einen Offizier beleidigen,
ist das Schlimmste." Ich versuchte sie zu beruhigen: „wenn ich dem Richter
erklären werde, daß ich meine Frau vor Schändung bewahrt habe, kann man
mich nicht verurteilen." „Richter! Gericht! Du wirst vor kein Gericht kommen,
er wird niemand etwas sagen, daß er von Dir geschlagen wurde. Niemand
in der ganzen Stadt wird davon etwas wissen wollen, aber er wird sich
an Dir rächen, denn er ist als Kosakenoberst allmächtig. Er kann Alles,
Alles. Du kennst Rußland immer noch nicht."
So ging es stundenlang, dann überfiel uns eine bleierne Müdigkeit,
wir schliefen in unseren Kleidern ein. Plötzlich wurden wir durch harte
Schläge an die Tür geweckt. Der Akatitschny, Polizeileutnant, stand mit
zwei Beamten auf dem Korridor: „Ich sollte sofort zum Herrn Pristaw
kommen". — „Ietzt in der Nacht um drei Uhr?" — „Iawohl, jetzt sofort."
Meine Frau begleitete mich, es war eine bitterkalte Nacht; vor der Tür des
Polizeigebäudes wurde sie zurückgewiesen, alles Bitten und Beschwören half
nichts. „Geh mein Täubchen geh, ich komme bald zurück". — Ich wußte
nicht, daß ich sie nie mehr wiedersehen würde.

Neben dem Pristaw saß ein älterer Mann, eine Art Protokollführer:
diesem diktirte der Polizeigewaltige, ohne mich nur eines Wortes, eines Blickes
zu würdigen: „Schreiben Sie: Anton Stephanowitsch, Maler, in Deutschland
geboren, seit einem Iahre rechtgläubiger Russe, nach seiner Angabe Artist,
ist überführt werden, seine Reise durch Rußland nihilistischen Umtrieben dienstbar
gemacht zu haben. Er bildet daher eine Gefahr für unser geheiligtes Vater-
land und wird auf sechs Iahre administrativ verbannt. Nach, nach" und
er begann in einer Liste zu suchen; jetzt erst hatte ich mich von meinem
Milchen Schrecken erholt und konnte die ersten Worte finden: „Herr Pristaw,
hier liegt eine entsetzliche Verwechselung vor. Ich habe mich nie in meinem
Leben um Politik gekümmert, ich kenne keinen einzigen Nihilisten." — „Schweige!
Wir haben genügend Beweise". „Wo sind die?" „Ich brauche sie Dir nicht
vorzulegen. Mehr als belastend ist allein die Tatsache, daß Du dem Chef
der Sicherheitsabteilung, Oberst Sergi, tätlichen Widerstand entgegengesetzt
hast, als er in Eurer Garderobe eine Durchsuchung Deines Gepäcks vornehmen
wollte. Genug — Du kommst nach P." Und damit stand er auf. In
mir kam nun die Empörung zum Ausdruck. Ich sprang ihm entgegen: „Sie
haben kein Recht, mich in dieser unerhörten Form zu behandeln." — „Du
willst mich russisches Recht lehren? Ich mache Dich darauf aufmerksam, daß
Du jetzt Deportierter bist; ich kann bei jeder Widersetzlichkeit die Knute gegen
Dich anwenden lassen."
Ich kann nicht mehr viel erzählen, Herr Oberst; noch in derselben
Nacht wurde ich zur Bahn gebracht und kam nach einer Woche in P. an
— ein Opfer der fluchwürdigsten Einrichtung, die die Welt kennt, ein Opfer
der administrativen Verbannung, die es jedem Verwaltungsbeamten ermöglicht,
einen ihm mißliebigen Menschen unschädlich zu machen. Nach einem halben
Iahre erfuhr ich, daß Feodora, die in jener bitterkalten Nacht stundenlang
vor dem Polizeihaus gewartet hatte, ein paar Tage später einer Lungen«
entzündung erlegen war. Ein Iahr verbrachte ich in P. Der dortige
Gouverneur nahm sich meiner an und versuchte, ein neues Verfahren einzu»
leiten. Da die administrative Verbannung nur durch einen Gnadenakt des
Zaren aufgehoben werden kann, dauerten die Verhandlungen viele Monate.
Inzwischen brach der Krieg aus. Ein Teil von uns wurde für das Militär
ausgehoben. Nach kaum einmonotlicher Ausbildung kam ich zuerst nach Odessa,
wo wir den Pöbel in Schach halten mußten, der die Stadt plünderte; dann
wurde ich dem Regiment zuerteilt, dem Sie, Herr Oberst, zur Zeit gegen«
überstehen. Vorgestern Vormittag sah ich zum ersten Mal unseren Oberst
und erkannte in ihm jenen Halunken, der mein Leben vernichtet hat. Irgend
ein guter Geist muß meine Hände festgehalten haben, daß ich ihm nicht an
den Hals gesprungen bin. Was hätte ich auch erreicht — ein paar Minuten
später wäre ich erschossen worden! So aber konnte ich meine deutschen Brüder

retten. — Aber, Herr Oberst, Sie sagten vorhin, daß Sie mir zu Dank ver-
pflichtet seien, um eines bitte ich Sie: lassen Sie mich Oberst Sergi gegen«
übertreten, falls er sich in Ihrer Hand befinden sollte, ich werde ihn nicht
anrühren, das verspreche ich, nur ihm ins Gericht schreien will ich seine
Schuld, nur einmal ihm ins Auge sagen, welch erbärmlicher Lump er ist,
nur einmal —"
„— Oberst Sergi wird Sie nicht mehr hören, er fiel als Erster bei
der überraschenden Gegenwehr, zu der er durch den vorzeitigen Alarm unserer
Truppen gezwungen wurde," sagte der Oberst mit kurzer Stimme, indem er
aufstand, „Rußland hat schwer auf Ihnen gelastet, Gott gebe, daß nach diesem
Kriege die deutsche Erde Sie Ihr Unglück vergessen läßt. — Ich werde im
Übrigen anordnen, daß Sie im Gefangenenlager mit der Masse der übrigen
Russen nicht zusammenzusein brauchen. Gute Nacht!"

R. Robert Steiner:

Ernte im Felde.

Als die Nacht sich schon mit blauen Schwingen
Auf die blutgedüngte Flur gesenkt.
Hört' ich's aus dem Dunkel seltsam klingen.
Eine Schar von Kriegern, dicht gedrängt.
Blanke Sensen auf den Schultern, ihre Schritte
Zu dem nahen Kornfeld langsam lenkt.

Wo vor Stunden noch mit rauhem Schnitte
Sich der kalte Tod die Mahd erkor, —
Ernten sie fürs Leben. Und als glitte
Von den Sinnen wie ein trüber Flor —
Set/ ich friedlich Volk und friedlich Streben,
HiV im Sensenklingen Friedenschor.

Auf den Garben spielt de« Mondlichts Weben.
Fern schon zieht die Schar im Silberschein,
Traumgestalten gleich, die still entschweben. —
Bringen sie die Ernte heute ein.
Selbst zur Mahd dem Morgen schon gesät?
Und ich fleh' in brünstigem Gebet:
„Herr, laß sie auch morgen Schnitter sein!"

Ilse Reicke:

Karl von Rochows letzte Verzückung.

Erzählung aus dem Leben eines deutschen Gelehrten.

Langsam gingen die Glocken im Lande, Über den braunen Flächen frisch umgebrochener Felder standen die drei Kirchen der Stadt, klein, rot und blitzend vor dem weißwolkigen Himmel. Ihre Stimmen mischten sich von fern in die Glockenklänge aus stillen entlegenen Dörfern, kamen und gingen im raunenden Hauche des Windes. Die Luft war kühl und klar; sie verriet, daß irgendwo in der Nähe, unsichtbar, das Meer stand. Ganz blaß noch und zart lagen die jungen Schatten der Bäume auf der weißen Landstraße, auf der Er dahinschritt, den linken verkürzten Fuß ein wenig nachziehend. Er trug die Hände in den Taschen des engen Mantels vergraben, war barhaupt und hatte einen blauwollenen Schal um den Hals geschlungen, so daß ein Ende auf der Brust, das andere im Rücken herab hing. Der Wanderer hielt den Blick grübelnd zu Boden gerichtet, nur manchmal erhob er ihn, suchte und durchforschte die Ferne. Ein plötzlicher Windstoß kam und warf beide Enden des Schals empor, und nun stand der lange hagere Mann einige Sekunden wie ein dunkler Wegweiser in dem flachen eintönigen Lande unter dem bewegten Himmel. Dann fiel der Schal schnell zusammen, und Carl von Rochow ließ sich auf einem Steinhaufen auf der Landstraße nieder. Ein Wolkenschatten lief über das Land . . .

Noch pochte in seinem Blute die Melodie, die ihn gestern in später Nachtstunde verzückt hatte und der er nachging den ganzen Morgen:

„Laßt uns singen und frühlich sein
In den Rosen,
. Mit Iesus und den Freunden sein.
Wer weiß, wie lang wir hie sollen sein
In den Rosen.
Iesus Wein ist aufgetan
In den Rosen,
Da sollen wir alle gar hinne gahn.
So sollen wir Herzensfreude entphan
In den Rosen . . ."

Zwischen leuchtendem Grün versteckt lagen die ernsten Mauern des Klosters mit den gotischen Bogen und umschlossen die geweihte Welt. Durch den ergrauten Kreuzgang schritten sie nun in langem Zuge, in der schwarzen, herabfallenden Tracht, die Lieblichkeit der Stirn, des Haares und des Halses zugedeckt

Vom blendendweißen Linnen, das streng das schmale Antlitz umrahmte, — die
Nonnen vom Niederrhein. Nun erscholl das gedämpfte Lied aus ihren Kehlen
und vermählte sich mit dem Rauschen der Blätter und dem dunklen Raunen des
Wassers, das grün und bewegt dort unten vorbeiströmte. Dort unten ging der
Rhein . . .
Er kannte sie alle die Stätten heiliger Leidenschaft, schürfender Gelehrsam-
keit und der keimenden, drängenden Poesie: im ernsten Norddeutschland, im
heiteren Lande jenseits des Mains, überall war er durch die Klöster und Kirchen
gegangen, durch verfallende Kreuzgänge, über Grabplatten mit rührend lächelnden
Gesichtern, deren Züge manches Fußes Spur mählich verwischt hatte. Dort
lauschte er der Sprache, den Liedern vergangener Iahrhunderte, atmete die In-
brunst, die in dem Iahrtausend alten Dämmer gotischer Gewölbe noch zu schweben
schien . . . und mit ihnen, in deren Versen und liedgewordener Sehnsucht er
lebte, mit ihnen ging er durch junges Land und finsteres Gemäuer . . .
Ein kalter Windstoß weckte den Verträumten auf, ein paar Sekunden suchten
^eine Augen und Gedanken sich in der Wirklichkeit zurecht, — dann stieß er den
Stock zwischen die Steine, auf denen er saß, erhob sich schwerfällig und zog weiter
auf der Landstraße. Bald tauchten hinter den grauen Flächen, gleich Wasser-
hühnern, die drei Kirchen der Universitätsstadt unter, in der Karl von Rochows
stilles Gelehrtenheim gelegen war. Ihn selber nahm, nach einer Viertelstunde
Weges, die dunkle Föhrenwaldung auf.
Der Sonntag, den die Glocken weithin in die Stille verkündeten, war für
ichn der Tag ruhelosen Wanderns: Karl von Rochow, der junge Professor, trug
<ine ängstliche Scheu, daß ein weibliches Wesen seine Schwelle überschreiten
könne. Er selber besorgte mit der ganzen rührenden Umständlichkeit und Sorgfalt,
bie Männer in diesen Dingen auszeichnet, seine beiden Stuben, sein Frühstück,
«he er am Morgen zu den Vorlesungen in der Universität ging. Trotzdem hatte
er sich entschließen müssen, wenigstens am Sonntage einen alten auserprobten
Universitätsdiener etwas energischer mit Kehrichtschaufel und Scheuerbesen in
seinem Reiche walten zu lassen. Er floh den Tag über vor diesem Ereignis, und so
blieb es nicht aus, daß der alte Korpsgutter seiner Nichte, einer rüstigen Kaufmanns-
frau, unbedenklich die Säuberung der Rochow'schen Behausung überließ, wovon
der Professor freilich nicht das geringste ahnte.
Karl von Rochow war trotz seiner jungen Iahre von der Wissenschaft schon
gekannt durch seine Forschung, er war geachtet von seinen Kollegen im Reiche,
mit scheuer Ehrfurcht geliebt von seinen Schülern, — er aber wußte dem Schicksal
den meisten Dank dafür, daß es ihn in diese stille Universitätsstadt verschlagen,
in der er sein absonderliches Gelehrtendasein friedlich führen und seiner leidenschaft-
lich geliebten Forschung ganz sich hingeben durfte.
Es waren die deutschen Dichter des frühen Mittelalters, deren
^Poesie unter der schweren Decke fremder Gedankenkreise und welscher

Sprache atmete und leise wach zu werden begann, es waren die Dichtungen der Mönche und Nonnen, und der fremden Mystiker des 14. Iahrhunderts, denen Karl von Rochow sein ernstes, forschendes Leben, seine leidenschaftliche Liebe hingab. In seinem Zimmer blickten sie in vielen Bänden von den Regalen, die Werke Notkers und der Nonne von Ganders« heim, manch eines Unbekannten und manch einer Namenlosen. Diese beiden kargen Zimmer, in denen Karl von Rochow seine stillen Freunde aus zwei Iahr- tausenden allmählich versammelt hatte — sie bedeuteten sein einziges Besitztum, sein Glück, sein Werk und seine Heimat.

Still lebte er dahin, am Morgen und Vormittag lehrend, den Nachmittag über lesend, des Abends, oft bis in die späte Nacht hinein, forschend und schreibend. Manch wertvolle Edition, manch bedeutsamen, entdeckungsreichen Aufsatz und zwei grundlegende Werke der Sprachforschung und Literaturhistorie dankte ihm die Wissenschaft.

Im Winter pflegte er um die Dämmerstunde seinen täglichen, nachdenklichen Spaziergang in die Weite der Wiesen und Felder zu machen, des Sommers ging er nach Sonnenuntergang unter der grünen Helle des Abendhimmels dahin, unter den nachtschwarzen Bäumen der Landstraße oder an der sanft bewegten Fläche des Wassers mit dem schaukelnden Winde.

Das Städtchen lag unweit einer breiten Meerbucht und war in seiner mittel» alterlichen Anlage, die von den Slaven herrührte, noch ganz erhalten. Im Norden begrenzte es der glatte träge Fluß, daran schloß sich der mit alten Bäumen bestandene Stadtwald, der, außen von dem überwachsenen Wassergraben begleitet, im Halb» kreise um die Stadt lief und ein Stück stromab wieder auf den Fluß stieß. Die Straßen waren klein, hell und verschlafen, und ihre zweistockigen Häuser blickten fast alle noch mit denselben, ansteigenden gotischen Giebeln, wie vor ein paar hundert Iahren, auf das holprige Pflaster hinab. Drei rote Backsteinkirchen erhoben» sich aus grünen, umbuschten Plätzen, und eine, die stämmige Marienkirche, blickte gerade von einer Ecke her in das Geviert des Marktes. Dort stand das große rote Postgebäude, das Rathaus, die Apotheke des Herrn Nitzlenadel und zwei un» versehrt erhaltene würdig schöne gotische Häuser aus schwarz und rotem Back» stein. Dort, in dem „Nordischer Hof" benannten kleinen Gasthaus, pflegte Karl von Rochow zu Mittag zu speisen — etwas früher oder etwas später als die Stu» denten — und sah dabei den Tauben zu, die über den Platz flatterten und die beim Wochenmarkt verschütteten Körner aufpickten, oder auch den Postboten, die täglich zur bestimmten Stunde mit gefüllten Taschen dem roten Hause ent» strömten. Unweit des Marktes lag auch das Geschäft des Fleischermeisters Schnappauf, wo Karl von Rochow alle paar Tage sich ein halb Pfund „Gemischt" einkaufte, denn er beköstigte sich des Abends selber. Die wohlgenährte Fleischers» gottin packte ihm dann in fettdichtem Papier eine jedesmal erfreuliche und über» raschende Blütenlese von verschiedenartigen Wurstzipfeln, Schinken« und Speck»

scheiden zusammen, so daß Karl von Rochow eine ganze Speisenkarte vor sich hatte.
Einmal war es vorgekommen, daß er beim Verlassen dieses Ladens auf ein frierendes Hündchen stieß, das nicht hinein durfte und nun in der Kälte sich offenbar nach versagten Herrlichkeiten verzehrte. Da hatte Karl von Rochow nicht widerstehen können, aus seinem Paket einen etwas gar zu kurz geratenen Wurstzipfel hervorzuholen und dem Hündchen darzubieten. Die dankbare und zärtliche Miene des Hündchens bewog ihn zu mehr, dann zu noch mehr, die anderen Hunde der Straße gesellten sich hinzu, und so kam es, daß Frau Professor Hampel und Herrn Schnappauf, die beide im Laden waren, sich das erstaunliche Schauspiel bot, den Professor von Rochow seinen ganzen teuren Einkauf an der Ladenschwelle verfüttern zu sehen, — wobei er freilich aus dem Papier sich selber ein paar hastige Bissen in den Mund schob. Durch Frau Professor Hampel wurde die Geschichte stadtbekannt, — Karl von Rochow aber liefen seitdem die Hunde nach.
In den gebildeten Kreisen der Stadt unterhielt man sich ferner über die wissenschaftlichen Fehden, die Karl von Rochow mit seinen Gegnern voll Heftigkeit ausfocht, worüber der „Kurier für Stadt und Land" seine Leser gewissenhaft unterrichtete, zusammen mit Kälberverkäufen und Säuglingsgeburten. Fast keiner konnte sich rühmen, die Wohnung des Professors zu kennen, nur der Bote von der Ratsbuchhandlung wußte zu erzählen, daß es dort ganz voll von Büchern wäre und ein wenig staubig.
Schräg vor dem Fenster Karl von Rochows stieg der Nikolaikirchturm empor, auf mächtigem viereckigem Unterbau, dann von runden trotzigen Bastionen geschützt; groß gegliedert, mit immer höher sich schwingenden steinernen Bogen emporstrebend in den lauteren Himmel. Wie eine drohende Gesteinswand, wie rote leuchtende Klippen im Meere oder wie ein unnahbares, heiligesMontsalvatsch konnte der Turm plötzlich an einer Straßenbiegung vor den Menschen erstehen, in feiner unverrückbaren Gewaltigkeit. Karl von Rochow schaute von seiner Arbeit dem Spiel der Dohlen um den rotbesonnten Turm zu oder dem Zorn des Regens an den verwitterten Felsen der Bastionen, Tag für Tag, Woche für Woche, und sein Herz verschwisterte sich den alles überdauernden Steinen. Die Glocke sprach mit dunkler Stimme in seine Stunden — schon manches Iahr.
Karl von Rochow saß eines Tages in seiner Stube am Schreibtisch, zwischen aufgestapelten Folianten und Notizzetteln, emsig über seine Arbeit gebeugt. Die kleine Petroleumlampe qualmte, dünne schwarze Rauchwölkchen kräuselten sich aus dem beschlagenen Zylinder zu der niederen Decke empor und erfüllten das Zimmer mit üblem Geruche. Der Professor achtete dessen nicht; sein Blick war jetzt starr und grübelnd auf das Bild der heiligen Gralsburg gerichtet, das über dem Schreibtische an der Wand hing. Unaufhörlich durchpflügte er sein dichtes dunkles Haupthaar mit den gespreizten Fingern der linken Hand. Die Nägel dieser Hand waren lang, schmal und aristokratisch.

Ilse Reicke Karl von Rochows letzte Verzückung

Er hatte vergessen, die weißen Vorhänge vor das Fenster zu ziehen, nun konnten die Studenten, die auf der anderen Seite der schmalen Straße in ihrer Mansardenstube einen übermütigen Abend feierten, den Professor bei der Arbeit unausgesetzt beobachten. Herr Hundhammer, der Kapellmeister, übte unten bei ihnen im Hause und alle Viertelstunden erhob die große Nikolaikirche ihre Stimme über die Straße.

Plötzlich stieß der Professor die Feder ins Tintenfaß und begann mit kleinen, schräg liegenden und krausen Schriftzügen hastig etwas niederzuschreiben.

Den Raum erfüllte eine feine Atmosphäre von Staub. Die Wände des Zimmers waren bis unter die Decke mit Büchern bestellt, nur in der einen Ecke, am Ofen, stand ein länglicher Tisch an der Wand, auf dem ein mattblinkender Spirituskocher aus Aluminium aufgebaut war. Eine zweite, tiefer gelegene Platte des Tisches war mit Tüten, Blechbüchsen, Flaschen und allerlei Eßwaren belastet. In der Mitte der Stube befand sich ein anderer Tisch, mit einem alten weißen Damast» tuch bedeckt. An seinem Rande waren Bücher aufgeschichtet und ein bescheidener Stuhl stand davor. Ein halboffener Vorhang aus dunkelrotem Fries verstattete den Blick in das nach hinten gelegene Schlafzimmer des Professors. Auch hier waren, wie nebenan, die Wände schon mansardenartig abgeschrägt und dicht mit Büchern bekleidet. Sie ließen nur einem schmalen Bette, einer Waschkommode und einem einfachen Schrank aus rotgestrichenem Tannenholze Raum, sonst zogen sie sich bis über die niedere Tür und bis unter das Fenster. Ein paar Photographien von besonnten oder tief verschneiten alten Klöstern und Kapellen hingen gerahmt an den Regalen. Die hohen Bäume des Stadtwaldes wiegten ihre Häupter draußen in der Dämmerung und blickten über allerlei bescheidenen Gärtchen und Scheunen« dächern kopfschüttelnd durchs Fenster.

Iemand riß heftig den Klingelzug. Der Professor an dem Schreibtische hob einen Augenblick den Kopf, dann schüttelte er ihn abweisend und schrieb weiter. Erst als das jemand draußen eine ganze Weile beharrlich weiterklingelte, entschloß er sich, aufzumachen.

„Gu'n Abend!" sagte eine Stimme. „Ick sah up de Strat doch Licht bi'n Herrn Professer."

Es war der Bote von der Ratsbuchhandlung, die dem Professor eine verlangte Auswahlsendung Bücher schickte. Bevor der junge Bursche das Paket ins Zimmer brachte, ging er auf die Lampe zu und schraubte sie mit sachkundiger Hand tiefer, wobei er die Nase kraus zog und dem Professor bedeutete, hier drin könnte doch kein vernünftiger Mensch atmen. Dann öffnete er ihm das Fenster und Karl von Rochow nickte. In zwei Stunden käme er wieder, um die Bücher abzuholen, sagte der Iunge, ehe er ging. Karl von Rochow brachte am Schreibtische noch rasch seinen Absatz zum Schlusse, zerschnitt mit dem Wurstmesser die Schnüre des Paketes und trug die fremden Schätze zu seinem Arbeitsplatze, um darin zu blättern. Es waren vortreffliche Neuausgaben der Renaissancedichter. Bald war Karl von Rochow

l„ die schön gedruckten Terte so vertieft, daß er des offenen Fensters vergaß und der Lampe, die er ungeduldig wieder emporgeschraubt hatte, und die nun aufs neue in feinem Striche qualmte . . .

Nach zwei Stunden kam der Bote von der Ratsbuchhandlung zurück, und nun erst begann Karl von Rochow zu wählen und sich zu befragen, welche der Bände er behalten wolle. Er konnte sich nicht entschließen, mehrere wieder fortzugeben. Mit einem Seufzer holte er seine Geldkassette hervor, um zu sehen, wieviel er mit gutem Gewissen ausgeben durfte. Nach einer wenig erfreulichen Feststellung ging er der Reihe nach die Bücher durch, die Titel vorlesend, während der Bursche auf der Rechnung die betreffenden Preise feststellte. Ein paar Bände wurden ausgesondert, die auf jeden Fall dableiben sollten, ein paar andere, die der Bursche wieder mitnehmen würde, dann aber blieben noch drei Bände. Karl von Rochow nahm jeden noch einmal, sorgsam blätternd, in die Hand.

»Ia, ^ die nehme ich auch," entschied er. „Wieviel macht es?"

Der Bote suchte auf dem Zettel.

„Die drei noch 15 Mark."

Der Professor legte die Bände peinlich genau an den Tischrand, einen neben den anderen.

„Hm, — wissen Sie, ich glaube, ich lasse es doch lieber für diesmal," sagte er dann zu dem Halbwüchsigen.

„Schön, Herr Professor, mir is recht," klang die frische Stimme des Bauernsohnes; dann breitete er das Packpapier auf dem Stuhle aus, schichtete die Bücher sorgfältig zusammen, die drei von der Schreibtischplatte obenauf, und schlug von vier Seiten das Papier darüber. Als er sich anschickte, den Bindfaden um das Paket zu schlingen, bat Karl von Rochow:

„Ach Gott, geben Sie am Ende doch her —" und der Bursche packte die drei Bücher geduldig wieder aus . . .

Langsam rauschte der Dampfer durch die Wiesen, die glasglatte Fläche des Flusses aufrauhend, sodaß das schlafende Schilf sich erschreckt auseinander bog. Weiß und blendend stand die Frühlingssonne über den grünen Weideflächen, vom Bodden blitzten mitunter die Wellenkämme herüber.

Es war sieben Uhr früh, dennoch war die weiße „Arkona" bis auf den letzten Platz besetzt von biederen Bürgersleuten, die, beide Hände auf den Stockknopf gestützt, schweigend und sachlich rauchten, von ihren sorgsam eingehüllten Frauen, die den Kindern das in der Hast mitgenommene Frühstücksbrötchen austeilten, — dann waren da die jungen Kommis aus der Stadt mit ihren Schönen, und endlich auf den sonnigsten Plätzen die studierende Iugend. Sie durfte die erste „Maiglöckchenfahrt", — so genannt nach der reichen Ausbeute von Maiglöckchen, die man mit heimbrachte, sich nicht entgehen lassen! Allmählich passierte man die Zugbrücke bei dem Fischerdörfchen, das den Eingang zum

Bodden hütete, und in plötzlichem Tempo, voll Ungeduld, aufrauschend und stolz suchte nun der Dampfer die blaue Weite. .

Wer vermochte den Frühlingsmorgen über dem Meere zu beschreiben? Salzsprühend, jubelnd, einander überstürzend drängen sich die blaugrauen Wasser nach der langen Nacht dem hellen Himmel entgegen, silberne Perlenströme von Licht schüttet er auf sie hinab, immer neue und immer mehr, sodaß die Wasser in der Ferne leise und glücklich erzittern unter der silbernen Last, und die nahen sie stürmisch emporheben und in regenbogenfarbigem Spiel weithin zerschleudern. Wer kann ihn wiedergeben, den plötzlichen, warmen Duft des Landes, blühender Akazien und leise sich dehnender Felder, — den der Wind mitunter hinausträgt auf die kühle Meerfläche? Und wer das unermeßlich strahlende, erwartungsvolle Glück, das ein solcher Frühlingsmorgen über dem Meere bedeutet?

Am Bug, einen Arm um den rostigen Anker geschlungen, zuweilen gestreift vom sprühenden Schaum, stand er, in Schlapphut und Kragenmantel, in der üblichen Odinstracht der deutschen Gelehrten. Er schaute zu, wie die durchsichtige Küste der fernen Insel mählich sich verschob, wie zu den Seiten das Land zurückwich, und Kirchtürme, Gehöfte, Landzungen auftauchten und wieder versanken, er sah, wie der weiße Schaum zu seinen Füßen an der Schiffswand sich aufkrauste und manchmal flockig enporstob. Auf dem obersten Deck sang der Studentinnenverein zweistimmige Wanderlieder, ruhig und unbeachtet arbeitete im Maschinenraum der Puls des Schiffes, — und ringsum stand brausend die kühle, bewegte Unerschöpflichkeit der Wasser....

Er hatte dankbar und aufmerksam an einem Gespräch teilgenommen, in das er von einigen seiner Hörerinnen, die ihn bei der Ankunft ehrfurchtsvoll gegrüßt, für eine Weile gezogen wurde. Es begab sich nun, als man nach dreistündiger, erfrischender Fahrt am Stege der warmen, grünen Insel anlegte, daß Karl von Rochow an dem verlassenen Platze dieser Damen ein schmales Büchlein liegen sah, es aufnahm, den Namen der einen Studentin darin geschrieben fand, und da er als Allerletzter das Schiff verließ, ses zu sich steckte, um es ihr baldmöglichst zurückzuerstatten.

Er hatte die Studentinnen in den hellen Kleidern nicht wiedergefunden: nun lag er oben, auf dem Nord«Peerd, der spitz vorgeschobenen, an beiden Seiten vierzig Meter tief zum Meere abstürzenden Landzunge. Über den ernsten Schlapphut neigten sich kichernde Gräser, über den Wotansmantel krochen ihm Ameisen und ein behäbiger schwarzer Käfer, und die Butterblumen streuten ihre grauen Samenflocken darauf. Karl von Rochow aber achtete nicht des Meeresatems, der kühl heraufstrich, nicht des schmeichelnden Land»' windes, der süß und warm über ihn zog, sondern er hielt ein schmales Buch in den Fingern, las und wandte die weißen Blätter, ließ das Buch wieder

sinken und bettete die Wange auf die glatten, kühlen Seiten, mit geschlossenen
Augen tief aufatmend vor seltsamer Erregung und Erschöpfung.
Ein blutrotes Segel zog fern durch das Meer, die Wellen liefen sich
müde und schliefen ein am weißen Strande, wo kleine Menschen wandelten
und sich sonnten, der Tag reifte heran, die Farben wechselten zwischen Himmel
und Wasser, und als das Licht bis auf den tiefsten Meeresgrund geflossen
schien, neigte der heiße Tag, schwer von der eigenen Reife, sich sanft seinem
lieblichen Ende zu.
Der einsame Leser droben schaute alles und gewahrte dennoch nichts. Erst
ols die Vorboten kühlen Abendhauches wehten und drunten am Stege die
helle Schiffsglocke der „Arkona" erschallte, um die Küchlein alle, die sie
ausgesetzt, zum rechtzeitigen Unterschlupf unter ihre Flügel und zur Heimkehr
zu mahnen, da sprang er auf und machte sich bereit.
Die biederen Bürgersleute rauchten wieder, aber jetzt redeten sie eifrig
mit den Nachbarn, legten dabei einen Arm auf die Reeling und blickten auf
das Meer. Die Mütter zogen den Kindern rechtzeitig die mitgebrachten
warmen Mäntel an und packten Wurst und harte Eier aus. Der kurzbeinige
kleine Schiffsjunge brachte nach allen Seiten belegte Brote und Bier, auf
dem oberen Deck sang der Studentinnenverein zweistimmig in die untergehende
Sonne, und die Studenten drehten die Stöcke zwischen den Knieen und machten
sich über sie lustig. Aus der Schiffsküche stieg der Geruch von gebratenem
Fett. Sorgfältig unter den Sitzbänken verstaut lagen die großen Sträuße
müdgewordener Maiglöckchen.
Die Wasser erkalteten und wurden schwarzgrau, die kupferne Helle am
Westhimmel schloß einen blaßgelben Ring um den Horizont, man lachte, aß,
schwatzte, während das Schiff unaufhaltsam der Stadt, dem Dunkel der Ruhe,
und der Arbeit des Wochentages entgegenstampfte.
Es war dunkel, als man wieder den Fluß hinauffuhr. Karl von Rochow
spürte den warmen Brodem nebelnder Wiesen, den sie durchschnitten, und
den der Scheinwerfer in braunroten, schwelenden Schwaden sichtbar machte.
Die Maschine war abgestellt, ohne einen Laut, wie ein Gespensterschiff, glitt
der Dampfer langsam dahin. Vom grellen Scheinwerfer geblendet, schreckte
ein paar mal am Ufer ein Rind brüllend aus dem Schlafe empor, Liebespärchen
m hellen Kleidern stellte der phantastisch herumwandernde Streifen plötzlich
ins Licht, zum Gelächter der Passagiere, um sie im nächsten Augenblick wieder
dem Dunkel zu überlassen. Myriaden Mücken, Motten und Staubfäden
schwirrten vergoldet in dem Lichtband durcheinander — einige Male stießen
sie Karl von Rochow hart an die Stirne, dem zu Mute war, als durchglitt
er den Styr, so grausig und höllenhaft packte ihn die undurchdringliche,
schwellende, braunrote Gestaltlosigkeit auf allen Seiten. Es gab weder ein
Droben noch ein Drunten, nicht rechts war mehr noch links das Chaos, in

der giftigen Vermählung des Dunstes von trägem Wasser mit dem scharfen, warmen Geruch geil wuchernder Kräuter des Landes, der Abgrund selber war es, der sich seiner bemächtigt hatte. . .

Es schlug elf Uhr, als man im Hafen anlegte und bald darauf in den stillen Straßen die Schritte der Ausflügler eintönig widerhallten und sich verloren ....

Was enthielt das schmale, hellbraun eingebundene Buch, das Karl von Rochow an jenem Tage so sehr in Fesseln gelegt hatte, das, wie sich im Laufe der kommenden Monate zeigte, sein Schicksal, ja, wie einige sogar meinten, sein Verhängnis werden sollte? — Es waren die Gedichte einer Frau. Die suchende, sehnsüchtige Seele einer Frau, ihr Liebesglück und -leid, ihre vielfältige, unsägliche Verwobenheit mit dem Erdboden und der Geschichte ihres trotzigen alten Heimatlandes, das war es, was sich Karl von Rochow offenbarte und das ihn durchdrang wie ein himmlisches Wunder den betenden Mönch in seiner Zelle. Und wahrhaftig, kaum anders als dem knieenden Büßer, der das angebetete Bildnis mit einem Male herabsteigen und leibhaftig werden sieht, konnte ihm zu Sinne sein, ihm, der sein Leben dem Leben und den Liedern der anderen, längst Verstorbenen zugewandt hatte und der nun plötzlich erfahren mußte, daß die Wirklichkeit ganz das gleiche, hingebungs«. würdige Wunder umschloß. Den Namen, den weich und gütig klingenden Namen der Dichterin sagte er oft vor sich hin, wenn er die Hände über ihrem Buche faltete, ihren Versen nachsinnend. Er vergaß, es der Studentin zurückzugeben, obgleich er sie täglich in der Vorlesung sitzen sah. Das Buch, dies zufällige Geschenk jenes Sommersonntages, eristierte für ihn nur dieses eine einzige Mal.

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Wissenschaftliche Rundschau.

Von Prof. Dr. Adolf Koch.

WillvHaas: Di« Seele de« Orients. Grundzüge einer Psychologie des orientalischen Menschen. Verlegt bei Eugen Diederichs in Iena 1916.

Wenn die Zeiten sich wenden und die Schicksale der Völker sich erfüllen, ist es, wie wenn die Erde erbebt und die Berge sich auftun: ungeheure Er» schütterungen rühren an die Grund» festen der Staaten, alte Reiche wanken und stürzen, andere kommen jäh herauf, die Neugestaltung der Welt hebt an.

In dieser gewaltigen Umwälzung vollziehen sich die Veränderungen inner- halb der politischen Welt, die An- bahnung und Festsetzung der Be- ziehungen von Volk zu Volk, von einer Mächtegruppe zur anderen, wie mit ele- mentarer Notwendigkeit. Was immer die Weisheit der Staatsmänner, die Kunst der Diplomaten versuchen und erreichen mag, zuletzt findet ihre Wirk» samkeit eine Schranke an unabänder- lich Gegebenem. Wie von einer höheren Notwendigkeit, die nicht einmal die Möglichkeit einer Beeinflussung durch unseren Willen zuläßt, gebieterisch be- stimmt, scheint in dem Ungeheuern, das sich jetzt begibt und vorbereitet, das Schicksal des deutschen Volkes eng und enger mit dem Geschick des Orients sich verflechten zu sollen.

So steigt sie denn wieder vor den Blicken des Deutschen auf, die alte, wunderbare Welt! Aber nicht mehr als die alte.

Dem Klassizismus des 18. Iahr- hunderts, das die Wiederentdeckung des Orients gebracht hatte, und danach der Romantik erschien das Morgenland als „die Wiege, die der liebende, väterlich« Gott der Menschheit bereitet hatte". Und die seligen Tage der Kindheit wurden der gläubigen Phantasie zum goldenen Zeitalter, zum romantischen Ideal.

Weitab von aller poetischen Ver- klärung erscheint uns Heutigen diese orientalische Welt wie andere Länder auch als einer der Bestandteile oder Bausteine, aus denen das neue Staaten» system der Zukunft erwachsen wird,

dessen Bildung sich eben unter furcht»
baren Erschütterungen vollzieht. Den»
noch: dem Deutschen mag sich im kühlen
politischen und wirtschaftlichen Er-
rechnen, im Einstellen von Völkern und
Ländern als bloßer Faktoren oder Ob-
jekte der Macht, die Beziehung zu
fremden Nationen und ihre Wertung
nicht erschöpfen. Ihm ist das Ver-
stehenwollen der andern in ihrer Be»

sonderheit ein ernstes Bedürfnis. Man könnte sagen: Deutsch sein heißt, den Kern, das Wesen eines Dinges, die Seele des Andern zu erfassen trachten. Was Wunder, daß heutigen Tages, ha das Morgenland wieder eine solche Bedeutung für uns erlangt hat, gar viele sich auf die Suche machen nach der Seele des Orients?

Auch Willy Haas ist dieses Weges gegangen. Und was er als Fund zurückgebracht, scheint nach äußerem Maß gemessen, an Größe und Umfang ärmlich und gering. Umso reicher ist der innere Gehalt, das geistige Gewicht seines Büchleins, das auf kaum 46 Seiten zu der Lösung des schwierigen Problems einen gesicherten Zugang eröffnet und eine Fülle von Anregungen verstreut. Völkerpsychologische Studien sind von denen, die wissenschaftliche Fragen auch wissenschaftlich behandelt sehen möchten, nicht immer mit reiner Freude betrachtet und aufgenommen worden. Ein nicht selten beobachtetes „Versteigen ins Unendliche", die schrankenlose Entfaltung kühnster Hy» pothesen und subjektiver, auf persön» lichen „Erfahrungen" beruhender An» nahmen, kurz: das Fehlen jeder festen Grundlage, jeder sicheren Methode der Forschung auf einem an sich so schwierigen und heikeln Gebiete, schien ein gewisses Mißtrauen gegen die recht üppig ins Kraut geschossene Literatur zu rechtfertigen.

Auf so schwankem Grunde berührt es umso wohltuender, von einer festen Hand gefaßt und sicher geleitet zu werden. Gleich zu Anfang umschreibt Willy Haas zielbewußt Wesen und Umfang seiner Aufgabe. Und hierbei läßt er, so gleichsam nebenher, auf die Psychologische Verschiedenheit der europäischen Nationen untereinander Streiflichter fallen, die aus dem Grunde eben der tiefsten Wesensunterschiede die von der deutschen gänzlich verschiedene Art und Auffassung der anderen und die dadurch bedingte Wahl der Mittel, Wege und Methoden ihrer Politik blitzartig erhellen. „Die Haltung", — so sagt Haas im Vorwort — „die Deutschland im Geistigen gegenüber fremden Nationen einnimmt, ist grundsätzlich dieselbe, die es auf praktisch.politischem Gebiet auszeichnet, und entspringt derselben Wurzel: Das ernste Verstehenwollen des andern in .einer

geistigen Besonderheit ist nämlich nichts
anderes wie im Politischen die Anec»
kennung der Unabhängigkeit und des
Selbstbestimmungsrechtes jedes staat»
lichen Ganzen und nichts anderes wie
im Wirtschaftlichen der Grundsat z des
freien Wettbewerbes. In dem tieferen
Sinne objektiver Wahrheitserforschung
hat Deutschland die intellektuelle Frei»
heit allezeit aufgefaßt und sie nicht er»
schöpft gesehen im Recht libertiner Un»
gebundenheit oder in der Fähigkeit
selbstzufriedener Begriffsgewandtheit.
Diese Gerechtigkeit im Geistigen erhält
jetzt eine neue — schwerste und be-
deutendste — Aufgabe, da Deutschland
im Begriff steht, den Blick nach Osten
nicht nur zu richten, sondern auch ent-
schlossen ist, ihn nach Osten gerichtet zu
halten. Die europäischen Nationen, die
bisher im Osten die Führung hatten,
haben — von den Vertretern der
Wissenschaft abgesehen — in der Hal-
tung gegenüber den östlichen Völkern
im ganzen und in der persönlichen Be-
rührung mit den Individuen sich auf
einer Linie bewegt, die von der Berge»
waltigung hinführt bis zur gleichgiltigen
Ferne, von der Nichtachtung ihrer An-
sprüche und Würde also bis zur Ver»
achtung ihres Wesens. Beides kann
Deutschlands Weg nicht fein. Seine
Pflicht und die jedes Deutschen ist es,
die orientalische Menschheit als beson-
deren Menschheitstypus, als gleich»
werlig und gleichberechtigt zu erkennen
und anzuerkennen."
Um die wissenschaftliche Grundlage
zu schaffen, auf der diese Erkenntnis ge»

Wonnen werden kann, stellt Haas zunächst den Begriff des Typus fest, wobei ihm die zahlreichen und — darf man hinzufügen — doch oft tief» greifenden Unterschiede der europäischen, okzidentalischen Nationen in psychologischer Hinsicht von der Einheit des „Europäers", des abendländischen Menschen, umschlossen, gleichsam aufgelöst werden, und der dann wiederum der einheitliche Menschheitstyp des „Orientalen", dem aber die reinen Semiten nicht zugerechnet werden, gegenübertritt. Diese Tat» fache zweier fundamental einander entgegengesetzter Typen findet ihre Erklärung in der Gegensätzlichkeit der Struktur oder Form des okzidentalen und orientalischen Ich.

Die Form des okzidentalen Ich ist nun, prägnant gesagt, die der Einheit in der Mannigfaltigkeit; das okzidentale Ich, als idealer Typ, wird der Fülle seiner Inhalte Herr, indem es sie alle gleichsam durchdringt, ohne sich in ihnen zu verlieren. In dieser Durchdringung kommt es recht eigentlich erst zur Erfassung seines Selbst. Es ist das or» ganisierende Prinzip dieser Inhalte und bildet mit und in ihnen eine organische Einheit. Diese Einheit in der Mannig» faltigkeit ist charakterologisch nichts anderes als die organisch aufgebaute, die harmonische Persönlichkeit und als diese das Ideal aller okzidentalen Völker, welcher Rasse und Nation sie angehören. Absolut verschieden von dieser Form des Ich ist die Ordnung, in der im orientalischen Ich die Fülle seiner Inhalte erscheint und die von Haas allgemein als Form des Neben» einander bezeichnet wird.

Man wird diesen auf Seite 7 und 8 gemachten Ausführungen zustimmen können, ohne die für ihre Richtigkeit angezogenen Beispiele als unbedingt beweiskräftig anzusehen. Das Verhalten chinesischer Diener, die treueste Hingebung und zugleich glühenden Haß gegen ihre europäischen Herren nebeneinander in ihrem Herzen gleichsam lagern haben, ist vielleicht durch die eigentümliche Art des Einflusses der Clanschaft und der verwandtschaftlichen Sippe mit bedingt und erklärlich.

Das Nebeneinander, die Vielgestaltigkeit des orientalischen Ich schafft dann den Eindruck, den der Orientale auf den Abendländer macht und den

Haas als scharfer und feinfühliger
Beobachter treffend wiedergibt. Be-
weisen hinterher die Tatsachen die Un-
richtigkeit dieses Eindrucks, so versäumt
der enttäuschte und sich getäuscht füh-
lende Europäer nicht, das, was er
seinem falschen Urteil zuzuschreiben hat,
als moralisches Minus in den orienta-
lischen Charakter zu verlegen und ihn
mit derselben radikalen Sicherheit
heimtückisch, gemein, rachgierig usw.
zu nennen, mit der er vorher ihn für
kindlich, einfältig, phlegmatisch oder in»
different erklärt haben mag. Wie
viele falsche Meinungen und Ansichten
über den Orient, die in Europa im
Schwange sind, schreiben sich von diesem
doppelseitigen Radikalismus her!
Iede Auffassung muß eben in die Irre
gehen, die nicht das absolut Eigen»
artige der orientalischen Psyche über»
haupt erkennt und anerkennt. Und die
Reife und Abgeklärthtit des Urteils, die
in dem Büchlein zutage tritt, wird gerade
in der Zurückhaltung und Bescheiden-
heit, fast möchte man sagen, Demut des
Autors gegenüber seinem Problem recht
offenbar. Niemals und unter keinen
Umständen, so bescheidet er sich, konnen
wir Seele und Charakter des orienta-
lischen Menschheitstypus mit den
Mitteln und Maßen der okzidentalen
Seelenstruktur uns vertraut machen.
Wir können uns in sie nicht hinein-
leben und «fühlen wie in die okzidentale
Seele, wir können sie nicht intuitiv«
snnthetisch anschauend erfassen, und wir
können endlich sie nicht mit den für diese
giltigen Begriffen erkenntnismäßig uns

klarmachen und konstruieren. Verhielte es sich so, so wäre eben die orientalische Psyche kein selbständiger und fest umgrenzter Menschheitstyp, wie sie es nun einmal ist, sondern bloß eine Unterart und Abart des okzidentalen Typus. Die orientalische Seele ist ihrer Struktur nach eine andere als die okzidentale, sie ist mit dieser schlechthin unvergleichbar und unmeßbar. Sie ist so beschaffen, wie sie ist und wie wir es sehen, und damit ein uns Unbegreifliches; freilich dieses „unbegreiflich" nicht als etwas „Mystisches, Geheimnisvolles" gefaßt.

Wie dann weiterhin das orienta» tische Ich auf seine Eigenschaften unter» sucht, die Beziehungen dieses Ich zu seinem Lebensinhalt und zu sich selbst aufgedeckt und erhellt werden, das ge» staltet das Studium des Büchleins zu einer Quelle der Belehrung und des Genusses. Der Reiz des Gegenstandes selbst, die nie an der Oberfläche haftende und niemals dilettantische Art der Untersuchung und Beweisführung, die glückliche stilistische Ausprägung und Einkleidung, haben daran den gleichen Anteil. Und diese Vorzüge sind gerade da, wo auch die Betrachtung ihren Gipfelpunkt erreicht, auf ihrer vollen Höhe: in den Schlußausführungen, die die Ausprägung des orientalischen Ich im Religiösen behandeln. Hier erst ist uns der tiefste Blick in die Strukturverschiedenheit der okzidentalen und orientalischen Seele er» laubt: dort durch Monotonisierung des Lebensinhalts Bewußtlosigkeit, Ertötung, Mechanisierung, Auflösung des Ich; beim orientalischen Typ durch Monotonisierung Ablösung des Ich von allem Inhalt, höhere Form der Eristenz, Auslösung (aus den Fesseln der Welt), Erlösung.

In diesen skizzenhaften Andeutungen muß sich die hier gestattete Beschäftigung mit dem Haas'schen Buch« lein erschöpfen. Das Ziel, das es sich gesetzt: den orientalischen Menschen als besonderen Menschheitstypus zu er» kennen und zu zeigen, auf welcher wissenschaftlichen Grundlage dies ge» schehen kann, hat es erreicht. Möge dem Verfasser beschieden sein, die Fülle der Probleme, die er jetzt nur gestreift, der Anregungen, die er verstreut, in einem größeren Werke in gleich gedankenvoller und feinsinniger Weise,

aber erschöpfend darzulegen und aus»
zubauen.

Rundschau der Kriegs«
literatur XXIV.

Von Dr. wr.'Kurt Ed. Imberg.

Als neuester Band der im Verlage
von Ullstein (Berlin) herausgegebenen
Sammlung „Männer und Völker" ist
soeben aus der Feder des bekannten
Wiener Historikers August Fournier
ein Buch über „Österreich « Ungarns
Neubau unter Kaiser Franz Ioseph I."
erschienen. Der Verfasser beginnt mit
einer kurzen, eindrucksvollen Skizze der
verehrungswürdigen Persönlichkeit des
alten Kaisers, die ganz Pflichterfüllung
war, die ganz aufging in der schwierigen
Arbeit für die Völker der Doppel-
monarchie, und die das Große geschaffen
hat: den Ständestaat in einen modernen
Kulturstaat, einen Staat des allgemeinen
Wahlrechts umzuwandeln. In klaren,
kurzen Zügen veranschaulicht Fournier,
wie von 1848 bis 1867 an Stelle des
vormärzlichen Osterreich der neue Bau
aufgeführt worden ist, dessen Grund»
lagen seitdem unverändert blieben. Die
Geschichte der Märzverfassung wird
behandelt, ebenso die Reformen, die
Zentralisation, der Krieg von 1859
und seine Wirkungen, das Oktober-
diplom von 1860, der Krieg von 1866
und die daran anschließende Ära Bcust,

der Ausgleich mit Ungarn und die Errichtung des Dualismus, mit der das Problem des inneren Friedens in der Monarchie gelöst ist und zugleich das ihrer Machteinheit bei freierer konstitutioneller Gestaltung.

Ein ebenfalls hervorragendes Buch über unsern Verbündeten hat Ioseph Aug. Lur bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München veröffentlicht: „Ungarn. Eine mitteleuropäische Entdeckung". Von der richtigen Auffassung ausgehend, daß Ungarn und seine Bewohner leider noch vielfach bei uns unbekannt sind oder mißverstanden werden, hat sich der durch seine Romane bekannte Schriftsteller die dankenswerte Aufgabe gesetzt, dem deutschen Leser ein Bild zu geben von dem wahren Wesen des Ungarlandes und auf diese Weise beizutragen zu einem besseren Verständnisse der Völker untereinander. Die anschauliche, klare, oft künstlerische Darstellung von Land und Leuten, die nicht den Anspruch einer rein wissenschaftlichen Untersuchung macht, wird dem Buche sicherlich viele Freunde erwerben.

Im Verlage von S. Hirzel (Leipzig) beginnt ein dreibändiges Werk von Prof. Otto Hoetzsch zu erscheinen. Es enthält im Wesentlichen die Artikel, die Hoetzsch jeden Mittwoch in der Morgenausgabe der Kreuz « Zeitung veröffentlicht, und die hier unter dem gleichen Titel: „Der Krieg und die große Politik" in Buchform herausgegeben werden. Der bis jetzt vorliegende 1. Band enthält die Ereignisse bis zum Bündnis mit Bulgarien und zum Beginn unseres Feldzugs gegen Serbien, schließt also mit Ende September 1915 ab. Gewiß können diese in einer Sammlung vereinigten Artikel keine politische Geschichte des Krieges darstellen; aber das hat der Verfasser auch nicht beabsichtigt. Wie er selbst im Vorwort ausführt, sollen sie „der Politik im Weltkrieg dienen, der politischen Erfassung des Krieges, die nur auf geschichtlicher Grundlage möglich ist, und sie sollen damit der Bestimmung des politischen Willens dienen, der den Ausgang des Krieges auf ganz bestimmte weltpolitische deutsche Ziele hinzulenken bestrebt ist". —

Es ist etwa zwei Iahre her, daß wir an dieser Stelle auf ein Werk von Karl Nötzel über Nußland

hinwiesen. Nunmehr liegt uns ein
neues Werk dieses Verfassers vor, das
sich „Die Grundlagen des geistigen
Rußlands" betitelt und im Verlage von
Eugen Diederichs in Iena erschienen
ist. Es ist ein ganz ausgezeichnetes
Buch, das geeignet ist, dem deutschen
Leser die für ihn schwer verständliche
Geistesart seines östlichen Nachbars
nahezubringen. Von den Hauptkultur«
schicksalenRußlandsausgehend,en<wickelt
der Verfasser aus den geistigen Einflüssen
dieser Schicksale immer eine der Eigen-
heiten des russischen Geistes. Wir
wünschen dem neuen Werke Nötzels
eine recht weite Verbreitung, da es
zweifellos viel dazu beitragen wird,
Verständnis für Rußland und seine
Kultur zu erwecken. —
Einen imMärz 1917 gehaltenenVor«
trag über „Deutschland und Amerika"
veröffentlicht Prof. Dr. Siegmund
Hellmann im Verlage von Duncker
K Humblot (München«Leipzig). Er
bietet eine kurze Übersicht über das
politische Verhältnis zwischen Deutsch-
land und den Vereinigten Staaten vor
und während des Weltkrieges. Wenn
uns auch „das Gemisch von Eigensinn,
schulmeisterhafter Anmaßung, persön-
licher Eitelkeit, mit Humanitätsphrasen
verbrämter Brutalität und pfäffischer
Salbung, wie es das Auftreten Wilsons
in diesen 2^/, Iahren gezeigt hat",
mit Widerwillen und Ekel erfülle,
so müsse man doch nach den wahren
Gründen forschen, die die Amerikanische

Regierung zum Bruch mit Deutschland veranlaßt haben. Mögen diese auch „zu einem sehr wesentlichen Teil" in wirtschaftlichen Fragen liegen, so ist es doch nicht allein diese Rücksicht auf Kriegslieferungen und Anleihen gewesen, die Wilsons Politik bestimmt haben. Vielmehr liegt in der Richtung der amerikanischen Politik, die Wilson schon von seinen Vorgängern übernommen hat und die schon lange vor seinem Amtsantrit gegen Deutschland gerichtet war, ein großer Teil der Schuld an dem Bruche zwischen den beiden Ländern, die bisher seit Bestehen der Union stets in Freundschaft gelebt hatten.

„Amerikas Waffenausfuhr und Neutralität" behandelt Prof. Dr. Heinrich Pohl in einer bei I. Guttentag in Berlin erschienenen Broschüre, die einen interessanten Beitrag liefert zur Entwicklung der diplomatischen Spannung zwischen Deutschland und Amerika.

Im Anschluß hieran sei auch eine andere im Verlage von Puttkammer A Mühlbrecht (Berlin) erschienene kleine Schrift desselben Verfassers über „Englisches Seekriegsrecht im Weltkriege" genannt, der eine Reihe interessanter Öräer» in Oouneil, die den Seekrieg betreffen, beigegeben sind.

Eine ausführliche Studie über „Das Schicksal Belgiens beim Friedensschluß" hat der Bonner Rechtslehrer Prof. Ernst Zitelmann im Verlage von Duncker K Humblot (München-Leipzig) erscheinen lassen. Nach einer Einleitung über die Kriegsziele im allgemeinen kommt der Verfasser zu dem belgischen Problem. Deutschland braucht eine Sicherung gegen Belgien und gegen eine Politik wie die vor 1914. Hierfür gibt es zwei Mittel: die Beschränkung der Unabhängigkeit Belgiens und zweitens die Trennung der Flamen undWallonen. Betreffs der ersten Art der Sicherung, meint Zitelmann, müsse Belgien außer Stand gesetzt werden, uns militärisch zu schaden, vielmehr müsse es den deutschen militärischen Interessen möglichst dienstbar gemacht werden, außerdem müsse aber auch verhindert werden, daß Belgien in Zukunft eine selbständige auswärtige Politik gegen das Interesse des Reiches treibe, und drittens endlich dürften Belgiens wirtschaftliche Kräfte nicht gegen das Deutsche Reich nutzbar gemacht werden, vielmehr sollten auch

diese möglichst dem Interesse des Reiches dienen. „Hierüber hinauszugehen fordert kein dringendes Interesse Deutschlands, im Gegenteil, Deutschlands Interessen raten, daß Belgien innerhalb der durch jene Zwecke gezogenen Grenzen in allen seinen Angelegenheiten, in Gesetzgebung und Rechtswesen wie in der gesamten inneren Verwaltung, seine volle Unabhängigkeit behalte". Diese Neugestaltung wird nach Ansicht des Verfassers am besten auf dem Wege eines völkerrechtlichen Bündnisvertrages erreicht, für den Zitelmann auf Seite 69 ff. einen ausführlichen „Entwurf" gibt.

Wir wollen an dieser Stelle nicht näher untersuchen, ob sich die Vorschläge Zitelmanns so glatt und endgültig werden durchführen lassen, wie es vielleicht zu wünschen wäre. Es dürften sich bei dem einen oder anderen Punkte erhebliche Schwierigkeiten einstellen, die nur schwer, vielleicht garnicht zu überbrücken sind. Immerhin bietet diese Studie sehr viel Interessantes und manches wertvolle Material zur belgischen Frage.

Prof. Friedrich Meinecke veröffentlicht unter dem Titel „Probleme des Weltkrieges" im Verlage von R. Oldenbourg (München) eine Anzahl seiner Aufsätze aus den letzten Iahren, von denen besonders der Aufsatz über „Geschichte und öffentliches Leben", ausführliche und lehrreiche kritische Besprechungen von Kjellsns „Probleme des Weltkrieges" und Bülows „Deutsche

Politik", sowie eine längere Abhandlung über „die Reform des preußischen Wahlrechts" hervorgehoben seien.—

„Kurländischer Frühling im Weltkrieg" betitelt P. Bräunlich ein im Verlage der Täglichen Rundschau in Berlin erschienenes Buch. Der Verfasser gibt hier persönliche Eindrücke wieder, die er während seines Aufenthaltes in den Ostseeprovmzen zu sammeln Gele« genheit hatte. Bräunlich hat es verstanden, diese Eindrücke in einer gefälligen, den Leser fesselnden Form wiederzugeben, doch ist er nach unserer Ansicht oft ein wenig zu optimistisch in seinem Urteil.

Ein Buch, das wir unseren Lesern warm empfehlen können, ist die „Grenz« wacht der Schweizer" von Iohannes Ieg erlehn er, das bei der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung (Berlin) erschienen ist. Schon in der letzten Rundschau hatten wir Gelegenheit, auf die Art des Verfassers, die Ereignisse lebendig und packend zu schildern, hinzuweisen. Auch dieses Werk zeugt von einer Lebendigkeit, durch die der Leser von vornherein gefesselt wird. Wenn auch das ganze in die Form eines Romans gegossen ist, so gibt Iegerlehner doch Selbsterlebtes und Selbsterschautes in diesem Buche wieder. Er schildert die Stimmung in der Schweiz bei Kriegsausbruch und in den ersten Kriegsmonaten, und er erzählt von den Erlebnissen des Regimentskommandeurs Salvenach während der Wacht an den Grenzen seiner Schweizer Heimat. Überall läßt der Verfasser seine große Bewunderung für Deutschland durchblicken, obwohl er selbstverständlich in erster Linie Schweizer ist, als Schweizer Bürger sieht und fühlt, und man geht wohl nicht fehl, wenn man in der Hauptperson des Buches Christoph Salvenach den Verfasser selbst sieht.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Eugen Löwinger.

Das Schiedsgericht im Haag war in erster Linie dazu erdacht, politische Differenzen unter den Mächten zu schlichten. Inwieweit diese Institution, zarischer Friedensliebe entsprungen, ihren Zwecken gedient hat, sehen wir aus dem Weltkriege.

Der Weltkrieg ist mit ein Wirtschaftskrieg. Der Friedensvertrag wird also, damit er nicht als ungenü-

gendes Elaborat erscheine, eine Regelung des wirtschaftlichen Verhältnisses der Mächtegruppen zueinander ent» halten müssen. Die Frage ist, welche Gewähr für die Einhaltung der im Friedensinstrument vorgesehenen Bestimmungen gegeben ist. Von Seiten der Zentralmächte wird voraussichtlich an der Meistbegünstigungklausel festgehalten werden. Es wird ferner die Festsetzung getroffen sein, daß der eigene Staatsangehörige in punkto Steuern, Rechtsbehandlung, Patentrecht nicht besser oder günstiger dastehen dürfe als der Fremdländer. Aber ebenso wichtig wie diese Abmachungen werden die Vereinbarungen sein, die sich auf den unlauteren Wettbewerb, auf die unreelle Konkurrenz, beziehen. Haben wir doch schon vor dem Kriege so oft gesehen, daß die Vereinbarungen im Handelsvertrage umgangen worden sind durch Verfügungen administrativer Natur, die, wenn auch nur für ein internes Geltungsbereich geschaffen, von ausgedehntem Einfluß auf die Entwicke« lung des internationalen Ver» kehrs gewesen sind. Wir brauchen bloß auf die Schikanen hinzuweisen, welche die französische Zollverwaltung in Sachen der Ursprungszeichen gemacht hat, ferner auf die ungerechtfertigten Zollauslegungen, die sich insbesondere bei der Zollbehandlung deutscher Waren herausgestellt haben und die

letzten Endes entweder den deutschen Versender vor ein französisches Schiedsgericht brachten oder ihn zwangen, die Ware nach Deutschland zurückzuziehen, nachdem die unangemessen hohen Jollstrafen erlegt worden waren. Auch in Sachen der Zollstrafen ist bisher in Frankreich, in Italien und auch in Rußland ein Verfahren beliebt worden, das man wohl lediglich um des lieben Friedens willen über sich hat ergehen lassen. Für einfache und offensichtliche Schreibfehler wurden Zollstrafen diktiert, die daS Doppelte oder Dreifache des Zollbetrages ausmachten. Selbst vor Beschlagnahmen haben die französischen und italienischen Zollverwaltungen aus nichtigem Anlaß nicht zurückge» schreckt. Die gleichen Verfehlungen französischer oder italienischer Ver» sender wurden in Deutschland im Sinne der bestehenden Vorschriften durch Ordnungsstrafen erledigt in der Höhe von 50 Pfennig oder 1 Mark. Das sind nur kleine Beispiele, welche zeigen sollen, wie notwendig es ist, Sicherheiten zu haben gegenüber unvernünftigen und willkürlichen Behandlungs» methoden unserer Gegner, die nach dem Kriege noch viel weniger rücksichtsvoll vorgehen werden als bisher.

Es ist nun nicht anzunehmen, daß wir wegen jeder Zuwiderhandlung unserer Gegner gegenüber den Bestimmungen und dem Sinn des Friedensvertrages immer erst auf diplomatischem Wege Genugtuung zu erhalten versuchen werden, ganz abge» sehen davon, daß auch dieser Weg keineswegs die wünschenswerte Ge» währ bietet. Zur Deckung der in dem Friedensvertrag festgesetzten Bedin» gungen wird also nur durch ein internationales Schiedsgericht etwas zu erreichen sein, indem vereinbart wird, daß der Anspruch dieses Gerichtshofes von sofortigen praktischen Erfolgen begleitet ist.

Daß dieses Schiedsgericht so zusammengesetzt sein muß, daß es politischen Erwägungen so wenig als nur möglich zugänglich erscheint, ist selbstverständlich. Es würde sich vielleicht der Ausweg finden lassen, daß beispielsweise für die Differenzen zwischen Franzosen und Deutschen schwedische oder holländische Schiedsrichter gewählt werden. Denn der Franzose ist

in seiner politischen Leidenschaftlichkeit
unberechenbar. Das lehrt uns ja der
gegenwärtige Krieg. Auch die Einbe-
rufung und Organisation des Schieds»
gerichtes müßten in einer Weise geregelt
sein, daß es mit möglichst wenig Zeit-
verlust in Aktion tritt und innerhalb
einer kurzen Zeit seinen Urteilsspruch
fällt.
Nur im Wege dieses Schiedsge»
richtes erscheint es uns möglich, Diffe-
renzen auszutragen, die sich in den wirt-
schaftlichen Beziehungen der Staats»
ungehörigen der beiden Mächtegruppen
nach dem Kriege mehr als wünschens-
wert ergeben werden. Die Erfahrung
wird dann denjenigen, welche diese
„Meinungsverschiedenheiten" forcieren,
zeigen, daß sie schief gewickelt sind. So
ließe sich erhoffen, daß immer weniger
der Versuch gemacht wird, den Ange-
hörigen der Zentralmächte in ihrer
kommerziellen Betätigung Schwierig»
keiten in den Weg zu legen und die
im Lande befindlichen „feindlichen"
Staatsangehörigen an ihrer legitimen
Geschäftsausübung zu hindern. Die
Gleichstellung des Inländers mit dem
Ausländer ist ein Grundsatz, der auf
das nachdrücklichste befolgt und respek-
tiert werden muß, und eben in der Be-
folgung dieses Prinzips werden wir
in England, Frankreich und Rußland
.zweifelsohne nach dem Kriege die
größten Schwierigkeiten finden. Es
muß Wert darauf gelegt werden, daß
dem Untertan der Zentralmächte in
Frankreich oder England ein Rechtsweg
gesichert werde, der ihn vor unange.

nehmen Überraschungen schützt. Ob auch in diesem Teil des Fragenkom» fleres nur ein internationales Obergericht die richtige Instanz darstellt, läßt sich heute nicht so ohne weiteres sagen. Iedenfalls muß aber mit aller Energie darauf hingearbeitet werden, daß in Sachen der Recht» sprechung alles geschehe, um einseitige Auslegungen zu Gunsten der eigenen Staatsangehörigen hintanzuhalten.

Man sieht, daß die Bestimmungen im Friedensinstrumente, man möchte sagen: oft auch doppelte Sicherungen notwendig machen. Von der Bereitwilligkeit, die die gegnerischen Friedensunterhändler zeigen werden, ^iese Sicherheiten zu geben, wird die Schnelligkeit der Friedensverhandlungen mit abhängen.

Der III. Band des Lessing« schenKatalogs.

Wie der zweite Band, dem eine frühere Anzeige galt, so ist auch der dritte mitten im Kriege erstanden und erschienen, ein schönes Zeugnis typographischer Kunst, ein lebendiges Denkmal glücklicher Sammlertätigkeit und großzügigen Mäzenatentums. Außer der Bibliothek, die keinen einheitlichen vollständigen Eindruck macht, und die mit Ausnahme der auf Lessing bezüg» lichen Erscheinungen keine Kostbarkeiten ersten Ranges aufweist, verzeichnet der Band ausschließlich Handschriften. Während der erste Band dem Lessingschen Briefschatz gewidmet war, der zweite die deutsche Literatur umfaßte, enthält der vorliegende dritte teils Handschriften deutscher Fürsten, teils Manuskripte, die aus dem Auslande stammen. Eine ganz besonders wertvolle Abteilung ist den Stammbüchern gewidmet, unter denen Kleinodien allerersten Ranges enthalten sind, z. B. Niederschriften des Iohannes Kepler, des Amos Comenius, Mendelssohn, Chodowiecki und anderer Berühmtheiten vergangener Iahrhunderte nebst manchen kuriosen Inschriften z. B. von D. W. Triller. Die Fürsten sämtlicher deutschen Länder außer Preußen, welches letztere Land schon früher ver» zeichnet war, sind fast ausnahmslos vertreten. Von den auswärtigen Län» dern fehlt kein großer Staat und von allen werden bedeutende Stücke geboten. Hier mag nur entsprechend dem Charakter dieser Zeitschrift auf den großen

Reichtum der Schriftstücke hingewiesen werden, die von Napoleon und den Seinen herrühren, auch von Napoleon III. sind höchst charakteristische Schreiben an den deutschen Historiker Schlosser vorhanden. Unter den Staatsmännern ist besonders Gr^goire hervorzuheben.

Nur zwei Staaten mögen noch ausdrücklich hervorgehoben werden, Italien und Amerika. Von dem ersteren Lande erscheinen die Fürsten der kleineren Staaten sowie die ersten Könige des geeinten Italiens in wünschenswerter Vollständigkeit. Von Staatsmännern, Dichtern und Schriftstellern des genannten Landes seien nur Silvio Pellico, C. Rosmini, G. Tiraboschi, A. Zeno genannt, während allerdings Manzoni fehlt. Die Reihe der Päpste beginnt mit Eugen III. 1145—1153 und geht, wenn auch nicht ganz lücken» los, bis Pius IX. Aus Amerika tritt uns Benjamin Franklin entgegen, auch Thomas Iefferson und George Washington mit höchst charakteristischen Schreiben. Aus den übrigen Staaten mag nur noch Österreich hervorgehoben werden, besonders ein wichtiges Schreiben der Maria Theresia, die reiche Sammlung der bandschnften des Prin« zen Eugen von Savoycn und der Tiroler Heerführer aus dem Iahre 1809. Ganz besonders viel gewinnt durch unsere

Sammlung die Geschichte der Be» freiungskriege, denn es werden sehr viele Schriftstücke hier verzeichnet von ausländischen und deutschen Fürsten an preußische Generäle und höhere Ver» waltungsbeamte, die ebensowohl die militärischen Aktionen der großen Zeit wie die Verwaltung und Neuordnung der besetzten Länder zum Gegenstande haben.

Neben der Politik kommt auch die Literatur zu ihrem Recht. Besondere Prachtstücke sind die vielfältigen Briefe an Moses Mendelssohn teils von dem schweizerischen Philosophen Isaak Iselin, teils von drei deutschen Fürsten, dem Herzog von Braunschweig, Ludwig Eugen von Württemberg und dem Grafen Wilhelm zu Schaumburg Lippe, außerordentlich schöne Schreiben, die einer so notwendigen Ausgabe des Mendelssohnschen Briefwechsels zur Zierde gereichen würden. Höchst wert» voll ist ferner ein Brief Voltaires, während von Rousseau und Diderot nur kleinere Schreiben vorhanden sind; von Beaumarchais ist ein langes wich- tiges Schriftstück erhalten. Aus Eng- land erfreuen große Handschriften von Cobden, David Ricardo, Gibbon; aus der Schweiz außer den schon erwähnten Iselins ein höchst charakteristisches Ge- plauder des alten Bodmer an Nicolai 1776. Literarisch sehr fördernd sind einzelne Briefe von und an Chamisso: Briefe an ihn von Krusenstern, einem französischen Diplomaten, Proben seiner Zettelkorrespondenz mit Madame de Stael, die unsere Kenntnis dieser liebenswürdigen Plaudereien erheblich bereichern.

Im ganzen ist es eine Sammlung, die man garnicht genug bewundern kann.

Daß ein Privatmann einen solchen Schatz zusammengebracht hat, ist staunenswert, und daß dessen Sohn in diesen schweren Zeiten ein so wunder- voll ausgestattetes Verzeichnis auf seine Kosten ausgehen läßt, zwingt alle Be- nutzer zum höchsten Dank für diese Libe» ralität und Hochherzigkeit.

Ludwig Geiger.

Berichtigung.

Im Iuliheft muß es in dem Aussah: „Vom neuen Drama" von Assaf Ciffrin heißen:

auf Seite 88, Zelle 18: man laut (statt: mauslaut.)

Seite 89, Zeile 10: die Gestalt (statt: die Anstalt). Zeile 12: Sie wird zur Legende durch ihr Handeln, nicht durch die Legenden anderer über sie (statt: Handeln nicht durch die Legenden anderer über sie). Zelle 17: Mutter (statt: Muster). Zeile 29: Tugendpreis (statt: Jugend-preis).

Seite 90, Zeile 1: Monsieur Legros (statt: Madame Legros). Zeile 22: dieses „Heldenliedes" (statt: dieser „Heldenlieder"). ‚Zeile 26: schwankt (statt: schrankt).

Das Drama „Madame Legros" ist im Verlag Kurt Wolf, Leipzig, erschie« nen.

Unverlangt« ManusKipte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Milckporto beiliegt.
O««»»««!,« und »H«l«d»»teul! Vio<. Dr. Lud«!, 2««»» w »NU» V «<>, Lutz»»»«« »». i2«!«ft»> »m» «MlMI<M.e208.) —»«ia>««»iU>ch«l»!«t>»»«N>l:0l.e,l»»»»»l>!ck w»«»la».
—»M«w^»«««w»»<»>!U»^n»:
«lrlllche », ». bostuchhondiu», <2. »«»»), «Udo«!« V. »«»«»»»>»,» 2. — »«lro« »üb»»» »« schi«IHch«> «ucht>i»ck««l o. L, Sch»t«I»«»d«l, »^<»., »«»>«n m.

Bildnis und ngmhÃ¤ndige Unterschnft des Generalfeldmarschallz von NÃ¼low.

∧

EmeöeuOtMmatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlefische Buchdrucker«,^^ Kunst- und Verlagsallstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
«. F. St««»»««. V«lth«ld Luit«. «l»1ch«».l>.H»ft»chh<m»l, «l»l«»ck b»N«»bol<^
Stockholm Christiania Konstantinopel
«.«. Flitz«, I>!br»I>.!e N»7»I«. Iaco» Vl)bl«>d «uchhdlg. In»»»»«, »uchhonol, o«, ««u.
Iril di, Plooinzen in Sch»«d«n >»r» in Dlixnioli: »»»,« «tz«. U«ft»» «»ck»,I«e». «,»«»»,««»».
für !>i« sch«x>,: »r»»«n. «««,». ». V»chh«Nl»l««« H««». V«»», Jülich I.
«<n«l»loellnwng fül Kolland: l».V. »«»«»»«»« »» «»»!», H«««. »uittnhol 3«.
4i. Jahrgang. Band 162. Heft 516. September 1917.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Politische Genies und ihre Voraussagen.

Politische Voraussagen sind das Vorrecht besonders glücklich angelegter und inspirierter Köpfe, vielleicht geradezu ein Reservatrecht der politischen Genies. Ieder politische Kalkül, heißt es bei Gustav Ratzenhofer, „Wesen und Zweck der Politik," setzt mit einer „inspirativen Folgerung" ein. Wenn das Genie, fährt Ratzenhofer fort, wie in allen Dingen, so auch hier, leichter und rascher das Richtige findet, so wird doch der mit gewöhnlicher Vernunft geschöpfte Kalkül, ein wohldurchdachter politischer Plan den Erfolg sicherer erwarten lassen, als wenn sich ein politisches Talent leichtsinnig auf die bloße Inspiration verläßt. Die „Befähigung zur Aufstellung der Prognose hinsichtlich der Wirkungen der Staatshandlungen" stellt F. von Holtzendorff als das praktische Ergebnis des politischen Wissens und Könnens dar. Darum verlangt er von jedem Politiker „ein Augenmaß für die zukünftigen Dinge." Aber auch er muß zugeben, das politische Prophezeiungen mit zweifellosem Ausgang ausgeschlossen sind.

Selbst die größten politischen Genies (Napoleon, Bismarck) haben zuweilen falsch prophezeit. Und trotzdem gilt: propbet» uon tit, uanoitnr. Nicht die Vortrefflichkeit der Absichten, wie ich anderwärts dargetan habe, sondern der Eintritt des vorausgesehenen Erfolges ist der politische Wert-messer, der an einen Staatsmann zu legen ist. Denn alle Politik gehört in die Reihe der „variablen Zweckmäßigkeiten" im Gegensatze zum Recht, das ein „ethisches Minimum" (Iellinek) oder die konstant bleibenden Zweckmäßigkeiten oder Notwendigkeiten des staatlichen Lebens darstellt. Diese variablen Zweckmäßig« keiten vermag der Politiker nur an der Hand der Geschichte zu ermitteln.

Die Witterung des Kommenden setzt eine gründliche Vertrautheit mit dem Gewesenen voraus. Die Gleichförmigkeiten im Ablauf des historischen Prozesses legen die Schlußfolgerung nahe, daß bei annähernd gleichen geschichtlichen Bedingungen und Voraussetzungen — absolut gleiche sind für den Prozeß der Geschichte auszuschließen — der künftige Ablauf des Geschehens dem Vergangenen in großen Zügen gleichen werde. Darauf beruht die Staatskunst, daß sie sich aller Zweige der Staatswissenschaften und Historie bedient, um

Schätzungswerte über die künftige Zusammensetzung der nationalen Interessen, der Parteien und politischen Gebilde, letzten Endes der internationalen Konstellation aufstellen zu können. Die Wissenschaften sind gleichsam das Labo» ratorium, in welchem man die Technik der Kombination, der Prognose, der politischen Wahrscheinlichkeitsrechnung erlernt. Aber nur die Technik, das Nachschaffende, kann die Wissenschaft lehren, nicht die Inspiration, das Intuitive, das Selbstschöpferische. Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung, Demographie und Völkerpsychologie, Geschichte und Soziologie liefern dem geborenen politischen Genie die Instrumente und Maßstäbe zur Größenschätzung. Aber die Kombination aller dieser Elemente im Dienste der politischen Voraussicht ist Sache der schöpferischen Einbildungskraft, der politischen Genialität. Alle Monographien und Abhandlungen eines Iahrhunderts, meint Holtzendorff, würden nicht im stande sein, jemand zur Lenkung eines großen Staates zu befähigen, wenn in Geschick, Scharfblick und Entschiedenheit jene große Rolle intellektueller und moralischer Fähigkeiten versagt wäre, ohne welche eine Staatshandlung von einiger Bedeutung nicht vollbracht werden kann. Freilich setzt auch das größte politische Genie eine gewisse Stetigkeit und Gleichförmigkeit im Ablauf der Völkerschicksale im allgemeinen und der einzelnen geschichtlichen Begebenheiten im besonderen voraus, da sonst Kombinationen, Analogieschlüsse und induktive Erfahrungsschlüsse (bei Wundt: Empeireme) logisch unzulässig wären. Wäre das berühmte Spottwort im Rechte, wonach Seine Majestät der Zufall die Welt regiere, so daß die geschichtliche Weltlage eine völlig andere geworden wäre, wenn Kleopatra eine andere Nase gehabt hätte, so könnte das größte politische Genie kein problematisches Urteil über das Kommende, also auch keine politische Prognose mit logischem Fug aufstellen. Wenn auf tausend Nieten in der politischen Prognose nur ein Treffer käme, dann würde freilich der Zufall, den Spinoza für die Natur zum ,,^»Mm ißnorantiae" gestempelt hat, in der Geschichte das letzte Wort behalten. Unsere Darlegungen dürften bis jetzt den Beweis erbracht haben, daß die Herrschaft des Zufalls in der Geschichte angesichts der nicht wegzuleugnenden Gleichförmigkeiten in den Gruppenhandlungen und der Gattungsentwicklung des Menschengeschlechts in sehr enge Grenzen gebannt ist. Menschliche Gruppenhandlungen (Ehen, Geburten, Todesfälle, Selbstmorde, Brandlegung, Geisteskrankheiten, Diebstähle, Verbrechen u. s. w.) zeigen sozialen Rhythmus. Das Abweichen des Individuums vom Gattungstypus ist ziffermäßig ein so minimales, daß es beim Aufstellen von historischen Kategorien, d. h. obersten Gattungsbegriffen menschlichen Handelns ebenso aus« geschaltet werden kann, wie man sonst in der logischen Operation bei der Bildung des Oeuu» proximum und der öitkereuti» Zpeoiüo» verfährt, daß man die artbildenden Merkmale fortläßt, um sich nur auf die gattungsbildenden zu beschränken. In den menschlichen Arthandlungen, die wieder

in Unterarten, Spielarten und Varietäten sich spalten, herrscht Verschiedenheit, die durch Zone und Klima, durch Volk und Rasse, durch Nationalität und Religion, durch soziale Klassenschichtung und staatliche Regierungsform iu 8«2ere, durch Temperament und Charakter, durch Impuls und augenblickliche Konstellation in »peuie bedingt sind. Diese Arthandlungen mit ihren geschichtlichen Bedingtheiten, durch welche das Abweichen des Individuums vom Gattungstypus des Handelns erklärt und wodurch seine persönliche Freiheitssphäre abgegrenzt wird, lassen sich aber, »nb »etermtati» 8z>e«ie gesehen, unter historische Kategorien, d. h. unter die typisch wiederkehrenden obersten Gattungshandlungen des ganzenMenschengeschlechts subsummieren. In dieser logischen Perspektive kommt der geschichtliche Zufall, das Einmalige und Willkürliche, das Singuläre und Individuelle, kurz der Fetischcharakter des geschichtlichen Erlebnisses um seinen Kredit. Der geschichtliche Zufall erscheint den obersten Gattungsbegriffen menschlichen Handelns gegenüber, die eine konstante Größe darstellen, ebenso als »»?Ium ißnor»uti»e der Geschichte, wie der scheinbar zufällig vom Dach herabgefallene Ziegelstein in dieser angeblichen Zufälligkeit seines Falles ein »»^Imu ißnorlmtille der Naturerklärung bedeutet. Was der kurzsichtigen Wahrnehmung zufällig erscheint, kann im großen Weltzusammenhange sehr wohl begründet und logisch notwendig sein.

Diese geschichtlichen Kategorien hat nun der geniale Politiker, der Prognosen aufstellt, um problematische Urteile über den künftigen Gang der Dinge abzugeben und seine politische Taktik danach einzurichten, in seinen Kalkül, in seine politische Wahrscheinlichkeitsrechnung als regulative Faktoren seiner Kombination einzuschließen. Er muß den Gang der Geschichte in großen Zügen kennen, um ihren künftigen Verlauf voraussehen und seine Handlungen dieser Einsicht gemäß einrichten zu können. Diese Voraussicht, diese feine Witterung für das Kommende auf Grund der kalkulatorischen Abschätzung des Gewesenen ist das schöne Vorrecht der genialen Intuition und politisch«schöpferischen Phantasie, wie Ernst Bernheim vortrefflich ausgeführt hat. Nicht um geschichtliche Gesetze handelt es sich für den Politiker, wie für den Naturforscher, sondern um Erfahrungsverallgemeinerungen und darauf gegründete Regeln. Der große Politiker ist, wie der Soziologe, der Grammatiker der Geschichte, und er verhält sich zu den einzelnen menschlichen Handlungen etwa so, wie der Grammatiker zu den einzelnen Worten oder Lautsymbolen seiner Sprache. Die Grammatiker erfinden keine Sprache, sondern sie finden sie vor und ordnen das Vorgefundene dergestalt, daß sie auf Grund der Tatsache, wie bisher erfahrungsgemäß gesprochen worden ist, die Regel ableiten, wie in Zukunft gesprochen werden soll. Ihre Norm, die auf ein künftiges Sprechen gerichtet ist, leitet also ihr Recht von der bisherigen Erfahrungsregel ab. Die politische Prognose ist für den Staats«

!, <
mann, der sie für sich oder für sein Volk oder für ganze Völkergruppen aufstellt, eine Norm, ein Sollen, nach welchem er seine Taktik im großen wie sein Procedere im kleinen einrichtet. Solche Prognosen sind nicht nur zulässig, sondern für den ernsten Staatsmann unerläßlich. Sie bilden das Rückgrat seiner politischen Eristenz, den zusammenhaltenden Faden seiner Einzelpläne und Detailhandlungen. Mag man über die Grenzen der Sicherheit solcher Prognosen noch so sehr streiten, so ist die Annahme, als sei die politische Voraussage Zufallserzeugnis oder politisches Lotteriespiel, ganz auszuschließen. Das würde nur von jenen Wetterfahnen oder Vil-ball^ne-Spielern der Politik gelten, die weder einen leitenden Gedanken, noch ein eigenes Programm haben. Das sind die Industrieritter der Politik. Ernst« hafte Staatsmänner aber dürfen nicht bloß, sondern sie müssen politische Prognosen mit der Gültigskeitsgrenze der Wahrscheinlichkeitsrechnung und des problematischen Urteils aufstellen, sonst schwebt ihre ganze Lebensarbeit stützenlos in der Luft. Staatsmänner großen Stiles, die allem uferlosen Planen und steuerlosen Führen abhold sind, werden das Problem der Geschichte zu bewältigen und die Politik als Wissenschaft zu beherzigen haben.

Richard Müller-Freienfels:

Zur Psychologie der Diplomaten.

Mit refrainartiger Hartnäckigkeit kehrt in der französischen und auch in der englischen Presse unsrer Zeit die Behauptung wieder, die Deutschen hätten keine „Psychologie". Welche Maßnahme immer von unsrer Politik getroffen werden mag, kaum einmal bleiben „Matin" oder „Temps" den Nachweis schuldig, daß sich wieder einmal die notorisch klägliche „Psychologie" der Deutschen offenbare. Die Behauptung wird zu oft unterstrichen, um nicht gründlicher Nachprüfung wert zu sein.

Natürlich handelt es sich nicht um Psychologie als Wissenschaft, sondern um jene instinkthafte Menschenkenntnis, die es ermöglicht, mit Sicherheit die Wirkung einer Maßnahme auf Freund und Feind vorauszuberechnen. Und darin sollten wir Deutschen andern Völkern nachstehen? — Die Tatsachen geben im allgemeinen den Gegnern nicht recht. Beweist nicht die Weitherzigkeit, mit der wir uns fremde Kunst und Dichtung zu eigen machen, daß wir uns leichter als andere Völker in fremdes Fühlen versetzen können? Beweist nicht die wissenschaftliche Gründlichkeit, mit der wir fremdes Kulturgut durchdringen, daß wir zum Verständnis desselben befähigt sind? Und sind

nicht unsre Kaufleute und Industriellen in überseeischem Gebiet gerade da»
durch erfolgreich, daß sie geschickter als alle Konkurrenten auf die Bedürfnisse
ihrer Kunden einzugehen wissen? Nein, die ganze Nation kann mit diesem
Vorwurf „schlechter Psychologie" nicht gemeint sein, ist es auch nicht, sondern
nur der Kreis der gegenwärtigen Diplomaten. Und auch im Inland. ist
man vielfach geneigt, jenem Vorwurf rechtzugeben.

Wir gedenken hier nicht einzustimmen in das weitverbreitete, ziemlich
kritiklose Schelten auf unsre Diplomaten, das den äußeren Mißerfolg in
einigen grellen Fällen gleich als Beweis für die Unfähigkeit der Beteiligten
hinnimmt. So wenig der Erfolg an sich große Tüchtigkeit und Fähigkeit
beweist, so wenig braucht der Mißerfolg auf Unfähigkeit zu beruhen. Die
oft gerügte Tatsache, daß die Auswahl der Diplomaten aus einem verhält«
nismäßig kleinen Kreise, dem begüterten Adel, erfolgt, braucht kein zureichender
Grund für unzulängliche Tüchtigkeit zu sein. Denn ergänzen sich nicht unsre
höheren Offiziere ebenfalls hauptsächlich aus den gleichen Kreisen und genügen
doch ihren Aufgaben? Es wäre keineswegs verbürgt, daß wir durch Er-
weiterung der Auswahlsphäre lauter Genies als Politiker bekommen würden.
Und schließlich gingen doch in den meisten aristokratisch und vielfach auch in
den demokratisch regierten Staaten der Vergangenheit die Politiker aus eng»
umgrenzter Gesellschaftssphäre hervor. Der geringeren Auswahlmöglichkeit
steht dabei eine immanente Tradition gegenüber, die auch etwas wert ist
und deren Bedeutung wir erkennen, wenn wir in der inneren Politik des
Reiches die politische Geschicklichkeit der konservativen Fraktion betrachten. In
der vielberufenen „kasienhaften Beschränkung" allein kann also der Grund des
Mißerfolges unsrer Diplomatie nicht liegen. Vielleicht ist's also doch die
mangelnde „Psychologie"?

Die Worte „Psychologie" und auch „Menschenkenntnis" sind keine sehr
glücklichen Ausdrücke für das, was damit bezeichnet werden soll. Beide
klingen viel zu intellektuell. In Wirklichkeit handelt es sich weder um ein
„Erkennen" noch umsonst einen „logischen" Vorgang: nur um ein Einfühlen,
ein instinktives Stellungnehmen und vor allem ein richtiges Reagieren. Der
Verstand braucht sich über alles das keine Rechenschaft geben zu können.
Oft haben ganz unintellektuelle Menschen — z. B. Frauen — eine viel
bessere „Menschenkenntnis" in diesem Sinn als bedeutende Gelehrte.
Indessen schließt der Begriff der Menschenkenntnis stets auch ein teleo»
logisches Moment ein. Ein bloß theoretisches Durchschauen fremder Seelen
und ihrer Regungen wäre noch nicht Menschenkenntnis in dem hier gemein«
ten Sinn. „Menschenkenner" in dieser Bedeutung ist man nie schlechthin,
man ist es stets unter bestimmtem praktischem Gesichtspunkt, im Dienste

eines Zweckes, dem man alles unterordnet. Es gibt daher nicht eine Menschenkenntnis, sondern viele verschiedene Arten derselben. Ieder Beruf hat seine Art der Menschenkenntnis: die des Iuristen ist eine ganz andere als die des Arztes, die des Kaufmanns verschieden von der des Geistlichen. D« Art unsrer Beurteilung und unsrer Stellungnahme zu andern Menschen hängt vom innersten Wesen unsrer eignen Persönlichkeit ab. Von hier aus empfangen wir alle Maßstäbe, nach denen wir messen, und kein Mensch kann aus seiner Haut heraus. Es gibt also im Grunde soviel Arten der Menschen« kenntnis, als es Menschen gibt. Indessen lassen sich diese verschiedenen persönlichen Stellungnahmen zu andern sehr wohl gewissen Typen unterordnen und nach ihrer Zweckrichtung begreifen.

Das ist's, was ich hier versuche. Es handelt sich gar nicht um ein Mehr oder Weniger an Menschenkenntnis, vielmehr um die spezifische Art derselben. Das Mehr oder Weniger ist eine Sache angeborenen Taktes und persönlicher Intuition, und es gibt innerhalb eines jeden Kreises gute und schlechte Menschenkenner. Es wäre also töricht zu fragen, ob innerhalb unsrer Aristokratie mehr oder weniger solcher Menschenkenner gebo« ren werden als in andern Lebenskreisen. Was wir prüfen ist die typische Art der Einstellung andern Menschen gegenüber, die beherrschende Zweck« richtung, in der sie vor sich geht. Diese hängt zusammen mit der gesamten Lebenshaltung, die ihrerseits ein Produkt sozialer Faktoren ist.

Wenn wir also die spezifische Art der Menschenkenntnis erkennen wollen, können wir es nur aus dem Gesamttypus des betreffenden Subjekts heraus. Auf unsern Fall angewandt würde also unsre Fragestellung lauten: ist der Typus des deutschen Diplomaten so beschaffen, daß seine Art der Menschen« beurteilung für seine Zweckeinstellung als Politiker ungeeignet ist?

Wir entwerfen daher zunächst ein typisches Bild des deutschen Diplomaten^ das wir nachher mit dem anderer Nationen konfrontieren. Man kann nämlich — und wir werden es dartun — solche Typen deutlich erkennen, sosehr auch im Einzelnen die Individuen verschieden sein mögen; denn der Zwang des Typus ist stark genug, um wesensfremde Individuen sich zu beugen, was ebenfalls aus unsrer Darstellung hervorgehen wird.

Im allgemeinen bewahrt der deutsche Diplomat — wie er in der Mehrzahl der Fälle dem Adel entstammt — auch als Politiker die Haltung des Edelmanns mit militärischem und höfischem Einschlag. Mit starkem Ehrbewußtsein begabt, lebt er geradeaus, von inneren Direktiven vor allem seinem Ehrbegriff, in erster Linie geleitet, mehr nach dem Fürsten als auf das Volk blickend. Bismarck, obwohl ebenfalls diesem Typus ungehörig, überschreitet ihn allerdings, wie das Genie meistens

den Typus überschreitet. Aber die Hohenlohe, Bülow und fast alle, die der Öffentlichkeit als Persönlichkeiten bekannt geworden sind, gehören diesem Typus mit geringen Abweichungen an. Auch Bethmann«Hollweg ist dazu zu rechnen; die professoralen Züge, die die Presse überstark betont, sind durchaus sekundär.

Als Aristokrat tritt der deutsche Politiker auch seinen ausländischen Kollegen gegenüber. Streng die Form wahrend und Gleiches fordernd, geht er mit kühler Sachlichkeit seines Wegs, geneigt, fremde Rechte zu respektieren, vorausgesetzt ,daß seine eignen ebenfalls anerkannt werden. Heimlichkeit, Schliche, verschlungnes Ränkespiel liegen ihm nicht. Wird sein Recht bedroht, schlägt er ans Schwert, aber er versucht selten, etwas durch Hintertüren zu erreichen, da sein Ehrgefühl ihm diese verbietet.

Aus dieser seelischen Haltung lassen sich ganz klar die Hauptlinien unsrer neueren Politik ableiten. Die scheinbare Indolenz der Einkreisung gegenüber, der „Panthersprung" von Agadir, auch die Stellungnahme in der bosnischen, serbischen, belgischen Frage.

Alles in allem ein ehrenwerter, sympathischer, männlicher Typus und sicherlich nicht ärmer an markanten Persönlichkeiten als die Diplomatie der Nachbarländer. Und dennoch hat er so wenig Erfolg gehabt, daß sicherlich nach dem Kriege fast einstimmig sein Wegtritt von der Weltbühne verlängt werden wird und am lautesten vom eignen Volke.

Die Gründe für seinen Mißerfolg liegen nicht so sehr in dem Typus selber als darin, daß er es mit Gegnern zu tun hat, die, wenn auch nicht an sich überlegen, doch sicherlich anders sind und fühlen als er selber und die er deshalb nicht richtig zu beurteilen vermag. Wir müssen also den Gegner ebenfalls kennen lernen, um das zu verstehen.

Von diesen Gegnern ist der erfolgreichste der Engländer. Die Haltung des englischen Diplomaten der Welt gegenüber ist durchaus die des gewandten Kaufmanns oder Industriellen. Wie ein Kaufmann hat der englische Politiker mit schärfstem praktischem Blick das Ziel der eignen Bereicherung im Auge, wahrt aber dabei stets die Fiktion, daß er im Interesse des Kunden oder der Allgemeinheit arbeite. Unablässig preist er sich und das, was er zu geben hat, an. Da sein Interesse dem der andern nicht immer entgegen, sondern oft parallel läuft, kann er das, ohne sogleich ins Unrecht gesetzt zu werden. Indessen auch dort, wo eine solche Interessengemeinschaft nicht besteht, hält er jene Fiktion aufrecht und arbeitet dabei stark und erfolgreich mit allgemeinen Schlagwortes!. Das offene Geheimnis seines Erfolgs ist, daß er anders spricht, als er denkt. Er weiß ganz genau, daß auf die Menge vor allem Worte, Worte und nochmals Worte wirken. Die

tatsächlichen Verhältnisse in ihrer unübersehbaren Verflochtenheit zu überschauen,
ist nur wenigen möglich und fast allen zu mühselig. Ein bequemes Schlag«
wort jedoch, eine klangvolle Formel gibt eine billige Scheidemünze ab, mit
der sich glänzende Geschäfte machen lassen. Da das Publikum stets nach
Äußerlichkeiten urteilt, so wirft der englische Diplomat sich gerade dort, wo er am
rücksichtslosesten seine Zwecke verfolgt, den schönsten idealen Mantel um,
und darin tritt er vor die Welt. Wir haben es oft genug erlebt und
erleben es noch immer: vergewaltigt der Engländer kleine Nationen,
geschieht es im Namen der Freiheit; übt er brutalsten Zwang auf dem
Meere so tut er es nur, um die niederträchtigen deutschen Piraten klein
zu kriegen; bricht er den frivolsten Krieg vom Zaun, so tut er's, um den
bösen Militarismus zu bekämpfen. Der englische Diplomat verfährt wie ein
raffinierter Kaufmann, der genau weiß, daß man durch recht laute, recht
sichtbare, recht schreiende Reklame dem Publikum den größten Schund
aufreden kann. Nun, der Erfolg beweist, was sich die Welt von England
hat aufreden lassen. Und noch immer ist die Welt nicht schamrot geworden
über die Art, in der sie sich dupieren läßt. Wahrlich, kein glänzender Reife-
beweis der Gattung „domo »t»pieu»"! Aber ein großer Erfolg der englischen
Diplomatie und ihrer kaufmännischen Psychologie! Und wenn sie, was wir
mit Sicherheit hoffen, in diesem Kriege schließlich dennoch unterliegt, so
geschieht es nicht infolge der überlegenen Diplomatie der Gegner, auch nicht,
weil das Truggebäude der englischen Reklamepolitik in sich zusammenbräche,
es geschieht aus Gründen, die jenseits der diplomatischen Gespinste liegen.
Sympathisch ist dieser geschäftige, laute, mit dem Pöbel aller Sorten pak-
tierende Diplomaten«Typus gewiß nicht, aber er ist erfolgreich und wird bei
uns mindestens ebensosehr geschmäht als (bei allem Vorbehalt) — bewundert.

Ein weiterer Typus in der Politik ist der redegewandte Rechtsanwalt.
Er ist in reinster Ausprägung in Frankreich am Ruder, findet sich aber mit
geringen Variationen auch in andern südlichen Ländern. In Cicero kann
dieser Typus einen illustren Ahnherrn begrüßen. Dieser Typus übernimmt
eine politische Aufgabe, wie er einen Prozeß übernehmen würde. Zur Sache
selbst braucht er keine inneren Beziehungen zu haben; er könnte gegebenenfalls
stets auch anders. Seine beherrschenden Motive sind Ehrgeiz, Machtwille,
oft auch Eitelkeit. Die Menschen teilt er ein in Clienten und Gegenpartei,
hält sie im allgemeinen — da auch sein eigner Charakter elastisch ist —
nicht für sehr sichere Kantonisten und behandelt sie demgemäß. Seine
Macht liegt in seinem Worte. Noch mehr als der reklametreibende Englän-
der arbeitet er mit der schönen Phrase. Was dem Briten Mittel zum
Zweck ist, wird ihm oft zum Selbstzweck. Er berauscht sich an der Fülle

des Klangs, schmettert seine Sätze wie Fanfarenklänge über die horchende
Menge hin. Ob er Gambetta oder Briand oder Salandra heißt, stets ist's
der gleiche Typus. Er plaidiert, wenn er redet. Er zieht alle Register
der Gefühlssuggestion von der wildesten Hurrabegeisterung bis zur vibrieren^
den Rührstimme. Wie die römischen Rhetoren scheint er anzunehmen, daß
die Masse nur aus Instinkt und Leidenschaften handele. Zu gute kommt
ihm vor allem der Mangel an Gedächtnis beim Pöbel. So versteht der
politische Advokat sein Volk zu lenken, wie er es will, allerdings stets
paktierend, mit dessen minderen psychischen Funktionen, und ist so gewisser^
maßen doch dessen Sklave, wo er der Herr scheint.
Bei den französischen Politikern unsrer Zeit tritt neuerdings noch eine
weitere Note stark hervor: die ans Hysterische grenzende Femininität. Sie
benehmen sich wie kokette Damen, die beständig die schönen Augen blitzen
lassen, beständig die rücksichtsloseste, giftigste Medisance üben und doch
schmerzlich beleidigt aufkreischen, wenn ihnen ein männliches Donnerwetter
in die Quere fährt. Erinnern wir uns, wie die Franzosen mit den „latei«
nischen Vettern" in Rom und Bukarest kokettierten. Lesen wir einen der
zahllosen Artikel der gegenwärtigen französischen Presse über das Thema:
„Warum Amerika Frankreich liebt ." Immer das gleiche! Man stellt
Beobachter auf Kathedralen und wimmert, wenn die bösen Deutschen dann
auf sie zielen. Eben schluchzen die Herren in Paris mit den Damenalluren
die lieben Russen an und zählen ihnen auf, daß Frankreich schon soviel für
sie getan hätte, daß ihm zu tun schon nichts mehr übrig bliebe.
Eine andre Spielart des Politikers ist der verkappte Professor. Er
hat sich in allen Ländern gelegentlich bemerkbar gemacht, ohne jedoch —
und das aus guten Gründen — je zu dauernder Macht zu gelangen. In
der Gegenwart sitzt ein ausgewachsenes Eremplar in Amerika am Ruder.
Gewiß ist Wilson auch ein Geschäftsmann, hat daneben priesterliche Alluren, ist
jedoch im Innersten Professor. Auch bei uns, in der Vergangenheit wie in
der Gegenwart, hat sich der Professor bemerkbar gemacht. Er redet mit
Pathos, mit Gelehrsamkeit und in allgemeinen Begriffen. Er hat Ideale, sehr
hohe, sehr bedeutende Ideale, die nur oft schwer mit der rauhen Wirklich-
keit in Einklang zu bringen sind. Er beweist gern, was er sagt, besonders
mit Sätzen und Parallelen aus der Geschichte, ohne jedoch immer zu über-
zeugen, und für die Zukunft stellt er weitreichende Pläne auf, ohne sich
über deren Durchführbarkeit immer klar zu sein. Auch die Menschenbeur-
teilung des Professors ist durchdrungen von ethischen Ideen, aber oft wenig
gestützt auf wirkliche Beobachtung, umso mehr auf Bücher und allgemeine
Lehrsätze. Auch er liebt wie der Kaufmann und der Advokat große Worte

und abstrakte Begriffe; sie sind ihm aber nicht Mittel zum Zweck noch narkotische Essenzen, sie sind ihm tranßendente Wesenheiten. Was er darlegt, ist oft ein Genuß zu lesen und reich an geistigen Anregungen, wird jedoch von der rauhen Wirklichkeit meist grausam dementiert. Wir haben bei uns erlebt, daß ein ordentlicher Professor der Geschichte wenige Tage vor der Kriegserklärung Amerikas mit plausiblen Gründen darlegte, warum Amerika nie den Krieg erklären würde. Bis die Tatsächlichkeit wieder einmal bewies, daß sie ein höchst unlogisches Etwas ist, was seine eignen Wege geht, ohne sich an gelehrte Berechnungen zu kehren. —

Die bisher gekennzeichneten Typen des Politikers sind nicht die einzigen, wenn auch in der Gegenwart die wichtigsten. Der im Altertum und Mittelalter so einflußreiche Typus des politisierenden Priesters ist in der Neuzeit zurückgetreten. Auf dem Balkan und in andern entfernteren Gegen« den herrscht ein Typus, der hinter französischen Advokatenalluren unverkennbar den Abenteurer, ja den Hochstapler erkennen läßt. Für uns Deutsche kommt er nicht in Betracht. —

Wir werden vor die Frage gestellt sein, welchen der drei obengenannten Typen wir an die Stelle des Aristokraten setzen werden, wenn wir nach dem Kriege an eine Neuorientierung unsrer Politik gehen. Denn eine Neu> ordnung vor allem der auswärtigen Diplomatie wird eine der lautesten Forderungen der Nachkriegszeit sein. Vermutlich wird man ein grausames Gericht halten über den bisherigen Typus, das sicherlich viel zu weit gehen wird. Ob es gelingen wird, den Aristokraten zurückzudrängen, ist eine Machtfrage, die im Kampf mit dem stärksten, wenn auch nicht zahlreichsten Kontingent unsrer Parteigliederung entschieden werden muß. Und schon rüstet auch dies Kontingent sich zum Kampfe.

Stellen wir uns jedoch auf den Standpunkt, daß eine Ersetzung des Edelmanns durch einen andern Typus notwendig ist, so kommen vor allem die drei oben gekennzeichneten Typen in Betracht. Von diesen hat in Deutschland der Advokat am wenigsten Aussicht sich durchzusetzen. Schon darum, weil solche Rhetoren bei uns selten gedeihen und auch weniger Widerhall im Volke finden.

Als Nachfolger kommen vor allem der Professor und der Kaufmann in Betracht. Ersterer macht sich schon jetzt eifrig bemerklich, besonders in der Fronde gegen Bethmann«Hollweg. Dieser Typus hat mehr Aussicht auf Erfolg, als es wünschenswert wäre. Möge uns der Himmel bewahren, daß unsre Politik nach logischen Ariomen oder historischen Gesetzen berechnet werde! So wertvoll unsre Wissenschaft in sich und für unsre Kultur ist, so

wertvolles sie, als Technik in die Praris übertragen, in diesem Kriege geleistet hat, für die Politik ist sie gefährlich und doppelt gefährlich, weil der Deutsche der gelehrten Autorität gern und willig das Ohr öffnet. —

Die meiste Aussicht, vor allem auch die größte Popularität, dürfte der englische Typus, also der Kaufmann haben. Kaufmännischen Geist wird man in erster Linie von unsern Diplomaten heischen und hoffentlich nicht darauf verfallen, dessen Vorhandensein durch Eramina feststellen zu wollen. Schon früher hat man hie und da versucht, Kaufleute zur Regierung zu berufen. Dernburg, Möller, Helfferich sind die bekanntesten Namen derart. Freilich hat schon ihr Beispiel bewiesen, daß nichts damit getan ist, Einzelne in einen geschlossenen Kreis Andersartiger hineinzufügen. Sie werden assimiliert oder ausgestoßen. Es wird sich fragen, ob es gelingt, den Edelmann so zurückzudrängen, daß der Kaufmann die Oberhand gewinnt. Freilich auch der kaufmännische Politiker wird in Deutschland nicht die gleichen Züge zeigen, die er in England hat. Er wird sich dem Einfluß des Volksgeistes nicht entziehen können, der eben anders ist als in Großbritannien. Niemals wird ein deutscher Politiker so skrupellos verfahren können wie ein britischer. ,,WM or vrou8 m? eonutr^« ist ein Satz, der sich in deutscher Übertragung nicht einbürgern wird. Grund dafür ist einerseits eine stärkere moralische Selbstkritik bei uns, als auch eine gewisse doktrinäre Prinzipienreiterei, über die wir so leicht nicht hinwegkommen. Ob sich also in Zukunft ein eigner deutscher Typus herausbilden wird, der zu gleicher Zeit sittlich unangreifbar und erfolgreich ist, wird nur die Zeit lehren.

Eins aber ist sicher: daß der aristokratische Typus in der gegenwärtigen Form unhaltbar ist. Nicht weil er an sich schlechter wäre als andere Typen, sondern weil er unzeitgemäß ist. Er stammt aus einer Epoche, wo Politik eine halb gesellschaftliche Beziehung zwischen Fürstenhöfen war und der Diplomat der hoffähige Vertreter seines Fürsten. Heute ist in allen Ländern die Politik demokratisiert, sie ist eine Geschäftsverbindung zwischen den meist demokratischen Regierungen. Selbst in Rußland dürfte der aristokratische Politiker abtreten. Wir müssen uns darin der Mehrzahl anpassen und den politischen Geschäftsleuten andrer Nationen geschäftskundige Fachleute gegenüberstellen, die die Welt aus der gleichen Perspektive sehen und nach gleichen psychologischen Gesichtspunkten den Gegner zu erraten vermögen. Gebet dem Kaufmann, was des Kaufmanns ist! Der deutsche Kaufmann hat auf seinem engern Fachgebiet Großes geschaffen und sich dem englischen und jedem andern mindestens ebenbürtig gezeigt. Er wird — so hoffen wir — auch in der Politik Großes vermögen, wenn wir ihm Prokura erteilen.

F. R. Behrens:
Aus der Wiege des polnischen Staates.
I. Die erste Wurzel der Verfassung.
„Was geht in Polen vor?" fragte kürzlich eine große deutsche Zeitung.
Das ist bezeichnend für den Umfang der Beschäftigung der deutschen Politiker mit dem Werden des polnischen Staates. Man weiß ja, daß der provisorische Staatsrat einberufen ist, daß er tagt, das ist auch alles. Die Ergebnisse seiner Sitzungen sind herzlich unbekannt. Wobei es doch wohl einer der seltensten und belangvollsten Vorgänge ist, das Werden eines jungen, nackten Staates im zwanzigsten Iahrhundert zu beobachten. Wobei wir unser eigenes Kind, zumindestens Pflegekind, vor uns haben.
Als erste Aufgabe hatte der Staatsrat seine Geschäftsordnung zu beschließen. Das ist der Urgrund, auf dem das ganze vollkommene Staatsgebäude ruhen wird, es ist die ursprünglichste, intuitivste Arbeit der Staatsbauer. Die folgenden Beschlüsse sind als die wichtigsten Ergebnisse der ersten Arbeit hervorzuheben:
Organe des Staatsrates sind:
Die allgemeine Versammlung, der geschäftsführende Ausschuß, der Kronmarschall, die Abteilungen mit den Abteilungsräten, die vorbereitenden Ausschüsse, die örtlichen Beauftragten.
Die allgemeine Versammlung beherrscht die ganze Thätigkeit des Staatsrats. Sie beschließt über alle Angelegenheiten grundsätzlicher Natur. Die Sitzungen der Allgemeinen Versammlung werden durch den Kronmarschall einberufen, entweder zu ständigen Terminen, die der Staatsrat bestimmt, oder nach Maßgabe des Bedarfs oder auf Antrag eines Regierungs« kommissars, von 13 Staatsratsmitgliedern oder von 3 Mitgliedern des geschäftsführenden Ausschusses. Die Tagesordnung bestimmt der Kronmarschall. Anträge, die wenigstens von 8 Staatsratsmitgliedern unterschrieben sind, und ebenso Anträge von Seiten der Okkupationsbehörde sind ohne Verzug vom geschäftsführenden Ausschuß zu begutachten und dann auf die Tagesordnung der nächsten allgemeinen Versammlung zu setzen.
Außer dem Kronmarschall und Vizemarschall wählt die allgemeine Versammlung aus ihrer Mitte den Schriftführer des Staatsrates und dessen Vertreter.
Alle Angelegenheiten werden in der allgemeinen Versammlung des Staatsrats durch einfache Stimmenmehrheit der Anwesenden entschieden, mit Ausnahme von Verfassungsgesetzen, zu deren Annahme eine Dreiviertel«

siimmenmehrheit der anwesenden Mitglieder, mindestens jedoch die Zustimmung von 13 Mitgliedern erforderlich ist. Bei Stimmengleichheit entscheidet der Vorsitzende. Die Abstimmung erfolgt öffentlich, geheime Abstimmung kann auf Beschluß des Staatsrats angeordnet werden. Bei Wahlen gilt einfache Mehrheit auf Grund geheimer Abstimmung.

Der geschäftsführende Ausschuß führt die Beschlüsse der all« gemeinen Versammlung des Staatsrats aus und besorgt unter deren Auf- sicht die gesamte organisatorische und administrative Arbeit des Staatsrats.

Der geschäftsführende Ausschuß setzt sich aus dem Kronmarschall, dem Vize- marschall und 7 aus der Mitte des Staatsrats gewählten Mitgliedern zu- sammen. Die Mitglieder sind mit Ausnahme des Kronmarschalls Leiter der einzelnen Abteilungen.

Dem geschäftsführenden Ausschuß ist die Staatskanzlei unter der obersten Leitung des Kanzleidirektors untergeordnet. Den Kanzleidirektor ernennt der Ausschuß, die Beamten der Staatskanzlei jedoch der Kronmarschall.

Der Kronmarschall ist der Vorsitzende des Staatsrates und sein Vertreter nach außen. Bis zur Bestellung eines Staatsober- hauptes ist er auch der höchste Vertreter der polnischen Staatsgewalt innerhalb wie außerhalb des Staates. Er hat das Siegel des Staatsrats in Gewahrsam, führt den Vorsitz in der all- gemeinen Versammlung und im geschäftsführenden Ausschuß und vermittelt den Verkehr mit den Okkupationsbehörden.

Der Vizemarschall vertritt den Kronmarschall mit dessen Vollmacht oder in dessen Verhinderung.

Zum Zwecke der Verwaltung der einzelnen Geschäftszweige werden innerhalb des Staatsrats 8 Abteilungen gebildet:

Heeresabteilung, Finanzabteilung, politische Abteilung, Abteilung für innere Angelegenheiten, volkswirtschaftliche Abteilung, Arbeits« abteilung, Iustizabteilung, Abteilung für Kultus und Unterricht.

Bei jeder Abteilung wird ein ständiger Abteilungsrat gebildet. Ihm gehören diejenigen Staatsratsmitglieder an, die sich dazu bereit erklären« ferner Sachverständige von außerhalb des Staatsrats. In den Abteilungs« rat der Abteilung für Kultus und Unterricht werden außerdem noch Ver- treter der Religionsgemeinschaften berufen, und zwar zwei des katholischen Episkopats und je einer des evangelisch«augsburgischen Konsistoriums, des evangelisch«reformierten Konsistoriums und der jüdischen Landesgemeinde. Die Vertreter der Religionsgemeinschaften haben in Angelegenheiten fremder Konfessionen keine Stimme.

Sofern die Bearbeitung von Gesetz« und Verordnungsentwürfen be- sondere Sachkenntnis und besondere Nachforschungen erfordert, können vor

>
bereitende Ausschüsse gebildet werden, entweder bei der zuständigen Abteilung durch den geschäftsführenden Ausschuß oder unabhängig von den Abteilungen durch die allgemeine Versammlung. Diesen Ausschüssen können auch Nichtmitglieder angehören.

Bis zum Zeitpunkt der Organisierung eines Systems der örtlichen Ver« waltung kann der ausführende Ausschuß mit Zustimmung der Okkupations« behörden örtliche Beauftragte für die Kreise und größeren Städte bestellen.

Die Mitglieder des Staatsrats sind als Beamte der Krone Polens, und nicht als Vertreter von Parteien oder Organisationen anzusehen. Sie können sich also nicht auf deren Anweisungen berufen und können am parte,« politischen Kampf nach außen keinen Anteil nehmen.

II. Die politischen Parteien.

Eine Unmenge von Parteien und politischen Gruppen sind in Warschau tätig. So alle vier Wochen verschmelzen sich mehrere Vereinigungen zu einer, ohne daß die Gesamtzahl davon beeinflußt wird.

Alle Parteien ohne Ausnahme verlangen die Wiederherstellung des un-abhängigen polnischen Staates. In den Wegen dazu lassen sich zwei Haupt« richtungen feststellen. Die Aktivisten, dazu rechnen die Linksparteien, das Zentrum und die Dissidenten der Rechten, sind entschlosssen, gegen Rußland zu kämpfen. Die Neutralisten, d. i. die standhafte Rechte, zögert noch, um das Land in den Augen der Entente nicht bloszustellen.

In Warschau und in den intellektuellen Kreisen besitzen die Aktivisten die Mehrheit.

Alle haben gegen Deutschland noch ein gewisses Mißtrauen, aber alle sind auch gewillt, die Proklamation des 5. November zu benutzen, um die staatlichen Einrichtungen zu organisieren.

Die Gemäßigten und die gegen die Zenlralmächte am meisten miß« trauischen Konservativen bilden den „Klub der Parteien" (I^olo mieäL^Mrt^jne). Der umfaßt die ehemaligen Realisten, die Nationaldemokraten, eine Fraktion der Fortschrittler und die Christlichen Demokraten. Das Organ des Klubs ist der „Kurjer Warszawski."

Wichtig ist die Erklärung des Klubs der Parteien: „Die von Rußland und seinen Verbündeten als Antwort auf den Akt des 5. November ein-genommene Stellung entspricht nicht den unerschütterlichen und allgemeinen Bestrebungen der polnischen Nation, wieder einen unabhängigen Staat zum Leben zu erwecken." Die Proklamation vom 5. November kann zwar nicht

das Ideal dieser Vereinigung bilden, aber sie empfindet ihn doch als historischen Akt von der größten Bedeutung, und sie ist entschlossen, eifrig daraus Nutzen zu ziehen.

Als Hauptgegensatz zu den Aktivisten fühlen sie deren Bestreben, Polen in den Krieg hineinbringen zu wollen. Sie ziehen vor, sich nicht „mit den Mittelmächten zu kompromittieren", bevor die Nation darum befragt worden ist. Sie suchen nach einer Lösung, die jedermann zufriedenstellen kann.

Die Aktivistenparteien haben sich zu einem „Nationalrat" (Rada Narodowa) zusammengetan, der die ganze Linke der polnischen Radikalen und Sozialisten umfaßt, die sich in einem Komitee (C. K. N.) unter dem Vorsitz von A. Sliwinski vereinigt haben, dann das Zentrum und die Intellektuellen, die Lempicki und die Liga für ein polnisches Staatswesen unterstützen, ferner die Nationalpartei, geleitet vom Grafen Ronikier und Dzierzbicki und Weniawski, um die sich alle Dissidenten der Rechten, Realisten, Nationaldemokraten oder Fortschrittler geschart haben, die der neuen politischen Richtung zugetan sind.

Es erscheint merkwürdig, daß hier die vor dem Krieg stets mehr oder weniger revolutionär gerichteten Parteien der Linken mit den Konservativen der Nationalen Vereinigung zusammen gehen. Das konnten nur die Verhältnisse des Krieges mit sich bringen, die Unabhängigkeit ist jetzt eine Möglichkeit, die von beiden mit abhängt, und deshalb sind beide fest entschlossen, den polnischen Staat mit einer starken Armee aufzurichten. Ia, die Parteien der Linken sind in der Militärfrage am allerweitgehendsten. Einer der Führer der Polnischen Sozialistischen Partei (P. P. S.) sagte kürzlich: „Wir wollen unsere Armee für uns haben und sie selbst organisieren. Der Staatsrat muß sich damit befassen und die Freiwilligen aufrufen. Wir werden sofort achtzigtausend bis hunderttausend Mann stellen."

Von den den Aktivistenparteien günstigen Blättern seien genannt: „Kurjer Polski", „Nowa Gazeta", „Glos Stolicy".

Von den kleineren Parteien ist der „Klub der Anhänger eines polnischen Staatswesens" erwähnenswert, der Polen als Verbündeten der Mittelmächte ansieht, und sofortige Pflichtrekrutierung fordert. Das Organ dieser ultra« aktivistischen Politiker ist der „Goniec".

Außerdem gibt es noch eine kleine Sozialistengruppe, die die Armee ablehnt, und die beiden Gruppen der Iuden, die der polnischen Angliederung geneigten und die der Zionisten.

3. Der neue Wind in Warschau.

„Es ist unsere Pflicht, sofort alle Kräfte der Nation zu organisieren."

Unzweifelhaft ist der Prinz Radziwill, von dem diese Worte stammen, einer

der populärsten Männer Warschaus. Sein Bild glänzt auf den Ansichts«
karten. Zeigt sich der Fürst auf der Straße, so entstehen Aufläufe, im Kino
donnert Händeklatschen, wenn er im Film erscheint. Prinz Radziwill, ein
energischer junger Mann aus einer der ersten polnischen Familien, ist der
Chef der Miliz, die ein polnisches Polizeikorps oder eine Bürgergarde ist.
Dieses Korps hat der Fürst vor dem Abzug der Russen vorbereitet.
Es trat bei Beginn der neuen Besetzung in Tätigkeit. Die Deutschen haben
es anerkannt und ihm die Verantwortlichkeit für die innere Ordnung über-
lassen.
Sehr vornehm und abgetönt wirkt die Kleidung der Miliz, ein dunkler
Mantel mit Nationalabzeichen und eine dunkelrote Schnur über der Brust
und auf der Mütze.
Die Miliz arbeitet zur großen Zufriedenheit des Kaiserlich Deutschen
Polizeipräsidenten von Glasenapp, der das öffentlich aussprach, und dessen
wenige deutsche Beamte dadurch sehr entlastet werden.
Im Iahre 1914 hatte Warschau 300 Schulen, heute hat es dreimal
soviel. Die errichtete der Magistrat, denn heute unterrichtet man dort in
der Nationalsprache. Der Nationalheld Kosciuszko hängt an den Wänden
der Klassenzimmer.
Die Deutschen helfen, wo sie können, das Schulwesen noch welter aus«
zubauen, besonders auf dem Lande, wo der Prozentsatz der Analphabeten
häufig noch echt russisch ist.
Aus deutschen Händen empfingen die Warschauer ihre Universität, denn
die Universität ohne Nationalsprache war nicht ihre Universität. Die Zahl
der Studenten und Studentinnen wächst ununterbrochen. Die Räume in
der Krakauer Vorstadt werden zu klein. Über 2000 weiße Mützen haben
heute in den Hörsälen Heimatrecht.
Ein Gelehrter von Ansehen ist der Rektor M. Brudzinski. Er ist be-
kannt durch seine medizinischen Werke und im ganzen Lande wegen seiner
kühlen Würde und seiner glühenden Vaterlandsliebe geachtet. Die Warschauer
Bevölkerung hat ihm oft führende Vertrauensstellungen übertragen, so den
Vorsitz im Magistrat. Seine besonderen Eigenschaften machen ihn zum ge-
gebenen Dolmetsch des Generalgouverneurs. Mit feinem Takt weiß er alle
Reibungeflächen des neugeborenen, oft unbändigen Staatskindes mit der
Besatzungsbehö'rde zu umgehen. Brudzinski weiß, daß zwischen Deutschen
und Polen naturgemäß unausgeglichene Rechnungen bestehen, er sieht aber
auch, daß es vorübergehende Sachen sind und daß die Deutschen Polen
gegenüber den Weg einer vernünftigen Politik betreten, die sich über jeden
einzuschlagenden Schritt Rechenschaft gibt. Der Wille der Polen, und noch
mehr „der Traum ihrer Väter und Großväter", wie sich feierlich das auch

nicht einen Augenblick verwirklichte Manifest des Großfürsten Nikolaus aus« drückte, ging nie dahin, daß sie in irgend einer Weise von Rußland ab- hängig bleiben sollen. Kraftvoll und mit der Wirklichkeit arbeiten ist das heutige Ziel aller ernsten Köpfe.

Brudzinski sagt: „Wir sind ganz einfach Polen und sind entschlossen, unser nationales Leben um jeden Preis wieder herzustellen."

4. Polen den Polen und Deutschland.

Gewiß gibt es auch in Polen Träumer, die ihren Staat ganz anders erblicken, als er ersteht. Wohl die wenigsten erhoffen noch etwas von einer internationalen Lösung der polnischen Frage. Gerade so wenig ernst werden in Warschau die Phantasten genommen, die an einen vollkommen selbstän- digen Aufbau des Staates ohne jede Hilfe der Besatzungsbehörde denken. Generalgouverneur von Beseler sprach es aus, daß er, abgesehen von der Kriegsnotwendigkeit, die die Zentralmächte zwinge, die Regierung in der Hand zu behalten, trotz aller Achtung vor dem polnischen Organisationstalent, der Überzeugung sei, daß mit dem Augenblicke, wo die Okkupationsregierun« gen sich zurückziehen würden, in diesem Lande eine Anarchie entstehen würde. Auf jeden Fall schlägt es den Tatsachen ins Gesicht, wenn man in deutschen Blättern lesen kann, Polen orientiere sich demonstrativ gleichgültig gegen uns nach Osten. Ieder in Warschau lebende Deutsche bedauert solche aufhetzende Worte aufs Äußerste. Und wenn der Rubelkurs auch täglich außerordentlich steigt und die Mark sinkt, so bejagt das in dieser Sache gar nichts, absolut gar nichts. ,

Bedenklich erklingt der Ruf nach einem Landtag. Nicht nur, weil er die Wirksamkeit des neugebildeten Staatsrates lahmlegen will, sondern weil, wie Beseler sehr richtig den polnischen Politikern auseinandersetzte, „Wahlen während des Krieges sehr gefährlich sind, auch für alte, längst organisierte Staaten."

Im übrigen wird der Landtag zur rechten Zeit kommen. Der Staatsrat hat bereits einen besonderen Ausschuß gewählt, der nur die Vorarbeiten für einen künftigen Landtag betreibt.

Gerade in Deutschland hat es unliebsames Aufsehen erregt, als der Kronmarschall Niemojowski sich äußerte, „daß die historijche Mission, der Polen die Ausdehnung unserer Grenzen auf die von russischer Herrschaft befreiten, zu Polen gravitierenden Gebiete verlangt." Man stößt sich an die „nach Polen gravitierenden Länder", von denen der Staatsrat auch in einem Aufruf an die polnische Bevölkerung spricht. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß diese Worte weniger von einem Kopfzerbrechen über Polens zukünftige Grenzen getragen sind, noch irgend einen Schein betonen wollen, vielmehr als Ausschmückungsstück eines historischen, festlichen Augenblickes ausflössen.

Die praktischen Politiker in Warschau wissen wohl zu unterscheiden zwischen Traum und Wirklichkeit. Sie handeln, wie die Godzina Polski: „Stellen wir uns fest auf den Boden der Erklärung der Zentralmächte, weisen wir alle weiterschweifenden Wünsche zurück, besinnen wir uns darauf, daß wir mit den Zentralmächten stehen und fallen, und bauen wir auf diesem, durch die Kriegsereignisse uns freigegebenen Fleck entschlossen das polnische Haus". Die letzten Auftreten der polnischen Abgeordneten im preußischen Landtag erregten in Warschauer Kreisen offenes Mißfallen. „Nationaler Schaden" überschreiben das Warschauer Zeitungen, und Goniec Poranny nennt den Abgeordneten Korfanty in einem Atemzug mit der „russophilen Clique".

Was wollen wir Deutschen mehr, wenn eine große polnische Tageszeitung schreibt: „Es wird Deutschland immer zur Ehre gereichen, daß Deutschland, auf der Höhe der militärischen Machtentfaltung, sich auf die Grenzen dieser Macht besann, sich darauf besann, daß der Geist noch stärker ist als die mechanische Gewalt, und sich entgegen den schweren Bedenken, die eine solche Politik für die preußischen Ostprovinzen haben kann, zur Bildung eines selbständigen polnischen Staates entschloß."

G. v. Hoffmann, Berlin:

Rassenhygienische Eheverbote und Gesundheitszeugnisse.

„Die Bevölkerungsftage ist die Frage der Zukunft", sagte den Mitteilungen der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene zufolge Geh. Obermedizinalrat Dr. Otto Krohne, Vortragender Rat im Ministerium des Innern, auf der großen bevölkerungspolitischen Tagung in Darmstadt. Der Ausspruch deckt die öffentliche Meinung: die Gefahr, die bei einem an Menge und Güte mangelhaften Nachwuchs droht, ist uns durch eine Flut von Büchern, Aufsätzen, Vorträgen und Mahnungen genügend zum Bewußtsein gebracht. Im Vordergrunde steht, wohl auch unter dem Eindrucke der Kriegsverluste, die Sorge um die Menge, während die gedanklich schwerer faßbare, in greifbare Maßnahmen wegen unserer mangelhaften wissenschaftlichen Kentnisse schwerer umzusetzende qualitative Rassenhygiene noch wenig Berücksichtigung findet. Die Menge allein genügt aber zum ungebrochenen Dasein eines Volkes nicht. Die Geschichte bietet zahlreiche traurige Beispiele, daß ein

Volk durch mangelhafte, rassenschädigende gesellschaftliche Auslese, infolge Überwucherung tüchtiger Volksschichten durch minderwertige in wenigen Geschlechterfolgen verfallen kann, und Züchtungsversuche namhafter Vererbungsforscher bestätigen die Tatsache, daß eine Zucht durch Auslesewirkungen und rasche Vermehrung unerwünschter Einheiten in kürzester Zeit ausarten kann.*)
Obwohl es kaum eine gesellschaftliche Maßnahme gibt, die in ihrem Endergebnisse nicht irgendeinen — heute allerdings oft nicht genügend abschätzbaren — Einfluß ausübte, kann vorläufig an die Verwirklichung von qualitativ rassenhygienischen Maßnahmen doch nur in sehr beschränktem Umfange gedacht werden. Dies nicht nur wegen der Mangelhaftigkeit der wissen« schaftlichen Grundlagen, sondern auch deshalb, weil die rassenhygienischen Erfordernisse eine Denkweise voraussetzen, die mit der herrschenden allzu häufig im Widerspruche steht. Das Bestreben, die Güte des Nachwuchses zu heben, setzt eine Ungleichheit der Menschen und folgerichtig ihre ungleiche Behandlung voraus. Ein Beispiel: das Siedlungswesen. Wird unterschiedlos angesiedelt, so bedeutet dies einen Verzicht auf die Beeinflussung der Nachkommenschaft durch das mächtigste Zuchtmittel der Natur: die Auslese. Sollen aber gesundheitliche und andere rassenhygienische Anforderungen an die Tüchtigkeit der Siedler gestellt werden, so scheint das der herrschenden Auffassung von der Gleichberechtigung der Staatsbürger derart zu widersprechen, daß eine Verwirklichung solcher Vorschläge vorerst ausgeschlossen erscheint. Die theoretische Zustimmung wird ja vielleicht noch erteilt, kommt es aber zu weiteren Erwägungen und Aussprachen oder gar zur beabsichtigten praktischen Durchführung, dann machen sich solche Widerstände tatsächlich immer wieder geltend.**)
Vielleicht stoßen diese Ausführungen mit ihrem Hinweise auf Ungleichheiten der Menschen viele Leser ab. Die Meinungen sind aber einem unmerklichen Wandel unterworfen und die rassenhygienische Denkweise, die bei jeder Tat die Frage aufwirft: welchen Einfluß wird sie auf die Wohlfahrt der Nachfahren ausüben, hat auch bei uns ihren Siegeszug angetreten. Ein solcher Wandel hat z. B. in Amerika unter dem Einflusse eugenischer Gedankengänge die Befürchtungen gegen schwere Eingriffe in das Geschlechtsleben (Unfruchtbarmachungen, Eheverbote) verstummen lassen und der Amerikaner ist jetzt im Stande, von Freiheit und Gleichheit mit der Befürwortung solcher Maßnahmen in einem Atemzuge zu reden. Und bei uns? Von Gesundheitszeugnissen

*) Eine vorzügliche Darstellung der rassenschildigenden Auslesewirkungen unserer K ultur enthält das fesselnde Werk Wilhelm Schallmayers: Auslese und Vererbung im Lebenslauf der Volker. Jena 1910. Gustav Fischer. 2. Auflage.

»*) Siehe den bahnbrechenden Aussatz von Geh. Rat. Prof. Max v. Grnber: Über Siedlung»» reform. Zeitschrift für Wohnungswesen in Bayern. München 1915, XIII. Ihg. Heft 10—12, S. 92—99.

vor der Eheschließung, von Eheverboten wollte man bis vor kurzem auch nur theoretisch nichts hören und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie das freie Selbstbestimmungsrecht, das angeblich unveräußerliche Recht auf Liebe und Glück antasten. Kürzlich veranstaltete nun die Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene eine große Aussprache über diese Frage und wir entnehmen dem in Druck erschienenen Sitzungsberichte, der Äußerungen von etwa 30 Fachleuten in Vertretung von 20 namhaften Gesellschaften enthält, daß gerade diese theoretischen Bedenken, die den herrschenden Meinungen entspringen, fast vollständig geschwunden sind.*)
Der Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung und die Eheverbote sind an sich kleine Mittelchen zur Ertüchtigung unserer Rasse, aber die von ihrer Einführung erhoffte Wirkung auf unsere Anschauungen kann weittragende Folgen haben. Es kommt weniger darauf an, die rassen« schädigenden Eheschließungen als unmittelbare Folge dieser Maßnahmen im Einzelfalle zu verhüten, als vielmehr der Öffentlichkeit vor Augen zu führen, daß die wichtigste Bedingung eines glücklichen Ehe«und Familienlebens die körperliche und geistige Gesundheit der Ehegatten ist. Erst dann äußert sich die Wirkung der Maßnahme, wenn die Bevölkerung die Bedeutung der Gesundheit für die Eheschließung richtig erkannt hat — was heute keineswegs der Fall ist —, weil dann die Verheiratung der Eheuntauglichen durch die verschärfte eheliche Auslese, d. f. durch erhöhte gesundheitliche Anforderungen erschwert ist. Es werden dann im Lager der Ledigen mehr als bisher solche Personen zu finden sein, die für eine Ehe wirklich nicht taugen. Die Natur hat uns im Iunggesellentum und Altjungferntum ein vorzügliches Mittel zur Ausmerzung unerwünschter Anlagen gegeben und unser Bestreben muß sein, daß möglichst nur unerwünschte Wesen ledig bleiben, keineswegs dürfen aber alle Ledigen restlos zur Ehe« schließung herangezogen werden.
Über das Für und Wider in der Frage der Gesundheitszeugnisse und Eheverböte gibt uns der erwähnte Bericht der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene vorzüglichen Aufschluß. Die weitgehenden nordamerikanischen gesetzlichen Eheverbote sind ebenfalls zur Genüge bekannt**), weniger dagegen das schwedische Gesetz. Einem von Stabsarzt Dr. Mar Christian zur Verfügung gestellten Gesctzesauszug, ferner persönlichen Mitteilungen des bekannten norwegischen Rassenhygienikers Dr. Ion Alfred

*) Siehe „Üb« dm gesetzlichen Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung und rassenhygienlsche Eheverbote." Herausgegeben von der Berliner Gesellschaft für Rassenhygiene, München 1817, I. F. Lehmann, 87 Seiten. 2 Mark. Mit Schriftenverzeichnis.

**) Siehe G. v. Hoffmann: Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Noiwmerika. Münchm 1913, I. F. Lehmann, 237 Seiten. Ergänzt dmch „Die rassenhygienischen Gesetze des Jahres 1913" im Archiv für Rassen- undGesellschaftsbiologie. Leipzig 1914.11. Ihg. 1. Heft. S. 21—32.

und Gesundheitszeugnisse G. v. Hossmann
Mjöen und seiner Frau entnehme ich nachstehende Schilderung der
schwedischen Maßnahme.
Nachdem einige Vorschläge auf Einführung von Eheverboten oder von
Austausch von Gesundheitszeugnissen in ärztlichen Gesellschaften und Frauen«
vereinen aufgetaucht waren und zum Teil lebhaften Widerspruch ausgelöst
hatten, gelangte im Iahre 1909 auf der gemeinsamen Tagung der nordischen
Staaten, die gleichartige Familienrechtsgesetze auszuarbeiten halte, ein norwe-
gischer Antrag zur Besprechung, der auf Grund eines Vorschlages von Dr.
Mjöen folgende Anregung enthielt: die Eheschließung eines Geschlechtskranken
soll verboten sein, es sei denn, daß beide Teile vom Vorhandensein der
Krankheit Kentnis haben und von ärztlicher Seite über die Gefahren aufgeklärt
worden sind. Diesem Gedankengange schloß sich die dänische Abteilung an.
Die schwedische Abteilung ging weiter und schlug ausdrücklich Eheverbote
für bestimmte Gruppen von Minderwertigen vor. Die anschließende Aussprache
und die grundsätzliche Billigung der Hintanhaltung rassenschädigender ehelicher
Verbindungen bildet den Ausgangspunkt ernsthafter Bestrebungen, die
vorgeschlagenen Maßnahmen in den nordischen Staaten durchzuführen.
Während aber Dänemark und Norwegen übe: die Vorarbeiten nicht hinaus«
gekommmen sind, gelang es den schwedischen Vorkämpfern der Maßnahme
im Iahre 1915 ein rassenhygienisches Ehegesetz durchzudringen. Nach z 5
dieses Gesetzes dürfen Geisteskranke oder Geistesschwache eine Ehe überhaupt
nicht eingehen; z 6 verbietet die Eheschließung solchen Personen, die vorwiegend
aus inneren Ursachen an Fallsucht leiden oder mit einer ansteckenden
Geschlechtskrankheit behaftet sind. In der Gesetzesbegründung wird auf die
rassenschädigenden Folgen dieser Mängel bei einer etwaigen Eheschließung
ausdrücklich hingewiesen und auf die Erfordernisse der Rassenhygiene bezug
genommen. Die Einhaltung des Gesetzes soll durch die Versicherung der
Ehebewerber auf Ehre und Gewissen gewährleistet werden, daß die betreffende
Krankheit nicht vorhanden sei. Die Einholung eines ärztlichen Rates ist nicht
ausdrücklich vorgesehen, dagegen wird die wissentlich falsche Aussage mit
Gefängnis von einem Monat bis zu zwei Iahren von amtswegen (nicht nur
auf Antrag) bestraft. Der König kann die Eheschließung trotz Vorhandenseins
der Krankheit ausnahmsweise gestatten, z. B. wenn eine Ehe auf dem
Sterbebette geschlossen werden soll oder wenn die Ehebewerber das fort-
pflanzungsfähige Alter überschritten haben.
Es wäre äußerst lehrreich zu erfahren, welche Wirkung dieses Gesetz
hat, in welcher Weise es in die Tat umgesetzt wird. Wenn e« vorläufig
auch nur soweit wirkt, wie die zum Teil noch strengeren nordamerikanischen
Gesetze, so können seine Schöpfer zufrieden sein: es ist ein Mittel, um das
öffentliche Gewissen in Dingen der Fortpflanzung zu schärfen. Bei uns

wird gegen die Maßnahme in erster Reihe angeführt, daß sowohl die Bevöl«
kerung als auch der Ärztestand noch ungenügend vorbereitet sei. Ist denn
hierin Schweden uns so weit voraus? Das möchte ich bezweifeln. Trotzdem
ist es richtig, daß die Vorbedingung und auch der vorläufige Zweck der
Maßnahme die Einsicht bzw. Aufklärung der Bevölkerung ist. Und von
diesem Gesichtspunkte ist der deutsche Entwicklungsgang des Gedankens, trotz
seiner größeren Schwerfälligkeit, der richtigere. Während die Vereinigten
Staaten von Nordamerika und Schweden zuerst die Eheverbote aussprechen
und die Gewähr für die erfolgreiche Einhaltung der Verbote, die ärztliche
Untersuchung, der langsam reifenden Einsicht der Bevölkerung, also der Zukunft
überlassen, geht das deutsche Bestreben dahin, zuerst die ärztliche Untersuchung
vor der Eheschließung zu einer volkstümlichen Gewohnheit zu machen und
dann erst zu schärferen Maßnahmen zu greifen. So hat die Berliner
Gesellschaft für Rassenhygiene vorgeschlagen und in diesem Sinne auch dem
Reichstag und Bundesrat im Sommer 1917 eine Denk»
schrift übergeben, daß der Austausch von Gesundheits-
zeugnissen vor der Eheschließung gesetzlich einzuführen
sei. Dieser Austausch von Zeugnissen hätte vorerst, ohne irgendwelche
Eheverbote nach sich ziehend, nur die gegenseitige Aufklärung der Ehebewerber
über ihren Gesundheitszustand herbeizuführen; es wäre zunächst den Ehebewerbern
zu überlassen, aus dem Inhalte der Zeugnisse die Folgerungen zu ziehen.
Dieser Vorschlag schien der Mehrheit der an der Beratung teilnehmenden
Gesellschaften zu weitgehend oder zumindest verfrüht zu sein. Man einigte
sich daher auf eine noch näher liegende Maßnahme: nicht nur keine Verbote
sollen ausgesprochen werden, auch der Austausch von unverbindlichen Gesund-
heitszeugnissen soll noch nicht gesetzlich vorgeschrieben werden, nur eine
Empfehlung einer ärztlichen Untersuchung vor der Eheschließung soll vorerst
erfolgen. Ein Merkblatt wurde ausgearbeitet und im Namen
aller beteiligten Gesellschaften den Regierungen der
Bundesstaaten mit der Bitte überreicht, daß jedem Ehe-
bewerber bei Anmeldung des Aufg ebotes ein solchesMerk«
blatt vom Standesbeamten ausgefolgt werde. Der Zeitpunkt
der Überreichung des Merblattes ist reichlich zu spät, weil Brautpaare, die
zum Aufgebote schreiten, alle Erwägungen und Überlegungeu bereits hinter
sich haben; aber der Hauptzweck ist allgemeine Aufklärung der Öffentlichkeit
und weniger die Hintanhaltung einzelner Heiraten. Bieten sich mit der
Zeit günstigere Gelegenheiten zur Merkblattverteilung, z. B. Entlassung der
gedienten Soldaten, Schulentlassung der Iugend im reiferen Alter u. s. w.,
umso besser.
Das fragliche Merkblatt, dessen Inhalt alle Eltern und die heranwach-
sende Iugend beherzigen sollten, hat folgenden Wortlaut:

und Gesundheitszeugnisse G. v. Hoffmann
„Ein Rat für Eheschließende.
Sie stehen im Begriff in nächster Zeit zu heiraten; es ist daher für
Sie von größter Wichtigkeit, Folgendes zu beachten:
Gesundheit der Ehegatten ist für das Glück der Ehe wichtiger
als Geld und Gut.
Krankheit eines Eh egatten schädigt seine eigene Arbeits-
kraft, vermindert seine Erwerbsfähigkeit, zwingt den anderen Gatten zu
vermehrter Arbeit, drückt auf die Lebensfreude, bringt Sorge und Kummer
ins Haus.
Krankheit eines Ehegatten kann auch die Gesundheit des
anderen Gatten schädigen. Das gilt besonders für alle ansteckenden
Krankheiten, z. B. Lungentuberkulose (Schwindsucht), Geschlechtskrankheiten usw.
Krankheit eines Ehegatten kann sich auch auf die Kinder
vererben, z. B. Geisteskrankheiten.
Krankheiten der Eltern schädigen, auch wenn sie sich
nicht vererben, sehr oft ihre Nachkommen, so daß diese entweder
schon schwächlich oder krank geboren werden, oder später leichter als andere
Kinder erkranken. Zu solchen Krankheiten gehören sehr viele Leiden, ins-
besondere Nervenkrankheiten, Tuberkulose, Syphilis usw.
Wer eine Ehe eingeht, ohne sich zu vergewissern, ob
er gesundist, übernimmt eine schwere Verantwortung gegen
seinen Ehegenossen und gegen seine Nachkommen.
Ob jemand an einer Krankheit leidet, die für ihn, seinen Ehegatten
und seine Nachkommen nachteilig sein kann, vermag nur ein Arzt durch
gründliche Untersuchung festzustellen. Der ärztlich Ungeschulte kann in diesen
sehr schwierigen Fragen nicht urteilen, nicht im günstigen, aber auch nicht
im ungünstigen Sinne. Wer nicht ärztlich sachverständig ist, kann bei sich
eine Krankheit übersehen und kann andererseits eine Krankheit annehmen,
die nicht besteht. Auch kann er fälschlich glauben, daß er mit einem erb-
lichen Gebrechen behaftet sei. So meinen auch manche Leute irrtümlicher-
weise, daß die im Kriege erworbenen Verstümmelungen für die Gesundheit
der Nachkommen nachteilig seien, was tatsächlich nicht der Fall ist.
Iedermann hat deshalb die sittliche Pflicht, bevor er
sich zu einer Ehe entschließt, das Urteil eines gewissen-
haften Arztes über seinen Gesundheitszustand einzuholen.
Wird eine Krankheit nachgewiesen, so ist der Arzt zu befragen, ob dadurch
eine Ehe beeinträchtigt werden kann. Ist das der Fall, so verlangt es die
Ehrenhaftigkeit, daß man seinem (seiner) Verlobten davon Mitteilung macht,

und daß man sich selbst ernsthaft prüft, ob man unter diesen Umständen eine Ehe eingehen darf.

Wer eine Ehe schließt, ohne von seiner Krankheit seinem (seiner) Verlobten Kenntnis zu geben, begeht ein Verbrechen an seiner Familie. Unter Umständen kann eine solche Ehe nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch für nichtig erklärt und aufgelöst werden.

Sieht der Arzt in einer festgestellten Krankheit oder Krankheitsanlage kein Bedenken gegen einen Eheschluß, so kann doch die ärztliche Untersuchung dadurch einen großen Nutzen haben, daß rechtzeitig zweckmäßige ärztliche Vorschriften erteilt und durch deren Befolgung eine Heilung oder Besserung erreicht wird, daß die Übertragung der Krankheit auf den Ehegatten verhindert, eine Schädigung der Nachkommen oder die Unfruchtbarkeit der Ehe verhütet wird.

Ieder, der eine Ehe eingeht, sollte sich auch über die Gesundheit seines (seiner) Verlobten Aufschluß erteilen lassen; das braucht nicht als Mißtrauen gedeutet zu werden, sondern ist nur eine notwendige Vorsichtsmaßregel, die großes Unglück verhüten kann.

Wer diese Mahnungen gewissenhaft befolgt, hat ein Anrecht auf das Glück einer in Gesundheit blühenden Familie."

Bei diesem freiwilligen Austausch von Gesundheitszeugnissen darf aber nicht halt gemacht werden, denn er wirkt mit der Zeit rassenschädigend statt rassenhygienisch. Es werden naturgemäß gerade die Gewissenhaften, Einsichtsvollen, also die wünschenswerten Menschen den Rat des Arztes einholen und befolgen, während die Leichtfertigen und Gewifsenlosen den Inhalt des Merkblattes nicht berücksichtigen. Es tritt also ein ehehemmender Umstand beim wünschenswerten Teil der Bevölkerung ein, der durch weitergehende Maßnahmen behoben werden muß, sobald das Merkblatt seinen Zweck erfüllt: die Öffentlichkeit mit dem Gedanken einer vorehelichen ärztlichen Untersuchung befreundet hat.

Die vorgeschlagene Maßnahme ist erst ein kleiner Schritt, dieser liegt aber in der besten Richtung. Wenn wir auch ausländische Gesetze als weitergehende nachahmenswerte Beispiele gerne heranziehen, so müssen wir den Entwicklungsgang in Deutschland doch höher einschätzen, denn er schafft für künftige rassenhygienische Maßnahmen eine gediegenere Grundlage, als es eine ihrer Zeit allzu sehr voreilende Gesetzgebung tun kann.

Dr. W. Stein:
Das Wettrüsten zum Wirtschaftskampf.
lMit dem Tage des Friedensschlusses wird, so ist heute allerorts zu
lesen und zu hören, für den deutschen Kaufmann ein auf Iahrzehnte berechneter
Wirtschaftskrieg beginnen. Der Name gibt einer gewissen mißverständlichen
Auffassung Raum. Ist man durchaus der Meinung, daß ganz eigentlich
feindselige Maßnahmen, die ohne eine völlige Stillegung der Handelsbeziehungen
der heute miteinander kämpfenden Völker nicht denkbar sind, Platz greifen
werden, so wäre er vielleicht gerechtfertigt und treffend. Da aber der
Güteraustausch nach dem Kriege unter allen Umständen wieder aufgenommen
werden muß, so darf wohl weniger von einem Wirtschaftskrieg als von einem
mit Sicherheit einsetzenden sehr scharfen Wettstreit der europäischen Völke«
um den Weltmarkt gesprochen werden. Denn wir kommen wieder auf
Handelsverträge zu, allen Pariser Beschlüssen zum Trotz. Diese letzteren
sind undurchführbar, weil die wirtschaftlichen Interessen der Ententeländer
auf die Dauer nicht in Einklang zu bringen sind. Die derzeitige Ehe
zwischen Iohn Bull und Marianne ist einfach unnatürlich. Das Verhältnis
hat für Frankreich nachgerade beängstigende Formen angenommen. Von
Calais aus vollzieht sich die „psnstration militaire" Frankreichs durch England.
Und ob die Briten die ehemalige Hansestadt jemals räumen werden, ist mehr
als fraglich, hängt wohl von dem Ergebnis des Krieges für England ab.
Balfour äußerte sich dem Schwätzer Churchill gegenüber: „Solange wir Calais
behalten, ist das verlorene Antwerpen entbehrlich". Die Worte sollten
Frankreich zu denken geben. Daneben beobachten wir eine fortschreitende
Verdrängung der französischen Industrie: wo früher die Trikolore flatterte,
weht heute der Union Iack. Nach dem Pariser „Economiste" ist die Ausfuhr
der früher blühenden französischen Tuchmanufaktur heute vollkommen durch
England vom amerikanischen Markt verdrängt, und um viele andere wichtige
Landesindustrieen, namentlich die Erzeugung von Baumwollwaren, steht es
nicht besser, „Überall greifen wirtschaftliche Verarmung und Zersetzung die
Organe und den Mechanismus unserer Volkswirtschaft an", klagt das Blatt
und spricht damit nur eine unumstößliche bittere Wahrheit aus. So wird
die unnatürliche Koalition gegen uns den Krieg nicht lange überleben.
Es ist ja auch undenkbar, den Handelsverkehr der europäischen Länder
untereinander, der sich vor dem Kriege, Ein« und Ausfuhr nicht doppelt
gerechnet, auf 1500 Millionen Pfund Sterling belief, auszuschalten. Rußland
kann uns schon garnicht entbehren. Deutschland kaufte ihm bisher den
größten Teil seines Getreides ab, eine Tatsache, worauf das ehemalige

Zarenreich sein ganzes Friedensbudget aufbaute. Soll Rußland aber den Wirtschaftskampf gegen uns mitmachen, so bleibt als Käufer nur England, dagegen aber würden die britischen Kolonieen, die Vereinigten Staaten und die Neutralen, z. B. Argentinien, protestieren, die englische Erzeugnisse doch mit ihren Naturprodukten bezahlen müssen. Dabei ist die jetzt geplante Vorzugsbehandlung der Kolonieen noch garnicht berücksichtigt, die einen Wirtschaftsverband gegen Deutschland überhaupt unmöglich machen muß. Kampfpolitik ist auch nicht denkbar ohne Schutzzoll. Aber schon in dem Programm der britischen Reichskonferenz liebäugelt Old England bereits mit dem Gedanken, der geforderten Vorzugsbehandlung der Dominions durch Subsidien genüge zu tun. Von uns aber braucht Rußland vor allem Schienen, Brücken, Lokomotiven, Waggons und landwirtschaftliche Maschinen, die ihm England und Amerika schon der viel höheren Transportkosten wegen nicht so gut und billig liefern können wie wir. Frankreich aber schaltet als Lieferant aus, wenn wir nicht den Abderitenstreich machen, uns als Kriegsentschädigung die im französischen Besitz befindlichen russischen Schuld-titel aufhalsen zu lassen. Frankreich würde dann seine jetzt wertlosen Papiere hoch verwerten können, bekäme freie Hand, könnte liefern und Kredite geben, wir aber würden auf diese Weise um jede Entschädigung gebracht, denn Rußland würde sich dann erst recht nicht davon abhalten lassen, den Staatsbankerott anzusagen. Die Italiener aber brauchen, wie bekannt, uns, nicht wir sie.

So ist denn das Kriegsgeschrei, dessen Inhalt der Boykott Deutschlands in der ganzen Welt bildete, ziemlich verhallt. England geht bereits seine eigenen Wege, was aber keineswegs daran hindert, daß es die größten Anstrengungen macht, uns zu schaden, wo es immer kann. Ist unsere wirtschaftliche Vernichtung unmöglich, so bleibt wirtschaftliche Schädigung mit allen Mitteln das Ziel. Zwar wird der Unterschied zwischen einst und später nicht so arg groß sein, wir sind chikanöse Behandlung — man denke nur an die Zollchikanen — gewöhnt, dennoch aber ist zu beachten, daß dieses Mal das bewußte Bestreben vorhanden ist, bestehende Gegensätze zu überbrücken. Der tief eingewurzelte Haß gegen die deutsche Konkurrenz, diese letzte Triebfeder aller deutschfeindlichen Maßnahmen, ist so stark, daß nicht er, wohl aber die Verhältnisse allen entgegenstehenden Verhältnissen zum Trotz, uns ernsthaften Schaden zuzufügen vermag, wenn wir nicht behutsam sind und wohlgerüsiet dastehen.

Dabei ist, wenn man von einem Verstärken der Rüstung, einem Wettrüsten spricht, die Stärke unserer heutigen Stellung von nicht geringer Bedeutung. Der Nerv des deutschen Handels ist die Industrie, darunter nicht zum mindesten die Erzeugnisse unseres Bergbaues. Weil die Welt unser Kali, unsere Arzneien und Farben, unsere Spielwaren, unser Eisen,

unsere Kohlen, unsere Maschinen braucht, deshalb blüht und gedeiht der
deutsche Handel. In der langen Kriegszeit aber ist die deutsche Industrie
nicht ärmer und schwächer, sondern im Gegenteil selbständiger und innerlich
gefestigter geworden. Sie hat ihre Technik dank der Absperrung vom
Auslande verfeinert, vertieft, vereinfacht, hat früher unbeachtete und ungeahnte
Nutz»ingsmöglichkeiten von Ersatzstoffen entdeckt, dadurch ihre Gewinne gesteigert
und hat damit an Leistungsfähigkeit gewonnen. Das ist ein Trost, denn
selbst wenn die Mittel, mit denen heute unsere Gegner drohen, durchgeführt
würden, kann dies doch die kommerziellen Gesamtaussichten nicht trüben.
Die Hauptquelle des Handels, die Industrie, bleibt, und unsere Bodenschätze
kann uns niemand rauben.
So stehen wir fast stärker da als zuvor. Allerdings sind und bleiben
wir auf gewisse Rohstoffländer angewiesen. Weder Mitteleuropa noch
Mittelafrika, auch beide zusammen nicht, genügen, Deutschland mit Rohstoffen
zu versorgen. Es lastet auf uns also vor allem die Sorge, daß wir für
den kommenden scharfen Wettbewerb über das genügende Maß der unbedingt
erforderlichen wirtschaftlichen Munition, der Rohstoffe, verfügen. Und der
Mangel daran wird fühlbar werden, besonders, wenn es wider Erwarten
doch noch gelingt, den Wirtschaftskrieg gegen uns zu organisieren. Deshalb
müssen wir uns gegen Rohstoffmonopole durch planmäßige Nutzung unserer
Wirtschaftsmacht als bedeutender, bei richtiger Zusammenfassung unserer
Kräfte als stärkster Kunde zur Wehr setzen, gegebenen Falles auch durch
Nutzung der Monopolstellung, die wir selbst auf gewissen Gebieten geltend
machen können. Geld wird uns genug zur Verfügung stehen, aber durch
Geld allein wird noch lange keine Ware hereingebracht. Ieder kann sich
selbst ausmalen, was es heißen wird, wenn am Ende dieses Krieges
Millionen von Arbeitern in ganz Europa zu ihren Arbeitsstätten zurückströmen
und dann aus Mangel an Rohstoffen keine Arbeit haben. Hier heißt
es vorsorgen. Aus diesem Gesichtspunkt heraus macht denn eine vom Prinzen
zu Löwenstein und C. Riedt verfaßte „Denkschrift über die Kriegs« und
Friedensziele Deutschlands" den recht bemerkenswerten Vorschlag, einen
angemessenen Teil der Kriegsentschädigungen von den besiegten Ländern
nicht in bar zu verlangen, sondern in Rohstoffen für Industrie, Landwirtschaft,
Handel und Gewerbe, um uns unseren eigenen wirtschaftlichen Wiederaufbau
zu gewährleisten. Zweifellos kommt dem Gedanken eine erhebliche wirt-
schaftliche Bedeutung zu, besonders, seitdem auch große Teile der Neuen
Welt uns den Absagebrief schickten. Seine Umsetzung in die Tat würde
auch bedeutende politische Wirkungen auslösen, jedenfalls ist ein besserer
Vorschlag, unsere Rohstoffversorgung auf lange Iahre hinaus sicher zustellen,
bisher noch nicht bekannt geworden. Das wird natürlich nicht ohne zähes
Verhandeln zu erreichen sein, und so kommen wir zu einem weiteren

äußerst wichtigen, vielleicht grundlegenden Punkt, wo wir mit der Rüstung zu beginnen haben: die kommenden Handelsvertragsverhandlungen müssen schon jetzt bis ins kleinste vorbereitet, es müssen die tüchtigsten, erfahrensten und geschicktesten Vertreter ausgesucht und ausgerüstet werden, damit sie als Unterhändler zur gegebenen Zeit auf dem richtigen Platz stehen. Dem deutschen Handel muß in der ganzen Welt volle Gleichberechtigung gesichert werden. Das wird ein hartes Stück Arbeit kosten. Aber es sind noch mehr Punkte, wo unsere Tatkraft ein reiches weites Feld findet. Von der Regierung muß erwartet werden, daß sie dem Ausfuhrhandel jede Erleichterung gewährt, ihm jede Förderung zu teil werden läßt. Auch die Teilung des Reichsamts des Innern und Schaffung eines Reichshandelsamts gehört aus genügend erörterten Gründen unbedingt hierher. Und Schiffe, und abermals Schiffe! Mehr denn zuvor gilt für die Zukunft der Satz „ullvi^are neoenne e»t". Hier wird sicher nichts versäumt. Unsere Werften sind für Iahre hinaus beschäftigt, neue große Werften sind gegründet worden, und kürzlich. wurde uns die Nachricht von Schiffen aus Eisenbeton, halb so teuer wie eiserne und sehr viel schneller zu bauen. Möchte die Erfindung halten, was sie verspricht.

Es geht ein rühriger Zug durch unsere Kaufmannswelt, so wie inr Frühling der Saft durch den Stamm des Baumes bis in die äußersten Äste quillt. Überall wird das Bestreben bemerkbar, uns künftig von fremder Vermittlung im Welthandel unabhängig zu machen. Dazu gehört aber ein? stärkere Beteiligung unseres Großkapitals, unserer Großbanken, als bisher. Der kommende Wirtschaftskampf wird auch ein Kampf des Großkapitals werden, vor allem mit den geldlich ungemein stark gewordenen Vereinigt«» Staaten. So lange es eine Weltwirtschaft gibt, war sie aufgebaut auf dem Verhältnis vom Gläubiger« und Schuldnerstaat. Es ist erfreulich zu beobachten, daß unsere Großbanken, unsere Überseebanken, ihre Aufgabe als Schrittmacher des deutschen Handels erkannt haben und täglich mehr erkennen. Auch sie beginnen sich schon jetzt zu regen. Der Traum der englische» Kaufleute, ungestört den Geschäften nachgehen zu können, während die Völker Europas sich zerfleischen, ist zerronnen wie eine Seifenblase. Deutschland tritt in den Weltwirtschaftskampf stärker als zuvor und besser gerüstet als. seine Gegner ein.

Constantin Brunner

Constantin Brunner:

Zum fünfundfünfzigsten Geburtstage.

Schluß.

Mit einem Schlage war, nach dem in der obigen Schilderung Berührten, mein Innerstes durchgebrochen und lebte, wie vorher nur in meinem Fühlen und Wissen, von jetzt an wahrhaft in meinem ganzen Bewußtsein, also auch in meinem Wollen; und also auch in meinem Tun. Nun stand die Himmels- und Erdenleiter, die von unten nach oben führt und von oben nach unten und die seitdem, hinauf und hinab, von meinen freien Gedanken beschritten wird; ich war in mir aufgewacht, die Einheit des Relativen und des Absoluten war für mein Leben aufgegangen. Daß ich nun Eines geworden war, das trieb mich von selber vorwärts und machte mich stärker als der Gegenlauf und alle Widrigkeiten meiner Umstände. Von Stund an mußte ich schaffen und bilden und dabei bleiben. Das war meine Pflicht; und nichts andres war meine Pflicht; und alles andre wäre mein Verbrechen gewesen. Wie gut, daß ich nicht gedrängt hatte, herauszubringen, es wäre unzeitige Fehlgeburt geworden und durch mein Zutun noch schlechter. Nun aber erblickte ich es, ohne mein Zutun fertig, rein und klar in mir — wie Maria vir^o genannt wird gnlmtnm 2 viro, uou ynautmu » p»rw. Ich brauchte nur es wachsen zu lassen und daran zu bilden, daß es in die Sprache und Darstellung heraustrat möglichst eindringlich, anschaulich — anhörlich in den Tönen lebendiger Bewegung, wie ich für mich selber die Rede hörte, so hätte ich am liebsten sie aufgeschrieben *).

*) So wäre es der lieben Muttersprache am würdigsten gewesen. Aber wie das machen? Bei aller Not, die man ohnehin mit den Lesern, bei den Schmerzen, die man mit dem Schreiben hat! Eine unglückliche geschichtliche Entwicklung macht es immer schwerer, Deutsch zu schreiben. War früher uns« Sprache durchsetzt mit Redensarten aus fremden Sprachen, noch war sie dabei unsre deutsche Sprache, die wahrhaftige, voll innerlicher Taten und Wunder, die nur hie und da allzuweit weg sich verlor von der Echtheit ihrer Natur. Gefährlicher als die Gallomanie war der in neuerer Zeit aufgekommenc Hang zum Gelehrttun; unsre Sprache ist ja förmlich eine gelehrte Sprache geworden, so viele Fremdwörter »erden von den Gelehrten gebraucht (entbehrlich sind nicht alle: Fremdwörter sind vielfach die Lehnwörter der Wissenschaft und der Philosophie, ohne welche diese nicht leben können) und werden in vielen Fällen von den ungelehrten Gebildeten miß» braucht — was sollen die anfangen? So viel Verlegenheit, Ungewißheit und Angst wie bei uns wegen der Gelehrsamkeit brauchen in keiner andern Sprache die Ungelehrten auszustehen. Auch das noch könnte die deutsche Sprache tragen. Wie sie aber allerneuestens bedrängt ist von rechts und von links durch Abgeschmackheit zuchtloser Ästheten hier, philologischer Buchstabilisten dort, klingt alles n die Ohren wie eine ganz und gar fremde Sprache, wie tölpelige, unverständliche Übersetzung. Findet sich wirklich noch Einiges vom eigentlich dnttschen Stil bei einem Schreiber, wie viele deutsche

Daran tat ich, so gut ich konnte, und blieb dabei in meiner Wüste,
wohin der Lebensänderer Erkenntnis mich geführt hatte. Umgang hatte
ich jetzt noch weit innigeren mit meinen Großen der Vergangenheit, mit
Sokrates, Christus, Spinoza; mit ihren Personen. Ich war so bei ihnen,
daß auch sie bei mir waren. Das Leben mit ihren Personen und in ihrem
Schicksal war für mich so bedeutend wie die Beschäftigung mit ihrem Wort
und Werk. Was aber bedeutete mir ihr Wort und Werk? Die absolute
Wahrheit!

Anderes war mir ihr Wort und Werk und mehr, als es andern bedeutet,
als es der wissenschaftlichen Kritik unsres Zeitalters bedeutet; ihr Wort und
Werk war mir und ist mir, was unser Zeitalter so wenig kennt, wie ihre
Zeitalter es gekannt hatten: die absolute, völlig enthüllte Wahrheit, die Voll«
kommenheit über der Kritik. Ia, kluges und kritisches Zeitalter, nicht klug
genug und nicht kritisch genug zur Kritik: da du ohne jegliche Ahnung von
dem Fundament aller Kritik, nicht auseinanderhältst das Eine, was
unter Kritik fällt, und das Andre, was über Kritik steht. Die Kritik gilt
gegen das Relative und gegen den Aberglauben. Gegen das Relative der
menschlichen Praris (und der Wissenschaft, die völlig hineingehört in die
menschliche Praris) und gegen „die Wahrheiten" des Aberglaubens, d. h. der
Religion, der Metaphysik und der Moral, deren Wahrheiten allesamt Verkehrt-
heiten sind, jede nur wahr und stark, bis die nächste kommt, und alsdann
todkrank und tot; alle unwahr darum, weil sie einander widersprechen und
wechseln in dem beständigen Wechselfieber des Aberglaubens —: die Wahr-
heit widerspricht sich nicht und bleibt ewig sich gleich; und sie steht über der
Kritik. Den Unterschied aber zwischen der Einen Wahrheit und den vielen Wahr-
heiten kennen die gebildeten Vertreter der Zeiten nicht und kommen mit Kritik
angegangen auch da, wo vom Relativen und vom Abergläubischen gar keine

Leser sind noch, die das ungeärgert lesen? Überhaupt mit dem Lesen, wie steht e« damit übel! Ich
trug mich mit Ideen, den Lesern das Lesen zu erleichtern, dem Mündlichen in der schriftlichen Rede
zu seinem Recht zu verhelfen und dabei die Betonung für die Augen lebendiger sichtbar zu machen,
daß sie leichter darüber hinlaufen tonnten zum Verständnis (denn die schriftliche Rede, die wirtlich
Neues bringt, besteht nicht allein aus den geschriebenen Wörtern, wie der gewöhiüiche Leser sie liest,
—
nein, auch mit aus dem Ton, womit der Schreiber sie spricht), ich hatte auch ein neues Zeichen erfun-
den, welches ich Interdukt nannte, und mußte dann doch auf alle praktische Ausführung verzichten. In
Rudolf tzildebrands beherzigenswerter Schrift „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule"
lese ich die folgenden Sätze: „Ich will gestehen, daß ich, als ich in diesen Dingen noch mitten drin
stand, mich wirklich manchmal nach Mitteln umsah, um den Stimmton mit in die Niederschrift und
den Druck aufzunehmen, von dem so oft das Verständnis abhängt, bei allem Tieferen ganz und
durchaus. Ich dachte z. B. an Anwendung von verschiedenen Farben in verschiedener Starke, doch
nur so müßig versuchsweise, denn man ist ja gleich genötigt, von dem Versuch im Ernst genonnnen
abzusehen."

Rede ist; wo Christus und Spinoza vollkommen sind in der Rede von der absoluten Wahrheit, merken die gebildeten Andern nichts von dem Vollkommenen: weil sie das Vollkommene nicht kennen, weil sie nur relative und abergläubische Vorstellungen kennen und diese nun auch dem Absoluten unterlegen (was ebenso verkehrt wie die Betrachtung der relativen Erscheinungen, der Naturvorgänge unter dem Gesichtspunkte des Aberglaubens) und weil ihnen der Anspruch einer Offenbarung aus der ewigen Geistes« kraft («c ^<wal»v i/«ov) ganz ungeheuerlich erscheint. Ich aber anerkenne solche Offenbarung und Vollkommenheit wie aus höherem Munde und wie aus höherer Hand —: durch Pheidias und Michelangelo, durch Shakespeare, durch Beethoven; und was Sokrates, Christus, Spinoza anbelangt, da ich nicht ihnen zum Mangel rechne, was die Nichtempfänglichen an ihnen mangelhaft finden, so sehe ich nicht anders, als daß sie — nach Wesensart, Grad und allen Zügen — ganz vollkommene Offenbarer des geistigen Wunders liebend sich darstrecken allen denjenigen, welche diese Offenbarung in sich vollenden mit Empfänglichkeit dafür und Fähigkeit des wesentlichen Insichgehens, so daß sie sind und denken und eingedenk bleiben, was sie sind.

Einzig bedeutend waren mir ihre Worte und einzig bedeutend ihre Personen und ihr Schicksal. Ihr Schicksal war mehr als allein ihr Schicksal — es war das Schicksal der Geistigen unter dem Volke, vollzogen an ihnen durch die Volksvertreter, durch die Hüter der Bildung, die Hunde, die alle Ungehörigen ins Haus lassen, nur den Herrn des Hauses fallen sie an und beißen nach ihm. Sokrates, Christus, Spinoza waren die höchsten geistigen Personen und gleichsam Personifikationen und Typen des geistigen Wesens; darum wurde ihnen dieses typische Schicksal, dieser Auszug des Schicksals aller Geistigen in der allgemeinen Lebensordnung. Die allgemeine Lebensordnung ist vom Volke eingerichtet: eine verkehrte Lebensordnung — und die Verkehrtheit rächt sich am Bittersten an den Richtigen. Es gibt nur diese eine Lebensordnung: eine andre Lebensordnung nach der Art der Geistigen, nach der Forderung der geistigen Natur gab es nicht und gibt es noch nicht. Die Forderung solcher Lebensordnung ist aber der wahre Sinn aller ihrer Worte und ist der letzte Sinn und die alles in sich fassende Summe sämtlicher Geisteswerke, der ganzen Philosophie und der ganzen Kunst, und ist eine rechte Forderung — da zweierlei Naturen von Menschen sind, müßten auch zweierlei Lebenseinrichtungen sein. (Ich habe darüber ausführlich gesprochen in meiner „Vereinigung der Künstler mit den Philosophen" — die müssen sich vereinigen, wie Kunst und Philosophie Eines sind, dasselbe Eine bedeuten; das Wesen des Einen — der mitgeteilte Brief erzählt davon — ward mir erst aufgetan durch die Kunst, die mir auch die Philosophie erst recht auftat, oder eines tat das andre auf, und ich erblickte im wunderbaren

Mondschein das Gleiche wie im hellen Sonnenlicht). Ich erkannte, was die Geistigen wollten, und daß sie nur für sich und ihresgleichen wollen konnten: die ganz« Geschichte der Menschheit widerlegt den Irrtum von der Gültigkeit der geistigen Wahrheit für die Eine Menschheit; alles Mühen darum ist zu Schanden geworden, und was andres als Nachahmung der geistigen Muster durch die von ihnen wurzelverschiedenen Volksnaturen ist zustande gekommen? Denn das Volk kann nicht in sich selbst sich abschließen und in sich bleiben, kann aber ebenso wenig hinaus zum Geiste: es steht zu den Geistigen im Verhältnis des Nachahmens, ohne doch zu dem Geiste im rechten Verhältnis jemals sich zu finden — was man barbarisch nennen könnte, wenn es nicht menschlich genannt werden müßte, allgemein menschlich wäre. Wir müsse« aber unterscheiden zwischen Nachahmung und Nachahmung. Die Nachahmung des absolut Geistigen ist nicht zu vergleichen mit der Nach« ahmung des relativ Praktischen. Das Praktische gehört allen Menschen, die Menschen sind darin verschieden nur nach Graden. Daher z. B. sprechen alle Menschen, erlernen das Sprechen durch Nachahmung; und von den Entdeckungen und Erfindungen Einzelner haben Viele den Nutzen; Erfindungen gar sind der Verbesserung und zuweilen einer Anwendung fähig, von welcher der Erfinder noch keine Ahnung gehabt hat. Auch schon mit dem praktischen Denken hat also die Natur gespart und kommt aus mit möglichst wenig davon, mit den Beiträgen vereinzelter Selbständiger — eben infolge der Nachahmung durch die ganze Gattung. Die Nachahmung oder die Denkträgheit und Denkunfähigkeit. Die Resultate des Denkens werden für alle auf dem Wege des Mechanismus erzielt, ohne daß alle zu denken brauchen. Genug, die Nachahmung im Praktischen ist gehörig und gelingt. Anders mit dem Geistigen; am Geistigen können, auf die wahrhaft innerliche (eben gar nicht relativ praktische) Weise, nur die geistigen Menschen teilhaben; das Teilhaben am Geiste ist kein Teilhaben durch Nachahmung, sondern im innerlichen Mithaben, Mitsein. Indem nun aber auch die geistigen Schöpfungen allgemein nachgeahmt werden, — geistige Schöpfungen sind das bleibend Schöpferische in der Menschheit, von bleibend originaler Wirkung auch in Hinsicht auf die vernichterische Nachahmung im ungeistigen Bewußtsein — indem die von den geistigen Menschen der Art nach verschiedenen ungeistigen Menschen den Geist nachahmen, entsteht dieses Ineinander des Entgegengesetzten, wie es in unsrer Einen Kultur, in unsrer Einen Lebensordnung angetroffen wird, oder vielmehr entsteht dadurch dieses Nebeneinander des Volksmäßigen und der Geistnachahmung (das gewöhnliche Christentum, der gewöhnliche Spinozismus und Monismus), welches auf dem Grunde ein beständiges Gegeneinander bleibt; denn unter der Verkleidung des Nachgeahmten bestehen fort die Naturen der Volksindividuen mit ihren Ursachen des Mißverhaltens zum Geist. Diese Ursachen können nichts nachahmen als sich selbst; die Volksindividuen vollbringen am Geistigen

nur die Ausleerung seines üppigen Gehaltes und haben alsdann, in seinen
Formen, das Cento ihres Gegensinnes und ihrer Wahnbilder — wie es
Noiuerooeutoue» und Virß»lioLeutoue» gab: die Worte und Verse aus Homer
und Virgil hergenommen, zur Schilderung christlichen Aberglaubens, des
Mönchslebens, der venerischen Krankheit usw. Oder, es noch auf andre Art
deutlich zu machen: der volksmäßige Bewußtseinsinhalt in Form des geistigen
Denkens ist die große Pseudomorphose — pseudomorph nennt man z. B.
Speckstein in Quarzgestalten und überhaupt solches, was äußerlich die Kristallform
von Substanzen aufweist, mit denen es nach seinem physikalisch«chemischen Zu-
stand und Verhalten nichts gemein hat.

Wie in Wahrheit das Volk zum Geist und zu den Geistigen innerlich
steht, das weist sein unmißverständlich grobes Treiben gegen die geistigen
Menschen und gegenüber dem geistigen Werk unmittelbar, noch bevor
die allgemeine Nachahmung sich desselben bemächtigt hat. Die Nachahmenden
sind aber, in ihrer Pseudomorphose, noch dieselben wie die noch nicht Nach-
ahmenden. Sie meinen hinterher, sie wären Göthereif, Bachreif, Shakespeare«
reif geworden: sie wurden aber nur reif zur Nachahmung Göthes, Bachs,
Shakespeares — es ist doch wohl klar, wie der Terminus Nachahmung gebraucht
wird: Nachahmung in der Reproduktion des Bewußtseins, im Rezipieren
(nicht Nachahmung der Schöpfungen jener Geister in eignen, äußerlich ge-
machten Schöpfungen). Daher sind die Nachahmenden nicht anders zu
beurteilen wie die noch nicht Nachahmenden; und es gelten nur ihre
Reden gegenüber dem noch nicht Nachgeahmten. Wenn nicht die all-
gemeine Nachahmung wäre, müßten sie ewig weiter so reden über die Geistes-
werke und über die geistigen Schöpfer, wie sie im Anfang, vor der Nach-
ahmung, darüber geredet haben. Und so reden sie tatsächlich weiter, wenn
einmal der Fall eintritt, daß sie nicht wissen, womit und mit wem sie zu tun
haben. Gelingt es einen Vorhang über die Berühmtheit zu decken, so ist
gleich auch die Wertschätzung hin. Ein Beispiel. Vor einigen Iahrzehnten
schickte einer Abschriften eines weniger bekannten Shakespearedramas, das nicht
aufgeführt zu werden pflegt, worin Personennamen, Ort und Zeit geändert
und alle verräterischen Spuren geschickt verwischt waren, an eine ganze An-
zahl von Theaterdramaturgen und „führenden Geistern", und da er, den Spaß
vollzumachen, noch ein selbstbewußtes Schreiben beigefügt hatte, ohne darin
den Adressaten zu schmeicheln, so erblich prompt die herrliche Shakespeare-
reife in sämtlichen Regenbogenfarben; wogegen ein entsprechender Glanz auf
den idealen Rücken des Einsenders niederging. Shakespeare war wieder ein-
mal unbekannt, nur daß einige der Antwortenden sich auf sein unvergleich-
liches Muster beriefen — also auf Shakespeare zur Belehrung für Shakespeare,
gegen den sie dabei gleichzeitig den Pelion auf den Ossa und den Hohn
auf die Verdammung stülpten. Ähnliche Versuche auf andern Gebieten, die

guten führenden Geister anzuführen, wären für den bösen Versucher lohnend; die Forschungsergebnisse würden s» ziemlich überall die gleichen sein und in ihrer Gesamtheit erst das rechte Licht werfen auf die jedesmalige vollkommene Ahnungslosigkeit im Volke, daß so etwas wie Geistiges überhaupt eristiert, und auf das Betragen des Volkes gegen die Geistigen, welches immer ist, wie es immer gewesen ist. Sie kennen den Geist nicht und wollen ihn nicht; am wenigsten vermögen sie ihn im sichtbaren Menschen zu ertragen. Man bleibt da mit der Erfahrung nicht beschränkt auf die Vergangenheit, wo es sich weist in der Geschichte des Sokrates, Christus, Spinoza und ihrer minder großen Verwandten und selbst aller der hybridischen Naturen, der bedeutenden Mischnaturen von Geistesklarheit und unreinerem Bewußtsein: Beispiele des Verhaltens gegenüber solchen von der letztgenannten Art ge« hören noch unsrer Gegenwart an. Es ist noch vielen der Lebenden in deutlichster Erinnerung, wie es herging gegen solche, die nun heute als große Männer allgemein gerühmt werden: gegen Schopenhauer, gegen Nietzsche, gegen Richard Wagner. Aber die jetzigen gebildeten Volksvertreter, welche Schopenhauer, Nietzsche, Richard Wagner virtuos zu bewundern verstehen, lesen diese Erinnerung kalt, als ginge sie das im geringsten nichts »n und als wäre selbstverständlich, daß diese Männer von ihnen bewundert werden; die auch damals, wenn sie, die jetzt Bewundernden, damals gelebt und ihre Werke nur recht gekannt hätten, ganz gewiß von ihnen auf der Stelle ebenso würden bewundert worden sein (wie sie denn auch nicht zweifeln, daß es diesen Männern ein großes Glück bedeutet hätte, von ihnen bewundert zu werden)? Und nur äußerst wenige dürften es warm lesen, wenn ich schreibe: Nein, sie würden nicht von ihnen bewundert worden seien, auch wenn ihre Werke ihnen bekannt gewesen wären, und sie hätten sie mit den gleichen Augen angesehen wie die Vertreter der Bildung von damals und ebenso geschmäht, ebenso gelacht und sogar ebenso gelächelt. Es gehört nicht zum Wesentlichen der gebildeten Volksvertreter und führenden Geister, die Zeichen des Bedeutenden unmittelbar zu erkennen, vielmehr seine Hinderer und Feinde zu sein. Sie erkennen das Bedeutende nicht, auch wenn es ihnen bekannt wird — und sie hätten sogar die Augen offen zu halten für nichts mehr als dafür, daß es ihnen bekannt werde, und es auszukundschaften. Sie sollen ja die Wächter und Merker sein — sie müßten wachen. Statt dessen aber ist ihnen umgekehrt wesentlich, gegenüber dem geistig wahrhaft Bedeutenden ausführlich zu schlafen wie Murmeltiere oder wie Scheintote, und bei endlicher gewaltsamer Auferweckung und Auferstehung — da sind sie frisch, das Bedeutende zu erkennen zwar nicht als bedeutend, aber als ein gewisses Etwas, dessen Unterdrückung zu besorgen sie, wie auf Verabredung, sogleich sich anschicken. Warum aber: wie auf Verabredung? Nicht aus den Gründen, die kindisch verdächtigend Schopenhauer angibt.

Und dennoch wie auf Verabredung: weil aus Wahrhaftigkeit und Überzeugung ihrer so völlig anderen Naturen und unter dem Beifall des ganzen ebenso überzeugten Volkes; und sie hoffen dafür auf ein ewiges Hurra in der himmlischen Seligkeit! Sie können nicht anders, als wie sie können: es ist unmöglich, daß sie, die Ungeistigen, in der Sache der geistigen Wahrheit sachlich erkennen; und nicht als ein Über ihnen, sondern als ein Unter ihnen gewahren sie das geistig Bedeutende, wenn es ihnen bekannt wird. Und überhaupt geht es mit dem geistig Bedeutenden einen andern Weg, als daß es nach und nach, wie immer mehr bekannt, so auch von immer mehreren erkannt werde.

Vom Erkanntwerden wollen wir stille sein und sagen: das Geistige, so lang es noch nicht allgemein nachgeahmt wird, ist es Paradoron, von dem Endoron des im Volke Gültigen verlacht und verabscheut, am hitzigsten von den Vertretern des Endoron, denen das Geistige ein Dorn im Auge ist und ein Stachel in der Seite. Wir haben es erfahren durch ihrer viele, so daß wir den Verdacht hegen müssen von allen, und daß sie es immer und ohne Ende machen werden, wie sie es immer gemacht haben: So lang wie möglich schweigen sie dazu — eher schreien die Steine, als daß darüber die reden, deren Pflicht es wäre, zuerst darüber zu reden. Zuletzt reden die; wenn es mit Totschweigen nicht gehen will, dann reden sie, um totzureden. Sie lieben den Geist derart, daß sie nichts davon ertragen können: Zum Teufel mit Tert, Melodie, Gesang und Sänger! So macht es das Endoron im Volke mit dem geistigen Paradoron — und dabei istdas geistige Paradoron dasselbe wie das Endoron. Denn mit dem geistigen Paradoron steht es nicht wie mit andrem Paradoron. Andres Paradoron kann Paradoron bleiben, das geistige Paradoron hingegen wird immer Endoron. Die Eine geistige Wahrheit ist nur zuerst, in jeder neuen Offenbarungsform ist sie zuerst Paradoron, d. h. auf Deutsch: neben der Meinung, der gewöhnlichen, und also gegen sie, unberühmt, mit andrem Worte: noch nicht allgemein nachgeahmt. Daher ein gefährlich Ding; denn gegenüber dem Endoron, d. h. auf Deutsch: dem Berühmten oder allgemein Nachgeahmten und also Richtigen für das Gesamtbewußtsein (Endoron ist auch Orthodoron) erscheint sie als der üble und freche Widerspruch, über den alle sich verwundern und entsetzen. „Das Volk entsetzte sich über seine Lehre; denn er predigte nicht wie die Schriftgelehrten." Aber danach, einige Zeit danach, auch jetzt noch, und alle die künftigen Zeiten danach entsetzt sich das Volk nicht mehr über seine Lehre; und die Schriftgelehrten wollen predigen, wie er gepredigt hatte. Und so immer, und hilft nicht, daß einer sagt: Also tatet ihr auch dem vor mir! Sie antworten: Ia, der war ein Stern, du aber bist ein Dreck! Wie sie ganz gleich auch zu jenem Stern gesprochen hatten, als er aufging: Du Dreck gegen die Sterne! So immer, und so mit

allen Geisteswerken, mit allen Schöpfungen der Philosophie und der Kunst,
von denen ich gezeigt habe, daß sie allesamt im Kern und Halt ihres Wesens
und in der Absicht dasselbe Eine sind, — und immer eine Schande, bis
sie eine Ehre werden. (Daher dies ein untrügliches äußeres Kennzeichen der
Ungeistigkeit, Wertlosigkeit und Schnellvergänglichkeit, wenn ein Werk sehr
bald im Volk eine Ehre wird — niemand auch wünsche sich das Glück schnell
erlangten Ruhmes: gewöhnlich erlebt er noch, wie Rache für das unverdient
Genossene, den Unglückssturz in die Vergessenheit und das Sauerwerden all
seines Honigs, nachdem er vorher die gallige Erkenntnis schlucken gemußt,
daß sein Berühmtwerden unter den vielen Schlechteren sein Berüchtigtwerden
bei den Besseren bedeutete). Das Volk entsetzt sich über die neue geistige
Tat auf Grund seiner Nachahmung früherer Geistestaten,
bis es sie selber nachahmt (wozu es, aus vieler Ursachen Zusammen-
wirkung, nur langsam kommt: das Maß des Entsetzens über sie erscheint
proportional, das der Geschwindigkeit des Ruhmes erscheint umgekehrt pro«
portional ihrer Bedeutung, d. h. ihrem Unterschiede vom Endoron) und
bis endlich in dieser Nachahmung ihrer das Volk sich aber-
mals,— ungeachtet der früheren Schanden seines ähnlichen Sich-Entsetzens
und alles Angeführtwerdcns seiner Anführer, ohne jegliches Skrupulieren
sich abermals entsetzt über wiederum neue geistige Taten
und ihre Täter. Gegen Christus saßen die Schriftgelehrten des Volkes
auf dem Sessel Mosis, und gegen Spinoza saßen sie auf dem Sessel
Mosis und auf dem Sessel Christi. Da nun aber alle Geistesschöpfung
den Einen Geist offenbart, so wird also von dem Volk mit dem
gleichen Atemzuge der Geist bekannt und verleugnet, angebetet und be-
spieen; und was sie in jeder Stunde so emsig und geschreireich nachmachen,
darüber empören sie sich in jeder Stunde und sind also doppelt getrennt von
dem Geiste: durch die Feindseligkeit im Herzen, womit sie den wirklichen von
sich stoßen, und durch das entstellte Bild, worin sie ihn zu besitzen wähnen*).

») Mit dem oben Gesagten will ich noch Worte Romain Nollands zusammenbringen (mit dem
man neulich mich zusammengebracht hat: Paul Neubauer im Pester Lloyd: »Die beiden Männer
und ihre Zeit"). Es sind Worte Rollands über eine Auffichrung von Bachs Matthauspassion:
„Darin treibt ganz unbefangen eine eigentümliche Ironie ihr Wesen, deren tragische Wirklichkeit der
große Musiker und sein biederer Librettift Picander gewiß nicht vorhergesehen hatten: die gleichen
Chöre singen bald »Herzliehster Jesu" und „Mein Hirte, nimm mich au" und schelten die Peiniger
Christi „Laßt ihn! Haltet! Bindet nicht!" und im nächsten Augenblick rufen sie: „Laß ihn kreuzigen"
oder beschimpfen den Heiland. Die gleiche Baßstimme singt Petrus und Judas Ischariot. Der
gleiche Alt, der den Gefühlen der betrübten, Christum liebenden Seele Ausdruck verleiht, spricht auch
die Worte des einen der falschen Zeugen, die da» Todesurteil des Sohnes Gottes herbeiführen. —
Und so wird es vermutlich bleiben bis ans Ende aller Zeiten. — Ein Ckcl ergreift uns ob der
müßigen Erziehungen tugendhafter Seelen, die das Opfer der Vergangenheit anbeten und es mit
frommen Zähren beweinen, das der Gegenwart aber hinmorden lassen und sich von ihm gleichgültig
oder gar mit boshafter Freude abwenden."

So stand es mit dem uns überlieferten Leben, dem Niederschlag der
Iahrtausende, und wir standen vor und in diesem Leben ohne Kritik, und
war kein Bewußtsein und keine Besinnung und niemand redete davon, daß in
diesem unsrem Leben — als der Grund, auf welchem es ruht, — Geistiges,
Volksmäßiges und Nachahmung der Geistigen durch das Volk so heillos in«
einandergeschoben und ineinanderverwühlt und verzwungen sich fanden. Da
mußte ich nun hindurch, sichtend, sondernd, ordnend, jegliches an seinen
Platz und ursprünglichen Aufenthalt und an seinen Ursprung stellend, in dem
es gehaust, ehe es hervor kam, um uns zum Orte des Durcheinander und der
Konfusion zu machen — haben wir solcherart jegliches an seinen gehörigen
Ort gebracht, so ist unser Ort des Bewußtseins in seiner Klarheit wieder-
hergestellt und wir sind Herren unsrer selbst. Diese Kritik der ver-
mischten Elemente des geistig Absoluten und des volksmäßigen Aberglaubens
oder des fiktiv Absoluten mit seiner nachahmenden Zubereitung des Absoluten
zu leisten, das war das erste und wichtigste Geschäft meiner Fakultätenlehre,
meines kritischen Schutz- und Trutzmittels. Diese Kritik, schien mir und scheint
mir, ist wichtiger als alle vorhandene und (worauf ich oben hingedeutet habe)
das Fundament erst aller vorhandenen und möglichen Kritik und alles Denkens
— ohne Relativ, Absolut, Fiktiv absolut und Nachahmung
möchte ich nicht Philosoph sein! Und dadurch auch erst können wir mit wissen-
schaftlich«philosophischem Untersuchungsgeist dem Verhältnis zwischen den
Geistigen und dem Volke beikommen, worüber man bisher nichts zu hören
bekam als die Redensart von dem jedesmaligen Nochnichtreifsein für die
geistigen Heroen; welche Redensart, zur Genugtuung für die toten geistigen
Heroen, eine jede Generation von den vorigen Generationen, keine von sich
selber im Munde führt. Bei Abweisung und Verurteilung eines Genies
haben sich noch niemals die führenden Volksvertreter gewisse alte und neue
Geschichten erzählt, und eigentlich dürften sie ja überhaupt — weder kollegial
noch monokratisch — über keinen einzigen Menschen zu Gericht sitzen, auch
nicht über solchen, der ganz ohne Zweifel unreif ist im Vergleich zu ihrer
eignen Reife, ohne daß sie die Formel gebrauchten: „Unter Vorbehalt, lieben
Leute, daß er kein Genie ist; denn ein Genie zu erkennen, sind wir nicht
reif; unsresgleichen hat die edelsten Geister und ungemeinsten Wohltäter der
Menschheit mit Schandbuben verwechselt, und unser Gericht ist in allen großen
Fällen ein Gericht der Iustizmorde gewesen!" Das ist es gewesen, und ihr
Gericht ist für uns gerichtet mitsamt ihrer Ausflucht von ihrem Noch nicht
reif und doch Reif. Das mutet an gleich der Erzählung vom Kentauren,
wird damit auch nicht anders sein wie mit dem Kentauren: es gibt Menschen
und es gibt Pferde, aber Pferdemenschen gibt es nicht; und so gibt es auch
Richtige für den Geist und Verkehrte für den Geist, aber Richtige und
Verkehrte in Einem, die immer verkehrt sind, wenn es darauf ankommt, die

gibt es nicht. — Erst durch die Kritik der Fakultätenlehre können wir der
größten Täuschung der Menschheit — über die einheitliche Gattung mit den
Bildungsvertretern als den Richtigen — gründlich uns entschlagen und die
hohen Geister ganz klar loslösen aus dem Mißverständnis, unter welchem sie
selbst für geistige Menschen von angefangener Freiheit vielfach erscheinen
müssen. Denn ihre Stimmen werden nicht leicht gehört, wie sie an sich
selbst klingen, sondern sind von der Volksdeutung ihrer Worte übertönt, wo-
nach es scheint oder doch noch in Diesem und Dem scheint, als wäre z. B.
Spinoza auch so ein metaphysischer Monist, Pantheist oder Pansatanist ge-
wesen, wie deren und deren und deren unter uns zu finden sind (Pansa-
tanismus nennt Otto Liebmann die Philosophie Schopenhauers), und als
wäre Christus auch so ein religiöser Iude gewesen oder gar „der Stifter"
derjenigen jüdischen Religion, die man Christentum zu nennen sich gewöhnt
hat. Es soll aber gegenüber der Autorität des Volksdenkens auch der Geist
autoritativ in der Welt zu erblicken sein, wie er, rein an sich selbst, in der
Welt vorhanden ist, in vollkommener Offenbarung vorhanden ist! Nicht die
Wahrheit, nur die Verkehrtheit und Narrheit ist unerschöpflich — unbezwing-
bar ist der Aberglaube für die Abergläubischen, die immer seine leibeigenen
Sklaven bleiben müssen, erringbar aber ist die Wahrheit für die Denkenden,
denen das Licht „sich selbst und die Finsternis erleuchtet." Über diese, die
so das Licht und die Finsternis erblicken, hat der Aberglaube seine Macht
»erloren, daß er in keiner neuesten Form und Vermummung ihnen wieder
einzusitzen vermag; sie erkennen ihn als den Einen in allen seinen Verwandlun-
gen und jedes Teil von ihm als Teil von ihm. Sie allein kennen das Ungetüm
wirklich ganz, mit Kopf und Schwanz. Solcher Anblick des Aberglaubens und
der Wahrheit macht die Schwachen stark und die Starken erst gar stark, indem
ihnen immer vor Augen stehen bleibt, wo sie schwach werden könnten.
Hier wäre nun angebracht, auf die Fakultötenlehre näher einzugehen und
überhaupt von der Gliederung des ganzen Gedankenbaues Rechenschaft zu geben:
von dem relativen Bewußtsein oder dem Egoismus, d. i. dem Fühlen,
Wollen, Wissen (einschließlich der Wissenschaft), was allen den sterblichen
Menschen gemein ist: denn es ist ihr Leben, es ist die Menschheit in ihnen,
es macht die Praris ihres menschlichen Lebens möglich,
und dem Absoluten, dem Einen, einzig wahrhaft Wirklichen, an welchem
Einen unzertrennlich alles hängt und an nichts andrem hängen kann auch mit
feinem relativen Bewußtsein, durch dieses hindurch denkend das Eine. Keines
Menschen Schwerpunkt liegt oben im Relativen: jeder Mensch hat den Schwer-
punkt seines Bewußtseins in der Tiefe des Absoluten. Aber das Absolute
wird nicht allen Menschen auf gleiche Art bewußt. Den Geistigen tut es
sich auf (und sie tun sich hinein) in der Besinnung der Kunst, der Philosophie,
der Liebe,

die Volksindividuen jedoch, gröblicher animalisiert und tiefer vergessen in der relativen Eristenz, sind ohne Besinnung auf ihr absolutes Wesen — wie das Kind hineinkommt so ins Leben, daß es des Lebens Ursprung vergißt. Die ^Volksindividuen verbindet mit dem Einen nur die verdunkelte Besinnung des Aberglaubens in Religion, Metaphysik und Moral, — das fiktiv Absolute oder das Analogen des Geistes, in ihnen die Nachahmung des Geistigen und das Endoron zustande bringend, worin nach dem Formalen das Geistige herrscht, nach dem mate« rialen Inhalt aber das Volk wieder bei sich selbst angelangt ist, so daß es aus der Völligkeit des Seinigen gegen das neue Paradoron von lebendig inhaltsvollem Geiste das alte Spiel von neuem treiben kann. Hinsichtlich der formalen Aneignung ist ganz und gar, wie wir gesehen haben, das Endoron dasselbe wie das Paradoron und wird also dem Geist mit dem Geiste zugesetzt — ein allerhöchst seltsamer Fall? Nein, mitsamt der Tatsache, daß das fiktiv Absolute im Volksdenken Analogen des geistigen Denkens ist, für die tiefere Auffassung von dem Einen der einzig mögliche Fall: da ja nichts absolut ist als das wesenhaft Seiende (övrux öv) des geistig Einen und außer dem wahren Bewußtsein von diesem Einen nichts möglich ist als die Verfehrung des Bewußtseins und der verkehrte Liebeseifer zu diesem hin. In dem Einen Hause des Seins ist nur das Eine Sein, entweder erkannt oder mißkannt; und das Mißlennen hängt also noch, durch die Nachahmung, mit der Erkenntnis zusammen derart fest, daß es nur in der Anlehnung an ihre Schöpfungen die seinigen hervorzubringen vermag. Aber wir müssen sehen, was da hervorgebracht wird, und von Geist und von Erkenntnis des Volkes stille sein —: es ist kein Geist in seinem Geiste; seine Erkenntnis starb und ist Nachahmung geworden.

Doch gehört das alles in die Lehre selber, und zudem habe ich eine Übersicht gegeben im Archiv für systematische Philosophie (Band XVII, 1911, Heft 3), wo ich die Fragen stelle und zu beantworten suche: Die Lehre von den Geistigen und vom Volke — was ist das für eine Lehre? was will sie? auf welchen Grundgedanken ruht sie? und welche Stellung kommt ihr zu in der Geschichte des Denkens? Auf diese Abhandlung und auf meine Schrift „Spinoza gegen Kant" sei zu geeigneter Einführung in die Lehre verwiesen*).

Nur auf Grund von Kritik der Gedanken und Kritik der Menschen und damit zugleich von Kritik der Kultur«, der Gesellschafts- und Bildungszustände konnte ich die Forderung erheben, die wahrlich nicht meine Forderung ist, sondern die von mir nur auf die deutliche Formu-

*) Manchen dürfte auch dienlich sein A. Mbiu». Constnntin Nrmmer, Verlag NornaMer, Berlin.

lierung gebrachte Forderung aller geistigen Menschen von immer her. Soll
sie Forderung bleiben ewig hin? Ist für alle Zeiten unmöglich eine andere
Ordnung wie die bestehende, worin den geistigen Menschen nur diese ge-
schichtliche Bedeutung zukommt, daß ihr Werk nachgeahmt wird im Leben
des Volkes, ihnen selbst aber ihr eigentliches Leben verwehrt bleibt und sie
kaum denken dürfen, d. h. kaum ihr Leben denken dürfen in ihrem
Werke? Muß die Gesellschaftseinrichtung gegründet sein auf verkehrter An«
nahme von der Einen Wahrheit für die Eine Menschheit — — — oder ist
nichts mit den zweierlei Menschen, und ich bin Träumer immer noch, auf-
gewacht aus einem Traum nur, um in den andern zu sinken; oder mein
Wachwerden selbst war nur ein Traum zwischen den Träumen!
Wäre aber die Lehre von den Geistigen und vom Volke nur Traum,
so wäre sie doch nicht mehr Traum wie die Lehre von der Wahrheit für
alle Menschen, und dann ist es um zwei Träume geschehen in der Welt.
Denn die Eine Wahrheit für die Eine geistige Menschheit ist ganz gewiß
und ausgemacht Traum: das beweist die nicht Eine geistige Menschheit, —
auch dieser Krieg der Kriege, um des Geistes willen wird er nicht geführt,
und wie er uns überflutet mit Schrecken der Scheusäligkeit, so zeigt er,
welch ein Verlaß ist auf die Ordnung nach der tauben Relativität und nach
dem blinden, krummlaufenden Aberglauben und auf diese Kultur und
Technik, welche das Barbarischsein zu wissenschaftlicher Vollendung erhebt und
die Nöte der Natur für das unglückliche Menschengeschlecht zu verhundert-
fachen imstande ist. Die nicht Eine geistige Menschheit, — in der doch nur
von den Geistigen iie Wahrheit gehalten wird im Kampf gegen die Nicht-
geistigen: denn der Geist ist und bleibt immer und ewig der den Einen
sich offenbarende und den Andern sich verbergende; nur gegen die Denken-
den leuchten die Gedanken, vor den Andern aber erlöschen sie. Und so
beweist die Menschheit, daß die Lehre von den Geistigen und vom Volke
mehr ist als ein Traum.
Mehr als ein Traum. Ich kann nicht vorhersagen, wieviel für ein
Dasein der Geistigen in eigener Lebensgemeinschaft durch die in ihnen be-
wußt gewordene und erstarkte Gegenkraft jemals sich verwirklichen läßt, aber
ich will nie wieder Ia und Nein unterscheiden, wenn ich nicht sagen darf,
daß ich weiß, mit mathematischer Gewißheit weiß von den zweierlei Prin-
zipien des Denkens in zweierlei Menschen; und die Forderung des geistigen
Lebens für die geistigen Naturen ist ja, wie gesagt, die Forderung aller
geistigen Menschen von ewig her, die unter das eiserne Ioch sich nicht haben
beugen können. Nichts andres war es mit Spinoza, mit Christus, mit
Sokrates .^ was kümmert uns, wie die ersten Andern sie verstanden haben,
die sie nicht verstanden haben, und wie die andern Andern sie verstanden
haben und verstehen, nachdem die Hineinpflanzung in ihre Bildung geschehen

zigsten Geburtstage Constantin Brunner
war. Und wer da glaubt, daß irgend ein Werk der Poesie und Kunst andres sei als das Hinaus aus dem Zustande der Allgemeinheit und sehnsüchtiges Verlangen noch dem geistigen Leben und Abschilderung dieses Lebens: der hat nicht tiefher aus der Wunderschönheit getrunken. Der Mensch stellt immer nur sich selber dar; die Schaffenden tun dar ihre Kraft, ihre Verhältnisse, ihre Leiden, alles, was sie sind und haben, mit« samt dem, was ihnen abgeht, was sie aber gar sehr haben möchten: sie zeigen ihre Naturen im Konflikt mit dem Leben der Allgemeinheit und jenes nicht vorhandene andre Leben, welches sie führen möchten und miißten, um wahrhaft sie selber zu sein, — wir wissen ja gar nicht, wie eigentlich die von Natur freien und schönen Menschen aussehen, da wir sie nicht im Leben der Schönheit und da wir den Klang nicht kennen, den, in der Freiheit aufgehängt, ihre Glocken würden hören lassen. Sie alle, die kleinsten wie die größten von ihnen, dem Sinne nach haben sie alle dasselbe gesagt; denen allen ich nur nachsage mit meiner Lehre von den Geistigen und vom Volke, in einem einzigen Punkte nur von ihnen allen mich unterscheidend. Darin, daß ich das Hauptgewicht lege auf den Hauptpunkt von dem Leben, worin den Geistigen ihr Recht werden kann und sie sein können, was sie sind, und daß ich immer und überallher auf diesen Hauptpunkt und auf das Leben der Andern und auf ihr Treiben mit dem unempfundenen Geist zurückweise in splitternackt deutlichen Worten. Das widersteht vielen als ein hoffärtiger Glaube, und sie kommen sich liebreicher vor (!), wenn sie an der Meinung halten, gleichwie das Sonnenlicht für unsere äußere Welt, so sei auch der Segen des inneren Lichtes allen Menschentierchen zu Teil geworden; was sie nun freilich nicht bewahrheiten können. Was aber sich bewahrheiten läßt: wie nämlich sie selber mit liebreichen Seelen gegen diejenigen verfahren, denen der Segen des innerlichen Lichtes ganz ohne Zweifel zu teil geworden, diese Wahrheit klingt häßlich für viele; und daß ich davon rede, das hat mich häßlich gemacht für viele. Unangenehm ist diese Lehre von den Geistigen und vom Volk! Aber das beruhigt mich wonnesam, dieses Unangenehme durch und durch, wo man's anfaßt — ich will's küssen überallhin und will lieben mein Herzgeborenes, weil es ebenso gern häßlich ist wie schön. Denn damit ist es getroffen und endlich die Lehre von den Geistigen und vom Volke vorhanden in derjenigen Form, die nicht mißverstanden werden kann; da ist sie in der Welt und da bleibt sie. Sie wird länger als Andres heißes Paradoron bleiben, niemals populäres Endoron werden können; und wenn ich, durch alle Dämme hindurch, Berühmtheit gewinne und sie mich alle sich in den Mund stecken, so hängt immer noch an der Lehre wie von meinen besonderen revolutionären Blutstropfen und dürfte schwer fallen, mit meinem Halbgesicht, mit meinem Schatten dereinst meinesgleichen zu erschlagen, wie man

mit den Schatten von meinesgleichen mich erschlagen will. Die Schrift«
gelehrten, die besorgten Hüter der toten, allverehrten Geister, aus deren
Mißbrauch sie die Waffen zur ungefährlichen Bekämpfung der lebenden
Geister und dabei für ihre eigenen Personen Gewinn und Ansehen munter
ziehn — diese Lehre soll ihnen zu schaffen machen; sie können sie nicht so
bald aufheben und mit ihren trockenen Herzen nachspielen, ihr das Herz zu
nehmen: sie müssen das liegen lassen, worin sie so gespielt sind. Aber die
Geistigen alle, durch die der Strom der Ewigkeit hindurchlodert, die Pro«
duzierenden und die nur Reproduzierenden, nur passiv Zugehörigen, Weiber
wie Männer, alle die Menschen der Kunst, die Menschen der Philosophie,
die Menschen der Liebe werden in dieser Lehre sich zusammenfinden und
endlich — „Ihnen steht Sansara gegenüber: dafür gehört Ihrem Denken
eine noch äußerst ferne Zukunft", so wird mir eben geschrieben in gutem
Brief von einem, dem die Lehre mehr ist als Traum und dessen Augen
angerührt sind mit Solchem, was sie frei macht, auch das Mögliche und
das Werdende zu erblicken.

Mehr als Traum — Wirklichkeit in äußerst ferner Zukunft. Darüber
habe ich niemals anders gedacht; und war mir wohl genug in meinem
Geduldgarten. In der Ankündigung zur Lehre habe ich das Gegenteil von
der Erwartung ausgesprochen, daß die Lehre so bald sich in Bewegung
setzen könnte. Sie hat es aber schon getan, und deutlich zeigt sich gar
mir Lebendem noch das Zukünftige in seinen realen Anfängen. Wer das
erblickt, braucht nicht mit Shakespeares Leonato zu sprechen: „Wir wollen es
für einen Traum halten, bis es an den Tag kommt", — und dabei kann
ich gewiß sein, daß ich wach bin und nicht mir es noch hinzuträume von
meinem Traum: Produzierende und nur reproduzierende, nur rezeptiv zu-
gehörige Geister, Weiber wie Männer sind durch mich erweckt und nachhaltig
erregt worden zu neuer Besinnung und Lebendigkeit; eine Anzahl von ihnen
ist durch brieflichen Verkehr und Besuche in persönliches Verhältnis zu mir
getreten, allesamt Menschen unschuldigen, treuen, liebenden Herzens und aus
allerlei Beruf und Bildung: es ist auch eine gar herrliche Fischerstochter
darunter und war auch ein Handwerker, von den allerärmsten einer — mein
lieber Hugo Hartung ist gestorben, darum will ich seinen Namen nennen,
Hugo Hartung aus Roßleben an der Unstrut, und ein anderes Mal mehr
erzählen von diesem edlen und tiefsinnigen Mann; die Schriftgelehrten seines
Örtchens haben ihm um meinetwillen das Leben und die Todesstunde
verbittert. — Von jeglichem Stande, von jeglicher Geburt und Erziehung,
Weiber ungefähr so viel wie Männer — und aus den Zeichen dieses Keimes
und Anfangs ergreife ich mit Sinnen die künftige Gestaltung und das
Wahrhaftwerden einer mitten durch die ganze Menschheil hindurchgreifenden
AnderSordnung der Gesellschaft nach der wahrhaftig naturgesetzlichen Wahrheit

von den zweierlei Menschen, anstatt der jetzigen Mißordnung nach dem
eingefressenen Mißverständnis der Wahrheit, im Konflikt mit den Naturgesetzen
und im Frieden nur mit der Gedankenlosigkeit.
Bis nun dieser Stand der Zeiten herbeigekommen und Schlichtung
und Milderung des tiefgründigen Kampfes in der Menschheit erreicht ist —
der Kampf zwischen Geist und Aberglaube ist das Bedeutendste in der Mensch»
heit, wovon wir reden können und wollen, anstatt von ihrer Geschichte zu
reden: es gibt nicht eine Geschichte der Menschheit wie der Völker und
Individuen, wir kennen keine Geschichte der Menschheit und können da nicht
fragen: wie weit halten wir? die Geschichte ist eine Uhr, die nicht zeigt,
und wenn zeigt, oft anders schlägt als zeigt — die Lehre soll dazu beitragen,
jene Veränderung im Verhältnis zwischen den Geistigen und dem Volke
heranzubringen; und bis dahin mag sie weiter, in wachsendem Maße, auf
Einzelne ihre Wirkung ausüben durch Vertiefung und Verlebendigung der
Anschauung, Reinigung und Befestigung der Theorie, Richtung des Lebens
auf das Wesentliche, Disziplinierung der Naturen und fröhliches Aufrecht-
erhalten gegen die Verkehrten und die Schwachen. Damit ist das Gute
bezeichnet, weswegen zumeist alle jene Guten und Besseren als ich diese
Lehre lieben und weswegen sie mich lieben und ehren wohl über Verdienst? —
dann, nach dem Ausgleich in allen Dingen, für Verkennung und unver-
diente Schmach und für treuen Willen: weil ich helfen will und machen,
daß sie sich selber helfen und gesunden und stark werden, die Wirklichkeit
der Welt und ihre Schicksalslast im Gemüt besser zu ertragen und den
Frieden zu schauen. Die Hülfe aber besteht darin, daß ich ihnen schleierlos
die Wirklichkeit zeige: die Wirklichkeit der Welt und der Menschen, wie die
Menschen Ursache geben, daß man von ihnen zeige, und wie alle Denkenden
von ihnen gezeigt haben; daß ich zeige die ganze relative Wirklichkeit, die
Einheit zwar der Dinge, aber als bewegter Dinge der Vereinzelung und
des Streites gegeneinander, wodurch wir Menschdinge (nach unserer Auffassung
der Relativität) bedrängt sind und, wunden Herzens, in die Dunkelheit
gezogen, in Engmut, Zagheit, in die Miserabilität eitler Sorgen und
Schmerzen und falscher Schrecken, — aber auch die absolute Wirklichkeit im
bedeckten Grunde des Lebens, die uns wieder errettet in die Lichtfülle,
die Zuverlässigkeit, die Seligkeit und Heiligkeit. Wahrheit ist offenbar und
ergreifbar; es ging nicht auf mit ihr und schlug sich wieder zu. Die
Wahrheit ist ergreifbar und festhaltbar, wenn wir nur sie frei lösen aus der
Verheftung mit Ungeist, Geistvergessenheit, Widergeist der Relativität und des
Aberglaubens und uns nicht täuschen lassen, weil Selbstbetrug und sogar
Heuchelei mit dem Geist dem Geiste gleich sehen; wenn wir den Aberglauben
erkennen als dem Geiste von außen gleich, im Inwendigen aber zuwider,
als das Analogen des Geistes (wodurch es Satan gelingt, sich immer

wieder unter die Engel zu stellen), und wenn die Wahrheit erkannt wird
in der Einheit und lebendigen, gegliederten Totalität,
in der Einheit und Kontinuität aller ihrer Offenbarungen
der Kunst, der Philosophie, der Liebe — sind denn die ewigen
Gedanken umher geschleudert und wild verstreut gleich Felsblöcken im Waldeö«
dickicht und in der Ode? ! Ich bin nicht vermessener Narr, zu sagen, daß
ich die Wahrheit bringe: nur dieses zeige ich von der Wahrheit, daß sie
sei die Eine Schöpfung in allen ihren Schöpfungen, das Eine Reich,
das Eine Alte und Neue, das ungeheure Vorhandene, nicht das erst
zu Suchende und durch Kritik zu Findende oder nicht zu Findende
l— wie die lediglich rationalistischen Volksköpfe die Wahrheit, die Vollkom-
menheit suchen und nicht finden: weil sie nur Relativism«s kennen, wo freilich
nichts vollkommen sein kann; aber das Absolute ist, seinem Wesen nach, die
Vollkommenheit! — oder wie die Volksmetaphysik Beides, findet und nicht
findet, wenn sie sucht und fragt auf ihre Weise, nämlich nach Gott, Freiheit,
Unsterblichkeit: weil sie gleichfalls Wahrheit überhaupt nicht kennt und Kritik
des Aberglaubens für Kritik der Wahrheit hält). Vergessen wir nie, daß
Kritik relativ ist, unser Großes aber der absoluten Wahrheit eben das, was
außer der Relativität und womit wir außer der Relativität — wer das
Große kritisieren kommt, ist klein und hängt jämmerlich in der Luft über
scheußlichem Abgrunde. Es gibt keine Kritik der Wahrheit durch uns: wir
müssen unter die Kritik und Autorität der Wahrheit uns stellen; wir wollen
zusehen, wie weit wir nach ihr bewußt sind und leben. — Und wie denn
ganz gewiß ist, daß ich zu nichts sonst wäre schicklich gewesen in der
Menschenwelt, zu keinem Minister, noch so unbrauchbar, und nicht zum
Schuster für die verkehrtesten Stiefel: so mag denn wohl auch sein, (da
doch zuletzt ein jeder taugt zu etwas), daß eben dieses zu tun, was ich in
aller sittlichen und herzlichen Wahrhaftigkeit meiner selbst und überwältigt
von einer höheren Kraft, als die mich treibt zum Leben und zum Glück
meines Lebens, — daß in mich gelegt ist zu tun, was ich mit meinem
Wort verheiße, und wovon Diese glauben, daß ich es rechtlich verheiße
und an ihnen wirklich tue. Diese Guten und Besseren als ich — ich möchte
in tätiger Liebe zu den Menschen so gut sein können, wie ich nicht bin,
und wie manche von ihnen sind. An Liebe dazu fehlt es mir nicht, ich
kann gradaus sagen: mit fünfundfünfzig Iahren gegenüber der Zweiheit
der Menschen so wenig wie früher gegen die Eine Menschheit, als in meinen
Träumen die Wahrheit niederging auf alle, gleich wie Regen über Verwandtem
und Nichtverwandtem, über Wasser und Trockenem. Ich habe die Menschen
noch eben so lieb wie damals — es fehlt kein Mensch in meiner Kirche.
Böses in der Welt bin ich nicht.

Eine denkwürdige Polenaudienz bei Goethe Eugen Meller

Dr. Eugen Meller:

Eine denkwürdige Polenaudienz bei Goethe.

Nach vielfach unbekanntem Material mitgeteilt.

Als Frau Marya Szymanowska, der „polnische Hummel", wie der Weimarer Dichterfürst seine Warschauer Freundin nannte, nach ihrer Heimat zurückkehrte und dort von Goethes Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft, wie auch von seinem lebhaften Interesse für die polnische Literatur erzählte, erwachte in vielen jungen Männern der neu aufstrebenden Gene« ration der heiße Wunsch und die Sehnsucht, den „großen, edlen" Dichter persönlich kennen zu lernen. Es begann, wie Karpeles richtig bemerkt, nun auch für das junge Polen eine Zeit der Wallfahrten nach Weimar. „Das Betlehem in Deutschland wurde nicht leer", und zu jenen, die dort ihre Andacht verrichteten, gehörten die begeisterten Polensöhne. Der erste, welcher sich zum Huldigungszug nach der deutschen Walhalla rüstete, war der große und hervorragendste polnische Dichter aller Zeiten: Adam Mickiewicz.

An einem sonnigen Augusttage des Iahres 1829 schritten durch die Weimarer Hauptstraße zwei junge Männer, deren Gesichtern eine merkwürdige Erregung anzusehen war. „. . . So wäre ich in Weimar", rief der eine entzückt aus. „. . . Wie soll ich es aussprechen", sagte der andere darauf, — „was in mir bei dem Gedanken vorgeht, daß ich möglicherweise heute noch Herrn von Goethe sehen werde. . ." Der eine war eben Mickiewicz, der andere sein intimster Freund, der polnische Schriftsteller Antoni Edward Odyniec, ein warmer Verehrer unseres Altmeisters und ein treues Mitglied der Goethe-Gemeinde bis zu seinem Tode.

Mickiewicz hatte im Dezember 1827 zu Moskau Frau Szymanowska, die gefeierteste Klavicymbalistin der Zarin Katharina II., mit ihren drei Töchtern, Helene, Celine — seine spätere Gattin — und Romualda kennen und verehren gelernt. Die große Künstlerin, die Goethe selbst durch ihre Weimarer Konzerte „himmlische Stunden" bereitete, war nach Moskau gekommen, um dort zwei Konzerte zu geben, und sammelte sich bald um sie die ganze polnische Kolonie der alten Zarenstadt. In dem vornehmen Salon der auch als Schriftstellerin bekannten Fürstin Zenaide Wolkonska lernte Mickiewicz Frau Szymanowska kennen, es entspannen sich gleich freundschaftliche Beziehungen zwischen ihnen, und als der junge Dichter — ob freiwillig oder gezwungen, ist nicht bekannt — 1829, zusammen mit Odyniec, seine große Reise ins Ausland antrat, hatte er die wärmsten Empfehlungen von ihr nicht nur an Zelter und Felir Mendelssohn« Bartholdy in Berlin, sondern auch an Goethe in der Tasche.

Der Besuch dieser beiden Polen bei Goethe, — den Odyniec in seinen Reisetagebüchern voller Begeisterung schildert, — ist nun von weittragender Bedeutung geworden. Es ist das Charakteristische, Symbolische, das Ausschlaggebende für die Frage des Verhältnisses und des Einflusses Goethes auf die Polen und ihre Literatur, eines Einflusses, der durch den ganzen Zeitraum eines Iahrhunderts voll gewaltiger und blutiger Ereignisse, Erschütterungen, großer politischer und geistiger Umwälzungen bis auf den heutigen Tag wirksam geblieben ist.

Schon am 12. Iuni 1829 kündigte Zelter Goethe die Ankunft der Polen mit den Worten an: „. . . Unsere Freundin Madam Szymanowska empfiehlt einen talentvollen, polnischen Kompatrioten und Dichter besonders Dir, als „Prince de poetes". Er heißt Mickiewicz und will seine Reise durch Deutschland nach Italien machen. Der junge Mann spricht schon ziemlich deutsch und ist angelegentlich empfohlen. Das Übrige magst Du von ihm selbst erfahren . . ."

Am 18. August trafen Mickiewicz und Odyniec in Weimar ein. Schon in den ersten ihrer Briefe an den polnischen Schriftsteller Iulian Korsak vom selben Tage lesen wir die eben erwähnten Worte: „. . . wie soll ich es zum Beispiel aussprechen, was in mir bei dem Gedanken vorgeht, daß ich möglicherweise heute Herrn v. Goethe noch sehen werde? . . " Und es ist wirklich rührend noch weiter zu lesen, wie sie sich auf die „Audienz" vorbereiteten. Sie wandern durch die altehrwürdige Musenstadt, betrachten alle durch poetische Erinnerung geweihte Plätze, sitzen auf der „Schillerbank", nehmen an dem Vogelschießen teil und lassen sich dort von den ehrsamen, biederen Bürgern Geschichten von Schiller und Goethe erzählen . . .

Mit dem Empfehlungsbrief der Szymanowska begibt sich sodann der polnische Dichterfürst zur Frau Ottilie v. Goethe, zu „der Schwiegertochter des Weimarer Apoll, die durch unzählige Schätze der Phantasie und des Herzens zu fesseln versteht . . .", die Beide für folgenden Tag zum Thee einlädt. Als sie um 7 Uhr abends in den „Elephanten" von einem Spaziergang zurückkehrten, fanden die beiden Polen zwei Visitkarten von August v. Goethe vor, und am nächsten Tage eine Visitkarte Goethes selbst, die die ganz einfache Aufschrift: „von Goethe" trug. Umanderen Morgen 1l) Uhr vormittags brachte man ihnen von Frau Ottilie eine Karte, worin sie ihnen ihren Wagen für die Mittagszeit anbot und sie auf die dritte Stunde zu Tische bat „. . . wo auch der Papa erscheinen werde . . ."
„. . . Hat es mir denn geträumt, daß ich je mit Goethe zusammen speisen werde?" schreibt Odyniec an Korsak, und dann erzählt er die kleine Anekdote von einem polnischen Schriftsteller, der bei General Krasinski zu Tisch war, als dieser von Walter Scott sprach und ihn einen großen Mann nannte. „Was ist das für ein großer Mann", rief der Schriftsteller aus,

„mit dem ich sogleich von demselben Braten essen kann, wenn ich nach
Edinburgh reise . . ." „Ich will sehen, — schließt Odyniec — ob sich
Goethe beim Braten verkleinert; ich werde gewiß vor Freude wachsen . . ."
Schon am nächsten Tage berichtet er nach Wilna von ihrer „Audienz"
bei dem Weimarer Musensohn. Selbst der begeistertste deutsche Iüngling
hätte nicht enthusiastischer von Goethe sprechen können, als Odyniec:
„. . . Adam (d. i. Mickiewicz) fragte, ob mir das Herz poche? In der
Tat war das eine Erwartung, wie die irgend einer übernatürlichen Erschei»
nung — — Da hörten wir oben Schritte . . . und herein trat — — —
Iupiter . . . Mir wurde heiß, — und ohne Übertreibung ist etwas
Iupiterhaftes in ihm. Der Wuchs hoch, die Gestalt kolossal, das Antlitz
würdig, imponierend — und die Stirne — gerade dort ist die Iupiter»
haftigkeit . . . Ohne Diadem strahlt sie von Majestät . . . Das Haar,
noch wenig weiß, ist nur über der Stirn etwas grauer, die Augenbrauen
Nor, lebhaft, zeichnen sich noch durch eine Eigentümlichkeit aus, nämlich durch
eine lichtgraue, wie emaillierte Linie, welche die Iris der beiden Augen
am äußersten Rande rings umfaßt. Adam verglich sie dem Saturnringe.
Wir sahen bisher bei Niemand etwas ähnliches. . ."
Eine Verbeugung und ein herzlicher Händedruck — damit war das
Gespräch im Gange, das Goethe in französischer Sprache mit den Worten
einleitete: „Entschuldigen Sie, meine Herren, daß ich Sie habe warten lassen.
Es ist mir sehr genehm, die Freunde meiner Freundin, der Madame
Szymanowska kennen zu lernen, die mich auch mit ihrer innigen Freundschaft
beehrt". — „Sie ist ebenso reizend wie schön, und ebenso hold wie
liebenswürdig", — sagte er weiter. Hierauf wendete er sich zu Mickiewicz
und versicherte ihm, er wisse, daß er an der Spitze der neuen Richtung
stehe, welcher sich die schöne Literatur in Polen, wie in ganz Europa
zukehre. „Ich weiß es aus eigener Erfahrung", fügte er hinzu — „was das
für eine schwere Sache ist, gegen den Strom zu schwimmen ..." — „Auch
wissen es wir", — antwortete Mickiewicz, — „nach den Erfahrungen Eurer
Erzellenz, wie großen Genien im Übergange durch sie, die Strömung sich
nach umlenken . . ." Goethe nickte ein wenig dazu, wie zum Zeichen,
daß er das Kompliment fühle, dann sprach er sein lebhaftes Bedauern
darüber aus, daß er so wenig von der polnischen Literatur kenne und keine
slavische Sprache verstehe . . . „Aber der Mensch hat soviel zu tun
im Leben . . ." Übrigens habe er aber doch — sagte er weiter — einige
Fragmente aus Mickiewicz ausgezeichneter Dichtung „Konrad Wallenrod",
welche ihm Frau Szymanowska freundlich in einer leidlich guten Übersetzung
zugesendet habe, genau kennen gelernt. In der Parenthese bemerkt, habe
ich feststellen können, daß diese fragmentarische Übertragung, die Goethe zu
Gesichte bekam, von Karoline v. Iänisch in Moskau, der späteren Gattin des

russischen Dichters Pawlow, herrührte. Auch ein Gedicht: „Die Gefangene des Litauers" von Odyniec hatte Goethe gelesen und lobte die Lebendigkeit der Handlung und des Stils. Mickiewicz erwähnte darauf die gelungenen Übersetzungen der Bürger'schen Balladen, die Odyniec damals bereits veröffentlicht hatte. — Das überaus rege Gespräch ging nun auf die polnische Literatur selbst und auf die Volkslieder der Ukraine und Masoviens über. Mickiewicz mußte Goethe auf sein Verlangen die ganze Entwicklung des polnischen Schrifttums vorführen und zwar von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

In Goethes Augen — so berichtet Odyniec — war bei dieser meisterhaften Darstellung nicht bloß eine t'efe Würdigung, sondern auch ein lebhaftes Interesse an dem Erzähler zu gewahren. —

Im Beginn des Gespräches bediente sich Goethe nach der ersten franzß« sischen Begrüßung des Deutschen, kaum hatte ihm aber Mickiewicz und zwar auch deutsch, gesagt, daß er immerhin dieser Sprache mächtig sei, aber es nicht wage, sich derselben in seiner Gegenwart zu bedienen, so kehrte Goethe gleich wieder zum Französischen zurück. Mit ganz besonderem Interesse hörte er, was die beiden polnischen Dichter über die Verschiedenheiten im Ton und Charakter der polnischen Volkslieder erzählten. Damit endete das literarische Gespräch und man ging zu Persönlichem über. Goethe fragte nach ihren weiteren Reiseprojekten und beneidete sie, daß sie nach Italien gingen „. . . . woher er einst in seiner Iugend die liebsten Erinnerungen zurückgebracht habe . . ." Dann sprach er über die Bekannten in Berlin, besonders über Hegel, endlich kehrte er wieder zu Frau Szymanowska zurück und erwähnte einiger Polen, die er in Karlsbad persönlich kennen gelernt hatte, besonders des Fürsten Radziwill (der die Musik zum „Faust" komponierte), Grafen Potocki, des „geehrten Mannes", ferner der „geistreichen" Gräfin Iaraczewska, der „gediegenen Kennerin der deutschen Literatur", und schließlich der „liebenswürdigen" Fürstin Lubomirska, denen er großes Lob spendete.

Als sich die beiden jungen Dichter empfehlen wollten, bedauerte Goethe, daß er des strömenden Regens wegen ihnen nicht sein Gärtchen zeigen könne: „. . . Aber ich werde das Vergnügen haben, noch Ihre Gesellschaft auszukosten beim Mittagessen bei meiner Schwiegertochter", und dann wendete er sich lächelnd zu dem jüngeren Odyniec und fügte hinzu: „. . . und wir werden einige schöne Damen und Mädchen haben. Ich hoffe, daß ihnen dies Vergnügen bereiten wird . . ." Damit war die erste „Audienz" zu Ende. —

„Wie gescheit, zum Teufel, ist Goethe". Das war das erste Wort Mickiewicz', als sie die Treppe hinabgingen. Bei Tisch saß Odyniec neben der schönen Frau des Hofarztes Vogel, des herzoglichen Leibarztes. Pünktlich um drei Uhr kam Goethe, begrüßte sie freundlich und stellte ihnen eine Enkelin von Schiller vor. „ . . . Gestehe," — schreibt Odyniec — „daß das immerhin etwas bedeutet, eine Enkelin Schillers im Hause Goethes zu

sehen . . " Mickiewicz saß zwischen Goethe und Ottilie. Das Gespräch
war lebhaft sowohl im Allgemeinen, als im Einzelnen. Goethe war in
besonders gutem Humor und wiederholte seinem Sekretär Eckermann Wort
für Wort das, was er von Mickiewicz über die polnischen Volkslieder
vernommen hatte. — Als Goethe nach dem „Diner" beim Kaffee, die Tasse
in der Hand, Odyniec deutsch ansprach: „Nun, wie gefallen Ihnen denn
unsere Damen?" antwortete dieser — mit Anspielung auf seine reizende
Tischnachbarin, — schlagfertig: „Paradiesische Vögel, Erzellenz" . . . Goethe
lachte laut auf und ging zu den Damen, um ihnen das Wort zu wiederholen,
das später die Runde durch Weimar machte.
So verfloß den jungen Polen der erste Tag „zauberhaft". Sehr schnell
befreundeten sie sich mit August und Frau Ottilie von Goethe, mit Ecker-
mann, Vogel, Hummel u. a. und in kürzester Zeit waren sie mit der
vornehmsten Gesellschaft der gefeierten Musenstadt bekannt und vertraut. Am
24. August hatten die beiden Polen wieder die große Ehre und Freude,
Goethe in seiner Abendgesellschaft sehen und sprechen zu können. Ihre
Abreise hatten sie längst auf den besonderen Wunsch Frau Ottiliens aufgeschoben.
Das Gespräch war aber diesmal „kalt wie Granit" . . Goethe sprach nur
„von Steinen", ein einziges Mal wendete er sich an Odyniec mit der Frage,
wie ihm Weimar gefalle, und ob er schon das Vogelschießen gesehen habe.
Den wahrheitsgetreuen und warmen Schilderungen von Odyniec verdanken
wir einen ausführlichen Bericht über die Feste, die in Weimar zu Goethes
achtzigstem Geburtstage veranstaltet wurden, den Holtei viele Iahre
später nach seinen eigenen Erinnerungen vollständig verifiziert hatte. In
einem von I. I. Pencer an Böttger gerichteten Briefe heist es dort:
„. . . Zwei polnische Dichter, Mickiewicz und Odyniec aus Warschau, sehr
interessante, junge Männer, voller Leben und Phantasie. David hat
Mickiewicz' Kopf als Gipsmedaillon abkonterfeit . . ."
In einem prunkvollen Ball bei Ottilie wurden die Feste am Vorabend
des Geburtstages feierlich eröffnet. Goethe war heiter und wohlwollend wie
stets. Wieder wendete er sich an Odyniec mit der Frage: „Nun, wie geht's
im Paradies?" — er hatte ihn nämlich mit Frau Vogel stehen und sprechen
sehen, — dann reichte er dem errötenden jungen Manne die Hand und sagte
lächelnd: „Es ist schön, daß Sie uns geblieben sind. Wo ist Herr Mickiewicz?"
— „Wir danken dem Himmel" — erwiderte Mickiewicz begeistert, — „daß
uns dieses Glück zuteil wurde . . ." In einem Toaste, den der große
polnische Dichter sodann auf das Wohl Goethes ausbrachte, dankte er nochmals
sehr freundlich dafür, daß er diesen „großen" Tag in Weimar bleiben durfte.
„Auf! Den Tag, der festlicher, als alle Feste,
Goethes achtzigsten Geburtstag grüßt aufs Beste . . ."

Mit diesen Worten, bezw. Paraphrase eines polnischen Verses eröffnete Odyniec am 28. August den Bericht an den polmschen Romantiker Korsak über die Feste in Weimar. Als Goethe — wie Karpeles uns in seinem gediegenen Essay über das freundschaftliche Verhältnis Goethes zu Polen berichtet, — die Beiden eintreten sah, ging er ihnen entgegen und erwiderte auf ihre innigen Glückwünsche: „Besten Dank, meine Herren, ich danke Euch aufs Herzlichste." Das war in dieser bewegten Stunde alles.... Wie groß aber war der Schreck der Polen, als sie beim Eintritt in den Saal keine Tischkarte mit ihren Namen vorfanden, die ihnen d>e Plätze hätte anweisen können. Endlich zeigte ihnen der Kanzler v. Müller lächelnd zwei Karten mit der seltsamen Aufschrift: „Der Pole No. 1, Der Pole No. 2", da man ihre Namen nicht hatte richtig schreiben können. Beim Tisch brachte Mickiewicz einen ebenso herzlichen wie herrlichen Toast auf Goethe aus, welcher sehr dankbar und tief gerührt aufgenommen wurde.

Ein Bericht des folgenden Tages (29. August) voll Schwung und eraltierter Begeisterung: „. . . Er steht heute vor mir, wie ein Koloß von Rhodos ..." — schreibt Odyniec über Goethe, denn er hatte inzwischen die erste Aufführung des „Faust" im Theater mit angesehen, und dies brachte sein Gemüt in heftige Erregung. — Am selben Tage noch kam ein kleines Männlein, mit einem großen „spanischen Rohr" ins Hotel: „Zum Elephanten", der Mickiewicz ein Billet von Goethe einhändigte; es war dies der Maler Ioseph Schmeller. Das Billet hatte folgenden Wortlaut: „Herr Mickiewicz ist höflich ersucht, dem Überbringer des Gegenwärtigen, Herrn Schmeller, einige Stunden zu gönnen, um das Porträt eines so interessanten Gastes zu nehmen; auch wegen der Zeit einige Verabredungen mit demselben zu nehmen. Hochachtungsvoll I. W. Goethe, Weimar den 30. August 1829." Mickiewicz überlas das Billet und wurde ganz rot, — so teilt Odyniec in seinen wertvollen Memoiren mit. — Eine Fahrt nach Iena, welche die beiden Polen mit den dortigen Gelehrten, namentlich mit dem bedeutendsten Historiker Heinrich Luden, bekannt machte, unterbrach den Weimarer Aufenthalt. Endlich schlug auch die Stunde des Abschiedes.

Das Finale bestand aus zwei Teilen, aus einem Abschiedsmal bei Vogels und einem Abschiedsabend bei Frau Ottilie, wo auch der Dichterfürst erschien und beinahe zwei Stunden verweilte. Während der ganzen Zeit — Odyniec' Berichten an den bekannten polnischen Schriftsteller Ignocy Chodzko zufolge — sprach er meist mit Mickiewicz, doch bekam auch Odyniec seinen Teil und zwar gewöhnlich in demselben sehr wohlwollenden Tone. Zur Frau Vogel gewendet, sagte Goethe auf Odyniec deutend: „Er wird uns nicht so leicht vergessen." Dieser benutzte die günstige Gelegenheit, um dies mit Nachdruck zu bestätigen, und durch Goethes liebevollen Blick ermutigt, wagte er die Bitte um ein Autogramm und zwei gebrauchte Federn.

Der Weimarer Musensohn lächelte und neigte das hoheitsvolle Haupt, und der daneben stehende Mickiewicz fügte hinzu: „Es werde ihm dies das teuerste Andenken für sein Leben sein . . ." Da reichte ihm Goethe die Hand zum letzten Abschied; von tiefer Rührung überwältigt, ergriff der junge Odyniec die Rechte des Dichters, küßte sie innigst und bat um seinen Segen . . . „Es muß ihn nicht beleidigt haben, — bemerkt richtig Karpeles — denn er faßte Odyniec an der Achsel und küßte ihn auf die Stirn . . ." Frau Ottilie sagte, — so schrieb Odyniec in seinen Tagebüchern —, es sei dies eine ganz besondere Gunstbezeugung, und sie erinnere sich derselben bei keinem Fremden. Im Fortgehen nahm Goethe die Kerze vom Tische und, an der Türe stehen bleibend, wandte er sich nochmals um und neigte die Hand wie „zum Kusse vom Munde" zu den beiden Polen ....

Nach zehn Minuten etwa brachte der ältere Enkel Goethes ihnen zwei goldgeränderte Blättchen. Auf jedem derselben standen Verse mit der Unterschrift Goethes und dem Datum des Tages; dann zwei ihrer Fahnen beraubte Federn, welche sorgfältig nach Art einer Nadel mit dem dünneren Ende durch die auseinander gerissene Spitze derselben gesteckt waren.

Die Zusammenkunft Goethes mit den hervorragenden Polen an dem Musenhof in Weimar ist sodann für die Literatur ein epochemachendes Moment geworden. —

Hans Wendt:

Russische Probleme.

Rußland macht heute die Kinderkrankheiten der Freiheit durch. Nach menschlicher Voraussicht wird es für Dauer dieses Krieges nicht mehr zu erheblicher militärischer Machtentfaltung kommen, es sei denn, daß ein sehr brutal energischer und volkstümlicher General mit Hilfe der Armee die höchste Gewalt an sich reißt.

Erfahrungsgemäß geht jeder in blutigen Wehen geborene Umsturz die gleichen Wege. Gemäßigte Elemente beseitigen mit Hilfe der Radikalen eine abgewirtschaftete Regierung. Die wirtschaftliche Not, welche mit jeder Revolution verbunden ist, treibt weite Kreise den Radikalen in die Arme, sodaß diese vorübergehend die Herrschaft an sich reißen und meist in Form eines Schreckensregimentes ausüben. Bis jetzt aber hat sich der Anarchismus

noch niemals dauernd als regierungsfähig erwiesen, und er macht bald den vor der Revolution herrschenden Kreisen oder einem neuen Diktator, der auf der alten Staatsform weiter baut, Platz. Die Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung treibt die Mehrzahl der Menschen stets wieder in die alten Geleise zurück. Einige Reformen bleiben besten Falles das Resultat. So ist das Ringen der Menschheit ein ewiger Leidensweg zum Fortschritt. Was man durch den Umsturz erreichte, hätte man meist durch einen vernünftigen Kom» promiß mit der ursprünglichen Regierung weit billiger haben können. Erst die Weigerung einer Regierung, vernünftigen Reformvorschlägen der Volks« Mehrheit ihr Ohr zu leihen, gibt der Revolution den Schein der Berechtigung. Das war im Zarenreiche der Fall. Leider vermißt man bei den Trägern der russischen Revolution jegliches Programm, und deswegen ist es nur eine Frage der Zeit, daß der Radikalismus die gemäßigten Kreise ablöst. Die Anarchie macht täglich weitere Fortschritte und wird dann ans Ruder kommen, wenn die jetzigen leitenden Leute abgewirtschaftet haben. Sie werden so gut wie der Zarismus abwirtschaften, denn sie besitzen weder die nötigen Mittel zur Aufrechterhaltung eines Riesenstaates, noch haben sie die Grundlagen der Neuordnung fertig in der Tasche. Geld gibt die Entente jedoch nur für Blut. Die Armee aber hat den Krieg gründlich satt.

Wie schwer die Lage der heutigen russischen Regierung in finanzieller Hinsicht ist, ergibt sich aus der riesenhaften Vermehrung des Papiergeld« umlaufes, aus dem Stande der Valuta und dem völligen Umschwenken der leitenden Kreise in den Fragen der äußeren Politik. „Wellfriede" hieß ursprünglich die Losung der russischen Revolution. Sofort schloß England seine Kasse. Da ohne Kredit schlechterdings nicht zu regieren war, hat sich bis heute die russische Regierung wohl oder übel den englischen Wünschen nach Fortdauer der Feindseligkeiten fügen müssen. Da jedoch die Armee streikt und deswegen die Kredite der Entente täglich spärlicher werden, ge« winnen die radikalen Außenseiter täglich an Zulauf. Der Zeitpunkt, an dem Lenin und sein Anhang ans Ruder kommt, läßt sich heute schon mit Sicherheit erkennen. Ob die Friedenssehnsucht der neuen Regierung dann größer sein wird als die der jetzigen, ist noch sehr fraglich, denn auch sie gebraucht Geld. Eine Regierung ohne Geld und Kredit ist ohne Ausnahme in jedem Staat unmöglich, am meisten aber in Rußland. Geld kann jedoch nur die Entente liefern, deswegen darf man keiner russischen Regierung Deutschfreundlichkeit zutrauen, solange sie mit ihrem Geldbedarf auf unsere Gegner angewiesen ist.

In demselben Augenblicke, wo dem Zarenreiche eine Re« gierung ersteht, welche Volk und Armee fest in der Hand hat, wird Rußland tätig wieder in den Reihen unserer Gegner stehen.

Vorläufig klafft in Rußland der Zwiespalt zwischen Regierung und
Armee. Ieder Vergleich mit der französischen Revolution ist völlig unan-
gebracht, solange es sich um Einzelheiten handelt, selbst wenn aus der
russischen Neuordnung ein zweiter Napoleon hervorgehen sollte. Erstens ist
der russische Volkscharakter von dem französischen gar zu sehr verschieden.
Zweitens ist das russische Heer kein Volksheer. Drittens aber bildet Frank-
reich eine nationale Einheit, während das russische Riesenreich einen völkischen
Bund, durch die Knute geeint, darstellt. Das Resultat liegt auf der Hand.
Der russische Geist ergeht sich in Theorien und findet nicht die Energie des
Handelns. Wo man beim Russen Energie erblickt, ist es rohe Brutalität.
Das Ende also wird in Rußland ein Zerfall des weiten Reiches sein, wenn
sich nicht ein Peter der Große oder Suworoff findet, ein Dämon, der die
Massen lenkt, henkt und nach Instinkt des Genies verwendet.
Ein Zerfall des russischen Reiches mit dem Fortschreiten der Revolution
wird naturgemäß auch den Staatsbankerott nach sich ziehen. Die einzige
Lösung der Finonzfrage für die Radikalen, wenn sie am Ruder sind, wird
die sein, daß sie sämtlichen Schulden die Anerkennung versagen. Zweifellos
steckt in der Lenin«Gruppe mehr Idealismus als in den Kreisen um Kerenski.
Statt sich mit Haut und Haaren der Entente zu verschreiben, wird der
russische Radikalismus versuchen, seine inneren Landreformen zu verwirklichen,
den Frieden zu erzwingen, sei es auch unter Erklärung des Staatsbankerottes.
Die Lösung ist scheinbar ungeheuerlicher, als sie auf den ersten Blick scheint.
Überwiegend ist die russische Staatsschuld in England und Frankreich unter-
gebracht. Für ein nach Frieden ringendes Rußland hat die alte Entente
keinen Pfennig übrig. Deutschland kommt vor der Hand als Kreditgeber
auch nicht in Frage. Dennoch ist es keineswegs ausgeschlossen, daß andere
Nationen den durch Staatsbankerott hypothekenfrei gewordenen russischen
Besitz beleihen. In erster Linie kommen Amerika und Iapan in Frage.
Schon heute hat sich Iapan einen guten Teil vom Pelze des russischen
Bären verschreiben lassen. Die japanischen Wünsche gehen auch nicht auf
ein starkes Rußland, welches natürlich den verlorenen ostasiatischen Besitz
zurückerobern muß. Hier scheiden sich überhaupt die Interessen der Entente
reinlich. Iapan steht zu den übrigen Bundesgenossen in Bezug auf Ruß-
land und Ostasien in direktem Gegensatz, Amerika nicht ausgeschlossen. In
dem Maße, wie die Aktien der Entente fallen, wird Iapan in Ostasien
seine Ellenbogen gebrauchen. Der Umstand wird vielleicht dazu beitragen,
daß Amerika nicht im Maße seines Könnens am Kriege teilnimmt. Ia,
wenn Amerika sieht, daß die ins englisch-französische Geschäft gesteckten Milli-
arden verloren sind, wird es vielleicht froh sein, für den Rest des Kriegs«
gewinnes einen dankbaren Abnehmer in Rußland zu finden. Soll aber
amerikanisches Geld in Rußland arbeiten, muß die Verbindung hergestellt

werden. Iapan muß aus der Mandschurei heraus oder — England aus Indien. Der kommende Gegensatz zwischen unsern Gegnern von heute ist damit schon gegeben.

Rußland braucht zu seiner Entwickelung Iahrzehnte oder Iahrhunderte inneren Frieden und Geld. Die demokratische Staatsform bringt ein Lockern des Zusammenhanges der verschiedenen Teile des Reiches mit sich und schließt nicht unbedingt den Länderhunger der Zarenwirtschaft ein. Dieses ungeheure Binnenreich aber bleibt in wirtschaftlicher Hinsicht solange den Beherrschern der Weltverkehrswege tributpflichtig, als es keinen Hafen besitzt. Notwendig sind Verbindungen mit dem atlantischen Ozean, dem stillen Ozean im Osten und Süden und Anschluß ans Mittelmeer. Im Norden verfügt Rußland über einen seinem dortigen Erportbedürfnis angemessenen Hafen. Im Osten muß es sich mit den Iapanern auseinanderfetzen, damit Wladiwostok wieder geräumt wird. Im Süden muß England Indien oder Persien abgeben. Für die Dardanellenfrage wird sich bei gutem Willen für Rußland und die Türkei eine Lösung finden. Mit Iapan läßt sich auch verhandeln, wenn man die englische Freundschaft fallen läßt und sich über Indien und Australien in der Weise verständigt, daß die Mandschurei und Persien Kompensationsobjekte der Interessen bilden. Iedenfalls haben wir kein Interesse daran, diese Lösung zu hindern, wenn uns sonst die Welt offen steht.

Wir können nur wünschen, daß Rußland in freier Entwickelung seiner Völker auf dem Wege fortschreitet, den es eben betreten, und einem staatsbankerotten Rußland werden wir jeden Kredit zum friedlichen Aufschwung gewähren können, wenn wir wieder dazu in der Lage sind. Unser Interesse erfordert es, in wirtschaftlichem Austausch mit unserm großen östlichen Nachbar alle Schäden des Krieges wieder zu heilen. Wir bieten dazu die Hand. Rußland kann um so eher einschlagen, als es die Gewißheit hat, daß wir von seinen weiten Länderstrecken nichts politisch zu erwerben trachten. Wir haben für Iahrzehnte im Westen genug Arbeit und Europa hat nicht so sehr unser Interesse wie die Weltwirtschaft. Auch dabei kollidieren unsere Wünsche mit den russischen nicht.

C. Brackmann:
Die deutsche Reformation und dieser Krieg.
Der Vorwurf, die deutsche Reformation habe den unseligen Riß in das
deutsche Volk getragen, an dem das alte deutsche Kaiserreich zu Grunde
ging, darf in ihrem 400. Iubeljahr als endgultig widerlegt angesehen
werden. Die ihren Kern ausmachenden Strebungen zu dem gegenwärtigen
furchtbaren Weltringen in Beziehung zu setzen, wird selbst die kühnste Phan«
tasie von vorne herein unversucht lassen müssen. Dieser Krieg mit seiner
bunten Durcheinanderwürfelung aller Religionen und Konfessionen in beiden
Heerlagern steht allen religiösen Fragen fern. Doch Nebenwirkungen, die
das weit über das eigentliche religiöse und kirchliche Gebiet hinausgreifende
Aufwühlen der Reformationstage auslöste, erwiesen sich von einer so stark
treibenden Kraft, daß sie eine Entwicklung und ein Werden zeitigten, das
in diesen furchtbaren Tagen der Rückhalt unserer Stärke und unserer Zu-
kunftshoffnung ist.
Als die Reichsfürsten im Sommer 1526 dem Abschied des Speyercr
Reichstages als z 4 die Bestimmung einfügten: „Ieder Stand soll in Sachen
des Wormser Ediktes so leben, regieren und es halten, wie er es gegen Gott
und Kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue", konnte keiner von
ihnen ahnen, daß mit dieser Formel in die deutsche Geschichte ein Keim
gelegt war, der in seiner Entfaltung aus den Trümmern der alten deutschen
Kaiserherrlichkeit das neue Deutsche Reich in seiner Sonderart und mit seiner
machwollen Bewährung in diesen Kampfestagen heraufführen sollte. Es
verschlug nichts, daß drei Iahre später ein zweiter Reichstag in eben derselben
rheinischen Bischofsstadt die Bestimmung wieder aufhob. Ihr Grundgedanke
erwies sich so sehr als die einzigste Möglichkeit, die alte Rechtslage der
Kirche im Reich mit den neu auftauchenden Forderungen der Religions«
erneuerung auszusöhnen, daß man an ihr nicht vorüber konnte, als es sich
im Augsburger Religionsfrieden (1555) um die endgültige Schlichtung der
Widerstände handelte. Auch jetzt wußte man keinen anderen Ausweg zu
finden, als den, die Speyerer Kompromißformel der Ausantwortung des
jn» retormanäi an die einzelnen Reichsstände für ihre Untertanen zur ver-
fassungsmäßigen Grundlage des Reichsrechtes zu erheben. Damit hatte man
den Reichsständen aber eine Machterweiterung zugesprochen, die folgenschwer
werden sollte. Ein kirchliches Recht hatte man ihnen zubilligen wollen, und
den Rechtsboden für ihr Emporsteigen auf weltlichem Gebiet zu souveränen
Territorialherren hatte man geschaffen.

Einfluß und Macht der Reichsstände hatten bis dahin nach dem Gang
der deutschen Verfassungsentwicklung vor allem auf den Berechtigungen,
namentlich auf der der Heeresfolge beruht, die ihnen an den von ihnen zu
Lehen gehenden Landständen und deren Untertanen zustanden. Das hier-
durch hergestellte Band war aber sehr dünn, da die Lehensträger in ihrem
Gebiet völlig unabhängig schalteten und walteten und den Lehensherren jede
Einmischung in die Verhältnisse und Vorgänge ihres Gerichtsbezirkes ver»
sperrten. So wenig fest war die Verbindung, daß sie nicht selten ganz
zerriß, wenn ein benachbarter Reichsstand durch neue Lehensversprechen lockte,
mitsamt dem besessenen Lehensgut in sein Lager hinüber zu wechseln. Die
Schwierigkeiten, die sich den Reichsständen allemal entgegenstellten, wenn sie
von ihren Landsassen Reichsauflagen, wie die Türkensteuern, einziehen wollten,
zeigen, wie oft dies geschehen ist, und wie unsicher diese Lehensverhältnisse
waren. Jetzt aber erhielt man in dem Reformationsrecht das Mittel, un«
mittelbar in die Herrschaftsgebiete der Lehensleute eingreifen, diesen und dem
breiten Volk durch die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, vor allem durch
die Kirchenvisitationen die nur zu oft vergessene oder verachtete Herren«
stellung zum Bewußtsein bringen und auch die entfernten und verstreuten
Lehensgebiete auf das festeste an sich ziehen und fesseln zu können. Die
kirchliche Organisation ward der Hebel, der aus dem losen Nebeneinander der
früheren Zeit zur Bildung festgefügter Territorien führte, sodaß die einheit-
liche weltliche Verwaltung nachfolgen konnte, nachdem die eigenwilligen
Lehensträger auf kirchlichem Gebiet zuvor zur Anerkennung gezwungen und
aus fremder Verpflichtung gelöst waren. Da« kirchliche Reformationsrecht
löste so die Teritorialbildung aus.

Doch mehr. Ein kaiserliches Vorrecht wurde den Reichsständen mit dem
den Kirchenschutz einschließenden jn» retormanüi ausgeantwortet. Mochte
das Papsttum auch im übrigen im Laufe des Investiturstreites alle Bestim-
mungen des Ottonianum, des Privilegs, das seit der Gründung des römisch«
deutschen Kaisertums unter Otto I. (13. Februar 962) das Verhältnis des
deutschen Königs zum römischen Kirchenfürsten regelte, zerbrochen haben, das
Recht und die Pflicht des Kaiserlichen Kirchenschutzes hatte es im eigenen
Interesse bestehen lassen. Mit ihm zog es den deutschen Kaiser immer wieder
in den Dienst der päpstlichen Politik; mit ihm verhinderte es ihn nationalen
deutschen Zielen zu folgen. Aus ihm nahm die alle Theorie vom römischen
Reich deutscher Nation, die mit ihrer Erinnerung an die vergangene Kaiser-
herrlichkeit das beste Kapital der Kaiserwürde späterer Zeit war, ihre Lebens-
kraft; aus ihm ergaben sich auch die besonderen Schwierigkeiten, die den
Kaiser der Reformationszeit hinderten, sich mit dem deutschen Volk zusammen
zur Religionserneuerung Luthers zu bekennen, die ihn trieben, in den Halb-
heiten eines Kompromisses einen verhängnisvollen Ausweg zu suchen. Un«

angefochten stand das Kirchenschutzrecht als das erste der sicher umhegten kaiserlichen Rechte dar, da in ihm der Vorrang der deutschen Kaiserkrone vor allen anderen im Bereich der Kirche begründet war. E s gerade preiszugeben und auf die Reichsstände zu übertragen, mußte weitere Folgen nach sich ziehen. Durch seine Verleihung der kaiserlichen Rechtssphäre nahe gerückt, strebten die Reichsstände jetzt danach, auch die kaiserliche Prärogative für sich zu gewinnen, die sie als Fundament des Kirchenschutzrechtes ansahen, die Rechte der Majestät. Es ist kein Zufall, wenn der Hauptverfechter und Förderer der Einführung des römischen Rechtes in den deutschen Landen, der Gelehrte Herzog Heinrich Iulius von Braunschweig, sofort nach seinem Regierungsantritt im Iahre 1589 mit seinen Landständen nicht nur über die Einführung des römischen Rechtes, sondern auch über die Anerkennung der von ihm beanspruchten Majestätsrechte der Heiligkeit, Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit in den heftigsten Streit gerät. Vielmehr ist dies von symptomatischer Bedeutung. Die junge, auf der vom Augsburger Religions« frieden geschaffenen Rechtslage fußende Generation der Reichsstände hatte den unwiederbringlichen Vorteil erkannt, den ihre Stellung sowohl ihren Land- sassen, wie auch dem Kaiser gegenüber aus der Einführung des römischen Rechtes ziehen mußte, da dieses die Majestät der von ihm umzogenen Fürsten feststellte, die das neue Kirchenschutzrecht ihnen begehrenswert machte, nachdem sie vordem ihnen allen völlig fremd gewesen war. Und die gelehrten Iuristen der Universitäten, wie die Beamten der fürstlichen Hofhaltungen begünstigten sie in diesem Streben, da das neue „kaiserliche" Recht die gesamte Rechtsprechung in ihre Hände spielte, die vordem auf Grund des „deutschen" Rechtes, des bodenständigen Gewohnheitsrechtes, in den Händen des Volkes und seiner Schöffen gelegen hatte. Der Schritt vom Reichsstand zum Territorialherrn sollte jetzt weiter zum Majestät-umkleideten, souveränen Landesherrn führen.

In derselben Zeit vollzog sich aber diese Entwicklung, in der das Band, das das alte deutsche Reich zusammenhielt, unter den unaufhörlichen frucht« losen Kämpfen Karls V. und unter der Unfähigkeit seiner unmännlichen Nachfolger immer brüchiger wurde, bis es zuletzt unter dem Toben des Dreißigjährigen Krieges völlig zerriß. Ietzt sollte das Kompromiß von Speyer und Augsburg sich als Segen auswirken. Dank ihm fiel unser deutsches Vaterland in dieser Notzeit nicht in ein hoffnungsloses Trümmerfeld ausein« ander. In seiner Mitte stand fest gefugt das Gerippe der Territorialstaaten, sodaß diese die deutsche Kraft über den Strudel der Zeiten forttragen konnten, während das deutsche Kaisertum, durch die Verschleudernng des Königsgutes in den früheren Iahrhunderten jeden Rückhaltes beraubt, immer hoffnu ngsloser seinem Zerfall entgegenging. Aus der Vielheit der Staaten aber entstand, von Reckenhand zusammengeschmiedet, zu seiner Zeit der neue Staat, das

junge deutsche Reich, das in diesem Weltenbrand die Kraft seines Könnens
für alle Zeiten der Geschichte einzeichnet. Als Staatseinheit, nicht als
Volkseinheit, aber als Staatseinheit, die zur Volkseinheit führen muß, trat
es unter die Völker. Und diese Entwicklung über die Staatenbildung
hinweg war ihm in den fernen Reformationstagen vorgezeichnet.
Immerhin hätte auch ein Bismarck dieses stahlstarke neue Reich aus
dem deutschen Staatengewirr nicht schmieden können, wenn ihm nicht in
mächtigem Strome die gemeindeutsche Gesinnung und der starke Einheitswille
aller Gaue und Stämme entgegengekommen wäre. Das überraschende ist,
daß auch das Werden und Wachsen dieser seelischen, im neuen Reichsbau
verkörperten Werte letztlich als Gabe der Reformationszeit angesprochen werden
darf, durch das sie, die die Territorialgrenzen im deutschen Binnenlande
aufrichtete, diese auch wieder überbrücken und ausschalten half. Seitdem in
den Freiheitskriegen das ganze Deutschland in einer machtvollen Geschlossenheit,
wie sie die Geschichte noch nie gesehen hatte, zusammengestanden hatte, wollte
der Ruf nach deutscher Einheit und die Sehnsucht nach deutscher Kaiserherrlichkeit
nicht wieder verstummen. Die akademischen Kreise, die Intellektuellen, waren
ihre Träger und Verkünder. Werbend traten sie vor das deutsche Volk, und
dieses Volk stimmte ihnen zu und stand mit ihnen zusammen, als im Iahre
1848 der deutsche Einheitswille sich brausend zur Höhe erhob und Vorarbeit
tat für die deutsche Reichsgründung auf Frankreichs Boden. Dadurch aber
war dies Zusammenklingen und Zusammenstimmen zwischen Maaß und
Memel, Etsch und Belt nur möglich geworden, daß vorher die deutsche
Schule, die deutsche Volksschule und die deutsche Gelehrtenschule, um das deutsche
Volk da« Band der gemeindeutschen Sprache und der deutschen Ideale gelegt hatte
Die deutsche Schule. Sie ist nicht unmittelbar ein Kind der Refor»
mation. Mancher wird hier umlernen müssen. Den Reformatoren kam e*
bei ihrem Dringen auf Schulgründungen, wie sie selbst sagen, darauf an^
Stätten zu bekommen, die anstelle der aufgehobenen Kloster« und Domschulen'
einen tüchtigen Nachwuchs an Beamten und Predigern heranbilden konnten.
Gelehrtenschulen wollten sie gründen, und die lateinische Sprache sollte, wie
herkömmlich, Unterrichtssprache sein. Indem sie aber so die Schulen aus
dem kirchlichen Rahmen lösten und säkularisierten, taten sie den epochemachenden
Schritt vorwärts, die Schulbildung als ein nicht nur für den kirchlichen
Dienst, sondern auch für das alltägliche Leben sehr werw olles Gut in die
Mitte des Volkes zn stellen. Die Bahn machten sie damit frei, auf der
die deutsche Schule heranziehen mußte, da nur sie dem keimenden Gedanken
einer durchgehenden Volksbildung genügen konnte. Gewiß war es deshalb
auf ihren Spuren, als dieser Gedanke unter der Not des Dreißigjährigen
Krieges zum siegreichen Durchbruch kam, und zuerst im Fürstentum Braun«
schweig-Calenberg (1639), dann im Fürstentum Gotha (1642) und darauf in

schneller Aufeinanderfolge in den übrigen Landschaften über das schulenleere
platte Land hin deutsche Volksschulen von der Obrigkeit ins Leben gerufen
wurden, um der grauenhaften Verwilderung des Volkes während der langen
Kriegsjahre Einhalt zu tun. Mit den Schulen aber zog als beherrschendes
Unterrichtsbuch die deutsche Lutherbibel ins Land und schuf in der
Sprache der Wittenberg«! Kanzlei, in die Luther seine Bibel gegossen hatte,
die gemeindeutsche Sprache, in der die Alpen« und die Wasserkante sich als
Glieder eines Stammes fühlten. Predigt und Kirchenlied, von derselben
Sprache Luthers getragen, verstärkten die Wirkung. Entscheidend aber war,
daß Christian Thomasius die in der Volksschule heimisch gewordene Sprache
auch zur Sprache der gelehrten Welt erhob und diese damit mitten in das
Volk einordnete, daß sie ihm Führer und Wegwart sein konnte. Ietzt
konnte das nur zu sehr verkannte Aufklärungszeitalter seine Arbeit beginnen,
indem es, gestützt auf die gemeindeutsche Sprache, wie auf die deutschen
hohen und niederen Schulen, der früheren, aller nationalen Entwicklung so
»abträgigen, an der Antike orientierten, universalistischen Bildung endgültig
das Grab grub und ein deutsches Kulturleben herausführte, das sich nach
Art und Inhalt aus der Umwelt heraushob. Als dieses sich dann unter
dem Druck der napoleonischen Zeit, oder, wie uns Fichtes Entwicklung zeigt,
genauer unter der Not des Zusammenbruches Preußens bei Iena und
Auerstädt, auch als nationale Besonderheit erfassen lernte, als die Freiheits«
kämpfe das so geweckte nationale Bewußtsein in den akademischen, intellek«
Wellen Kreisen zu machtvoller Größe und inbrünstiger Leidenschaft aufbäumen
ließen, als das tolle und doch so bedeutsame Iahr 1848 es zum Gemeingut
auch des Bürgerstandes machte, da war das deutsche Einheitsstreben und
das Verlangen nach dem Wiederauferstehen der deutschen Kaiserkrone zu dem
breitwogenden mächtigen Strom geworden, von dem getragen Bismarck das
große Werk der Reichsgründung wagen konnte.

Von dem Werden der deutschen Staaten und von der Entfaltung der
deutschen Volksseele her liefen die Entwicklungsreihen zusammen, die am 18.
Ianuar 1871 in dem Ausrufen des neuen deutschen Reiches ihre Vereinigung
fanden. Beide liefen zurück auf Gedanken, die in dem großen Gähren der
Reformationszeit an die Oberfläche getrieben wurden. Und gerade, daß
aus der innigsten Vereinigung beider, des Volkes und der Staaten, der
Neubau zu einem ehernen Ganzen zusammenwuchs, macht ihn in diesem
Weltbrand so unwiderstehlich, daß die rasende Glut des Hasses einer ganzen
Welt vergebens an ihm emporloht.

Pros. Dr. Michael Birtenbihl-München:
Karl Henckell.
An dem trüben, regenschweren Weihnachtsabend des Jahres 1!1t5 setzte sich ein junger Kriegsfreiwilliger von Körnerscher Vaterlandsliebe in seinem Unterstand an den primitiven Tisch und schrieb im Scheine eines schwachen Kerzenlichtes folgenden Brief:
Lieber Herr Henckell! Bald ist heiliger Abend. Ich sitze in einem tiefen Unterstand in der öden, nassen Champagne und wider meinen Willen kommen Heimwehgedanken auf; doch ich weiß, was dageg,n gut ist. Ihr wunderbares Gedichtbuch „Hundert Gedichte" wird schon alles überwinden helfen. Und langsam lese ich wieder die schönen Gedichte durch:
„Vom Himmel rieselt die Einsamkeit
Und leise horcht meine Seele zu," ^
dann das herrliche Gedicht „Der heimliche Kaiser", und ich fühle mit Ihnen „die Freiheitswonnen auf einsamer First" und rufe freudig mit Ihnen aus: „Sei stark und fröhlich, trotz der Welt!" Und immer fröhlicher und leichter ist mir zu Mute, je weiter ich lese, und immer mehr kommt mir zum Bewußtsein, daß es eigentlich meine Pflicht ist fröhlich zu sein, daß ich für mein Vaterland kämpfen darf und am heiligen Abend dankbar dafür sein muß und auch sein will. Und schon lege ich das Buch bei Seite mit der frohen Gewißheit, daß ich alle Forderungen, die an mich gestellt werden, auch willig erfüllen kann und fröhlich sein kann, und singe mit Ihnen: „Lichtjubelndes Leben, du hast mich entzückt". Dann schreibe ich nach Hause, wie es mir ergangen ist, und zu Hause lesen sie auch das Buch und freuen sich mit mir.
Ich erwarte nicht im geringsten, daß Sie mir auf meinen Brief antworten, aber ich glaube an Ihrem Verse:
„Dich freut der echten Geister Anteilnahme
Und das Gefühl: Frucht trägt mein Liedersame"
zu erkennen, daß Sie sich freuen werden, wenn Sie hören, daß ein Feldgrauer im fernen Westen durch Ihre Gedichte immer wieder Kraft und Freude sammelt zum Weiterkämpfen.
Gleich geht es wieder an die Arbeit, den Schlamm aus dem Graben schaufeln, um ihn einigermaßen gangbar zu machen, daher habe ich kein« Zeit mehr, Ihnen mehr zu schreiben und zu danken. Sie werden mich verstehen, und ich will einen schönen Weihnachtsabend feiern!
In großer Dankbarkeit grüßt Sie ein Feldgrauer und wünscht Ihnen alles Gute zum neuen Iahre."

Acht Wochen später fiel der Gefreite Erich Devantier, der lebensstarke
Eutiner Briefschreiber, bei St. Marie a. Py. In seinem Tornister fand man
ein paar eigene festgepackte lyrische Kriegsbilder („Bühne und Welt", Iuliheft
1918) und das kostbarste Besitztum seiner Feldzugszeit, die Gedichte Karl
Henckells.
Nicht immer hat Karl Henckell so begeisterte Resonanz gefunden. Über seine
ersten lyrischen Sammlungen fielen erbitterte Worte. Sie waren teilweise von
politischem Haß gegen den junykühnen Freiheitspoeten diktiert, aber sie waren
doch auch ästhetisch nicht ohne Berechtigung. Der junge Henckell hatte zwei
bedenkliche Fehler: er produzierte zu früh und zu viel. Die künstlerische Selbst-
zucht mangelte der lustvoll übersprudelnden Liederbrust. Er sang über alles und
jedes, manche Strophen lesen sich auch wie derbe sozialistische Wahlreden.
Und doch enthielten schon jene wildwuchernden Erstlingswerke (Strophen
1887, Amselrufe 1888, Diorama 1889, Gründeutschland 1890, Trutznachtigall
1891) alle Grundlinien dieses eigenartigen Dichterprofils: das zartsinnige Natur-
trieben des Niedersachsen, den heißen Durst nach heiliger Schönheit, den liebens-
würdigen Humor und das starke soziale Mitgefühl. „Seelenstark und herzens-
rein" verlangt er damals die deutsche Iugend und er selbst hat diese Forderung
durch sein Leben und sein Dichten erfüllt. Am schwächsten erscheinen seine frühen
Liebeslieder; dagegen überrascht in den politischen und sozialen Dichtungen oft-
mals die Kraft der Sprache, die gedrungene Wucht des Bildwerks und der ele-
mentare, trotzige Freiheitsdrang. Immer wieder müssen wir daran denken, daß
Henckell durch seine Ahnen im freiesten germanischen Stamme verwurzelt ist. Bei
ihm wie bei Voß, Schiller, Arndt und anderen Propheten deutscher Freiheit geht
der trotzige Aufschrei gegen den Druck von oben auf düstere Familienerlebnisse
zurück. Henckells Großvater, der verdiente Hof» und Garnisonpfarrer von Kassel,
auch so ein Aufrechter, wurde 1843 mitten in der Nacht Knall und Fall schuld»
los von seinem Kurfürsten ans dem Amte gejagt. Die bildsamsten Iahre des
Dichters fielen in die Zeit der Armeleutmalerei und der sozialen Großstadtdichtung.
Als junger Student der Philosophie blickt er mit eigenen Augen in das tiefe Prole-
tarierelend Berlins. Die neu« Literatur regt sich in ihren ersten Zuckungen, der
Sozialismus ringt sich zu seinem ersten Höhepunkt empor. Im deutschen Volke
verfolgt man Bebels Reden wie gewaltige Schlachten. All diese Eindrücke treffen
in der jungen Dichterseele auf leise vorgeschürfte Tallinien. Und so genießt der
heißlebige Kämpfer«Idealist mit dem Bismarck der Sozialdemokratie (— Bebe!
besaß bekanntlich in Zürich ein ruhiges Heim —) die Schönheit des Züricher Sees
und trägt, ein nackenstarker Stürmer und Dränger, mit den Brüdern Hart,
Michael Georg Eonrad und Detlev von Liliencron das Banner der neuen Dich-
tung zum entscheidenden Sturm.
Die tiefe Heilandsliebe zu allen Gedrückten, Notleidenden, vom Leben Zer»
tretenen ist der hervorspringendste Zug im Charakter Henckells. Das muttergütige

Einfühlen in das Seelenleben des vierten Standes ließ ihn Töne finden, so schlicht und zu Herzen gehend wie beispielsweise in „Des Großstadtjungen Traum":

„Gelbe, rote Tulpenflammen!
Armer Schulbub starrt und staunt ....
Träumt aus Paradiesen stammen
Solche Blumen. Träumt und raunt:
„Wenn dort Iesus stände,
Wo der Schutzmann steht,
Faltet ich die Hände
Einfach zum Gebet:
„Lieber Iesus, eine
Einzige für mich!
Da die große, feine!"
Und er tüt's und pfückte sie mir sicherlich."

„Das purpurne Fähnlein" (um seine eigenen Worte zu gebrauchen) hat Henckell zeitlebens nie gesenkt. Als der „Sozialist" wird er ja auch in den zünftigen Literaturgeschichten gerne weithin sichtbar gekennzeichnet; und doch ist das Epitheton nichtssagend, wenn man die Gesamtheit seines Schaffens überblickt. Trotz seines ungeschwächten sozialen Empfindens ist Henckell jedoch nicht bei den ungeklärten politischen Idealen seiner Studienzeit stehen geblieben. Mit dem gerade für ihn so charakteristischen ästhetischen Ausreifen ging eine Läuterung seiner sozialpolitischen Anschauungen Hand in Hand. Der Mann, der einst, als das Wort von den „vaterlandslosen Gesellen" in die Welt drang, charakterfest den Staub von den Füßen schüttelte und im alten Freiheitslande Wilhelm Teils auf lange Iahre Zuflucht suchte, hofft heute, treu am Reichsgcdanken hängend, mit bangender Seele heiß auf Deutschlands Sieg und läßt sich in der tiefen, echten Liebe zu seiner Nation von keinem Konservativen in den Schatten stellen. Es lclg für einen Kämpfer, in dem die alte Schwertlust seines Sachsenstammes sich merk« würdig ungebrochen erhalten hat, nahe, wie Uhland in den politischen Tageskampf einzugreifen, mit Wort und Schrift dem unmittelbaren Parteileben zu dienen. Henckell hat dies stets verschmäht. Still und zurückgezogen lebt er in seinem hoch» gelegenen Heim an der Isar, von dem der entzückte Blick über den möwenumkreisten Fluß, den weiten Park und die linienreiche Silhouette der großen Stadt schweift, nur seiner Kunst. In ihm wohnt noch die vornehme horazische Zurückgezogenheit des Künstlers von dem Geschrei des Marktes.

Das ist die historische Bedeutung Karl Henckells. Man kann nicht vom Werden der modernen Poesie sprechen, ohne seines Gründeranteils zu gedenken, und man kann keine Geschichte der sozialen Dichtung schreiben, ohne seinen Namen an hervorragender Stelle zu nennen. Denn von Freiligrath und Kinkel bis auf

unsere Tage ist kein Kunstdichter so mannhaft und unentwegt für die Rechte des vierten Standes eingetreten wie er.

Von seinen Naturliedern ist „Der heimlich« Kaiser" am weitesten in die Massen gedrungen. Dieser jauchzende Hochzeitshymnus an die Natur ist charakteristisch für Henckells Naturauffassung. Der Mann, der nach einem Leben reich an Kämpfen und Enttäuschungen uns den daseinsfrohen Reisesegen geschenkt

Es sprach mein Herz,
Es sang mein Herz:
Sei stark und fröhlich trotz der Welt!

der erweist sich auch der Schöpfung gegenüber als Daseinsbejaher, sieht auch die Natur voll „lichttriefenden Lebens". Nicht das Düstere, Unheimliche des Natur» lebens wirkt auf ihn, sondern das Helle, Freudige, Sonndurchglühte. Er ist ein Eiegfriedcharakter. Vom Idyllischen seiner Weserheimat hat er das Verständnis für die stillen, intimen Feiern der Natur. Der lispelnde, lebensfreudige Elfen- gesang sommerlicher Gräser, das würzigduftende Waldmoos, das taufrische, im ersten Morgenstrahl glitzernde und flammende Tal, der schwere, schimmernde Wogenschaum der Blüten, die Mittagsruhe in sonndurchwärmtem Wiesenklee im reizenden Spiel mit dem trippelnden, scherzenden Sonnenrind, goldüber« sponnene Tannenzweige und lustvoll dahingleitende, farbenprächtig« Schmetter- linge — das sind seine liebsten Freuden. Sonnensegen, Lichtsegen, altgermanische Markkraft überall.

Man würde jedoch Henckells Kunst nur leichtfertig gestreift haben, wenn man nicht auch von seiner lyrischen Form sprechen würde. Denn ihm ist die Form ebenso wichtig wie der Inhalt. Er ist ein Meister und Meisterer der Sprache von verblüffendem Talent. Sein Bestreben, überall eigenständig und neuartig zu wirken, hat ihn, namentlich in jungen Iahren, zu Wortverbindungen geführt, die wir als Geschmacksverirrungen abweisen müssen. Seine Gewandtheit in Sprache und Reim ließ ihn der gehaltlosen Phrase nicht selten zum Opfer fallen. Aber den Begriff mit dem einzig deckenden Wort auf den Kopf zu treffen, für jede Stimmung, ja für jede Verszeile den wirkungsvollsten, musikalisch feinsten Rhythmus zu finden, in dieser Kunst kommen dem Schüler Goethes, dem Tisch» genossen Gottfried Kellers, Arnold Böcklins und Conrad Ferdinand Meyers nur wenige gleich. Von dem pastoralen Blut in seinen Adern mag die Feierlichkeit seiner Sprache stammen; die Biegsamkeit seines Ausdrucks, die Schmiegsamkeit seiner Melodik hat ihn auch zum Nachdichter hervorragend befähigt und darum gehört sein schönheitsschweres Werk „Weltlyrik" zu den kostbarsten Gütern deutscher Ilbersetzerkunst.

Seine „Hundert Gedichte", eine gutgetroffene Auswahl aus seinem gesamten Schaffen, sind in praktischer, dünner Feldausgabe (50 Pfennig) zu Tausenden an die Front gegangen. Was haben sie den Kämpfern draußen gegeben? Den

starken, trotzigen Lebensmut eines Mannes, der, unerschütterlich auf den Sieg der eigenen Kraft vertrauend, mit seltener Reinheit des Charakters ohne alle Kompromisse den harten Weg der Pflicht gegangen, die ewige Schönheit einer zartempfindenden Seele, die aus Natur und Leben den geheimnisvollen Kelch zu füllen weiß, dessen Gral über Leichenfelder und Lebenstrümmer emporträgt in die Lichtgefilde seligsten Seins.

August Adelsberger, Baden-Baden.

Gold oder Leistung. Eine Anregung.

Dieser furchtbare Krieg mit seinen gewaltigen Ereignissen und Erschütterung«, wird eine Änderung von Welt und Lebensanschauungen hervorrufen und einen solch tiefen Eingriff in die Gewohnheiten der Völler bringen, daß mit dem Anfang des Friedens auch eine neue Zeit der Menschheitsgeschichte anbrechen wird. Ein Umwerten aller Werte wird sich vollziehen, und so dürfte auch die Frage berechtigt fein, ob unser bisheriges Währungssystem noch Daseinsberechtigung hat und ob es noch berufen sein kann, den Gradmesser im Austauschverkehr der Völker zu bilden.

Das Gold als ein seltenes Metall wurde von verschiedenen Staaten als alleiniges Geld mit unbeschränkter gesetzlicher Zahlungskraft gewertet und somit die Goldwährung eingeführt, obgleich die Goldmünzen keineswegs ausreichen, um dem steigenden Bedarf zu genügen. Und so ist in den meisten Staaten eine reine Goldwährung nicht vorhanden, sondern die sog. hinkende Währung, indem auch dem Silber eine gesetzliche Zahlungskraft gelassen werden mußte, um die Fehlmenge an Gold einigermaßen zu ergänzen.

Um dem immer steigenden Bedarf an Geld, erzeugt durch Angebot und Nachfrage und die damit entstandene gewaltige Produktion an Waren, zu genügen, wurde in gesetzlichen Grenzen das Papiergeld dauernd vermehrt, dann folgten die Hilfsmittel des Kredites, Schecks, Wechsel, An« und Überweisungen, der ganze bargeldlose Zahlungsverkehr zur Entlastung des wenigen edlen Metalls. Gemäß seinem Bodenreichtum, der Rührigkeit und dem Fleiß seiner Bewohner stieg das Vermögen der verschiedenen Staaten ungleichmäßig ins Unermeßlich« und stand in keinem Verhältnisse mehr zu dem Besitz seines Metallgeldes, so daß eigentlich Gold als eine illusorische Währung zu bezeichnen ist.

Wenn der Goldbesitz als Gradmesser der Kreditwürdigkeit eines Staates anzusehen wäre, so käme denjenigen Staaten ein bevorzugter Platz zu, welche Gold«

Produzenten, d. h. Goldschöpfer sind. Ie unternehmender die Staaten sind, welche
Gold beziehen, d. h. kaufen müssen oder im Warenaustausch zu erlangen suchen,
desto größer ist auch der Zinsfuß für das arbeitende Geld. Ie mehr also gearbeitet
wird, also je mehr geleistet wird, desto knapper wird das Geld, der Markt versteift
sich, das Geld wird teurer. Es ist ein Widerspruch, daß jene Staaten, deren
Völker ein Rentnerleben führen, in geldlicher Hinsicht besser gestellt sein sollten,
als die unternehmend schaffenden, emsigen 'Völkerschaften.
Stand Leistung und Gold schon vor dem Kriege in keinem Verhältnisse, so hat
sich dies im Kriege noch mehr verschoben. In Deutschland wurden bei knapv fünf
Milliarden Goldvorrat etwa 70 Milliarden Anleihen aufgebracht, und sofern es
das Schicksal und die Engländer wollen, werden wir 100 Milliarden und noch mehr
aufbringen müssen. Wäre Gold nur der einzige Zahlungswert, dann wären die
Staaten Europas längst bankerott und der Krieg zu Ende. Wenn das deutsche
Volk seinem Staate maßlos Kredite zur Verfügung stellen kann, so gibt es diesen
Anteil nicht von seinem Goldvorrate, sondern von seiner eigenen Leistung, die zu»
sammengeschlossen die ganze Kraft des Staates darstellt, den ganzen National-
reichtum in seiner Leistung verkörpert. Die deutsche Banknote, die Kassenscheine,
kursieren und niemand beanstandet sie, weil sie ja einen Bestandteil des eigenen
Vermögens sind. Nur das Ausland drückt ihren Wert, und nur durch die natur-
widrige Geldeinrichtung internationaler Abmachungen der Staaten ist es möglich,
daß eine gewissenlose Plutokratie einem festgefügten Staatswesen Verluste zu-
fügen kann, die durchaus im Gegensatze zu dessen Leistungen stehen.
Die dunkeln Mächte der Geldherrschaft, die nicht scheuen im Selbstinteresse
die eigenen Völker hinschlachten zu lassen und die den Ruin wollen, um am Auf»
bau zahllos zu verdienen, diese Möchte unschädlich zu machen, gehört mit zu den
vielen Aufgaben nach dem Kriege.
Wenn ein Kaufmann dem anderen Kredit gibt, so fragt er nicht darnach, wie
viel Gold derselbe in seinem Kassenschranke hat, sondern, ob seine Unternehmen
würdig genug sind, um Deckung für den Kredit zu bieten. Wenn z. B. heute ein
deutsches Unternehmen nach seinem Goldwert gemessen würde, so wäre es kredit»
unwürdig und die größten Betriebe müßten still liegen. Die Leistung allein be-
dingt den Kredit und die Kreditfähigkeit.
Also, ein Land, wie Deutschland, kann mit seinem Nationalreichtum von 300
oder mehr Milliarden Wert, nicht nach seinem Metallvorrat gemessen werden,
sondern sein Kredit entspringt seiner Leistung und nach dieser ist der deutsche Staat
unbeschränkt kreditwürdig. Somit erfordert Deutschlands Staatsinteresse, daß
mit dem veralteten System der Metallwährung jeglicher Art gebrochen wird, nnd
daß an seine Stelle die Währung der lebendigen Kraft, die Leistung gesetzt
werden wird.
Nicht einige Milliarden Gold können den Grundstock der KapitalkrÄftigkeit
eines Landes bilden, sondern nur die Leistungsfähigkeit und der durch wirtschaft-

liche Kraft erzeugte Nativnalreichtum sind die Münze, welche in irgend einer Form als Zahlungsmittel in Umlauf gebracht werden muß.

Da nun Deutschland allein in der Änderung der Währung ohnmächtig wäre, so könnte es doch im Einvernehmen mit seinen Verbündeten das Terrain vorbe« reiten und die Wege ebnen. Wenn die uns heute feindlichen Staaten einer solch umwälzenden Umgestaltung der Währungsfrage auch entgegenarbeiten würden, so würden sie vielleicht in den Sonnentagen des Friedens auch den von uns vorge» zeichneten Weg beschreiten, denn trotz Verleumdung und Entrüstung haben sie uns bis jetzt noch alles nachgeahmt.

Von unseren Feinden hM« an dieser Währungsregelung vor allen Rußland ein besonderes Interesse, das mit seinen riesigen Bodenschätzen und der produktiven menschlichen Arbeit, die unschwer zu wecken sein wird, durchaus nicht die ungeheure nationale Schädigung erdulden brauchte, die man ihm durch ungünstige Valuta auferlegt und die seine Wiederherstellung außerordentlich erschweren muß. Iedenfalls müssen schon in den Tagen der Friedensverhandlungen die Ungercchtig» keiten der Valuta abgestellt werden und Deutschland muß dafür sorgen, daß der Wert unserer Mark in vollem Werte anerkannt wird.

Der Wert unserer Mark stützt sich nicht auf einen kleinen Prozentsatz Gold und auf die spekulativen Gebräuche einer internationalen Ausbeutung, sondern auf die Kraft von 70 Millionen schaffender Menschen und auf den Nationalreich' tum von mehreren hundert Milliarden. In Deutschland steckt mehr Energie, mehr treibende Kraft, ein ungeheurer Mehrreichtum als in den Staaten der lateinischen Münzkonvention zusammengenommen.

Durch internationale Verträge müßte bestimmt werden, daß bei leistungsfähigen Staaten auch im Kriege und zu Zeiten wirtschaftlicher Erschütterung keine börsenmäßige Schwankung des Geldwertes eintreten könnte.

Vorteile von der bestehenden Währung haben nur die Gold produzierenden Länder England und Amerika, die in ihren eigenen Staaten und Kolonien stetig wachsende Reichtümer besitzen und die rücksichtslos ihre Hände auf die Goldquellen neutraler Freunde und Verbündeter legen, wie England derzeit in Rußland.

England, der Tyrann Europas, gibt heute mit vollen Händen das Gvld seiner Alliierten aus, während es jegliches eigene Metall sorgfältig zurück behält. England will Freund und Feind beherrschen und sein in wahnwitziger Selbstüberhebung verkündeter Wirtschaftskrieg nach dem Kriege stützt sich nur auf sein eitles Selbstbewußtsein als Großmacht des Goldes.

Wenn man Rom mit London ersetzt, so lassen sich ausgezeichnet auf Englands Selbstsucht die Worte Alphons in Goethes Torquato Tasso anwenden:

London will alles nehmen, geben nichts,
und kommt man hin, um etwas zu erhalten,
erhält man nichts, man bringe denn was hin,
und glücklich, wenn man da noch was erhUt.

I. K. Ratislav
Ein würdiger Bruder des Angelsachsen ist der Amerikaner, und Deutschlands Volk, das leistungsfähigste der Erde, sollte sich von den beiden hinterlistigen Über« scekrämern ausbeuten lassen?
Das Alte fällt, morsche Gebäude stürzen zusammen, das Unbrauchbare wird weggefegt vom Sturm der Zeit. Hierzu mögen auch die Währungssysteme der 'ctztvergangenen, materiellen Epoche gehören. Nicht die tote Kraft des Goldes soll die Menschheit gleich Maschinen bewegen, nein, die lebendige Kraft münze das Geld und seine Währung sei die Leistung.
I K. Ratislav:
Die Liebenden.
Verwandelt ward so unser ganzes Sein:
Ein Licht hat uns geführt aus Einsamkeiten,
Das unsre Leben eint, des goldner Schein
Uns überstrahlt in Leid und Seligkeiten.
Geheimnisvolles Band ist das Gedenken
Der lichten Schauer der Erfüllungsstunden,
Da wir, beglückt durch namenloses Schenken,
So Gott wie Welt in uns zu tiefst empfunden.
Des ersten Tages Sehnen und Gewähren
Ward heißes Wünschen, schrankenlos Begehren.
In Nächten rauscht, ein Meer, das dunkle Leben
Zum Lichte auf der Hochzeit unsrer Seelen,
Daß wir uns jauchzend immer neu vermählen,
Der höchsten Einheit traumlos hingegeben.
Liebesfeier.
Ich weiß es noch, wie uns in deinem Zimmer
Die Liebe schenkte heimlich süße Feier.
Hernieder wallten abendliche Schleier,
Nur auf dem Flügel lag ein heller Schimmer.
Wir wähnten uns ans letzte Ziel gekommen.
Kein Zweifel mehr war in uns und kein Fragen.
Ein Leuchten wie aus jungen Frühlingstagen
War dir in feuchten Augen still erglommen.
Dann spieltest du, befreiend klang die Weis«.
Sie schloß uns auf des Glückes fremde Gärten
Und löste auch die letzten dunklen Härten,
Daß unsre Seelen sich vermählten leise.

Dr. Waldeck, Berlin:
Über die Unmöglichkeit der Scheidung von Ehen
österreichisch-ungarischer Staatsangehöriger in
Deutschland.
Bis kurz vor Ausbruch tes Krieges haben sich im allgemeinen die deutschen
Gerichte, darunter das Kammergericht in Berlin, für befugt gehalten, in Prozessen,
welch« den Personenstand österreichischer Staatsbürger betrafen, Recht zu
sprechen. So sind in zahlreichen Fällen in Deutschland Ehen von Österreichern,
welche Protestanten oder Dissidenten waren, geschieden worden. Ehen von
Österreichern, von denen ein Teil schon zur Zeit der Schließung der Ehe der katho-
lischen Religion zugetan war, wurden nicht geschieden, da dies nach österreichischem
Gesetz unzulässig ist, und nach dem Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch
für die Scheidung der Ehe die Gesetze des Staates maßgebend sind, dem der Ehe-
mann zur Zeit der Erhebung der Klage angehört. Auch österreichische Iuden
wurden in Deutschland nicht geschieden, da dies nach österreichischem Rechte nur
unter Hinzuziehung des Rabbiners oder Religionslehrers, welche den sogenannten
Scheidebriefauszustellen haben, geschehen darf, einVerfahren, welchesdendeutschen
Gesetzen widerspricht. Wollten trotzdem österreichische Iuden hier ihre Ehe dem
Bande nach trennen lassen, so halfen sie sich vielfach damit, daß sie vor Einleitung
der Ehescheidungsklage beim Amtsgericht ihren Austritt aus der Synagogen-
gemeinde erklärten; dann hatten die inländischen Gerichte kein Bedenken, über die
ihnen unterbreitete Ehesache zu entscheiden. Dies« Praris gründete sich darauf,
daß nach der deutschen Zivilprozeßordnung, selbst wenn beide Ehegatten Ausländer
sind, eine Scheidungsklage hier erhoben werden kann, wenn das inländische Ge-
richt auch nach dem Gesetze des Staates zuständig ist, dem der Ehemann angehört.
Unter Billigung des Reichsgerichts hatte man angenommen, daß nach öfter»
reichischem Rechte die deutschen Gerichte zur Verhandlung und Entscheidung von
Ehestreitigkeiten österreichischer Staatsangehöriger stets und jedenfalls dann zu-
ständig feien, wenn die betreffenden Österreicher in Deutschland wohnten und
ihre Ehe vor einem deutschen Standesbeamten geschlossen hatten.
Dem ist neuerdings wiederum mit Rücksicht auf einen Beschluß des öster-
reichischen obersten Gerichtshofes das Reichsgericht entgegengetreten, was
auch für diejenigen Österreicher, deren Ehe in Deutschland bereits rechtskräftig ge»
schieden worden ist, von Bedeutung ist. Der genannte österreichisch« Gerichtshof
hat in einem in Eger 1914 anhängigen Rechtsstreit grundsätzlich ausgesprochen,
daß in allen Ehesachen österreichischer Staatsangehöriger die sachliche Zuständig-

keit ausschließlich den österreichischen Gerichten zusteht. Der österreichische oberste Gerichtshof folgert dies aus 8 81 Nr. 3 der österreichischen Erekutions' ordnung vom 27. Mai 1896, wonach die Bewilligung der Erekution aus auswärtigen Erkenntnissen zu versagen ist, wenn der Erekutionstitel den Personenstand eines österreichischen Staatsangehörigen betrifft und gegen diesen vollzogen werden soll. Danach steht auf Grund dieser gesetzlichen Bestimmung die Nicht» aner kennung eines etwa ergehenden deutschen Urteils in Österreich fest. Hierin ist aber nach Ansicht des deutschen Reichsgerichts eine Verneinung der Zuständigkeit der inländischen Gerichte selbst dann zu finden, wenn sich die Unzuständigkeit fremder Gerichte aus den eigentlichen Zuständigkeitsbestimmungen des ausländischen Staates nicht ergeben sollte. Die deutschen Gerichte sind also ganz allgemein zur Entscheidung von Ehestreitigkeiten von Öfterreichern, gleichgültig, welchen Glaubens sie sind, nicht zuständig. Denn das deutsche Gesetz will von vornherein Unzuträglichkeiten vorbeugen, die sich daraus ergeben, daß die gegenüber ausländischen Ehegatten von inländischen Gerichten erlassenen Scheidungsurteile nicht in dem ausländischen Staate, dem die Ehegatten angehören, anerkannt werden.

Für die Angehörigen der Länder der ungarischen Krone liegt die Sache, obwohl Ungarn dem Haager Abkommen beigetreten ist, im Ergebnis ebenso. Nach der ungarischen Zivilprozeßordnung, Gesetzes«Artikel I von 1911, § 639, nimmt der ungarische Staat die Ebescheidungsgerichtsbarkeit über seine Untertanen ausschließlich für sich in Anspruch.

Der Umstand, daß Österreich die von fremden Gerichten seinen Staatsangehörigen gegenüber erlassenen Scheidungsnrteile unter keinen Umständen anerkennt, regt zu der Frage an, wie die Rechtsstellung der bisher von deutschen Gerichten geschiedenen Österreicher ist. In Österreich«Ungarn gelten sie trotz des deutschen Erkenntnisses nach wie vor als verheiratet.

Das deutsche Urteil wird dort als nicht vorhanden angesehen, was in familien» sowie erbrechtlicher Hinsicht von weittragendster Bedeutung ist. Die Unterhaltspflicht des geschiedenen Ehemannes besteht also trotz der Ehescheidung weiter; ebenso sind beide Teile nach wie vor untereinander erbberechtigt.

In Deutschland ist der Standpunkt des österreichischen Gesetzes trotz eines etwa vorliegenden deutschen Ehescheidungsurteils ebenfalls maßgebend, denn die persönlichen Rechtsbeziehungen der ausländischen Ehegatten zueinander regeln sich nach dem Gesetze ihres Heimatsstaates. Ebenso wie ein Ausländer, der zur Zeit seines Todes seinen Wohnsitz im Inlande hatte, nach den Gesetzen des Staates beerbt wird, dem er zur Zeit seines Todes angehörte. Ferner wird nach Artikel 13 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch die Fähigkeit zur Eingehung der Ehe, wenn auch nur einer der Verlobten ein Deutscher ist, in Ansehung eines jeden der Verlobten nach den Gesetzen seines Heimatsstaates beurteilt. Infolge» dessen werden die bei Eingehung der Ehe möglichen Rechtsfragen dem Personal«

statut beider Teile (Staatsangehöngkeitsprinzip) in der Weise unterstellt, daß eine
zwischen Angehörigen verschiedener Staaten geschlossene Ehe nur dann gültig ist,
falls sie sowohl nach dem Rechte des Heimatsstaates des Mannes, wie nach dem-
jenigen des Hcimatsstaates der Frau Gültigkeit hat. Da nun nach österreichischen
Gesetzen die Ehe, welche von einem unzuständigen ausländischen Gerichte
geschieden ist, noch weiter besteht, darf der Österreicher auch hier nicht wieder
heiraten, solange der andere Ehegatte noch am Leben ist. Der deutsche Standes'
beamte muß daher die Vornahm« der Eheschließung ablehnen. Sollte, wie dieses
oft vorgekommen sein mag, ein in Deutschland wohnender und hier oder über»
haupt außerhalb Österreichs geschiedener Österreicher bei Lebzeiten des anderen
Teils wieder geheiratet haben, so ist die n eu e E he n i chti g. Die Strafe der
Bigamie wird allerdings nicht in Frage kommen, da er ja ohne Zweifel bei Ein-
gehung der Ehe guten Glaubens war.

Die Härte, die unter Umständen darin liegt, daß die persönliche Fähigkeit
eines in Deutschland lebenden Österreichers bei gewissen Handlungen nach den
österreichisäfen Gesetzen zu beurteilen ist, wird durch den § 4 des österreichischen
Bürgerlichen Gesetzbuchs gemildert. Danach ist der österreichische Staatsbürger
im Auslande nur insoweit an die österreichischen Gesetze gebunden, als seine
Handlungen und Geschäfte zugleich in Österreich rechtliche Folgen hervorbringen
sollen. War also zur Zeit der Vornahme der fraglichen Handlung im Auslande,
Christen mit einer Nicht-Christin, von den beiden nicht beabsichtigt, daß die Ehe«
z. B. bei der auch heute noch verbotenen Verehelichung eines österreichischen
schließung auch in Österreich rechtliche Folge haben solle (die Eheleute wollten
vielleicht nie wieder nach Österreich zurückkehren), so wäire diese Eheschließung wohl
nicht nach österreichischem Rechte zu beuretilen. Zu bedenken ist aber, daß es immer
fraglich sein kann, ob in der Tat die Absicht der Eheleute dahin gegangen ist, durch
den Eheschließungsakt in Österreich keine rechtlichen Folgen hervorzurufen. Die
Gerichte werden darüber leicht verschiedener Meinung sein. So hatte z. B. in
einem in Hamburg abgeurteilten Fall der Kläger, ein österreichischer Staatsan-
gehöriger katholischen Bekenntnisses, beantragt, auf Grund österreichischen Rechts
seine Ehe für nichtig zu erklären, die er in Deutschland mit einer deutschen
Protestantin geschlossen hatte, da deren früherer von ihr geschiedener Ehemann
noch am Leben war, für den Kläger also ein Eheverbot nach dem österreichischen'
Hofdekret vom 17. Iuli 1835 an sich gegeben war. Das Landgericht nahm an.
daß der Kläger beabsichtigt hatte, durch den Eheschließungsakt auch in Österreich
rechtliche Folgen hervorzurufen, und erklärte die Ehe für nichtig, während die
II. Instanz die fragliche Absicht verneinte und dementsprechend unter Hinweis auf
8 4 des österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuchs die Klage abwies.

Kaethe Kollwitz Max Freyhan
Dr. Max Freyhan:
Kaethe Kollwiß.
Diese Frau und Künstlerin sah in aller Fülle der Sichtbarkeiten immer nur
Eines, und immer nur dieses Eine wollte und mußte sie gestalten: die Dumpfen,
die Geknechteten und Versklavten, die in endlosen Reihen ihre Ketten schleppen,
Beute und Opfer, im Zuge des unerbittlichen, unersättllchen Triumphators —
Leben. Den stieren Ausdruck dieser verglasten, lichtlosen Augen, die unbe-
schwingten, schwere - gebeugten Körper, die Hilflosigkeit der Hoffnungslosen,
dies tierisch«triebhafte Aufbegehren der ihre Fesseln Schüttelnden — diese Visionen
haben die mitleid«tiefe Seele der Kaethe Kollwitz geängstel und ihr keine Ruhe ge»
lassen. An den Peripherieen der großen Städte und in den kleinen und engen
Hütten des Gebirgs fand sie jene vom Schicksal schon gezeichneten Kinder, fand
sie jene Männer und Mütter — stumm, drohend, gleichgültig — abgestumpft,
fragend, verzweifelnd, nur noch Last und Bürde Gewordene, Umklammerte und
mahnende Schatten. Und sie hat ihnen allen ins Auge geblickt, hat in ihren
Mienen gelesen und ihr Antlitz belauscht, zu ihnen milde herab sich gebeugt und
hat von ihrem Schmerze sie reden lassen und ihrer Not, von ihrer Sorge um Tag
und Stunde und ihrer grenzenlosen Verlassenheit und hat dann die ganze ver-
zehrende Gewalt ihres Erlebens in ihr Werk verblutet, in dieses Werk, dem nur
eine Sendung gegeben ward: anzuklagen, anzuklagen . . .
So stellt sich dem Betrachter die Lebensschöpfung der Kaethe Kollwitz dar,
deren Graphik aus Anlaß ihres 50. Geburtstags der Salon Cassierer vor kurzem in
einer erschöpfenden Überschau vereinigt hat. Und Kaethe Kollwitz klagt an, auch
wo sie nichts will, als die in ihrem Künstlerauge gespiegelten Gebilde getreulich,
eine Dienenn am Erschauten, in Form zu wandeln. Dann offenbart sie in ihren
Gestalten eine rührende mütterliche Hingabe an das Wesen, das sie verlebendigt,
das sie aus der kargen Umgrcnztheit seiner Zufälligkeiten hinan zu führen trachtet
zu den Weiten und erderlösten Höhen symbolischer Gleichniswerte. Nirgends
überzeugt ihr Werk mehr, wird es zwingender und eindringlicher, als wo sie, die
Spezialistin des Gegenstandes und der darstellerischen Mittel, dem einzelnen, dem
Individuellsten nachgeht, wo sie das Besondere erfaßt, ganz es sich zu eigen macht
und nur diesen Eindruck, wie sie ihn hatte, als einen lebendigst«realen, als ein«
unmittelbar sich hervordrängende Äußerung der Wirklichkeit, in aller Echtheit,
aller bildnerischen Intensität, ohne ihm ein Fremdes, Ideeliches, Abstraktes beizu-
mischen, in ihrer Sprache zum Reden bringt. Dann empfinden wir dies« Kunst
als ihrer sich selbst gewiß und sicher, fest in sich beschlossen und gerundet, aus
wahrhaftestem Erleben wieder Erleben zeugend . . . und Kaethe Kollwitz hat
einen tiefen Blick getan in diese graue Welt der arbeitenden fronenden Masse,

hat der tristen, farblosen Proletariereristenz den adäquaten Stil im S<hwarz-
Weiß ihrer Blätter gefunden und mit spürendem Auge, wie es dem Künstler nur
eignet, alles aufzufangen, alles einzusaugen gewußt, was dieser Menschen
Wesen ist.
Obgleich Kaethe Kollwitz so ihr Lebenswerk daran setzte, stets wieder dieses
Eine, diese Tragödie des dunkelsten Menschen, zu immer erneutem Ausdruck zu
zwingen, so kann sie doch nicht eine umfassende, universale Darstellerin des prole-
tarischen Problems, eine Gestalterin aller seiner Wirksamkeiten genannt werden.
Sie sucht die Masse nicht eigentlich bei der Arbeit auf, nicht im Banne der herrisch
umklammernden Mauern der Fabriken, der dörrenden Feuer der Hochöfen und
Essen, überhaupt nicht die Mass« als Sklavin der Maschine, des kapitalistischen
Produktionsprozesses; sie gibt überhaupt nicht eigentlich die äußere Welt dieser
Menschenschichten, nicht die grauen Häuserviertel, in denen sie sich drängen und
pferchen, am Rande der großen Städte; das alles zu zeigen war Kaethe Kollwiy
Wohl nicht wesentlich: denn ihr ging es nicht um die soziale Frage, nicht um den
Rahmen, nicht um Gesellschaft und Individuum, sondern um Schicksal und Seele,
um Gezeichnete und Verlorene; wie deren individuellstes Leben atmet, stöhnt, ver-
endet — das ist ihr Gegenstand, ist ihr Werk. Und so gelingen ihr Schöpfungen
von hoher Könnerschaft der Beobachtung und des darstellerischen Ausdrucks.
Mit getreuer Sachlichkeit ehrlich hingegeben an die Eindrücke, die sie gestalten
will, folgt sie mit formender Hand den charakteristischen Linien, den Besonder-
heiten, dem eignen Rhythmus ihrer Geschöpfe und setzt so lebendige Menschen, in
denen der Atem einer wahrhaftigen Enstenz glüht, vor das überzeugte Auge. Denn
diese Arbeiterfrauen, diese Männer des Proletariats — sie sind mit einem lieben-
den Blick für alles Einzelne, Unterscheidende und Wesenhafte erfaßt und festge-
halten. In diesen Körpern schwingt keine Elastizität, sie wuchten in ihrer Schwere
und schleppenden Ungelenkheit; diese Hände fallen plump wie Gewichte von den
Armen und scheinen hilflos, wenn sie nicht greifen, packen, tragen, an ungefügem
Werkzeug und massigem Eisen ihre Kraft erproben; die Züge dieser Gesichter
hängen schlaff, nicht mehr gewohnt, auf ein lockendes Ziel, eine lächelnde Anmut
des Lebens sich zu spannen; diese Kleider liegen schmucklos, nur um zu wärmen
und zu bedecken, den Gliedern an, die nicht mehr zu schnellen, nicht mehr zu federn
vermögen. Weil Kaethe Kollwitz alles dies bis w jeden Zug hinein mit sicher nach-
zeichnendem Stift in Form und Gestaltung umschafft, so gibt sie mehr als nur ein
Bild dessen, was der Zufall an Erscheinungen ihr in den Weg geführt; vielmehr
steigern sich hier in ihrer den Dingen andächtig lauschenden Arbeit die Wirkungen
über das Einzeln-Gegebene hinaus und, ohne daß es ihr Wille bewußt so zeigen
möchte, gelingt es ihr gerade hier, über ihre Geschöpfe die große Stille des Dauern-
den, Allgemein-Gültigen, Zeitlosen zu breiten und so eine tiefste, auf nichts
Äußeres und Drittes bezogene, nur in sich selbst gegründete Menschlichkeit lebendig
zu machen.

In solchem Sinne eines alten Meisters würdig ist die Radierung „Frau mit übereinander gelegten Händen". Diese Gestalt, bei der alles Wirklichkeit atmet und aufs Gegenständliche abgestellt ist, die aus der Realität herüber genommen scheint, so ohne jedes Zutun, ohne jede Verrückung oder Verschiebung, ganz im Dienst der Wahrheit und der Erfassung der greifbaren Einzelheit, ruht so sicher im Gleichmaß ihrer Kräfte, ist in aller Unmittelbarkeit ihrer besonderen Eristenz so zur Vollendung einer typischen Gesteigertheit emporgeführt, daß wir den tiefen, dunkeln Blick ihrer Augen grüßen als ein« Kund« aus ewigen Bezirken
Daß es die Darstellung einer Frau ist, bei der Kaethe Kollwitz eine so hohe Meisterschaft erweist, wird keinen Zufall bedeuten, und nicht ohne Absicht wurde gleich zu Beginn dieser Betrachtung von Kaethe Kollwitz als „Frau und Künstlerin" gesprochen. Das ist die beherrschende Einheit, die ihr Leben und Werk umschließt, das ist das Blut, das sie in ihre Schöpfung verströmt. Ist sie nicht eigentlich eine Gestalterin des sozialen Problems in seiner weitgreifenden Auswirkung, bleibt sie uns manches schuldig, das hinzugehört zu dieser Welt des Proletariers, und kann sie also nicht der Kopf genannt werden, der die ganze Fülle des Phänomens „Masse" und seiner Atmosphäre in zwingenden Gesichten herauszustellen vermag — das eine ist sie gewiß: das Herz und das Gemüt und die erregt mitschwingende Seele, die dem Schicksal dieser Geschöpfe die Zunge löst. Wo sie aus solchem Gefühl berichten und gestalten darf, da wirkt sie abermals mit aller Kraft der Überzeugung. Wir sahen, ihres Amtes ist es nicht, die Proletarier» eristenz hineinzuspannen in die qualvolle Engnis der Metropolen, in denen sie schmachtet und nach Licht und Überfluß und Leben durstet, und ihres Amtes ist es wiederum nicht, die Masse an der Arbeit zu zeigen, die sie schafft als lebendiges Werkzeug, in eins gegossen mit dem metallenen Leib der toten Maschine. Das alles stellt Kaethe Kollwitz zurück, um anderes, ihrem Wesen Vertrauteres desto eindringlicher reden zu machen.
Die Stätte, zu der zu führen sie berufen ist, weil sie hier geben kann aus echtem, freiem weiblichen Erleben, das ist das Heim des Proletariers, die schreiende Not der vier Wände, zwischen denen er haust und sein Los besinnt. Und auch in diesen Blättern der Weberhütten, der dumpfen sonnenlosen Stuben, wo die Menschen gebückt und geduckt gehen müssen, um nicht gegen das GebÄlk zu stoßen, gibt die Künstlerin nur, was sie sah, nichts will sie über die bloße Er- scheinung hinaus steigern und vergewaltigen, nur schildern will sie und wider» spiegeln — und es gelingt ihr ein Letztes. Mit feinsten künstlerischen Mitteln wird die Gepreßtheit dieser Behausungen, die kümmerliche Vereinsamung des Lichts in dem atemraubenden Dunkel dieser Verschlage, das notdürftigste Gefüge dieser Decken und Dielen mit sicherem Griffe hingestaltet, und eben darum, weil sie nur dieses sagen will und restlos sagt, offenbart sie ein Weiteres, Größeres, Endgültigeres: das „Zuhause" dieser Menschen, das ist ihre Gruft, ihr Grab» gewölb, und wenn auf diesen Blättern zu Sorge und Elend der Tod sich gesellt

— er tritt nur in sein eigenstes Reich, in seine bereiteste Heimstatt auf Erden.
Sein Kampf hier um den Lebendigen ist mühlos, man grüßt ihn als Freund, und
nur Eine wagt ihm zu trotzen, die Kralle fortzudrängen, die schon der Gierige
höhnisch hineingeschlagen: die Mutter wehrt ihm das Opfer und ringt mit dem
Würger.
„Frau, Kind, Tod," in dieser Dreiheit sucht Kaethe Kollwitz die elementarsten,
triebhaftesten Instinkte des Proletarierweibes bis auf die Wurzeln bloß zu legen.
Hinein ins Symbolische reckt sie, fast zu gewaltsam, diesen Kampf der Mutter
um ihres Leibes Gebild. Masse, das ist dumpfe, brodelnde, wühlend« Vitalität,
ein dem Urstand der Natur noch nicht völlig entbundenes Menschentum, ist Blut
und Brunst und glühend hervorbrechender Atem. Auch diese Wildheit und chao-
tische Erschüttertheit der Masse will Kaethe Kollwitz packen und durch ihre
Schöpfungen schleudern, nicht durchaus mit gleichem Erfolg und zwingendem
Vermögen. Dieses Ineinanderverschlungensein aber von Mutter und Kind, dieses
Halten- und Besitzenwollen, diese sehnsüchtig»animalische Verschmolzenheir
„Fleisch von meinem Fleisch" — die hat sie, so in dem Blatt von der jungen
Mutter, mit hinreißender Sprach« sich von der Seele gerungen. Denn ihre Seele
ist Mutterseele, und ihr zuckender Griffel fiebert alle Not und Qual, die be-
schlossen liegt in diesem Muttersein. Die welken Brüst« dieser Proletarierfranen,
die sich windenden Körper der Kreißenden, diese weiblichen Akte, in denen nie
auch nur ein leiser Klang geschwebt zu haben scheint von Iugend und Anmut, Un«
erschlossenheit und knospenhafter Blüte, diese Akte mit den plumpen Gliedern,
dem eingesenkten Oberkörper und dem Leibe, aufgedunsen, gewölbt und gebuckelt
von der Vielzahl der Geburten — dieses glücklose, sich selbst entfremdete, in den
Winkeln der Menschheit kauernde Weib, ihm ist hier von einer Künstlerin aus
blutender Seele ein erschütterndes Denkmal errichtet.
Hätte Kaethe Kollwitz nur diese Blätter geschaffen, deren an dieser Stelle
nur eine flüchtige Ilberschau geboten werden konnte, diese Blätter vom prole»
tarischen Menschen und seiner Heimstatt, von Tod und Geburt und der Madonna
mit dem Kinde, über die nur eine Gnade ausgegossen ist, diesen einen Besitz als
ihr unbeschränktes Eigen mit zähestem Trotz umklammern zu dürfen, wir würden
ein künstlerisches Werk vor uns haben hohen Ranges, erlesener Könnerschaft und
in sich gerundeten Gestaltungsvermögens. Doch Kaethe Kollwitz hatte kein
Genüge an solchem Schaffen bloß. Die Visionen, die sie zerwühlten, rissen in
ihr die Leidenschaft empor, diesen gefesselten Prometheus „Masse" am Felsen ge-
schmiedet zu zeigen, wie er an seinen Banden rüttelt, wie er in einem tiefsten
Sinne Titane ist, aufbegehrendes Element gegen Satzung und herrschende Norm.
So wollte sie Sturz und Sturm der Masse, ihren Hereinbruch in die Dämme der
Gesellschaft, ihre hinwegmähende Gewalt, so wollte sie die aus sich selber rollende
Urkraft in die Erscheinung heranfzwingen und von den letzten Abgründen der
Versklavtheit und der Entrechtung mit ahnender Künsilerhand die Scblcier heben.

Das war ihr Wille; das war zugleich ihr aber auch der Weg, ihre von gespenstern» den Gesichten verfolgte Seele freier atmen zu lassen, ihr den Aufschrei zu gönnen, den letzten erlösenden, ihrer Phantasie Raum zu geben und Weite, nm zu schweifen, sich zu verschwenden und, mehr entrückt der begrenzenden Erscheinung ter gegebenen Welt, die Schwingen losgelöster zu regen.

Die Masse, das war ihr nun nicht mehr das Weib, der Mann, das Kind — das war nur der Einzelfall, die besondere Eristenz; die genügten nicht mehr, um ihre Fieber zu löschen. Masse, die sollte gesucht und gefunden werden im wälzenden Okeanos der Geschichte als die flutende Gewalt, die gegen die ruhenden Ufer peitscht, Land ihnen abdrängt und neue Gestaltungen und Formungen schafft. Masse, die sollte gezeigt werden als Masse, in Zusammenrottung und zusammengeschweißten Blöcken, der einzelne nicht mehr als er selbst, sondern nur als Ge, röll und wirbelnder Stein der entfesselten Lawine. So hoch flog der Plan der Künstlerin, da sie die Sturzwogen des Bauernkrieges, die orgastischen Mänaden der Earmagnole hinstürmte in ihr Werk. Mit Penthesilea mag sie zu sich gesprochen haben: „Verflucht das Herz, das sich noch mäßigen kann" — und so will sie den Taumel gestalten, den Losbruch der Horden, die Entmenschtheit und Bestialität, das jüngste Gericht, wenn die Masse zur Verantwortung zieht, sick rächt und die Welt aus ihren Wurzeln schleudert. Das wollte die Künstlerin lebendig machen, und Fieber und Gluten, Brande und lohende Scheite sind auch in ihren Gebilden. Und dennoch: ihre ganze Besessenheit, ihre verzehrende Ekstase, die vermochte sie nicht zu einer gesteigerten Wirklichkeit nmzuschaffen. Die Zu» sammcnreißung der einzelnen zur Masse, so sehr auch die Linien und Gruppen, die Bewegtheiten und pochenden Pulse wirbeln, jagen und atemlos sich drängen, das um sich selber kreisende Chaos und Urphänomen zu Form und Gestalt zu zwingen, lag nicht ganz in ihrer Kraft. Immer wieder überzeugt in diesen Blättern das Individuum, sein tierisch«stumpfer Blick, der Bluthauch seiner Instinkte, die Schamlosigkeit des hemmungslosen Triebs; allein die Wucht und Eraltation der Masse selbst ist doch nicht Bild geworden, die Erregtheit der sinnlichen Eindrücke zeugt keine Erregung der Seele und alle physische Stoßkraft und Sturzgewalt schlägt nicht als überschwängliche Flamme daraus hervor; wie sich überhaupt der Künstlerin das Symbolische, Gleichnishafte weit eher dann, wenn sie es nicht sncht, als reifste Frucht zu schenken scheint, wo sie nur das Bildnerische will und mit dessen vollendeter Verlebendigung zugleich auch eine letzte Deutung offenbart. Es fehlt Kaethe Kollwitz von jener Kraft, jenem Außer°sichsein, jenem Krampf der Werke etwa eines Greco oder eines van Gogh. Von der Darstellung der äußeren Bewegtheit, der fliegenden Körper, der fiebernden Gruppen fuhrt noch kein Weg zur Sichtbarmachung des Aufgewühlten, Entwurzelten hinan. Greco und van Gogh gestalten überhaupt mit andersartigen Mitteln: indem sie sich von der Erscheinung entfernen, künden sie ihr tiefstes Geheimnis, indem sie die gegebene Bedingtheit über sich selber steigern und gerade

in diesen zuckenden glutenden Prozeß des über die Grenzen Wachsens inbrünstig sich verwühlen, werden ihre Menschen und ihre Dinge ekstatische Offenbarer verhülltester Mysterien. Ist vielleicht das Auge der Kaethe Kollwitz zu sehr auf Im» pression, auf den gegenwärtigen Eindruck gestellt und fehlt ihrem Griffel die Ge« walt, den Überschwang und die Maßlosigkeit ihrer Seele erpressionistisch hervorbrechen zu lassen?

Wir suchen in ihrem eigenen Bild die Antwort auf das Rätsel ihres Menschentums und ihrer Künstlerschaft. Die trotzig aufgeworfene Lippe, das stark«knochige Gesicht und die ungeordneten Strähnen des Haars, die wirr über die Stirne fallen — das ist sie, die nichts anderes sein und denken kann als ihre Welt, als Proletariergeschick und Masse und Sklaventum, das ist Instinkt und Triebhaftigkeit des proletarischen Individiuums, das ist sie selbst und zugleich ein jedes ihrer Geschöpfe. Nur dieses Auge, das weit und fragend in die Ferne schweifende, ist adeligen Wesens, verleiht der Gesamtheit der Erscheinung ihre aristokratische Besonderheit und kündet von einem Menschen, der seinem Werk mit glühender Leidenschaft die letzten Vergeistigungen abzuringen trachtet . . .

Ein fremdartiges Wunder noch grüßte inmitten der drückenden, dunkel lastenden Atmosphäre der Kollwitzschen Visionen: eine Er«libris Radierung, an der man fast achtlos vorüberging. Nur von ungefähr fiel der Blick auf dieses seltsame Blatt. Hat die Künstlerin einmal gerastet von ihrer eigensten Arbeit, hat sie einmal sich und ihrem Gegenstand die sonst so unerschütterte Tr^'ue nicht gewahrt, ihre Schwere abgestreift und ausgeruht von ihrer Mission? Ein nackter Knabe mit weitgespannten Schwingen an den Schultern schreitet auf einem ragenden Felsen, zu seinen Füßen das beglänzte, schimmernde Meer, als wollte die Schönheit ihr« Flügel breiten und frei sich heben über den Wassern — empor!

Eine tiefe Erschütterung geht aus von dieser kleinen Schöpfung, die so vieles offenbart. Ist es das Sehnen der Künstlerin, klingend in ihrer Seele verborgensten Gründen, das Sehnen, aus den Niederungen hinanzusteigen zu fremden Höhen, sich zu lösen von den Fesselungen der Irdischkeit und die Welt blühen und lcucbten zu lassen in ihren Gebilden? Allein wie fein und zart diese Glocke in Kaethe Kollwitz auch tönen möge, sie findet nur um so trotziger, um so bewußter den Weg zurück zur Qual ihrer Geschöpfe, zur Dumpfheit und Engnis ihres Geschicks, und dieses gestaltend, verlebendigend und immer wieder in die leidenschaftliche An« Nage ihrer Gesichte bannend, kann sie doch nicht wie jener Knabe ihrer Sehnsucht schwerelos und leichten Gemütes im Lichte wandeln — denn ihr ist zugemessen, erdgebunden zu bleiben und verhaftet dem Widerspruch des Geschehens: um ihrer selbst, um ihres Werkes willen.

Der Staatsmann Max Ludwig
Max Ludwig:
Der Staatsmann.

Der alte Staatsmann sitzt im Sessel. Er wollte nicht zu Bett, obwohl er brennt im Fieber. Ietzt wagt es keiner, ihn wegzuheben, so wenig er es auch hindern könnte. Denn ihn streichelte schon ein wenig der Tod, der hinter ihm steht; seine Sinne sind matt. Es bemühen sich sorgende Hände um ihn; er fühlt sie nicht. Es stehen angstvolle Menschen in den Zimmerwinkeln umher; er sieht sie nicht. Er hört die Worte nicht, die man zu ihm spricht; er hört den Sturm nicht, der die Fenster sch»ittert. Die Geräusche der Umwelt sind für ihn stumm. Denn er hört andere. Und er hat andere Gesellschaft in seinem Zimmer.

Nein, nicht in seinem Zimmer. Das ist groß geworden wie das Land, das er führte, ja noch größer, und er reitet mitten in diesem Land«. Reitet auf seinem Pferde wie sonst, nur fühlt er sich ein wenig größer als sonst. Da liegen Städte und Dörfer unter ihm, als wenn er sie von einem hohen Berge sähe, und ein einziger Schritt seines Pferdes greift weit aus über Wälder und Hügel. Und ringsum unter ihm wirrt das geschäftige Gewimmel winziger Menschen, verstreut in Feldern, geballt in Städten; und ringsum unter ihm dröhnt d«r Lärm ihrer Arbeit, stöhnen und atmen die Erdkräfte, die sie in ihren Dienst gezwungen. Und ruhig liegt über Gewimmel und Land der strahlende Lichtglanz der Sonne.

Aber indem er reitet, verdunkelt sich dieser Glanz. Ein fahles Gewölk schießt auf, ballt sich schwärzer und schwärzer — mit einem Male ist finsterste Nacht »nd fernher blendets wie Blitz«. Der Reitende fühlt sich Neiner werden und Neiner sein Pferd; und siehe, es flammt ein roter Schein auf oben <m Schwarzen, rot glüht auch die Erde, und riesenhaft enttauchen drei dunkle Reiter dem Scheine. Sie nahen im Brausen des Sturms, ein Gluthauch streicht vor ihnen her; sie wachsen hinauf zum Himmel, sie wachsen hinunter zur Erde. Der erste ist umglitzert von Waffen, der zweite ist hohl wie der Hunger, der dritte schwingt lohen» des Feuer. Ein ungeheures Getöse geht aus von den Dreien, sogleich wird auch ein Schreien auf Erden. Da jagt es heraus aus den Städten, da wirrt es heran von den Feldern, da ballt sichs zu Massen, zu drohenden Heeren. Und ringsum beben die Hörner, und ringsum rollen die Trommeln.

Und es sagen die Trommeln:
Wir kommen, trm, trm.
Und es rufen die Hörner:
Tatataa, mit Waffen.
Und beide:
Tatataa, gebt acht, sie schneiden:
Trm, trm — gebt acht! Tatataa — ihr Drei!

Wir heben die Schlegel —
Trm, dum, dum, tatataa!,
wir rühren die Schlegel zum Schlagen.
Da braust ein Schrei und rauscht auf zum Sturm, da hebt sich das drohende
Heer. Die Blitze schlagen, es schüttern die Donner, die bebende Erde speit Eisen
aus, aus tausend Schloten bricht krachendes Feuer — die grimmigen Drei ver-
sinken im schwarzen Gewölk.
Wir schlagen! sagen die Trommeln.
Das Feuer jagt und der Stahl zerschlägt, es zerreißt das drohende Wetter.
Die Finsternis blaßt und wälzt zurück.
Trm!, Nach!, so sagen die Trommeln.
Der Reitende sieht sich jetzt mitten im Heer. Rings glüht noch die Schlacht,
rings schuttert die Welt, rings wildes Gewirr auf unendlichem Felde, Städte
rauchen und Wälder brennen. Und hinter ihm braust es noch immer heran, zur
Rechten, zur Linken, Reihe um Reihe, Tausende schwitzender, keuchender Menschen.
Sehn auf zu ihm, Reihe um Reihe, Tausende lachender Kriegeraesichter. Und
rollen vorüber, Reihe um Reihe, all« hinunter in das endlose Feld, wo das Eisen
schlägt und die Festungen brechen.
Zerbrechen! donnern die Trommeln.
Es hämmert gewaltig, es geschieht ein Schlag, ein Krachen sprengt alles
Getöse. Irgendwo prasselts, irgendwo brichts, es fällt etwas und ein Rauch
schießt auf. Braunqualmender, wälzender, breitrollender Rauch. Alles wird
Rauch, der Lärm erstickt, die Menschen versinken im Rauche.
Aber da gellt tief im Qualme ein starkes Geschrei, fliegt breit, schwillt an,
schlägt brausend auf. Es zerreißt die Luft, zerreißt auch den Rauch. Aller Dunst
verweht, der Himmel wird hell, nur die Erde dampft noch ein wenig. Und leer
ist das Feld, kein Mensch mehr zu sehn. Kein Lebender wenigstens, alle sind fort.
In weiter Ferne summt Trommelgesang, hier liegen nur noch die Toten.
Doch nein, da kommt ein Mensch daher. Der Reitende hält an. Der Mensch
gleicht ihm, er reitet wie er, auch das Pferd gleicht dem seinen. Der Mensch jagt
vorbei, er schwingt eine Fahne in seiner Hand und ruft: „Hier wars, wo ein Reich
zerfiel. Hier wars, wo ein Reich zur Größe erstand!"
Er jagt schon weiter, i st schon weit, verschwindet sogleich; dort, wo das z«r°
schlagen« Land gegen den Himmel stößt, wo Ringelqualm trüb sich ins Helle
kräuselt.
Seine Stimme rollt wie ein Donner zurück. „Hier wars!" brüllen Himmel
und Erde. ^
Da geht ein Raunen über das Feld.

„W i r warens!" antworten die Toten.
Der Haltende hört sie, doch er sieht sie nicht mehr. Er sieht nur noch Reihen von Gräbern. Unendliche Reihen, bis zur Ferne hinaus. Auf jedem ein Holzkreuz, drei Worte darauf. „Durch uns geschahe!" sagen die Kreuze.
Er reitet entlang, da hebt sich etwas, auf einem der Hügel ein Mensch. Von Aussehn ein Toter, der etwas gelegen, die Augen hohl von langer Dunkelheit. Der hält den Reitenden an und fragt: „Wieviel Iahrhunderte sind es her, mein Freund?"
„Iahrhunderte?" fragte der Haltende mild.
„Iahrhunderte, ja, oder Iahrzehnte vielleicht. Was gestern geschah, was kümmerts euch noch? Ihr wandert ein wenig, seht euch neugierig um. Gleich» gültig sagt ihr: Hier wars!"
„Menschenwerk," sagt der Haltende streng. „Was heute not tut, tuts morgen nicht mehr. Was aber not war, wer vergaß es wohl? Die Lebenden danken den Toten."
Da reckt sich der Schatten gewaltig auf, wächst riesenhaft hoch, wird einem Gotte ähnlich. Der Haltende sieht, auch der Gott gleicht ihm. Selbst dessen Stimme ist gleich der seinen.
Es erwidert der Gott:
„Was not war, meinst du? Vieles war not. Ich habe auf Trojas Trümmern gesessen; ich habe gesehn, wie Karthago fiel; ich war dabei, als Rom zerbrach. Das alles war irgend einem nötig. Hunderttausende starben darum. — Was ist es euch heute?"
„Eine Erinnerung," spricht der Haltende. „Aber wir sind keine Götter, wir Menschen. Wir müssen essen — wir tun es seit Iahren. Wir müssen atmen — wir tun es seit Iahren. Wen kümmert es heute? Und doch war es nötig.— So notwendig ist uns heute, zu kämpfen. Ein Karthago steht immer."
„Immer? sagst du?", fragt der Gott.
Mit dem Wort wird in der Erde ein Rasseln, die Gräber springen auf, es heben sich Tausende weißer Gerippe hoch. Die haben keinerlei Rock an, sehen eins dem andern gleich, bewegen sich eins wie das andere und klappern einzeln vorüber. Der Gott deutet auf sie.
„Stehts denen noch? Das hier sind Freunde und Feinde. Erkennst du, welches die Deinen sind? Frag, ob sie an das Notwendige glauben."
Aber alsobald wird ein Brausen in der Luft, und ein Schrei wie von Hundert« tausenden hallt aus der Ferne herüber.
„Karthago steht noch!" donnert der Hall.
Der Zug der Gebeine erstarrt.

„Uns Lebenden stehts noch," hebt sich der Haltende auf. „Uns beengt es
heute das Atmen. Mags Göttern und Toten unnütz scheinen, mögen wir morgen
selben sagen: Hier wars! — heute ist nötig: Karthago muß fallen!"
„Karthago muß fallen!" brausts in der Ferne.
Und siehe, da regt sichs auch in der Ferne, unterm Tritte von Tausenden zittert
die Erde.
„Karthago muß fallen!" donnern die Tritte.
„Karthago muß fallen!" rufts auch in der Nähe, und ein Zug drängt heran,
ein Zug von Soldaten, zu Pferde manche, die meisten zu Fuß, einige gelagert auf
Wagen. Wund alle, blutfleckig, erdig, mit Tüchern umhüllt. Sie drängen gradaus,
in die Toten hinein. Die weichen zur Seite, verblassen, verwehn. Ein Reiter jagt
am Zuge entlang; sein Pferd hat drei Beine, er einen Arm. Aber das Pferd
trabt gut, und der Reiter lacht.
Er jagt und fragt:
„Schmerzt es euch, Brüder? — Leim auf die Wunden! Karthago muß fallen!"
„Karthago muß fallen!" antworten alle.
Die Luft hallts nach, und der Gott erblaßt.
Der Haltende erhebt gegen ihn den Arm.
„Hör' es, du schwatzender Gott!"
Der Gott wird zum Schatten, der Schatten versinkt.
Die Gräber verschwinden, ein Nebel fällt.
Der Zug der Wunden verdämmert im Nebel.
Vor dem Haltenden aber erglänzt ein Licht, ein mildes Licht, das ihn dennoch
blendet. Und es spricht in diesem Lichte einer, den er nicht sieht, und es rührt
ihn eine Hand an, die er nicht sieht.
Und es spricht die Stimme im Licht:
„Groß ist: zu kämpfen. Groß ist: zu siegen. Aber des Großen würdig wird
nur das Volk sein, das sein« Siege erfüllt!"
Die Stimme schweigt, doch es wächst das Licht, breitet sich aus, von der Erde
bis an den Himmel. Der Staatsmann sieht sich reiten in diesem Lichte. Von
fernher dröhnt wieder Kanonengesan«,. Er hört ihn kaum mehr, er hört nur sich.
Er sieht auch nichts weiter, nur unendliches Licht.
Doch, da formt es sich wieder im Lichte. Gestalten treten heraus, Staats-
männern ähnlich. Staatsmännern, die er nicht kennt. Seinesgleichen der
Zukunft.
„Große Staatsmänner, ja," denkt er. „Die sind zweifellos nötig. Nötig
zum Erfüllen des Siegs. Aber sie schaffen nur das, von dem man nach Iahren
sagen wird: Hier wars! Erfüllen heißt: ausfüllen den Sieg, wachsen nach innen.
Wachsen zu dem, von dem man nach Iahrhunderten nvch sagen wird: Hier ist!
Doch dazu kann kein Staatsmann helfen, das kann ein Volk nur selbst."

Dennoch winkt er ihnen zu, bei ihm zu bleiben, mit ihm zu gehn. Er möchte zeigen, sie lehren.
Sonderbar, sie gehen üb e r der Erde, sie gehen in der Luft. Nein, auch nicht in der Luft, nicht über der Erde. Denn sie treten auf ihr, obgleich sie tief unter ihnen liegt, jetzt, als der Nebel zerrinnt und sie sie sehen. Aber über aller Gegenwart gehen sie so, über allem Menschlichen hin. Es ist hier kein« Nähe und Ferne mehr. Die Ferne wird Nähe, sobald sie die Blick« erheben. Ihm wenigstens Nähe. Ihm ist auch vieles durchsichtig geworden in dieser Nähe unter ihm. Durchsichtiger die Häuser als Glas; er sieht nur die Menschen darin. Und doch ist sein Auge noch schwach, denn sein Ohr ist weit schärfer und er sieht jetzt nur das, was er hört. Es ist eine Wirrnis von Tönen um ihn her, aber keine gesprochenen Worte sinds, die er vernimmt. Alles Laute scheint ihm im Augenblicke stumm, nur das Geheimste der Menschen unter ihm findet einen Weg zu ihm herauf. Er hört alle Hoffnungen, Wünsche, Ängste. Er hört auch manches, was ihm schrill und mißtönig klingt, manches, was ihm weitab scheint von jeder Erfüllung.
Aber vor allem hört er Iammer, der keine Worte hat, tausendfachen Iammer; hört das verhaltne Stöhnen solcher, die nicht klagen wollen, was sie leiden, tausendfaches Stöhnen; hört das verbissene Schweigen derer, die stumm an irgend einem Rade drehn, damit es nicht stille stehe, tausendfaches Schweigen.
Er hört noch immer Blutstropfen fallen auf den Schlachtfeldern ringsum, Tausende von Tropfen; er sieht Menschen schleichen, die der Krieg zerschlagen hat, Tausende von Menschen; er sieht — diesmal in weiter Ferne — Hunderttausende von Kriegern heimkehren, zwischen denen Hunderttausende von Lücken klaffen.
Und er hört ebenso ferne Trommeln jubeln: „Wir schlugen!"
Da zeigt er ringsumher auf alles Land.
„So starkes braucht es, um uns die Luft geräumig zu machen zum Atmen!" sagt er zu denen um ihn. „Ich schätze, dieses Volk wird nun wachsen. Aber wenn es dann Luft hat zum Atmen, sehet zu, daß es diese Luft auch zu gebrauchen wisse. Soll so Ungeheures erfüllt werden, muß es die Erde reicher machen als sie war. Daß es nicht künftig zu seufzen brauche: Hier wars! Sucht, wer ihm zu sagen lehre: Hier ist!"
Er will noch weiter reden, aber seine Augen werden dunkel, er sieht die um ihn nicht mehr.
Er greift nach seinem Pferde; er findet keins.
Er hört ganz nahe um sich ein dumpfes Gemurr, wie vieler Stimmen Geraun.
Da hebt er befehlend den Kopf.
„Hier ist!" mahnt er nochmals laut.
Aber der Tod, der hinter ihm steht, zieht ihn wieder zurück und sagt leise:
„Hier wars."

Otto Karl Müller:
Von den Mohnblumen.
Mohnblumen trinken aus voller Brust Sonne. Wie Soldaten, wenn
sie aus feuchten Unterständen emporsteigen.
Die Mohnblumen lieben die Soldaten und erfreuen sie. Sie werfen
ihre roten Kapuzen ab, damit sie in die Schützengraben fallen. Um die
bloßen Köpfchen zittert dann schwarzes Gelock. Für diese Hingabe werden
sie auch ven Männerfäusten geherzt.
Weshalb seid ihr Mohnblumen aber so schweigsam?
Weil wir das Blut von Gefallenen getrunken haben. Dann sind wir
so still und leuchten so rot. Oft zerreißen Geschosse unsern Korper. Die
gleichen spitzen Geschosse, die das Gehirn an der Schießscharte durchbohren.
Es sind gar treue Kameraden diese Blumen. Wird ein toter Soldat
verscharrt, strömen sie herbei, leuchten in der Sommersonne, neigen sich im
Winde hin und her.
Und eine Mohnblume beginnt, zu erzählen: Die deutschen Frauen
pflücken uns in ihre großen Sommerhüte. Sie gehen auf die Berge damit.
Ihre blonden Haare flattern im Sturm gleich Mähnen edler Rosse. Sie
schwingen die Hüte im Kreise und schütteln uns aus den lustigen Ampeln.
So fliegen wir in die Hänge zu den Nergrosen, auf die Dächer im Tale
und in die Flüsse. Die Buben und Mädels springen auf Straßen und
Märkte, klatschen freudig in die Hände und schreien:
„Mutter, Mutter, sieh nur! Lauter, lauter rote Schneeflocken!" H
„Dummer Iung, du!" lacht die Mutter. „Das sind doch gar keim
Schneeflocken. Mohnblumen sind es, die gütige Frauen über Land streuen
in Zeiten des Kriegs". Der Iunge rennt durch die Stadt und tuschelt den
Nachbarskindern diese Geschichte ins Ohr. Sie werden still dabei. Sie
wissen von ihren Vätern, daß sie im Kriege sind. Zu Trupps marschieren
sie vors Stadttor und stammeln in den reifen Kornfeldern Gebete.
Dichter und dichter werfen uns die Frauen auf Erde und Kinder. Es
wird ein gar wildes Blumenwogen. Die Buben lesen uns auf, stecken
uns in das wilde wirre Haar der Mädels.
Und bald ist das Abendrot da. Die Kinder ziehen nun heimwärts.
Wie eine Blutwelle hüpft es. So viel Mohnblumen tragen sie. So purpurn
glüht die Sonne.
Der alte Türmer im Städtchen sieht sie kommen. Sowie sie am Tor
sind, läßt er die Glocken läuten. Die Bürger hängen Fahnen und Wimpel
heraus.

Edwin Waibel
Ein Verwundeter ruft: Seht unsere Iugend! Sie wandert durch die
Gassen mit Blumen in der Hand und im Haar. Mohnblumen sind es, in
denen die Seelen der Gefallenen wohnen. Ihr Klöppel in den Glocken
rast! Schlagt ans Metall! Begrüßt sie mit Iubel! Greiser Türmer,
nimm dein bischen Kraft noch einmal zusammen und tritt mit Macht ins
Gebälk! Heil den Seelen! ... Da schweigt die Mohnblume auf dem
Soldatengrab.
Geschütze trommeln.
Und die Mohnblumen schmiegen sich enger aneinander, wie die Menschen
im Schützengraben.
Dr. Edwin Waibel.
Im Walde verborgen da stehn wir
Von der 7 u. 7 u. 8,
Verschütten die Gräben und trommeln.
Denn der Nuss' bricht hervor bei der Nacht.
Es trommeln zur rechten und linken
Unsere Brüder zum Höllenkonzert,
Es kracht bis zum vordersten Graben
Aus dem glühend-vulkanischen Herd.
Und um uns da pfeift es und schwirrt es
Von verderbendem Eisen und Blei;
Unheimliche Vögel erheben
In den Lüften das Todesgeschrei.
Und stumm ziehn vorüber Reserven
In das Männergemorde da vorn.
Wir laden die Rohre und streuen
Sie beschützend das tödliche Korn.
Die Erde erzittert in Krämpfen,
Sie fangt ächzend der Tapferen Blut,
Sie hüllt sich in Rauch und in Wolken,
Zu bedecken das kostbare Gut.
Allmählich verstummt das Getöse,
Der Rufs' ist zum Schweigen gebracht.
Die Stellung genommen. So stehn wir.
Teure Heimat, auch ferner auf Wacht.

Ilse Reicke:
Karl von Rochows letzte Verzückung.
Fortsetzung.
Sein Forscherflciß begnügte sich jedoch bald nicht mehr damit, bei diesem einen Buche, bei diesem Namen nur zu verweilen, die seine Seele immer neu mit tiefer Inbrunst füllten: er schlug in den Büchern nach, befragte Bibliothek und Buchhändler und erfuhr so von einem anderen Bande der Dichterin, den er noch am selben Tage sich bestellte und kurze Zeit darauf, sorgfältig in weißes Papier geschlagen, zugeschickt erhielt. Es waren Balladen, voll Kraft und Leidenschaft, die eine schmerzliche Fülle sonderbarer Bilder und fremder Gefühle in ihm erstehen ließen. Die gleiche, tiefgehende Verwandtschaft mit vergangenen Menschen und erstorbenen Zeiten, die er von sich selber kannte, spürte er in diesen Blättern. Aber nicht genug damit: er forschte in den literaturgeschichtlichen Werken, um ein Näheres über das Leben der Dichterin zu erfahren; außer ein paar kümme» lichen Daten und ihrem Aufenthaltsorte ward ihm nichts, dafür jedoch fand er Vergleiche, Hinweise, und so kam es, daß er, um besser unterrichtet zu sein, für die gegenwärtige Zeit überhaupt sich zu interessieren begann, die Werke darüber studierte und in leidenschaftlicher Vertiefung den ganzen Sommer diesem neuen Studium schenkte.
In seinem Arbeitszimmer, dessen Wände bisher ganz den Büchern der Forschung und der mittelalterlichen Sänger gehört hatten, erwuchs allmählich eine neue, mit Freude und ein wenig Verlegenheit geliebte Ecke der Lebenden. Auf dem großen, mit schwarzem Wachstuche bezogenen Arbeitstische begann ein Manuskript sich zu schichten, das die mittelalterliche Frauendichtung in nachdenklichem Vergleiche mit den bedeutendsten der gegenwärtigen Schrift« stellerinnen behandelte. Unter den Schülern Karl von Rochows sprach man bereits mit heimlicher Freude davon, daß er im kommenden Winter eigens eine Vorlesung der neuen Literatur zu widmen gedächte.
Als das Semester wieder begann, und das Laub des Sommers nur noch vereinzelt an den Bäumen hing und sonst ein Spiel des Staubes und des Windes geworden war, da trug für Karl von Rochow die Arbeit des Sommers reife Frucht. Er stand auf dem Katheder und blickte in eine stattliche Schar altbekannter und neuer Gesichter und leitete mit sorgsam überlegten Worten seine neue, seine erste Vorlesung über die Dichtung der Lebenden ein.

Karl von Rochows letzte Verzückung Ilse Reicke
Der späte Abendschein brach vom Universitiitshof, in den der Turm
der Iacobskirche neugierig hineinlugte, durch die Scheiben und lag in
rotgoldenem Geviert auf den weißgetünchten Wänden des Auditoriums. Die
Brillengläser des Professors blitzten auf und ab, wenn er den Kopf nieder«
beugte,um eine Seite des Manuskripts umzuwenden, das vor ihm auf dem
Tische lag, — denn es war Karl von Rochow nicht gegeben, frei zu sprechen.
Auf der obersten der emporsteigenden Bänke stand finster und verdrossen
der Projektionsapparat, den Karl von Rochow jedes Halbjahr voll ängstlicher
Aufregung einmal benutzte, um seiner öffentlichen Vorlesung über die deutsche
Klosterdichtung einen sinnlich-lebendigen Abschluß zu geben: er ließ dann den
Hörern die Klöster und Klosterruinen, von denen die Rede gewesen, in
lebenstreuen Aufnahmen auf der weißen Leinwand erstehen.
Die mittelalterlichen Werke der Poesie bildeten nach wie vor sein
Hauptthema; die Kollegen allerdings, die von dem Neuen nichts wußten
und darum nichts wissen wollten, hatten trotzdem nicht umhin gekonnt, über
seine vermeintliche Abtrünnigkeit bedauernd die Achseln zu zucken oder,
mitunter ein wenig anzüglich, ihn damit zu verspotten.
In den Monaten des mählich fallenden Sommers und leise empor«
dringenden Herbstes hatte sich für Karl von Rochow zweierlei von Bedeutung
zugetragen: einmal war er, der sonst schon jahraus, jahrein das mittlere und das
südliche Deutschland durchstreifte, alte vergessene Stätten aufstöberte und
ihrem einstigen Glanze nachträumte, er war dieses Iahr, aus einem dunklen
Wunsche heraus, nach dem salzdurchwehten Nordosten seines Vaterlandes
gefahren. Dort hörte er das Wiegen der Wellen im Sande, atmete den
herben, kühlen Geruch des Laubwaldes und wanderte durch ernste Ebenen,
welche die niedrigen weißen Federnelken mit ihrem herben und süßen Dufte
überhauchten. Er stand an den Strömen, deren Ursprung jenseits der Grenzen
lag, betrat den Bau, den adeliges deutsches Rittertum in der fernen Fremde
als Hochburg gegen den andrängenden Feind sich geschaffen, und er verweilte
inmitten weich gewellter Hügel und still aufblinkender Seen an den Stätten,
wo der Krieg seine grausige Geißel geschwungen hatte.
So wandelte er, voller Ehrfurcht und stillem Glück, in der Wirklichkeit
die Wege nach, die jene teuren Lieder in der stillen Gelehrtenstube ihn
schon oftmals geführt. Am Schluß der Reise sahen ihn einige Tage lang
die Mauern der alten Hauptstadt des Landes, die, wie er wußte, auch den
Wohnsitz der von ihm Verehrten umschlossen. Der Gedanke jedoch, sie
aufzusuchen und mit ihr zu reden, — dieser Gedanke blieb seiner Seele
fern und fremd. Nicht anders als für die heilige Hildegard oder manch
andere fromme Schwärmerin, die durch ihr Werk und ihre Unnahbarkeit ihm
als Geheiligte erschien, schlug sein Herz, sein der Wirklichkeit so ungewohntes
Herz, für sie, die ihm nicht minder geheiligt war.

Es war gegen Ende September, als ein Weiteres in Karl von Rochows
eintönigem Leben sich ereignet hatte: Eines Tages, während er sein
bescheidenes Mittagsmahl in dem Gasthofe am Markt verspeiste, erblickte er
jene Studentin mit der wohlklingenden Stimme, deren Buch in seiner
Wohnung lag. Zunächst blieb er unschlüssig, ob es ziemlich sei, sie anzureden.
Da die Dame jedoch der einzige Gast außer ihm war und der Zufall es
wollte, daß sie beide nach derselben Zeitung verlangten, so ergab sich
notgedrungen ein kleines höfliches Gespräch zwischen ihnen. Dieses Gespräch
nun nahm Karl von Rochow, nicht ohne Verlegenheit, zum Anlaß, der Dame
seine Schuld an dem Verschwinden des hellbraunen Buches zu gestehen.
Sie lachte, als sie davon vernahm, ein heiteres Kinderlachen, das man
ihrem ernsten, fast sorgenvollen Gesichte, nicht zugetraut hätte. Sie gerieten
bald in eine Unterhaltung über die Dichterin, und Karl von Rochow war
überglücklich, zum ersten Male mit einem Menschen von ihr reden zu dürfen.
Mit gläubiger Andacht hörte er zu, wie in klugen und herzlichen Worten,
die von einer sehr wohlklingenden Stimme gesprochen wurden, tiefe Verbundenheit
und Vertrautheit mit den teuren Gedichten sich ihm mitteilte.
Als sie nachher ein gemeinsames Stück Weges durch die ferienstillen
kleinen Straßen schritten, in denen die Spione an den Fenstern nur die
Langeweile verraten konnten, die draußen spazieren ging, — da wurde er
plötzlich gefragt:
„Ia, Herr Professor, haben Sie ihr eigentlich nie geschrieben? Sie
würde sich doch gewiß sehr darüber freuen, — und gewiß hat sie Interesse
an Ihren Arbeiten!"
Was er im Augenblick geantwortet, wußte Karl von Rochow später
nicht mehr zu sagen, jedenfalls aber war es das Ergebnis jenes kurzen
Zusammentreffens gewesen, daß er nach mancherlei nachdenklichen Wegen
auf dem Stadtwall, und einem viertelstündigen, verträumten Anschauen des
Nicolaiturmes, sich eines Abends zu einem Briefe an die verehrte Dichterin
entschlossen hatte.
Er warb einige Tage darauf verfaßt, ein wenig verlegen allerdings,
— ein paar seiner gedruckten Arbeiten fügte Karl von Rochow bei, — und
nach weiteren zwei Tagen ließ er den Brief wirklich abgehen.
Wider Erwarten bald waren ein paar freundliche und dankende Zeilen
eingetroffen, — Karl von Rochow hatte sie dem Briefträger auf der Straße
abgenommen, — und da diese Antwort nach der Lektüre seiner Arbeiten
eine andere, von größerer Ausführlichkeit verhieß, so war sie der Ausgangs«
punk eines nicht häufigen, aber regelmäßigen Briefwechsels zwischen der
Dichterin und dem Gelehrten geworden.
Wenn Karl von Rochow jetzt auf dem Katheder stand und seinen
Iüngern die Feinheit mittelalterlicher Sprachkunst darzulegen strebte, dann

bemerkte wohl die eine oder die andere der Hörerinnen, daß seine große
Gestalt hagerer, seine vertieft liegenden Augen lebhafter geworden, daß seine
rechte Hand, die sonst ruhig auf dem vorderen Rand des Pultes lag, —
die Linke pflegte er in die Tasche des Beinkleides zu stützen und nur zum
Umwenden der Blätter hervorzuziehen, — das seine Rechte ein unruhiges,
beinahe hastiges Gebärdenspiel bekommen hatte.
Man fand auch — dies allerdings nur unter den Studierenden —, daß
der Professor von Rochow umgänglicher geworden sei: nach Schluß der
Vorlesung kam mitunter einer oder der andere von den Zuhörern mit einer
Frage an ihn heran, und es ereignete sich sogar, daß man den Professor die
Pausen über, sein Friihstücksbrot verzehrend, in lebhaftem Gespräche mit einem
jungen Studenten auf und niederschreiten sah.
Vor der Universität breitete sich ein viereckiger Platz aus, von hohen alten
Ulmen umstellt, in dessen Mitte ein kleines gotisches Denkmal emporragte.
Dort pflegte Karl von Rochow zwischen den bunten Blumenanlagen einherzugehen,
denn er liebte den Aufenthalt im Professorenzimmer mit seiner pflichtmäßig
scherzhaften Unterhaltung nichtsonderlich. Dort waresauch,woan einem regnerischen
Novembertage,— Karl von Rochow ging auf weitläuftigen Gummischuhen, — zwei
mit Mappen und Regenschirmen bewaffnete Gestalten auf ihn zu kamen. Die eine
erkannte er nach einiger Zeit als jene Studentin mit der wohlklingenden
Stimme, — an die er übrigens seit jener Begegnung im „Nordischen Hof"
während der Seminarübungen ausschließlich seine Fragen zu richten pflegte, —
die andere, deren Gesicht unter der Kapuze eines mönchskuttenartigen Loden-
mantels hervorsah, war gleichfalls eine Schülerin von ihm, wenn er sich auch
ihres Namens nicht mehr zu entsinnen wußte.
„Verzeihen Sie, Herr Professor", sagte die erste. „Sie baten mich, an
die Terte für das Seminar morgen zu erinnern".
„Ach ja, ganz recht, sie liegen bei mir oben auf dem Ofen, glaub' ich".
— Karl von Rochow hatte unverzüglich die Vorstellung von staubigen Fingern.
„Wollen Sie mich morgen nochmals daran erinnern, Fräulein Bernegg?"
Fräulein Bernegg, — dies war der Name der ersten jungen Dame, — sagte mit
ihrer wohlklingenden Stimme ein „sehr gerne, Herr Professor" und wollte sich mit
einem Kopfneigen entfernen. Dann aber zögerte sie plötzlich, sah zum Himmel
auf, und da feiner Regen herabzufallen begann, beschloß sie, den Schirm
aufzuspannen, Sie bat die andere Dame, die sie mit „Fräulein Hooge"
anredete, ihr zu diesem Zwecke die Kollegmappe zu halten. Lediglich aus dem
Bedürfnis nun, diese Pause ein wenig gewandt auszufüllen, fragte Karl
von Rochow:

„Fräulein Hooge, darf ich wohl wissen, ob Ihnen neulich in der Übung
meine Hypothese klar geworden ist? Ich habe mich wohl sehr schlecht ausgedrückt,
es schien mir so, als ob einige Hörer nicht recht mitgingen "
Die Drei kamen durch die Erörterung dieser Frage — die für des Professors
fast an Unsicherheit grenzende Bescheidenheit kennzeichnend war, wie Fräulein
Hooge dachte, — wieder ins Auf-und Niederschreiten, immer von der einen
frierenden Ulmenreihe bis zur gegenüber liegenden. Fräulein Bernegg lenkte
das Gespräch jedoch schleunigst wieder auf moderne Bücher, die sie trotz der
eifrigen althochdeutschen Studien am meisten liebte; Fräulein Hooge aber
erzählte Karl von Rochow, daß sie beide in der nächsten Woche einen kleinen
lyrischen Abend bei sich veranstalten wollten, vor allem sollte er der von ihm
Verehrten gelten. Karl von Rochow erfuhr, daß ein Bekannter der Dame ein
ganz kürzlich erschienenes Buch ausfindig gemacht habe, das viele Bilder und
Nachrichten über das Persönliche der Dichter berge und ausschließlich die letzten
zehn Iahre behandele. Er kannte den Titel nicht. Sie wollten, so erzählte
Fräulein Hooge, gemeinsam darin lesen und dann ein paar Verse der Dichterin
vortragen, die kürzlich in einer Zeitschrift erschienen waren.
„Oh — das würde mich aber sehr interessieren, was Sie da alles Neues
und Schönes erfahren und genießen werden. . ."
Die beiden Gestalten in den Lodenmänteln blieben plötzlich stehen.
Fräulein Hooge wurde rot unter ihrer Kapuze, und mit einem Lächeln, das
ihre frischen und zierlichen Zähne sehen ließ, fragte sie:
„Ia, Verzeihung, Herr Professor, wir würden natürlich sehr dankbar sein,
wenn sie uns die Freude machen wollten und auch kämen. Wir wußten bloß
nicht, ob es Ihnen auch angenehm sein würde. In der einen Vorlesung sind
wir ja jetzt auch bei ähnlichen Fragen. . ." setzte sie ein wenig stockend, wie
zur Entschuldigung hinzu.
„Also wir dürfen Sie bitten, Herr Professor?" fragte Fräulein Bernegg
und schob freudig gespannt den Kopf vor.
„Sie sind sehr liebenswürdig, meine Damen . . es ist mir fast ein wenig
peinlich . . . aber da ich ein ganz besonderes Interesse für diese Fragen hege,
sehr gerne natürlich. . ."
„Oh, das freut uns aber sehr!"
Vom Nicolaiturme, der von seiner verregneten Höhe herab ernst in den
Platz herniedersah, schlug es ein Viertel. Die Beiden wandten sich unruhig
der Universität zu.
„Auf Wiedersehen, Herr Professor. Am Donnerstag um halb fünf".
„Und unsern besten Dank nochmals". Damit eilten die beiden über den
Platz, überschritten den schmalen, holperigen Fahrdamm und schlüpften jenseits
der Straße die Stufen zum Portal der Universiät hinauf, das nur einen Flügel
grämlich geöffnet hielt.

Karl von Rochows letzte Verzückung Ilse Reicke
Karl von Rochow war stehen geblieben und drückte mit der Spitze seines Gummischuhes kleine Halbkreise in die feuchte Erde, einen neben den andern, eine ganze lange Reihe. Dann schüttelte er den Kopf und ging mit ausholenden Schritten vorwärts, wobei er seine große warme Hand, auf die jetzt kalter Regen tröpfelte, aus der Manteltasche zog und sich das Kinn strich. Mit ein paar tiefen Atemzügen suchte er der kleinen Verlegenheit und Erregtheit Herr zu werden, die sich seiner bemächtigt hatten. Dann schritt er langsam, mit den Blicken den Boden suchend, schräg hinüber zu dem roten Backsteinbau. der Bibliothek, um ein paar Daten nachzuschlagen.
Der Regen ging gelassen und unverdrossen auf den nun gänzlich verein« samten Platz mit den Ulmen im Geviert hernieder; er rieselte von den obersten Fialen des gotischen Denkmals auf die kleinen ehernen Bürgermeister herab, die in ihrer mittelalterlichen Tracht unbeweglich in die feinen Fäden starrten, er lief von ihren Hüten und breiten Schuhen herunter auf den Sockel mit der in Erz gegossenen Gedenkschrift und rann in vielen nassen Schlänglein über das lockere Beet, in dem sommers die roten Päonien blühten. An anderen Stellen füllte er die tiefeingedrückten Fußspuren der Drei aus, die großen des Professors, die festen, breiten Fräuleins Berneggs und die kleinen schmalen Fräuleins Hooges. Niemand kam vorbei, nur einmal war der alte Pedell Kiekenreder mit einer großen Rolle im Arm schnell vorübergeschlichen, — auch heute auf dicken Filzschuhen, denn er hatte keine Frau und konnte sich das leisten.
Ganz die gleiche Mischung von prickelnder Neugierde und leiser Unbehag» lichkeit, die man als Kind erlebt hat, empfand Karl von Rochow bei dem Gedanken daran, daß er, der Einsiedler, nächstdem „auf Besuch" gehen würde. Dies Gefühl verdrängte auch bis zur festgesetzten Stunde die Freude darüber, daß er mit anderen zusammen einen Nachmittag ganz der Verehrten sollte weihen dürfen.
Er stand vor seinem Spiegel, der ein wenig grünlich machte und in die Breite verzerrte, und bemühte sich, ein weiches, schwarzseidenes Tuch als Kravatte um den Kragen zu knüpfen.
„Was, der Professer geht auf Besuch!" dachte die muntere rundliche Frau des Papierhändlers Leberenz, deren Haus im rechten Winkel an das von Karl von Rochow bewohnte stieß, und die von ihrem Fenster aus seiner andächtigen Beschäftigung schon eine Weile lang zusah. Aber daß der Professor zu Damen,und gar zu jungen Damen ginge, darauf wäre sie trotz allen Nach- denkens und aller ihrer Menschenkenntnis ebensowenig verfallen, wie es Karl von Rochow beigekommen wäre, über die merkwürdige und nicht leicht zu nehmende Tatsache nachzudenken, daß er, der Professor und Iunggeselle, zwei allein wohnende und unverheiratete Damen besuchen ging!
Fräulein Bernegg und Fräulein Hooge hatten sich bei einer gemeinsamen

Wirtin eingemietet, ein paar Schritte außerhalb des Städtchens, jenseits des Flusses. Das Haus, das höchste der Stadt, denn es hatte drei Stockwerke, lag zwischen flachen Wiesen, die jetzt infolge des anhaltenden Regens überschwemmt und in eine weite Wasserfläche verwandelt waren.

Nachdem Karl von Rochow sich zweimal überzeugt, daß er die rechte Hausnummer vor sich hätte, stieg er in dem neuen, heiter getünchten Treppenhause empor, wobei der Geruch frischer Farbe ihn angenehm berührte. Schon im Augenblick, da er die Klingel losließ, öffnete ihm Fräulein Bernegg und streckte ihm herzlich, jedoch nicht ohne Ehrfurcht, die Hand entgegen. Gleich darauf erschien auch Fräulein Hooge und begrüßte ihn mit der heiter und ein wenig verlegen lächelnden Stimme, die ihrem ruhigen Wesen lieblich anstand. Während sie die Tür zum Zimmer offen hielt, damit etwas Licht in den finsteren Flur fiele, legte Karl von Rochow ab, — dann traten sie ein.

Das Zimmer war hell, aber schon ein wenig von zarter Dämmerung erfüllt, die durch das große Fenster hereinbrach. Draußen blinkten die überschwemmten metallisch-scheinenden Wiesen, dahinter dehnte sich die dunkle Ebene bis zum Horizont. Man bat den Gast, Platz zu nehmen, und Karl von Rochow ließ sich behutsam auf dem glatten kirschroten Plüschsofa nieder; rechts und links von ihm setzten sich Fräulein Bernegg und Fräulein Hooge auf zwei kirschrote kleine Sessel, die zu dem Sofa gehörten. Vor ihnen stand der ovale, mit einer blauweißen Leinendecke belegte Tisch, in dessen Mitte eine Kaffekanne auf einem zierlichen Spirituskocher freundlich duftete und summte.

Noch ehe man sich in eine nähere Unterhaltung über das trostlose Wetter und den Unglücksfall im Hause Professor Campmanns eingelassen hatte, tat sich die Tür auf, und herein kam Fräulein Deißler und Herr Keier, beides für Karl von Rochow wohlbekannte Gesichter. Die Beiden hatten in dem auf der anderen Seite des Flures gelegenen Zimmer von Fräulein Hooge „noch rasch den Kuchen arrangiert", wie sie sagten. Man war vollzählig, und Fräulein Hooge begann, vorsichtig den Kaffee einzuschenken, während Fräulein Bernegg eine fröhliche Fülle kunstvoll aufgebauten Kuchens anbot. U

Karl von Rochow saß behaglich zwischen den heiter Plaudernden, ließ von dem würzigen Getränk sich angenehm durchwärmen — Kaffee war ein feltener Genuß für ihn, da seine Bereitung ihm selber zu viel Mühe machte, — und blickte draußen in die graue Landschaft. Man plauderte zunächst vom Fach und, wie es in diesen Kreisen immer sein wird, von dem Charakter, dem Leben, den Dozenten der anderen Universitätsstädte. Auf die eigene Umgebung in diesem Sinne einzugehen, verbot der Respekt. A I

War es der Weg durch das rauhe Wetter in die heitere Behaglichkeit des Zimmers, war es der Gegensatz zu seinem eigenen, von den Büchern beherrschten Heim, war es die unmittelbare Einwirkung des Geistes, der ihn umgab?: Karl von Rochow, der sonst nichts sah und nichts bemerkte, freute sich an

dem buntbemalten Kaffeegeschirr und drückte dies sogar in einer schüchternen Bemerkung aus; er erfuhr darauf, daß es ein Nbituriumsgeschenk von den Freunden Fräulein Berneggs sei. Er sah ferner, daß das Zimmer mit einer hellen Farbe getüncht war und daß über dem Schreibtisch, auf dem Kolleghefte und Bücher sorgfältig zusammengelegt waren, in einem runden kleinen Rahmen das Bild eines dunkelhaarigen jungen Mannes hing. In einer Ecke des Zimmers stand das reinlich bedeckte Bett, daneben, auf einem Tischchen, eine Weckuhr und eine hellgrüne Karaffe mit Gläsern. Ein Spiegel in altem Biedermcicr« rohmen hing über der braunen Kommode, auf die Fräulein Bernegg und Fräulein Hooge eine silberne Vase mit frischgepflückten Tannenzweigen gestellt hatten, denn der Kaffeetisch verweigerte den Platz dafür . . .

Sodann betrachtete Karl von Rochow ein paar farbige Wiedergaben moderner Bilder, die gerahmt an den Wänden hingen, neben ihm, über dem kirschroten Sofa, unterbrach Klingers Radierung „An die Schönheit" die hellblaue Wand. Fräulein Deißler schenkte ihm aufs neue Kaffee ein und er sah, daß sie ein ganzes Kleid aus mattgraucm Stoffe trug, und gleich darauf stellte er fest, daß auch Fräulein Bernegg und Fräulein Hooge nicht, wie sonst, einen Rock mit einer Bluse trugen, sondern gleichfalls Kleider von feinem blaßblauen Wollstoff angezogen hatten. Diese Beobachtung stimmte Karl von Rochow freundlich und feierlich, sie rührte ihn, und während er die bunte Papierserviette, die neben seinem Gedeck lag, entfaltete und umständlich ein Stück Mohnkuchen auf den Glasteller beförderte, fühlte er eine kleine herzliche Dankbarkeit gegen seine Gastgeberinnen.

Fräulein Bernegg, Fräulein Hooge und Fräulein Deißler hatten, das soll nicht verhehlt werden, die ganze Zeit zwischen den Kollegs und nach Tisch zu Vorbereitungen gebraucht: sie waren selbdritt zum Kolonialwarenhändler und in den Konditorladen von Herrn Schimpff gegangen, um alles auf die denkbar beste Weise zu besorgen, sie hatten in Eile die Tannenzweige gepflückt und dann jeden einzelnen der silbernen Kaffeelöffel — „Stefanie" stand darauf, denn Fräulein Hooge hatte sie einst als Patengeschenk erhalten — mit zierlicher Sorgfalt auf den Tisch gelegt.

„Nun, meine Lieben, gehen wir allmählich zum zweiten Teile des Festes über?" fragte Fräulein Deißler, als sie sah, daß niemand sich mehr bediente. Ihr krauses, reiches, goldblondes Haar stand um ihren Kopf wie ein Heiligenschein. Zum ersten Male bemerkte Karl von Rochow, daß sie einen Kneifer trug. Sie hatte eine zarte Stimme und ganz gebrechliche Hände. Fräulein Hooge begann, Tassen und Teller auf ein rotlokiertes Tablett zu setzen, und trug sie dann fort. Die Vier hatten miteinander verabredet, daß immer nur einer „bedienen" oder, wie sie es nannten, „die Martha spielen sollte", damit unherrschaftliches Hin« und Herlaufen vermieden würde.

„Nun Erwin, walte Deines Amtes", rief Fräulein Deißler neckend Herrn

Keier zu. Sie hatten, wie man dem Professor erzählte, zusammen auf der Schulbank im Gießener Gymnasium gesessen und die Reifeprüfung gemacht; daher dutzten sie sich.
Herr Keier besaß ein offenes, energisch geschnittenes Gesicht und spielte in dem Kreise den übermütigen Unterhalter und Spaßmacher, außerdem aber verfaßte er sehr ernste, lyrische Gedichte. Er holte jetzt von einem Nagel neben der Türe eine kleine silberne Schaufel mit dazugehörigem Besen und begann, das Tischtuch abzufegen, indes er kcllnerhaft die Serviette zwischen den Arm geklemmt hielt. Karl von Rochow bedachte mit heimlicher Scham, wie er den Tag über die Krumen auf seinem Tischtuche liegen ließ und nur jeden zweiten Morgen es in den Wascheimer auszuschütteln versuchte.
Er sah dann, wie Fräulein Bernegg einen Korb mit Äpfeln herbeiholte und die Früchte sorgfältig nacheinander in die Ofenröhre legte, wobei sie, um besser zu sehen, die Knie beugte und den Kopf nach vorn neigte.
„Wir können vielleicht jetzt zu mir herübergehen", bat Fräulein Hooge, „ich will nur noch die Lampe anstecken".
Karl von Rochow beobachtete aufmerksam, wie sie eine kleine Spirilus-lampe entzündete. Sein Blick fiel gerade auf ihren glatten schwarzen Scheitel und ihre festgeflochtenen blanken Zöpfe, die am Hinterkopfe aufgesteckt waren. Ein paar Sekunden lang zuckte ein schwaches blaues Flämmchen, dann wurde es plötzlich licht.
„Bitte sehr, Herr Professor", sagte Herr Keier und öffnete die Türe.
Man ging über den Flur in Fräulein Hooges Zimmer, das denselben Charakter trug wie das von Fräulein Bernegg, eine Mischung von Freundlichkeit und ernster Gelehrsamkeit. Es sah über flache Wiesen bis zum Bodden hinüber. Fräulein Hooge ließ die Vorhänge herab, man nahm auch hier auf Sofa und Sesseln Platz, und nach ein paar einleitenden Worten schickte Herr Keier sich an vorzulesen. Vorher aber zeigte er noch der Gesellschaft das Bild der Dichterin, das in dem Buche wiedergegeben war.
Zutiefst erschrocken sah Karl von Rochow sie zum ersten Male von Angesicht: er sah, daß sie weiche, dunkle Augen besaß, die zugleich etwas seltsam Waches hatten, daß ihr Haar dunkel, Kopf und Kleidung ganz schlicht waren . . .
(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s «
a
u

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Germanicus.

Nahrungsspielraum und Menschenzahl.

Von den Studentenvereinigungen für soziale Studien an den holländischen Universitäten Amsterdam und Leiden und der Technischen Hochschule in Delft war Iulius Wolf, der bekannte Berliner Nationalökonom, Anfang dieses Iahres zu einer Vor« tragsreise nach Holland eingeladen. Er sprach über,, Nahrungsspielraum und Menschenzahl" und hat diese Vorträge nunmehr, in einem zusammengefaßt, im Verlage von Ferdinand Enke in Stuttgart erscheinen lassen. Das Amsterdamer Allgemeen Handelsblad hat Wolf als „einen der klarsten Köpfe Deutschlands" begrüßt, andere Blätter des Landes hatten ihn ähnlich gewürdigt. Den Nahrungsspielraum sieht Wolf auch über den Krieg hinaus als einen beengten an. Boden hervorragender Güte ist in den gemäßigten Klimaten nicht mehr zu erschließen, seitdem die nordamerikanische Prärie, die argen« tinische Pampa, dann der kanadische Gürtel und Süd«Sibirien unter den Pflug genommen worden sind. Das jetzt noch zur Verfügung stehende Neu- land hat nach Wolf, um in Anbau gezogen werden zu können, Preise für landwirtschaftliche Produkte zur Vor- aussetzung, die hinter den gegenwärtigen Kriegspreisen nicht allzu sehr zurück- bleiben. Die Erschließung dieses Bodens wird sonach im Frieden nur langsam vor sich gehen. Allerdings läßt Wolf anklingen, daß wir auch im Frieden zunächst von den Friedenspreisen der hinter uns liegenden Zeit weit entfernt fein werden. Insofern ist der kom- mende Frieden (wie die Kriegszeit selbst es wäre, wenn man über genügend Arbeiter verfügte!) der Erschließung von Neuland auch minderer Qualität durchaus günstig. Es ist ja auch zweifellos, daß nach dem Kriege die Preise der Waren auf den internatio- nalen Märkten nur ganz allmählich einen Stand ähnlich wie vor dem Kriege gewinnen werden. Völlig dürften sie diesen Stand vielleicht erst nach Iahr-

zehnten erreichen. Wolf läßt sich freilich nicht näher darüber aus und es kann zweifelhaft scheinen, ob er das Sinken des Geldwertes, das der Krieg bereits gebracht hat und das nach dem Kriege nicht abgebrochen sein wird, genügend in Rechnung stellt. Schon dieses Sinken würde die Preise, auch wenn die Produktionsvoraussetzungen nach dem Kriege keine anderen wären als vorher, mindestens noch für längere Zeit hoch über dem vor dem Kriege gewonnenen Stande halten, immerhin würde auch dann gelten, daß dieser Hochstand der Preise der Aufschließung neuen Landes, das bei den Preisen vor dem Kriege nicht hätte erschlossen werden können, günstig sein wird.
Wolf faßt den „Nahrungsspielraum" übrigens viel weiter, als es das Wort besagt, er erstreckt seine Untersuchung auf die Gesamtheit des Bedarfes des Menschen, nicht auf die Nahrungsmittel allein. Aber wie für die Produkte

des Bodens lassen sich auch sonst die Aussichten angesichts der beschränkten Naturvorräte der Welt nicht als gerade glänzend an. Diesem unerfreulichen Ausblicke auf Seiten der Güter-produktion bezw. des Gütermarktes nach dem Kriege stellt Wolf aber die Rückschrittstendenzen auf Seiten der Menschenzahl als einen einigermaßen ausgleichenden Faktor gegenüber. Wolf war einer der ersten, der das Phänomen des Geburtenrückgangs als ein inter-nationales erkannte und richtig deutete. Er hat ihm bekanntlich ein Buch „Der Geburtenrückgang, die Rationalisierung des Seruallebens in unserer Zeit"(1912) gewidmet und hat als erster Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Bevöl-kerungspolitick auch der Bewegung auf Bekämpfung des Gebur-tenrückgangs mächtigen Anstoß gegeben. Trotzdem scheint er nach Ausweis der vorliegenden Schrift ein Kraut gegen den Geburtenrückgang nicht zu kennen. Bisher haben wir einen Geburtenrückgang, aber da gleich-zeitig die Sterblichkeit zurückging, noch keinen Rückgang des sogenannten Ge-burtenüberschusses gehabt. Im Iahr-zehnt 1910/20 würde, wenn Wolf Recht behält, auch die „Kurve des Geburten-überschusses umgebogen". Nicht nur der Geburtenrückgang würde sich nach dem Kriege fortsetzen, sondern er würde auch, da die Verminderung der Sterb-lichkeit nicht mehr Schritt mit ihm zu halten vermag, nunmehr in sinkendem Geburtenüberschuß, sinkender Bevölke« ,ungsvermehrung zutage treten. Allerdings haben nicht alle Länder an diesem Rückgang des Geburtenüber-schusses gleichmäßig teil. In Rußland war vor dem Kriege nichts von Geburtenrückgang zu merken. Und es ist immer noch die Frage, ob die russische Bauernschaft sich infolge des Krieges, wenn er ihr auch in vielen Hinsichten die Augen geöffnet hat, zu einem anderen Verhalten in Hinsicht der Kinderzeugung bequemen wird. Agrarische Völker — und das russische Volk besteht immer noch vornehmlich aus Bauern — sind im allgemeinen größeren Geburtenziffern hold. So könnte Wolf auch hier mit seiner Prognose Recht behalten, wonach die Geburtenziffer in Rußland im Laufe der allernächsten Zeit nicht einen Rückgang, vielmehr eher noch einen

weiteren Aufstieg erfahren n»'rd zu 4
und vielleicht selbst 4^, Millionen
jährlich, auch nach Abtrennung Polens,
das mit seinen 12 Millionen nach Wolf
bevölkerungspolitisch nicht zu sehr ins
Gewicht fällt. Bliebe sie indes auch
nur 3 Millionen längere Zeit so wie
bisher, so würde auch damit das mittlere
und westliche Europa immer mehr ins
Hintertreffen geraten. Wolf macht wie
schon früher auf die hierin liegende
nationale Gefahr aufmerksam. Sozial
freilich beurteilt er den immer stärkeren
Rückgang des Geburtenüberschusses bei
den Völkern der europäischen Mitte
und des europäischen Westens günstig.
Er vertritt die Meinung, daß über die
Verlangsamung hinaus, mit der die
Erweiterung des Nahrungsspiel-
raumes vor sich geht, die Vermehrungs«
rate der Kulturmenschheit sich ver-
mindert. Er sieht darum sogar
eine Bewegung in den Lebensverhält-
nissen der Masse kommen, die allgemach
auf „australische Zustände" hin gehen
soll. „Die australischen Zustände gelten
aber für den Arbeiter auf der ganzen
Welt als die idealen". All das allerdings
erst längere Zeit nach dem Kriege,
da fürs erste der verkürzte Lohnfonds
auch die Lohn« und Lebensverhältnisse
des Arbeiters beeinträchtigen muß.
Die Vorträge Wolfs sollten nicht
vom Kriege handeln, sondern den Blick
in die spätere Zeit öffnen und schärfen
helfen. Dieser Aufgabe werden sie in ho-
hemGrade gerecht. Es mag sich auch sonst
empfehlen, heute, wo wir ganz im
Banne der Ereignisse stehen, die sich

dicht um uns herum vollziehen, einmal den Blick über sie hinaus zu lenken, und da kann uns kaum ein kundigerer Führer werden als in der vorliegend en gedanken« und beziehungsreichen Schrift.

Rundschau der Kriegsliteratur XXV.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Nur kurz genannt sei an dieser Stelle das bei Ernst Püschel in Rostock verlegte Buch „Das Ideal des Völkerfriedens und die Wirklichkeit" von Friedrich Meier, auf das bei späterer Gelegenheit zurückzukommen sein wird. Der Verfasser gibt in dem ersten Teile seiner Schrift eine kritische Übersicht der wichtigsten Literatur über das Friedensproblem, während der zweite Teil die Ursachen des Krieges und die Mittel zu seiner Überwindung behandelt, welch letztere er in erster Linie in der Förderung der sittlichen Kräfte durch die staatliche Organisation und in der Schürfung des sittlichen Urteils sieht. Wenn wir auch in vielen Punkten dem Verfasser nicht beipflichten können, so wollen wir doch nicht versäumen, diese lesenswerte Arbeit allen zu empfehlen, die sich für das Friedensproblem interessieren. —

Der bekannte schwedische Gelehrte RudolfKjell 6 n hat in S. Hirzels Verlag (Leipzig) ein neues Werk in deutscher Übersetzung von Margarethe Lcmgfeldt erscheinen lassen, das sich würdig den anderen hervorragenden politisch-historischen Schriften an die Seite stellt, die wir in den letzten Iahren vom Verfasser kennen gelernt haben. Dieses neue Werk Kjell6ns betitelt sich „Der Staat als Lebensform" und bedeutet, wie der Verfasser selbst im Vorworte sagt, „einen wesentlichen Schritt nach dem Ziel, dem der Verfasser als Mann der Wissenschaft bald zwei Iahrzehnte hindurch mit steigernder Zielbewußtheit zugestrebt hat: einem System der Politik auf Grundlage rein empirischer Auffassung des Staats". Von diesem Gesichtspunkte aus fordert Kjellsn vor allem, daß die Staatswissenschaft „der den Staat kennzeichnenden Eigenschaft sozialer und wirtschaftlicher Kraft neben seiner Eigenschaft der Rechtskraft Raum gewähren" muß.

Es würde zu weit führen, auf die Einzelheiten dieses hervorragenden Buches näher einzugehen, wir müssen

uns leider hier darauf beschränken, das
Buch allen, die sich für Politik, Staats-
wissenschaft und Geschichte interessieren,
aufs Wärmste zu empfehlen: es bildet
einen äußerst wertvollen Beitrag zur
staatswissenschaftlichen Literatur und
wir können nur wünschen, daß der
Verfasser bald das Ziel erreicht, das er
sich mit all diesen Arbeiten gesetzt hat:
ein System der Politik auf Grundlage
rein empirischer Auffassung des Staats
zu vollenden und der Öffentlichkeit zu-
gänglich zu machen. —

Im Verlage von Gustav Fischer in
Iena veröffentlicht der bekannte Boden-
reformer AdolfDamaschke einen
in Darmstadt gehaltenen Vortrag über
„Friedrich List", den er mit Recht einen
Propheten und Märtyrer deutscher
Weltwirtschaft nennt. Der Verfasser
gibt eine kurze charakteristische Schilde-
rung von dem Leben und Wirken dieses
Mannes, dessen wahre Größe als Volks«
wirtschaftler erst in den letzten Iahren
mehr anerkannt und gewürdigt worden
ist, des Mannes, der auf viele Probleme,
die erst in der jüngsten Zeit praktisch
aufgegriffen und bearbeitet worden sind,
bereits zu Anfang des 19. Iahrhunderts
hingewiesen hat, ohne jedoch das nötige
Verständnis bei seinen Zeitgenossen zu
finden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir
auch darauf hinweisen, daß von Da«

maschke's bekanntem Buche „Die Bodenreform" im selben Verlage, wie der obengenannte Vortrag, die 13. Auflage erschienen ist, ein recht gutes Zeugnis für ein Buch, ein Zeugnis, das besser wirkt, als jegliche sonstige Empfehlung. — Ferner sei noch auf eine Schrift aufmerksam gemacht, die einen interessanten Vergleich zwischen „Mittelalterliche Stadtwirtschaft und gegenwärtige Kriegswirtschaft" zieht, und die als IN. Heft der von Prof. Eulenburg im Verlage von I. C. B.Mohr herausgegebenen „Kriegswirtschaftlichen Zeitfragen" erschienen ist. Professor Georg v. Below weist in dieser Schrift nach, daß fast alle Erscheinungen, die angenehmen und die unangenehmen, wie sie bei der heutigen Regelung wirtschaftlicher Fragen zu Tage treten, sich schon in der mittelalterlichen Stadtwirtschaft gezeigt haben, die in sehr zahlreichen Punkten der wirtschaftlichen Ordnung ähnelt oder sogar gleicht, wie wir sie heute im Weltkriege durchgeführt haben.

» « »

Unter dem Titel „Englands Niedergang" hat Arnold Steinmann-Buch e r, der bereits früher mit einigen interessanten volkswirtschaftlichen Darstellungen an die Öffentlichkeit getreten ist, ein lesenswertes Buch im Verlage von Leonhard Simion Nf. in Berlin veröffentlicht. Der Verfasser stellt in dieser Schrift das britische Wirtschaftsbild in den großen Rahmen der Geschichte der Menschheit. Er führt den Leser zunächst durch die graue Vorzeit, da die Festländer der Erde sich gebildet und auf ihnen die verschiedenen Menschenrassen „unter kontinentaler Bedingtheit" sich gebildet haben. Ein weiteres Kapitel ist dem amerikanischen Problem gewidmet, das ihm als Beispiel dafür dient, wie die eigenartige Natur eines großen Festlandes nicht nur den Charakter der Urbevölkerung bestimmt hat, vielmehr auch die neuen Besiedler in verhältnismäßig kurzer Zeit in ihre Gewalt bannt. In dem nächsten Abschnitte beschäftigt sich der Verfasser mit der europäischen Frage, indem er die natürlichen Grundlagen der Kultur der europäischen Völker darlegt und schildert, wie, seit es ein Europa gibt, entweder das Chaos oder einzelne Völker als Machthaber geherrscht haben, und wie die Machtfrage die eigentlich euro-

päische Frage von jeher war und in alle Zukunft bleiben wird. Der Hauptteil des Buches ist schließlich der Darstellung der wirtschaftlichen Grundlagen Englands gewidmet. Die Abschnitte über die Entwicklung des englischen Staates zum Industrie- und Handelsstaat, die Aufopferung der Landwirt' schaft, die Kapitel über Volksvermögen und Volkseinkommen, über Gütererzeugung und Bevölkerungsbewegung geben dem Leser ein Bild der wirtschaftlichen Grundlagen Englands aus vielfach neuen Gesichtspunkten. In geschickter Weise hat es der Verfasser verstanden, diese Darlegungen der englischen Verhältnisse in Vergleich zu setzen mit denen in Deutschland und in den anderen Ländern, namentlich Frankreich und Nordamerika.

Die im Verlage von Ullstein erscheinende Sammlung „Männer und Völker" ist neuerdings durch ein interessantes, lesenswertes Bändchen bereichert worden, in dem der bekannte Biograph des ungarischen Ministers Iulius Andrüssy, Professor Eduard v. Wert heim er, die „Friedenskongresse und Friedensschlüsse im 19. und 20. Iahrhundert" behandelt. Der Verfasser entwirft ein kurzes, aber lebendiges Bild aller Kongresse, Konferenzen und Friedensschlüsse, in denen Europas Schicksal, das Schicksal der Welt entschieden worden ist von den Zeiten Napoleons I. bis zu öen Tagen des Berliner Kongresses, zur Aera Bismarcks. In diese Schilderungen der Ereignisse hat Wertheimer geistreiche

Skizzen und Charakteristiken derjenigen Persönlichkeiten eingeflochten, die in diesem Zeitraum die Zügel der Weltpolitik geführt und den diplomatischen Zusammenkünften und Beratungen ihr Gepräge gegeben haben. Im Schluß« kapitel folgt dann die Analyse der weltpolitischen Kämpfe seit 1890, die Darstellung Europas im Zeichen des Imperialismus. Klar, sachlich und übersichtlich sind hier die Momente dargelegt, die alle dem Weltkrieg entgegendrängten. Auch hier hat der Verfasser kurz die Drahtzieher dieser Politik, Eduard VII., Grey, Iswolsky, Hartwig, und auf der anderen Seite die dieser Politik entgegenwirkendenKräfte Kiderlen-Wächter und Aehrenthal charakterisiert.

Als 24. Heft der in A. Marcus K E. Webers Verlag (Bonn) erscheinenden „DeutschenKrieg sschriften"erschien unter dem Titel „Englands Weltherrschaft im Wanken" ein erweiterter Vortrag von Prof. Dr. Alfred Manes, der in übersichtlicher, knapper, allgemeinverständlicher Weise Aufklärung geben will, wie im Laufe der Iahrhunderte Englands Seeherrschaft entstanden und zur vollen Entwicklung gelangt ist. Die geographischen, psychologischen wie politischen Gründe hierfür werden dargelegt. In anschaulicher Weise schildert Manes weiterhin, wie die ziffernmäßige Überlegenheit Englands Schritt um Schritt eine Einschränkung erfuhr, wie das Schreckgespenst der Schiffsraumnot Wirklichkeit wurde, die stolze, einst seebeherrschendc Großkampfflotte der Engländer zum tatenlosen Stilliegen verurteilt und Englands ehemalige Oberherrschaft zur See durch die glänzenden Erfolge unserer U-Boote immer mehr ins Wanken gebracht wurde.

Das vielbehandeltc, aber noch immer nicht klar gelöste Problem „Die Freiheit der Meere" hat der Geh. Reg.- Rat Dr. W. v. S i e m e n s in einer kleinen bei Ernst Siegfried Mittler K Sohn in Berlin erschienenen Broschüre behandelt. Es würde zu weit führen, hier genauer auf die Einzelheiten des Themas einzugehen. Bemerkt sei nur, daß der Verfasser zu dem Ergebnis gelangt, daß die Freiheit der Meere „nur auf dem Wege der Beseitigung der Suprematie" zu erreichen ist oder dadurch, daß man sich unabhängig von ihr macht. „Kraft kann aber nur durch Kraft im Gleichgewicht gehalten werden, und es kommt darauf

an, eine ebenbürtige Gegenkraft zu
schaffen, derselben den nötigen Spiel-
raum zu geben und diesen nicht wieder
durch einen verkehrten Friedensschluß
zu vernichten. Die Macht zur Ver-
hängung eines Sperrgebietes auf den
Verkehrsstraßen zur See im Falle des
Kriegszustandes muß festgehalten und
im Friedensschluß auch rechtlich gesichert
und anerkannt werden." Man kann im
allgemeinen der Ansicht des Verfassers
beistimmen, zumal er selbst keineswegs
in Abrede stellt, daß es „recht schwierig
sein wird, brauchbare Ordnungsregeln
ausfindig zu machen." —
Die im Verlage von Rafcher K Co.
in Zürich erscheinenden „Schriften
für Schweizer Art u. Kunst" bringen
als Nr. 61 u. 62 zwei Vorträge von
Pa ul Sei p p cl, die er „Schweize-
rische Wahrheiten" betitelt hat, und in
denen er den Versuch macht, einige der
zwischen West- und Deutschschweizern
bestehenden psychischen Unterschiede dar-
zulegen. Zweifellos enthalten diese
Vorträge viele interessante und lehr-
reiche Stellen, die auch für den deutschen
Leser von Interesse sein dürften. Wenn
der Verfasser jedoch vorgibt, Line ira
et 5tu6ic> schreiben zu wollen, so scheint
er diesen schönen Grundsatz nur allzu-
bald wieder vergessen zu haben, wenn
man nicht gar behaupten will, daß völ-
lige Unkenntnis der Verhältnisse vor-
liegt, da Seippel z. B. bereits auf S.13
die Behauptung aufzustellen wagt: „In-
dem sich Frankreich selber an der Marne
und später an der Pser und in Verdun
zu retten wußte, hat es die ganze Welt

gerettet. Es hat vor allem auch unser Land gerettet", d. h. gerettet vor dem „Kultus der Gewalt", dieser „Verachtung für Recht und Freiheit, die die Seele des imperialistischen Deutschlands ist". Man würde dem alles andere als neutral urteilenden Verfasser zuviel Ehre antun, wollte man sich der Mühe unterziehen, den gänzlich unbegründeten und haltlosen Verdächtigungen gegen Deutschland, besonders in seiner Haltung der Schweiz gegenüber, entgegenzutreten. Man kann dem Herrn Seippel, der — wie S. 62 verrät — nicht einmal die Farben der deutschen Fahne kennt, nur empfehlen, noch einmal zur Schule zu gehen, um sich über allgemeine und deutsche politische und Kulturgeschichte im besonderen belehren zu lassen, bevor er sich weiterhin mit Geschichte und Politik befaßt oder sich gar darüber in der Öffentlichkeit zu äußern wagt.

Im Anschluß an diese wenig rühmenswerte Schrift sei eine Studie des ZüricherUniversitätsprofessors Dr. Eugen Großmann genannt, die in derselben Sammlung als 59. u. 60. Heft erschienen ist. In sachlicher, knapper, leichtverständlicher Weise, die keinen Anspruch auf eine rein wissenschaftliche Abhandlung macht, behandelt der Verfasser die „Bundesstaatliche Finanzpolitik" an den Beispielen des Deutschen Reiches, der Vereinigten Staaten von Amerika und der Schweiz, wobei die bei der bevorstehenden schweizerischen Finanzreform in Frage kommenden Punkte besondere Berücksichtigung finden. —

Literarische Rundschau.

Von Assaf Ciffrin.

Das letzte Iahrzehnt der Literatur weist eine starke Tendenz zur Romantik auf: Übersetzungen aus fremden Spra» chen, freie Übertragungen aus den ent» legcnsten Literaturgebieten kamen zu uns in großer Zahl. Allein sie entsprachen mehr unserem Drängen, zu erfahren, w i e es in fremden Landen zuging, wie die Menschen auf weltentlegener Erde lieben, glauben und sterben — als der Sucht, nur „Neues" zu schaffen, um der Neuheit willen.

Indes war es oft unsere eigene, nächste Umgebung, die nur in fremdem Gewande, mit romantischer Gebärde, auf dem Plan, der sonnenhaft, über» quellend orientalisch prangte, erschien, und aus geschlitzten Augen, träumerisch

glimmendem Augapfel traf uns der Blick — bald schalkhaft überlegen, bald brennend verlangend — von Menschen, die von unserem Fleisch und unserem Blut waren, die unsere Luft atmeten und unserer heimischen Erde entsprossen waren. So ziemlich aus allem quoll uns heimischer Bodenduft entgegen.

Wir befinden uns auf dem Wellenkamm der auch durch den Krieg aufgepeitschten Strömung der Romantik, und was wir früher in freier Liebe gaben, ist heute ein Gebot der jetzigen Stunde: liebend und ablehnend, sondernd und vertiefend, dem nahen und allerfernsten Orient die Aufmerksamkeit zu schenken, denn in der Kenntnis der Dinge liegt der wahre Quell des Reichtums, der nie enttäuscht.

Und so war es eine schöne Aufgabe, der sich gerade Wissenschaftler und Dichter aus unserer Mitte in Liebe unterzogen, um das Abbild des Fremdentums, sei es in seiner Poesie oder Religion — die oft ganz innig zu einem Block sich verschweißten — festzuhalten und aus diesem Block zum Fundament für die weitere Erkenntnis zu gestalten. Und während die Poesie uns den Menschen in seinem losgelösten, natürlichen Gebaren zeigt, gibt uns die Religion die Gestalt seines Gottes, den er nach

seinem Wesen schuf, dem er sein Mal aufgedrückt, und den er als einen Teil seines Inneren liebend pflegt.

So sind in der Tat — bei Urvölkern und gemeinhin bei Menschen, die in Einsamkeit geboren und gestorben — Religion und Poesie der einzige Spiegel ihrer Seele, in dem sich ihr Schmerz und ihre Not, ihr jauchzendes Leben und ihr blasser Tod in scharfen Zügen, bald ergreifend schön, bald kindlich»naiv — nicht selten gar banal — dem Auge offenbart. Gehen wir zum Quell ihres Lebens: zu ihrer Reli-gion. Für sie ist die Religion die Poesie des Lebens — wie denn auch die Poesie die Religion erst gebar.

„Religiöse Stimmen der Völker" nennt sich eine Sammlung von Bänden, die im Verlag von Eugen Diederichs in Iena erscheinen und uns die verschiedenen Völker, die unter der großen, lichten Orientsonne geblüht und dahingewelkt sind, durch ihre Re»ligion naherücken, damit wir jene Welt, die der unseren nicht gleicht und mit ihr nur den Gottbegriff und die Er» dennot gemeinsam hat, erschauen, ihre Gebilde anstaunen und bewundern.

Von der Religion des Alten Indien ist vorerst Bhagavadgita erschie-nen: eine schöne dreiknospige —Philo»sophie, Dichtung und Religion enthal»tende — Blume, die sich hinter namen-los dichtem Namengestrüpp verborgen hält und die ihre bunten Reize nur dem offenbart, der zu ihr zu dringen willens ist. Der Atman»Brahman ist die heilige Weltseele, der Urgrund alles Seins . .. die Funken im Feuer, die Töne in der Laute, das Sausen im Winde, kurz: die Brüste der Natur, zu denen sich alles flüchtet und drängt.

Er ist der Bhagavant, der Erhabene selbst, dessen Sang — die Fta — uns in seine Regionen der hohen Moral und Weltweisheit zieht und bannt. Die Philosophie ist eng mit Religion ver»quickt, und was wir in philosophischer Klarheit nicht zu begreifen vermögen — weil die Reise durch zu dunkle Gefilde führt — läßt uns die Wohltat und Pracht nächtlicher Reisen durch die Lande der Poesie verspüren, und wir sind gern bereit, das verschwommene Gebilde auf den mystischen Rücken der Religion zu wälzen. Es ist Stärke und Schwäche jener Orientwelt zugleich, die den Traum und die Vision zur Basis

wissenschaftlichen Denkens emporhebt. Wenn wir nicht — trotz unendlich viel verstreuter geistvoller Perlen — das finden, was den Geist befriedigen kann, so ist der ganze Gesang dazu angetan, um unsere Seele mit Klängen zu erfüllen und auf ihren Saiten Befrie» digung auszulösen. Es ist ein Ton tiefster Menschlichkeit, der durch die göttliche Offenbarung klingt, ein Ruf aus dem Herzen eines Erdenwurms hienieden, der durch den Göttermund da droben nach einem Übermächtigen tönt, der hoch über allem thronen soll, damit die Welt nicht vor Notwehen aus ihren Fugen gehe. Nur jener, dem tiefstes Leid das Herz nicht zusammenkrampft und hellste Lust es nicht überquellen macht, dem von den Hängen der Welt Befreiten, dem Wohl und Weh in stoischer Überlegenheit ein Augenblicksabenteuer dünkt, d er ist der Held, der für das Unendliche heran« reift, um in jenes Reich des Krishna einzugehen zu ewiger Coeristenz mit dem Allwesen. Das Rein»Menschliche wird getötet, entmenschlichen heißt vergöttlichen, und mit dem Maße der Unmöglichkeit, sein Menschliches zunichte zu machen, wächst die Unwahr» scheinlichkeit, zum Gott sich zu erheben. Fast dünkt sie eine Religion der ganz Kleinen, die, — ohne Grü» belei, was Selbstvergrabenes nur her» vorbrächte, — mehr schöne Seelenpoesie mit ihren Gefühlswidersprüchen denn Verstandesphilosophie in sich birgt. Wir kommen später zu ..^Inn^D»i" und ..Kundtut»«".

Rundschau

„Die Religion des Islam
von Mohammed bis GhazKIl"

ist eine Zusammenfassung der wichtigsten
Glaubenssätze aus dem Widerspruchs«
reichen Koran, die es uns ermöglichen,
in den unverfälschten Geist des Urislam
einzusehen. Diese Religion hat, durch
die Menschen einander überliefert, durch
die Geistlichen in freier Willkür zu poli»
tischem Mittel geformt und umgeknctet,
Wandlungen tiefinnerster Natur ersah»
rcn und hat sich schließlich in verschie»
dcne Wege abgezweigt, als deren festestes
Gebilde uns die Staatsreligion des tür»
kischen Reiches bekannt ist. Aus der
Fülle der Islamrunde ist der Kern her»
ausgeschält, und die Pylonen dieser
heißen Fieberreligion ragen in lebens»
bejahender Kraft über den leeren For»
malismus daseinsverneinender Be»
engungen heraus, die die Grundidee dem
Auge ganz entziehen. Wohl hätte der
Obelisk s o ewig zu stehen nicht vermocht,
wenn sein Fundament nicht heranragend
und weit ausholend aufgebaut und er»
weitert worden wäre; und was dem
tiefblickenden Propheten derObelisk,
die Idee, war — das wurde der
Menge die Pyramide, die Reli»
g i o n, die durch die Geistlichen über»
raschend eigenmächtig umgewandelt
ward. Mohammed al GhazKN ist
der Reformator des Islam,
der erste, der dem idealen Inhalt
des Glaubens die konkrete Fas»
sung verlieh, der dem Propheten die
bunten Kleider gab, die wir Moral, Ge»
setz und llbungsvorschriften nennen.
Trefflich sind die Grundformen von den
später von GhaziM eingeführten Ände»
rungen getrennt und, wenn wir die
„Leitung" (Anleitung) durchblättern, so
glauben wir nicht ein Buch der strengen
Religionsgebote, sondern die Schilde»
rungen eines romantischen Orientreisen»
den vor uns zu haben, der uns erzählt,
welche Sitten die Menschen bis an ihr
Ende üben, um an der Pforte des Para»
dieses nicht vorbeizutappen.

Am Strande des sonndurchglühten
Algier sah ich einen alten, graubärtigen
Araber mit tiefer, andächtiger Inbrunst
die heilige Waschung vornehmen, dann,
nach Osten gewendet, beten... sah das
gleiche Gebot mit frommer Andacht
einen jungen Ägypter in der Nähe
Alerandriens und Iünglinge an der
Küste Syriens üben: den Islam am
Strand des sonnenvollen Mittelländi-

schen Meeres zu verschiedenen Tages» stunden. Das Gebet hält Schritt mit dem Gang der Sonne, und bis zum Strand des Atlantischen Ozeans wird der Niedergang der Allbeglückenden mit dem inbrünstigen Gebet des gläubigen Muselmanns begleitet, der, nach Osten, gen Mekka, gewandt, im Rücken den Abschied des goldenen Balls aus den riesenhaft anwachsenden, bizarren Schat» ten erahnt . .. Der Islam als Religion lebt.

Ein schönes Stück „fröhlicher Wis» senschaft" ist, von den ganz Großen in aller Stille nur begleitet und begrüßt, mitten in diesem benebelnden Rauch» dunst und die Welt erfüllenden Kriegs» geschrei geleistet worden. Das jüngste Mitglied der „Akademie der Wissen- schaften" zu Berlin, Albert Ein» stein, hat die Ergebnisse seiner Unter» suchungen auf rein mathematischem, astro»physikalischem Gebiet vor Iahres» frist zusammengefaßt, dem Urteil der Gelehrten unterbreitet und ist mit sei» nen fruchtbaren Anschauungen durchge- drungen. Über diese Ergebnisse, die der geniale Gelehrte erreicht hat, spricht Erwin Freundlich in einem sehr lesenswerten Bändchen „Di e Grund» lagen der Einstein'schenGra- v itationsth eori e"*). In sehr klarer Darstellungsart, die der mache» matisch Geschulte leicht versteht, ist das

*) Verlag Julius Springer, Verlin.

hohe Ziel und die ti e fe Fruchtbar«
k e i t der Theorie dargelegt. Ein schier
unendlicher Weitblick wird uns gegeben.
Die Newtonsche Gravita»
tionstheorie, die Grundlage un»
serer bisherigen Astronomie und Mecha»
mk, die fast alle Erscheinungen rest-
los zu erklären vermochte, ist merklich er»
»eitert; sie darf nun als Spezial-
fall der Einsteinschen Theorie
aufgefaßt werden, in der sie, nach Strei»
chung einiger Konstanten, die auf die
Erklärung der meisten Erscheinungen
allerdings keinen oder fast keinen Ein-
fluß hatten, eingeht. Sie macht der
allgemeineren Form — der
höheren, fruchtbareren, wissenschaftliche-
ren Form — Platz. Die Einsteinsche
Theorie erweitert ihren Bereich der
Wirksamkeit auf die elektrodynamischen
Gesetze unter Berücksichtigung der Licht-
geschwindigkeit im Vacuum.
Es wird hell in mancher verborge»
nen, abseitsgelegenen Ecke, die ein Rät-
sel für den Astronomen bildete und die
durcy ihr Dasein den strengen Wissen»
schaftler, der auf das Gesetz schwor,
ängstigte. Mit dieser höheren
Formulierung des Gravitations-
gesetzes ist auch das Restglied in
der Penhelbewegung des Merkur in
selnemvollenBetrage, ohne
jede weitere Zusatzhypothese er-
klärt und damit ist ein wichtiges Krite»
rium für die Wahrheit — die Frucht»
barkeit der neuen Theorie — gegeben.
Wir sind — im Gegensatz zu dem
katastrophalen menschlichen Ab-
wärts, das durch den unseligen Krieg
heraufbeschworen ward, wissen»
schaftlich auf dem aufwärts»
steigenden Weg zu klarer Erkenntnis
der Welterscheinungen. Warum, warum
nicht beides aufwärts?! . . .
— Es gebricht uns an einer „Akademie
der Staatslenkerkunst" neben — und
auf gleicher Höhe mit unserer hohen
„Akademie der Wissenschaften".

II.

Vom Unbekannten — Erahnten...

Es ist ein Zug unserer jüngsten Zeit:
der Hang am Mystischen, die Liebe
zum Ahnenden. Die Dichtkunst
steht auf ragenden Klippen der Snm»
bolik, hat Früchte nie gekannter — oft
giftiger — Schönheit zur Blüte ge-
trieben: Ewigkeitsgüter ge-
bracht. Auch die Wissenschaft, die lang
auf dem schmalen Pfad reinster Empirie

allein dem Tempel lichter Klarheit zu-
schritt, gewährte dem bis dahin nicht
legitimen Freunde Einlaß: der ahnen-
den, intuitiven Wissenschaft.
Dem Staunenden genügt ein Ahnen
— wie dem Wissenden ein Erperiment..
wir befinden uns am Werdequell der
Lebenserscheinungen, die tausendfältig
grüßen, nickend vorüberziehen, und nur
die Tausendste, Millionste — wie grau»
sam! — reicht uns die Hand; sie bleibt,
ist erkannt, wird Gesetzlichkeit und wir
Menschen staunen nicht mehr, wenn sie
abermals des Weges daherkommt ...
Ist sie nicht erkannt, so gibt es ein
Hüteschwenken; es ist dasWunder n,
diese naivste Reaktion menschlicher
Kindsnatur, die rasch in Bewunderung,
wissentliches Wundern, sich kehrt: ein
Idol ward geboren.
Das liegt im Wesen der Zeit —
und des Menschen. Aktion »ind
Reaktion im Menschen, der auf dem
Rhythmus der Mechanisie-
rung des Alls liegt. Im Strom und
Gegenstrom liegt die zeitgemäße Auf»
fassung dunkeldämmeriger Erschei-
nungen.
Die lichte Wissenschaft scheut das
Dämmerlicht des Occultismus nicht
mehr; alles lag im Dämmerschein,
dem Revier der Ahnung, eh' es an das
Tageslicht gezogen ward. Die Besten
auch graben und feilen am Unergründ-
lichen, dem Unergründlichen des ge-
wöhnlichsten Tags — und erheben es

auf das Podium des Seins unter
Formen, die der Astronom und Wissen»
schaftler, Arzt, Philosoph und Dichter
ihnen gibt.
Über Pfade, Wege... von der
Wissenschaft des Geahnten zur naiven
Dichtkunst eines ahnenden Kultes!
Camille Flammarion, der ver-
storbene Leiter der Pariser Sternwarte,
Mathematiker und Astronom in jeder
Faser, löst Probleme von hundert
Gleichungen mit hundert „Unbe-
kannten" — und setzt sich an den
Tisch der Spiritistin Eusapia, dem ehr-
lichsten Medium an der Neige vorigen
Iahrhunderts, um diese eine große
„Unbekannte" zu lösen. Sitzt im
Dämmerlicht, wiederholt erschöpfend
oft das Erperiment — das legitimste
Kind des Gesetzes — arbeitet mit
photographischer Platte, Dunkelkammer,
Magnesialicht, den neuzeitlichsten In-
strumenten, mit Lombroso und anderen
wissenschaftlichen Größen, um Tatsachen
— Tatsachen nur — festzustellen
und festzuhalten. Flammarion muß
schließlich sein Buch: „Unbekannte
Natur kr äfte"*) nennen. Der
Astronom und erakte Forscher ist über»
zeugt — wir stehen an der Schwelle
des Glaubens: es sind Natur»
krafte! Visher unbekannt ... sind
indessen da... Flammarion enthält sich
einer Erklärung. I^norudimu»!
Das Werk zieht Wissenschaftler wie
Künstler an; den Wissenschaftler, weil
es tatsächlich und ehrlich ist —
den Künstler, weil es die Phantasie von
allem Gebundenen löst. Meines
Wissens: das schönste Dokument
wissenschaftlicher Ergrün«
dun g des oft nur zu sehr verpönten
Geahnten.
Der Arzt Carl Ludwig Schleich
kommt maskiert; mehr Arztpoet denn
dichtender Arzt; ein hervorragender
Chirurg mit der Puderquaste der Poesie:
verschönernd, verwischend.. Sein jüngst
erschienenes Werk: „Vom Schalt-
werk der Gedanke n"**) ist eine
Fortsetzung seines Buches: „Von der
Seele "'). Mehr als ein medizinischer
Kursus in einem schönkünstlerischen
Saal, ähnlich in der Vereinigung der
Schönheit derPoesie mit der
Wahrheit der Wissenschaft.
Schleich kommt maskiert; der Reiz ver-
fliegt. .. Wenn er als Arzt spricht, der
Menschen hat leiden und genesen sehen

— der die Menschen liebt, dann
wirkt er auch poetisch nachhaltend;
einerlei ob er dem Spiel der Nerven, der
Muskeln lauscht. — Das Schaltwerk
der Gedanken, so spricht er, gleicht
dem Schaltwerk elektrischer Ströme;
die Seele im Menschen gleicht dem
magnetischen Feld der Erde ... wir
gleichen... Im Zeitalter der Elek»
trizität ist die Analogie „natürlich". —
Oft erfaßt Dich jenes große Wundern
— jenes Wundern vor dem Ein-
fachsten, das so Wunderbares
(nicht Wunderliches!) enthält. Da
taucht das „Ignorabimus" (ein anderes
als das Du Bois«Reymonds) auf, und
der Traum ist zu Ende! Machen wir
hier schon Halt?! ... Und er erzählt so
vieles — Neues — Schönes! Vom
Schaltregister der Wahrnehmung, der
Reflerion und der Willensäußerung und
schreitet tänzelnd durch Labyrinth«
Die Unterlagen selbst, dasPosi -
tive ist begehrenswerter als dieÜbe r»
tragung. Spricht er von Ignatius
von Loyola und dem preußischen Drill,
so ist er als Ethiker befangen; gefangen!
Zu den schönsten Kapiteln gehört
jenes: „wie Träume entstehen!" Ich
glaube, daß da auch die Verquickung des
dichterisch Ahnenden mit dem
wissenschaftlich Positiven ihm am
besten gelungen ist ... eine schöne Er-
zählung von dem Vogel des Ienseits,

") Verla« Julius Hoffmann, Stuttgart.
') S. Fischer Verlan. Verlin.

des weitherabhängender Flügel in un» sere Gegenwart reicht. Und die „Sonne als Arzt"?! ... es quillt Natur ...
Allein er erzählt auch vom „Rhyth» m u s". Die Ästhetik täte dem Physiker weh; physisch weh. Weil wir mehr wissen und nicht zu ver» wischen brauchen! Berauschung an schönen Worten, wobei der Kenner lächelt, der Leser mit den Achseln zuckt. — Als Arzt ist er stark, als Phy» siker: ä sth etisi er end « naiv, als Seelenchirurg mehr denn unterhaltend.
Wahr und schön, weil er nur als Arzt spricht, sind seine jüngsten Schriften: „Aus Asklepios' Werkstatt" und die früher in einer Tageszeitung einzeln erschienenen Auf- sätze: „Zwei Iahre Kriegs» chirurgie" (Deutsche Verlagsan- stalt, Stuttgart). Nicht allein unter- haltend, sondern belehrend. Die kriegs- chirurgischen Aufsätze sind diefrucht « bare Ernte aus der furcht- barsten Saat der Geschichte und werden überdies nie ihren Wert ver- lieren; sie bleiben ein Dokument für Iahrhunderte ...
Gustav Meyrink ist Dichter und freier Phantasiemensch — nicht immer Dichter — des Erahnten, Geheimen. Er hat Flammarions „Rätsel des Seelenlebens übersetzt; und da ist un» zweifelhaft der Kern seiner Schriften zu suchen. Er hat den „Gole m" z. T. gedichtet, die „Fledermäuse" erarbeitet. Mit inniger Liebe nimmt sich der junge Verlag Kurt W o l f f (Leipzig) seiner an. MitEr- folg. Der Erfolg hat seine zwei Gründe: im Eigentümlichen — und in der Liebe des Verlegers. Von dem Golem wird eine Spur einst bleiben — im Pendelschlag der Menschendichtung. Weil er dem Mystischen als Regieren- dem, echten Menschen als Regiertem. Untertan ist. — ImGolem ist viel Echtes — das Gewand war Lockfarbe für Tiere in der Lesebrunst. Das Spiri- tistische im Dasein ist in die Kunst des Menschlichen erhoben, und das istGe» w inn.
Einer Welt der Veba entquellen die Kräfte, die den freien Willen in eiserne Schellen zwängen. Das Geheimnis des Fatalistischen thront so unendlich groß, riesengroß über unserer Gedanken» dämmerung. Meyrink haucht vielfach

empfundenes Dunkel wieder — haucht
das Dunkel so dahin. Der Golem
ist symbolisch jene Dämmergestalt ewiger
Wiederkunft dämmeriger Seelenkräfte
im Einzelnen und geballter Massen-
psychose, die ewig am Strange des
Geschehens ziehen... es wird . . .
s o wird es ... warum? — das weiß ich
nicht. Die Kräfte sind da; und das
Vögelchen kann sich nicht abwenden dem
Magnetblicke der zischenden Schlange,
— öffnet das Lid, schreit, prustet,
zwitschert — und singt sich in den
Schlund der Schlange, des Ver»
derbens, hinein. Sahst Du das je?
— Geheimnisvoll; allein so ist's. —
Der Student Charousek öffnet sich auf
dem Grabe seines Vaters den Puls, da-
mit das Wunder der qualvollen Wieder-
kehr — aufhöre! Da sehe ich Meyrink
als Gestalter und Menschen-
dichter. Die „Fledermäuse" sind
kalkweiß verblaßt; erarbeitet Im
Golem: mehr als ein Gran des
Bleibenden. Alles gedämpft, auf
Sourdinengeigen ... fortgesponnen...
verglommen ... dahin!
Dem echten Poeten ist dasStoff «
liche nur Gewand. Leonhard Frank
dichtet so. „Die Ursache"*) gehört zu
den besten psychologischen Erzählungen,
öffnet die lichteste Zukunft...
Leonhard Frank besitzt Hebbelsche
Tigerhaftigkeit; er packt zu und läßt
nicht mehr los; ist blutig konsequent:

») Verlag Georg Müller, München.

das ist seine Art. Er besitzt auch Hebbels Mut, in die Gesichte der Zeit zu schauen — immer reflektorisch, zuweilen Pädagog — ein unmo» rali scher Moralist! Er ist ein Dichter kühnsten Schlages und könnte moralischer Rebellionen Ursache sein; weil er Fundamente ererbter Anschau» ungen zu unterspülen vermag.

Er löst in der „Ursache" den Knäuel gesprungener Nervenstränge, irrlich- ternder Begriffe und ist im Patholo- gischen (daher das Unwahr schein- liche oft streifend) bezwingend; er schlägt auf den Nacken. . . und hämmert! — Da er einen Dichter vor- aussetzt, entwaffnet er den Kritiker.

Er läßt an dem Menschenedlen das U n« bekannte wirken, das ihn zum Mörder seines ehemaligen Lehrers macht; er spricht: „Meine Hände wurden als Mordwerkzeuge ge- braucht". Das ist der pessimistische Zug des Werkes, die tragische Offen- barung über die Unfreiheit des M en s chen w illens«

Wie Strindberg gegen die „Recht- denkenden" Sturm läuft, Nietzsche gegen die „Viel zu Vielen" — schlägt er dumpf an die erzieherischen Stützen der Gesellschaft. Mit dem Einzelfall, der dichterisch schön ist. Die Verteidi- gungsrede am Schluß ist ein Meist«- stück der Anklage gegen die gestrige Massentretmühle.

Sprachlich schafft Frank in der Prosa starke Wirkungen. Das Wieder» holen des Adjektivs wie: „das nackte, nackte Leben ..." verdoppelt nicht allein — sondern verhundertfacht, wirbelt auf. — Mit diesem Werk stehen wir auf der Stufe lichtester Dichtkunst des Unbekannten, das den Menschen zum Spielball des Ungeahnten, eigener und fremder Kräfte gestaltet.

Mit Leonharo Frank hat die deutsche Literatur unzweifelhaft zu rechnen!

Zur Vermeidung von Mißverständ- nissen machen wir unsere Leser darauf aufmerksam, daß der Verfasser des Aufsatzes: „Über die Unmöglichkeit der Scheidung von Ehen öster- reichisch«ungarischer Staatsange- höriger inDeutschland" (S.304ff.) Herr Rechtsanwalt Dr. jm». Hugo Waldeck, Berlin ist.

"Ml>>»>